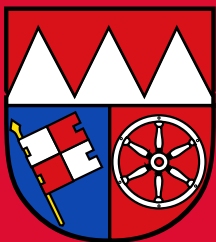


Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur

72. Jahrgang
2020
Heft 1 März



In diesem Heft:

Hans-Ludwig Oertel
Die Erbhuldigung 1745 in Bildtafeln
im Rathaussaal zu Marktbreit

Leonhard Tomczyk
Sakrale Kunst im Landkreis
Main-Spessart nach 1945 III

Manfred Welker
Konfessionsverbindend in Franken:
Küchle – Kiegl – Krapfen



1920-2020 **100 Jahre**
Frankenbund

Der *FRANKENBUND* e.V. ist eine Vereinigung mit dem Ziel, die kulturellen Werte in Franken bewußt zu machen und die Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Landes- und Volkskunde, der Kunst und Geschichte zu verbreiten. Er will die fränkische Eigenart in Sprache und Kunst, Sitte und Brauch pflegen und das Verständnis für die kulturelle Entwicklung Frankens fördern. Der *FRANKENBUND* unterstützt alle Bestrebungen einer aktiven Kultur- und Heimatpflege.

Zur Zeit gehören dem *FRANKENBUND* 32 Gruppen mit insgesamt über 6.900 Mitgliedern an (Stand Frühjahr 2020).

1. Bundesvorsitzender: Dr. Paul Beinhofer,
Regierungspräsident von Unterfranken a.D., Würzburg.

2. Bundesvorsitzender: Professor Dr. Werner K. Blessing,
Professor i.R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte,
Universität Erlangen-Nürnberg.

Zur Bundesleitung gehören ferner:

Stellvertretender Bundesvorsitzender: Siegfried Stengel, Stegaurach; Stellvertretende Bundesvorsitzende: Dr. Andrea Thurnwald, Rothenburg o.d. Tauber; Bundesschatzmeister: Peter Feuerbach, Volkach; Stellvertretender Bundesschatzmeister: Peter Weselowksy, Ochsenfurt; Bundesgeschäftsführerin: Dr. Christina Bergerhausen, Kleinfelderfeld; Schriftleiter: Dr. Peter A. Süß M.A., Würzburg; Stellvertretender Schriftleiter: Johannes Schellakowsky M.A., Würzburg.

Bezirksvorsitzender für Oberfranken: Dr. Bernd Nägel, Effeltrich; Stellvertreter: Wilhelm Scholz, Baunach; Bezirksvorsitzende für Mittelfranken: Evelyn Gillmeister-Geisenhof, Weißenburg i.Bay.; Stellvertreter: Hartmut Schötz, Ansbach; Bezirksvorsitzender für Unterfranken: Universitätsprofessor Dr. Helmut Flachenecker, Würzburg; Stellvertreterin: Dr. Birgit Speckle M.A., Würzburg; Bezirksvorsitzender für Südthüringen: Alfred Hochstrate, Haina; Vertreter der Vereine: Klaus-Peter Gäbelein, Herzogenaurach; Vertreterin der Gruppen: Dr. Verena Friedrich M.A., Fürth.

Aktivitäten der Gruppen vor Ort
sind unter folgender Anschrift im Internet zu erfahren:
www.frankenbund.de

Bundesgeschäftsstelle:
Stephanstraße 1, 97070 Würzburg,
Tel. Nr. 0931/ 5 67 12, Telefax Nr. 0931/ 45 25 31 06.
E-Mail: info@frankenbund.de,
Bankverbindung: Sparkasse Mainfranken,
IBAN: DE67790500000042001487, BIC: BYLADEM1SWU.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte, Kunst und Kultur

Neue Folge der Zeitschrift *FRANKENLAND* 1914–1922

Heft 1 / 2020 / 72. Jahrgang

ISSN 0015–9905

Die Zeitschrift *FRANKENLAND* erscheint fünfmal im Jahr mit einer Auflage von 3.200 Exemplaren pro Ausgabe (Stand Frühjahr 2020) in ganz Franken, Südthüringen und Tauberfranken. Herausgegeben und verlegt wird sie vom *FRANKENBUND* e.V. Für *FRANKENBUND*-Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Weitere Exemplare der Zeitschrift können jederzeit über die Bundesgeschäftsstelle des *FRANKENBUNDS* (Adresse siehe dritte Umschlagseite) käuflich erworben werden. Das *FRANKENLAND*-Heft wird zum Stückpreis von 5,00 € zzgl. Versandkosten per Post geliefert (bei ein bis zwei Heften beträgt die Versandgebühr 2,50 €). Autoren erhalten das Heft zum Sonderpreis von 2,50 € zzgl. Versandkosten.

Schriftleitung

Dr. Peter A. Süß M.A., Am Galgenberg 14, 97074 Würzburg, Tel. Nr.: 0931/61 17 30,
E-Mail: schriftleitung@frankenbund.de.

Stellvertreter: Johannes Schellakowsky M.A., Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg,
E-Mail: schellakowsky@web.de.

Manuskripte, Mitteilungen und Besprechungsbeispiele für das *FRANKENLAND* sind bitte an die Adresse der Schriftleitung zu richten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Haftung übernommen werden.

Beiträge können nur angenommen werden, wenn sie in digitalisierter Form abgegeben werden. Wenn dies nicht möglich ist, übernimmt der Autor bei einer Veröffentlichung im *FRANKENLAND* die Kosten für eine digitale Aufbereitung seines Artikels. Beiträge sind nach den veröffentlichten Autorenrichtlinien der Zeitschrift abzufassen (http://www.frankenbund.de/06_Zeitschrift/Autorenrichtlinien/).

Redaktionsschluß ist immer der 15. Tag des Monats vor dem Erscheinungsmonat (d.h., am 15. Februar, 15. Mai, 15. August bzw. 15. November). Für das Sonderheft wird der Termin den Autoren gesondert mitgeteilt.

Fachberater der Schriftleitung

Prof. Dr. Werner K. Blessing (Universität Erlangen), Prof. Dr. Günter Dippold (Universität Bamberg), Prof. Dr. Helmut Flachenecker (Universität Würzburg), Dr. Verena Friedrich (Universität Würzburg), Dr. Matthias Wagner (Universität Würzburg), Prof. Dr. Dieter J. Weiß (Universität München).

Satz und Layout:

Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Roesch M.A.,
Gertrud-von-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg,
Tel. Nr.: 0931/8041010, E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de.

Druck und Herstellung:

Halbigdruck GmbH, 97076 Würzburg, Heisenbergstraße 3,
Tel. Nr. 0931/2 76 24, Telefax Nr. 0931/2 76 25,
www.halbigdruck.de, info@halbigdruck.de.

Abbildung auf dem Umschlag: Im Landkreis Forchheim und in der Fränkischen Schweiz sind die „Urrädla“ beheimatet, die auch als „Braade Kuchla“ tituiert werden.

Foto: Dr. Manfred Welker.

Jubiläumssignet: Entwurf Elisabeth Bala.

100 Jahre FRANKENBUND – Das Jubiläumsjahr 2020	3
--	---

Johannes Schellakowsky und Peter A. Süß

„Regionen sind die Herzwurzeln der Identität“. Anmerkungen zum 100-jährigen Bestehen des Frankenbundes	5
--	---

Geschichte

Hans-Ludwig Oertel

<i>Porta et corda</i> . Die Erbhuldigung 1745 in Bildtafeln im Rathaussaal zu Marktbreit .	15
--	----

Gerald Dörfel

Grenzschutz Tirol 1918: ein fränkischer Schild für Bayerns Südgrenze	30
--	----

Kunst

Leonhard Tomczyk

Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – III. Teil	42
--	----

Kultur

Manfred Welker

Konfessionsverbindend in Franken: Kühle – Kiegl – Krapfen	61
---	----

Frankenbund intern

Vorankündigung: Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung am 17. Juli 2020 im <i>Museum für Franken</i>	29
--	----

Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum 85. Geburtstag	70
--	----

Unser früherer Bundesschatzmeister Theo Zimmermann ist verstorben	71
---	----

Vorankündigung: Tag der Franken am 5. Juli 2020 in Haßfurt	71
--	----

Kommen Sie mit zu unserer 4. Orgelwanderung am 9. Mai 2020!	72
---	----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

- Gerald Dörfel Diplom-Vermessungsingenieur, Oberstleutnant
Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg
charlie.doerfel@gmx.de
- Dr. Hans-Ludwig Oertel Akademischer Direktor i.R. am Institut für Klassische
Philologie der Universität Würzburg
Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit
hloertel@gmail.com
- Johannes Schellakowsky M.A. Historiker, Regierungsdirektor
Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg
schellakowsky@web.de
- Dr. Leonhard Tomczyk M.A. Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Spessartmuseums
Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main
Leonhard.Tomczyk@Lramsp.de
- Dr. Manfred Welker Kreisheimatpfleger
Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach
ManfredWelker@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

100 Jahre FRANKENBUND – Das Jubiläumsjahr 2020

1920-2020 100 Jahre
Frankenbund

Liebe Leserinnen und Leser der Zeitschrift
FRANKENLAND!

Die vorliegende Ausgabe Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND ist der Auftakt für das Jubiläumsjahr 2020, das für den FRANKENBUND ganz im Zeichen der Feierlichkeiten zum Gedenken an die Gründung unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V. vor einhundert Jahren am 11. Oktober 1920 in Würzburg stehen wird. Wie Sie sicher bemerkt haben, schmückt zum Hinweis darauf unser Festsignet den Umschlag der Zeitschrift, das uns auch durch das ganze Jahr begleiten soll.

Für den ganzen FRANKENBUND, die Bundesleitung wie die einzelnen Gruppen, wird in diesem Jahr das 100-jährige Bestehen des FRANKENBUNDES im Mittelpunkt der Aktivitäten stehen. Daher werden im Verlauf des ganzen Jahres neben den attraktiven Kulturprogrammen unserer einzelnen Gruppen vor Ort auch zahlreiche überregionale, auf Ebene des Gesamtbundes organisierte Veranstaltungen angeboten, auf die wir Sie eigens hinweisen möchten und die hoffentlich auf reges Interesse stoßen mögen.

Den Auftakt des Veranstaltungsreigens bildet am 21. März die **Bundesbeiratsagung**, die sich als internes Fortbildungstreffen an die Gruppenvorsitzenden und die Bundesleitung richtet. Für alle interessierten Bundesfreunde und Bundesfreundinnen steht ferner am 9. Mai eine weitere Auflage unserer schon

mehrfach erfolgreich durchgeführten **Orgelwanderung** auf dem Programm. In diesem Jahr führt der Weg die Teilnehmer von Stegaurach nach Bamberg (und zurück). Höhepunkt dürfte dabei ein mittägliches Orgelkonzert im Bamberger Kaiserdom sein, an das sich nach einer Pause in einem uralten Bamberger Lokal die Vorführung der Orgel in der Stegauracher Pfarrkirche anschließt. Auch beim **Tag der Franken** in Haßfurt, der am 5. Juli stattfindet, präsentiert sich der FRANKENBUND mit einem Stand.

Einen ersten Höhepunkt des Festjahres, der sich auch besonders an die breite Öffentlichkeit richten möchte, wird unsere große **Jubiläumsausstellung** darstellen, die sich mit „Franken um 1920“ beschäftigen soll. Diese Präsentation will verschiedene Facetten der Zeitumstände der Gründung des FRANKENBUNDES vor 100 Jahren beleuchten und findet vom 17. Juli bis zum 18. Oktober in der Kelterhalle des Museums für Franken auf der Festung Marienberg in Würzburg statt. Die Jubiläumsausstellung wandert danach in das Landratsamt Bamberg, wo wir sie vom 21. November bis zum 28. Januar 2021 zeigen. Die in diesem Jahr für den 19. September vorgesehene **Oberfränkische Regionalfahrt** beginnt in Bamberg und führt die Teilnehmer ins nördliche Unterfranken. Neben dem von Balthasar Neumann errichteten Schloss in Werneck stehen die Erdfunkstelle in Fuchstadt sowie die Musikakademie in Hammelburg auf dem vielfältigen Programm, an dessen Abschluss ein Besuch in Bad Kissingen steht.

Unsere Feierlichkeiten gipfeln schließlich am zweiten Oktoberwochenende 2020: Am 10. Oktober, dem Vorabend des eigentlichen Gründungstages unserer Vereinigung, begehen wir eine **Jubiläumsfeier** in der Schön-

bornhalle des Würzburger Museums für Franken. Dabei folgt auf den um 18 Uhr terminierten feierlichen Festakt ein Empfang der Bayerischen Staatsregierung zu Ehren unseres Jubiläums. Allerdings ist wegen der begrenzten Sitzplatzkapazität zu dieser Veranstaltung eine vorherige Anmeldung bei der Bundesgeschäftsstelle erforderlich. Am 11. Oktober gedenkt die größte Gruppe des FRANKENBUNDES, die Gruppe Würzburg, um 15 Uhr ihrer eigenen Gründung, die zusammen mit dem Gesamtbund erfolgte. Dazu lässt die Gruppe am Gründungslokal des FRANKENBUNDES, dem Würzburger Restaurant „Franziskaner“, eine bronzene Gedenktafel anbringen. An deren Enthüllung schließt sich ein öffentliches Orgelkonzert in der unweit in der Alten Universität gelegenen Neubaukirche an.

Am 7. November halten wir den **9. Fränkischen Thementag** ab. An den Tagungs-orten Werneck beziehungsweise dem Bildstockzentrum Egenhausen wird er sich mit dem das Erscheinungsbild unserer heimischen Landschaft so prägenden Phänomen der „Bildstöcke in Franken“ befassen. Den Schlusspunkt des Jubiläumsjahres setzt der

91. Bundestag des FRANKENBUNDES am 21. November im Landratsamt Bamberg. Damit halten wir unsere, wie immer von einem Festakt gekrönte, alljährliche Mitgliederversammlung bei der zweitältesten Gruppe des FRANKENBUNDES ab, die von Dr. Peter Schneider schon am 27. Dezember 1920 ins Leben gerufen wurde.

Ihre Zeitschrift FRANKENLAND möchte Sie, liebe Leserinnen und Leser, durch das Jubiläumsjahr begleiten und über einzelne Veranstaltungen noch einmal gesondert berichten. Im Namen der Bundesleitung und der einzelnen Gruppen dürfen wir Sie herzlich zu den Veranstaltungen einladen, von denen sicherlich Impulse für unsere Vereinigung ausgehen werden. Die Schriftleitung wünscht dem FRANKENBUND alles Gute für seine Zukunft und Ihnen allen viel Vergnügen sowie zahlreiche Anregungen bei der Lektüre Ihrer Zeitschrift FRANKENLAND im Jahr 2020.

Ihre
Dr. Peter A. Süß und
Johannes Schellakowsky M.A.

„Regionen sind die Herzwurzeln der Identität“

Anmerkungen zum 100-jährigen Bestehen des Frankenbundes

Der aktuelle Diskurs um den Begriff ‚Heimat‘

„Heimat ist da, wo Dir die Todesanzeigen etwas sagen“, lautet der Titel der ebenso unterhaltsamen wie nachdenklichen Lebensbilanz des Schauspielers und Kabarettisten Ottfried Fischer, die eine Liebeserklärung an die Heimat mit Überlegungen über den historischen und aktuellen Bedeutungsgehalt dieses Begriffes verbindet.¹ Was auf den ersten Blick als eine lockere Folge von biographisch-familiären Geschichten und Anekdoten über Lebensstationen und Weggefährten erscheint, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine ganz besondere, von persönlichen Erlebnissen geprägte Heimaterfahrung. Nach dem Ausbruch einer schweren Parkinson-Erkrankung 2008 fand Fischer 2017 seinen neuen Lebensmittelpunkt in Passau, wo er nach seiner Kindheit im Bayerischen Wald die Schule besuchte und nun das am Domberg gelegene Haus seiner Großeltern bewohnt. An diesem Ort, an dem er sein eigenes Lebensmosaik ordnet, entstanden persönliche Reflexionen über das letzte Lebensdrittel. „Heimatgefühl bedingt Heimaterfahrung“, betont Fischer und meint damit „das ständige Erinnern heimatlicher Reize“, was man nicht erklären, sondern nur erfahren könne.²

„Ich denke, dass viele Menschen, die heute über Heimat sprechen, eigentlich Zuhause und ein Gefühl der Verwurzelung meinen“, kommentiert der aus Mecklenburg stammende Kunstkritiker und Essayist Daniel Schreiber in seinem 2017 publizierten

Buch „Zuhause“ die aktuelle Renaissance des Heimatbegriffs. Seit dem 18. Jahrhundert „beschrieb der Begriff etwas, was verloren war und was es auch eigentlich nie gegeben hat. Heimat ist nie ein realer Ort, sondern ein Phantasma, ein irrealer Sehnsuchtsort. Ein Zuhause ist hingegen etwas Reales. Hier führen wir Beziehungen zu Menschen, haben unsere Wohnung, unsere Arbeit, richten unser Leben ein.“³ Die Suche nach einem Zuhause stellt, so Schreiber, „eine unserer grundlegenden anthropologischen Konstanten“ dar, die nicht nur in jeder einzelnen individuellen Persönlichkeit, sondern „auch in unserem kollektiven Unbewussten“ verankert sei.⁴

So verschiedenartig die hier nur skizzenhaft wiedergegebenen Beobachtungen zweier Querdenker und Zeitkritiker, die beide nicht aus Franken stammen oder in Franken leben, auch erscheinen mögen, sie artikulieren dennoch eine gemeinsame Befindlichkeit, deren Aktualität und Relevanz zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht größer sein könnte. Der mit Humor verpackte, gleichsam aus der urbayerischen Herzkammer entstammende und zugleich nachdenklich-melancholische Lebensbericht Ottfried Fischers und der aus einer persönlichen Lebenskrise entstandene Essay Daniel Schreibers rücken – ungeachtet unterschiedlicher Begrifflichkeiten und jenseits nostalgischer Verklärungen oder politischer Vereinnahmungen – die allgemeine Sehnsucht nach Geborgenheit und Heimat in das Zentrum einer Diskussion, deren gesellschaftliche, kulturelle und politische Reichweite und deren inhaltliche

Varianten gegenwärtig kaum mehr zu erfassen und zu überblicken sind. *„Hilfe, es heimatet sehr“*, lautete denn auch eine kritische Auseinandersetzung mit der unterschiedlichen Verwendung und dem Sinn des Begriffes ‚Heimat‘ im Jahr 2017, der einmal mehr die alte Frage nach dem Bedeutungsgehalt und der Deutungshoheit aufwirft.⁵

Um es kurz zu fassen: Heimat boomt. Die populäre Diskussion um den Begriff und das damit verbundene Lebensgefühl werden uns täglich in vielen Facetten vor Augen geführt. Dabei geht es nicht nur um „Lifestyle“, der sich beispielsweise in kulinarischen Trends, dem Konsum regionaler Produkte oder dem Interesse für Trachtenmode manifestiert und über erfolgreiche Zeitschriften wie *„Landlust“* oder *„Landliebe“* gesteuert wird, sondern auch um ein neues ökologisches Bewusstsein, das alte Gemüsesorten und Nutztierassen gleichermaßen in den Mittelpunkt rückt wie Bauernmärkte, Bienenstöcke und Biokisten. Das „Comeback“ des Lokalen und Regionalen ist schließlich auch im kulturellen Bereich spürbar, wenn man an die explosionsartige Vermehrung regionaler Krimis oder das neue Interesse an Brauchtum, Dialekten und Volksmusik denkt. Vor dem Hintergrund eines sich rasch und radikal vollziehenden Wandels und tiefgreifender Umbrüche unserer Zeit, die mit den Begriffen Globalisierung und Migration, Digitalisierung und Klimawandel umschrieben werden können, erleben wir eine ungeahnte und ungeplante Renaissance des Begriffes ‚Heimat‘, von dem sich alle in irgendeiner Weise angesprochen fühlen und zu dem jeder gerne Stellung nimmt.⁶

In politischer wie gesellschaftlicher Hinsicht ist darüber hinaus aktuell eine Intensivierung und Verschärfung der Diskussion um den vielschichtigen Begriff ‚Hei-

mat‘ zu beobachten, der in der Vergangenheit geradezu enthusiastisch gebraucht, gerühmt und gefeiert, aber auch missverstanden und zeitweise missbraucht wurde und wird. Die kontroverse politische Diskussion um den Begriff ‚Heimat‘ ist jedoch nicht neu. So beschrieb bereits vor der Wiedervereinigung Deutschlands der Politikwissenschaftler und Publizist Christian Graf von Krockow (1927–2002) seine *„Erfahrungen mit einem deutschen Thema“*,⁷ während Edgar Reitz 1984 dem Begriff mit einer national wie international beachteten elfteiligen Fernsehserie und einer gleichnamigen Kinofassung⁸ ein kinematographisches Denkmal setzte. Die gegenwärtige wissenschaftliche Diskussion um den Begriff ‚Heimat‘, auf die hier zumindest ansatzweise verwiesen werden sollte, ist stark von aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen geprägt und verfolgt in vielen Fällen interdisziplinäre Ansätze.⁹ Dies betrifft gerade auch die historischen Disziplinen und den Bereich der Kulturwissenschaften.¹⁰ Ausgehend von einem neuen und verstärkten Interesse an *„historischer Identität und heimatlicher Selbstbestimmung“* beschreibt der Historiker Hans-Michael Körner aus historischer Perspektive die Ambivalenzen des Heimatbegriffs zwischen klischeehafter Verwendung, mythischer Überhöhung und gezielter Provokation.¹¹ Aufgrund zahlreicher historischer Befunde lässt sich die mythische Verklärung des Begriffes ‚Heimat‘ in der Zeit um 1900 als Versuch deuten, die *„Irritationen der Moderne“* zu erklären und zu bewältigen.¹²

„Aber wir in Franken müssen uns auch als eins fühlen!“

Die Gründung des Frankenbundes durch den bekannten Heimatforscher und Würzburger Gymnasiallehrer Peter Schneider

(1892–1958) im Oktober 1920 muss im Kontext der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche dieser Zeit und vor dem Hintergrund der gegen Ende des 19. Jahrhunderts entstandenen Heimatbewegung verstanden und interpretiert werden. Die unbewältigte Kriegsniederlage, die Revolution und die Gründung der Weimarer Republik in den Jahren 1918 und 1919 führten in allen Regionen des Deutschen Reiches zu einer breiten bürgerlich-liberalen Bewegung und zu einem verstärkten politischen und gesellschaftlichen Engagement des bürgerlichen Lagers.¹³ Der allgemeine Aufschwung des organisierten Vereinswesens nach 1918 umfasste vor allem Schützen-, Feuerwehr-, Turn- und Kriegervereine. Darüber hinaus lässt sich auf der regionalen Ebene eine Verdichtung und Institutionalisierung des Heimatgedankens beobachten, was eine Gründungswelle von Heimatvereinen und in deren Nachgang von lokalen Heimatmuseen und publizistischen Heimatorganen zur Folge hatte. Dabei verbanden sich in den neuen Gründungen die Aufgaben und Zielsetzungen der bereits bestehenden historischen Vereine mit den vielfach antimodernistischen und zivilisationskritischen Ideen und Konzepten der Heimatbewegung, die im Zusammenhang der allgemeinen „*Erneuerungs- und Reformbewegung der Umbruchszeit um 1900*“ entstanden war.¹⁴ Das breite Themenfeld der Heimatbewegung kann mit den heutigen Begriffen wie Naturschutz, Denkmalpflege, Heimatgeschichte und Volkstumspflege umrissen werden, wissenschaftliche Forschungen über heimatbezogene Objekte wurden dabei „*nicht als Selbstzweck betrieben*“, sondern dienten der „*Legitimation für die Erhaltung und Bewahrung des heimatlichen Raumes*“.¹⁵

Eine wissenschaftlich-kritische Darstellung der Geschichte des Frankenbundes¹⁶

und eine moderne Biographie seiner herausragenden Gründergestalt Peter Schneider¹⁷ fehlen bis heute und stellen Desiderate der fränkischen und bayerischen landesgeschichtlichen Forschung dar. Dabei wäre insbesondere eine umfassende Untersuchung der Gründungsprogrammatik und ihre Einordnung in den hier nur ansatzweise dargestellten organisatorischen und geistesgeschichtlichen Kontext des Heimatgedankens wichtig, um die Entstehung und Wirksamkeit des regionalen Geschichtsbewusstseins wie der unterschiedlichen Ausprägungen regionaler Erinnerungskultur besser einordnen und deuten zu können.¹⁸ Im Rahmen eines Vortrages beim Historischen Verein Bamberg im August 1919 mit dem Titel „*Geschichtsforschung und Volkstum in Franken am Beginn einer neuen Zeit*“ skizzierte Peter Schneider die zukünftigen Aufgaben der deutschen Historiographie und rückte pointiert die Bedeutung heimatgeschichtlicher Forschung, die er in einem weiteren Sinne als „*Volkstumspflege*“ verstanden wissen wollte, in den Vordergrund.¹⁹ „*Schreiten wir von der Heimatkunde zur Stammeskunde, von der Heimatpflege zur Pflege des im eigentlichsten Sinn angestammten Volkstums*“, postulierte Schneider. Die verwendete Sprache und die Begriffe verweisen, wie mit Beispielen aus Franken, Thüringen und Niedersachsen nachgewiesen werden konnte, auf den „*Kontext der völkischen Heimatideologie*“, deren integrierende Funktion von den Heimatvereinen vielfach positiv genutzt wurde und deren Inhalte vielfach das regionale Geschichtsbewusstsein prägten.²⁰ „*Aber wir in Franken müssen uns auch als eins fühlen*“, lautete eine seiner zentralen Forderungen, womit die Orientierung an kleinen Räumen und regionalen Strukturen mit dem Bewusstsein eines landsmannschaftlichen Zusammenhalts verbunden wurden.²¹ Der regio-

nale Patriotismus und die Stiftung einer eigenen und selbstbewusst vorgetragenen Identität Frankens gehörten somit zu den Zielen des Frankenbundes, der sich aber in der Gründungszeit von allen parteipolitischen Diskussionen distanzierte. Die regional vernetzte Struktur der Vereinigung über alle Teile Frankens hinweg war die Grundlage für eine weite Verbreitung solcher Deutungsmuster, hinzu kamen die publizistischen Aktivitäten Schneiders und – nach anfänglichen Schwierigkeiten – die Etablierung eines eigenen und unabhängigen Bundesorgans.²²

In dem seit 1927 veröffentlichten „Werkblatt des Frankenbundes“, dessen grundsätzliche Ausrichtung „*unabhängig von jeder gesellschaftlichen oder staatlichen Parteilung*“ sein sollte, wurde die politische Neutralität des Frankenbundes als „*weder ‚völkisch‘ noch ‚international‘, weder ‚katholisch‘ noch ‚protestantisch‘, weder ‚aristokratisch‘ noch ‚demokratisch‘, weder ‚rück-schrittlich‘ noch ‚fortschrittlich‘, weder ‚monarchisch‘ noch ‚republikanisch‘*“ hervorgehoben.²³ Im Sinne seiner Gründungsziele zur Stärkung einer gesamtfränkischen Identität war er jedoch „*in einem allgemeinen Sinn eine entschieden politische Gründung*“.²⁴ Die Nähe des als konservativ geltenden Frankenbundes zur Heimat- und Volkstumsideologie wirft auch die Frage nach dem Verhältnis mancher seiner Vertreter zur nationalsozialistischen Diktatur nach 1933 auf. Dies betrifft personelle wie organisatorische Fragen genauso wie politische, gesellschaftliche oder kulturelle Netzwerke, in denen Vertreter des Frankenbundes aus taktischer Flexibilität oder politischer Überzeugung handelten. Nach vielen Jahren des Schweigens verdankt der Frankenbund eine erste Annäherung an diese Thematik dem Erlanger Historiker Werner K. Blessing, der den Zwie-

spalt zwischen kritischer Distanz und einer möglichen Selbstauflösung einerseits und dem öffentlichen Bekenntnis zu Staat und Ideologie sowie einem „*Organisationspatriotismus*“ andererseits beschrieben hat.²⁵ Die intensive lokal- und regionalgeschichtliche Erforschung des Nationalsozialismus, an der der Frankenbund durch eigene Initiativen mitwirken sollte, wird hier weitere Aufschlüsse erbringen.²⁶

Regionale Identitätsbildung

Die geographische, landeskundliche und historische Erkundung des eigenen Lebensraumes, die Pflege des Brauchtums und der Mundarten, die Erhaltung der Baudenkmale und landschaftstypischen Bauformen sowie der Schutz von Natur und Landschaft stellen bis heute das weitgespannte Themen- und Aufgabenfeld des Frankenbundes dar: „*Der Frankenbund will durch volkstümliche Darstellung unseres Wissens vom fränkischen Land und Volk neue Liebe zur Heimat, neue Anhänglichkeit an den Heimatstamm erwecken.*“ Mit diesen Worten umriss Peter Schneider sein ebenso ehrgeiziges wie erfolgreiches Lebensprojekt, dessen 100-jähriges Jubiläum in diesem Jahr mit zahlreichen Veranstaltungen auf der Ebene des Gesamtbundes und der einzelnen Gruppen gewürdigt wird.²⁷ Es gehört bis heute zu den maßgeblichen Leistungen des Frankenbundes, als wichtiges Element der Bürgergesellschaft in allen Teilen Frankens und als kulturelle Vereinigung durch die Förderung der fränkischen Kultur und die Pflege des kulturellen Erbes zur Herausbildung eines fränkischen Regionalbewusstseins und einer fränkischen Identität im 20. und beginnenden 21. Jahrhundert beigetragen zu haben. Die Ausprägung eines regionalen Bewusstseins stellt überdies, wie es der 1. Bun-

desvorsitzende Dr. Paul Beinhofer im Jahr 2008 formuliert hat, einen „Gewinn für das zukünftige Europa der Regionen“ dar.²⁸

Der Stärkung des regionalen Bewusstseins und der Würdigung einer fränkischen Identität im Freistaat Bayern dient der durch Beschluss des Bayerischen Landtags vom 18. Mai 2006 eingeführte „Tag der Franken“. Aus Anlass des 200. Jahrestages der Eingliederung großer Teile Frankens in das Königreich Bayern soll er „vor allem aufgrund eines vielfältigen Engagements aus der Bevölkerung heraus an Brauchtum und Geschichte der fränkischen Region erinnern und zugleich das Bewusstsein für die Entwicklungskraft und das Innovationspotenzial Frankens“ hervorheben.²⁹

Es bleibt letztlich offen, auf welche Weise und mit welcher Intensität der „Tag der Franken“ zur Stärkung des fränkischen Regionalbewusstseins beigetragen hat. Eine Umfrage der „Süddeutschen Zeitung“ anlässlich des Tags der Franken 2019, der erstmals länderübergreifend im Thüringer Sonneberg und im bayerischen Neustadt bei Coburg begangen wurde, führte zu mehr Hinweisen auf die landschaftliche, historische und kulturelle Vielfalt und am Ende zu der süffisanten, aber durchaus berechtigten Frage, was am „Tag der Franken“ überhaupt gefeiert werde.³⁰ Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, dass die Ziele des seit 2008 jährlich stattfindenden Schwabentages weit prägnanter formuliert sind. Er „richtet sich vorrangig an schwäbische Bürgerinnen und Bürger“, um „die gegenseitige Kenntnis, das Kennenlernen, aber auch das gemeinsame Bewusstsein zu fördern, das uns als Bayerisch-Schwaben über die eigene Region hinaus als Bezirk zusammenhält.“³¹ Eine allgemeine und übergreifende (gesamt-)fränkische Identität und Mentalität lässt sich, überblickt man die ersten Jahrzehnte des 21. Jahrhun-

derts, wohl kaum greifen. Mit Blick auf die Veränderungen in den letzten Jahren wurde Franken (auch perspektivisch betrachtet) als „kein flächenhafter Zustand“, sondern als starke Marke beschrieben, deren Grundlagen ein ausgeprägtes kulturelles Bewusstsein und der geschichtliche Reichtum der Region sind.³²

Die Frage nach der Funktion und der Bedeutung von Heimat- und Kulturvereinen im 21. Jahrhundert ist nicht neu und wurde in der Vergangenheit immer wieder in Form unterschiedlicher Szenarien zur Diskussion gestellt.³³ „Brauchen wir noch Geschichtsvereine?“, so lautete die provozierende Frage nach dem Sinn, nach der Notwendigkeit und letztlich nach der Legitimation von heimatkundlichen oder historischen Vereinsbildungen in der Erneuerungseuphorie der 1960er und 1970er Jahre.³⁴

Wenn Heimat- und Kulturvereine heute – ungeachtet des skizzierten Heimatbooms – auf den ersten Blick nur wenig Konjunktur zu haben scheinen, dann mag das auch an überalterten Vorständen, langen Amtszeiten und einer damit verbundenen Innovationsschwäche hinsichtlich der Programmgestaltung sowie an einem Rückgang der Mitgliederzahlen und Neuzugänge liegen. So könnte man den allgemeinen Trend beschreiben – auch wenn es durchaus positive Ansätze gibt, über die leider viel zu wenig informiert wird.³⁵ Die kritische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes oder die Erörterung von Krisenszenarien erscheint den Verfassern wenig konstruktiv und zielführend, um einen Ausblick auf die Zukunft zu wagen. Man gehe im Frankenbund immer noch „ein wenig rückwärts in die Zukunft“, konnte man noch im Jahr 2003 im Rahmen eines historischen Überblicks und einer Bestandsaufnahme, die anlässlich der

75-Jahr-Feier entstanden war, nachlesen.³⁶ Nach einer Umfrage der Bertelsmann-Stiftung vom Jahr 2017 ist jeder zweite Bundesbürger Mitglied in einer von mehr als 600.000 gemeinnützigen Organisationen, 95 Prozent aller Bundesbürger sind in Vereinen aktiv, ein geringerer Teil auch in Stiftungen, Genossenschaften oder anderen gemeinnützigen Einrichtungen. Das zivilgesellschaftliche Engagement hat jenseits der staatlichen Verwaltung oder des profitorientierten Bereichs der freien Wirtschaft nach wie vor eine *„innovative Kraft, kulturelles Potenzial und eine unverzichtbare Bedeutung für die demokratischen Gesellschaften“*.³⁷ Die gemeinnützigen oder Nonprofit-Organisationen stehen jedoch vor zahlreichen Herausforderungen, die es in Zukunft zu bewältigen gilt.³⁸ Dies betrifft Aspekte der Führung und des professionellen Managements genauso wie Fragen der Öffentlichkeitsarbeit, der Finanzierung und der Nachhaltigkeit.³⁹

Was lässt sich daraus für eine traditionelle bürgerliche Kulturvereinigung wie den Frankenbund e.V. ableiten? Die nachfolgenden Überlegungen, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben und deren Umsetzung von den lokalen und regionalen Traditionen und Eigenarten der verschiedenen Frankenbund-Gruppen abhängig ist, verstehen die Verfasser als Anregungen, in manchen Fragen auch als unverzichtbare Eckpunkte für eine zukünftige Vereinsarbeit.

1. Chancen der Digitalisierung nutzen und digitalen Wandel aktiv gestalten

Unsere Gesellschaft verändert sich durch digitale Technologien in einer rasanten und tiefgreifenden Weise. Für das Vereinswesen bietet dieser Wandlungsprozess viel-

seitige Vorteile, und die Heimat- und Kulturvereine sollten – ungeachtet ihrer traditionellen Ausrichtung und ihrer Altersstruktur – die Chancen des digitalen Wandels annehmen und diesen aktiv gestalten. Dies betrifft die Öffentlichkeitsarbeit genauso wie die interne und externe Kommunikation, die Werbung von Neumitgliedern oder den Aufbau digitaler Archive und Sammlungen. Ein solcher Umstellungsprozess ist für den Frankenbund aufgrund der vorherrschenden Altersstruktur eine große Herausforderung und muss immer auch mit Rücksicht auf die Mitglieder durchgeführt werden, die den Sprung in die Digitalisierung noch nicht geschafft haben oder ihn nicht wagen können und wollen. Auf der anderen Seite sollte dieser Prozess im Sinne einer umfassenden Digitalisierungsstrategie durch die Bundesleitung des Frankenbundes e.V. weiter vorangebracht werden, um auf ein gemeinsames digitales Niveau zu kommen und damit zukunftsfähig zu bleiben.

In der täglichen Vereinsarbeit sollte für Offenheit gegenüber neuen Technologien geworben werden, um mehr als bisher eine digitale Mentalität zu entwickeln und digitale Instrumente in der Vereinsarbeit zu nutzen. Die Konzeption und Durchführung einer solchen Strategie kann dabei nicht allein der Bundesgeschäftsstelle oder einzelnen Gruppen zur Aufgabe gestellt werden, vielmehr sollte man in professionelle Beratung investieren, um Bedarfe im Vereinsleben zu analysieren und zu entscheiden, wie sich die Lasten auf den Gesamtbund und die einzelnen Gruppen verteilen. Dafür müssten bei der Finanzplanung entsprechende Mittel bereitgestellt werden. Die Neugestaltung der Homepage im Jubiläumsjahr 2020 ist ein wichtiger Akzent im Rahmen einer solchen Strategie.

2. Im öffentlichen Leben und in den Medien präserter sein

Wer heute als Heimat-, Geschichts- oder Kulturverein auf der zentralen oder der lokalen Ebene Jahresprogramme erarbeitet und Veranstaltungen anbietet, der sollte sich bewusst sein, dass allein die Auslage von Druckerzeugnissen oder das Anbringen von Plakaten nicht mehr ausreicht, um Aufmerksamkeit zu erreichen oder neue Mitglieder zu gewinnen. Eine zeitgemäße Presse- und Öffentlichkeitsarbeit umfasst heute auch das Bedienen von ‚Social-Media‘-Kanälen; in der täglichen Vereinsarbeit könnten mehr als bisher Messengerdienste genutzt werden. Darüber hinaus sollten die bisher in gedruckter Form produzierten Veröffentlichungen – allen voran die Zeitschrift *Frankenland* – auch in digitaler Form erreichbar sein, jedoch ohne dem Printmedium Konkurrenz zu machen.

3. Kooperationen anstreben, begründen und gestalten

Die bürgerlichen Kulturvereine im deutschsprachigen Raum haben Jahre und Jahrzehnte von ihren eigenen personellen, finanziellen und ideellen Ressourcen gelebt. Angesichts steigender Mitgliederzahlen nach 1945, der Verdichtung des Netzes der Gruppen und eines wachsenden Interesses wurde dieses Selbstverständnis auch im Frankenbund kaum in Frage gestellt. Die dezentrale Infrastruktur des Bundes mit einzelnen, autonom arbeitenden Gruppen verlangte allenfalls eine Vernetzung mit der Bundesleitung. In den letzten Jahren sind jedoch Probleme bei der Besetzung der Gremien einzelner Gruppen zu beobachten, was die Programmgestaltung und die Vereinsarbeit vor Ort

zunehmend schwieriger macht. Wenn nicht genügend Mitglieder für eine Leitungsfunktion zur Verfügung stehen, sollte über personelle und inhaltliche Kooperationsformen zwischen einzelnen Gruppen nachgedacht werden. Dies setzt aber effiziente und effektive Abläufe voraus, wofür die Möglichkeiten der Digitalisierung genutzt werden sollten.

Darüber hinaus eröffnen vielfältige inhaltliche und thematische Kooperationsformen mit anderen Vereinen (nicht nur im kulturellen Bereich) weitere Möglichkeiten und den Zugriff auf die Netzwerke anderer Partner. Im Falle von zurückgehenden Mitgliederzahlen, Verantwortungsträgern und finanziellen Fördermöglichkeiten stellen Kooperationen und gemeinsame Projekte verschiedener Vereine ein kreatives Ressourcenpotenzial dar, das einzelne Gruppen des Frankenbundes bereits aktiv nutzen. Die daraus erwachsenen Erfahrungswerte und Ergebnisse sollten innerhalb des Gesamtbundes ausgetauscht und genutzt werden.

4. Überlegungen zur Programmgestaltung – europäische Perspektiven?

Wer jüngere Mitglieder oder Gäste des Frankenbundes nach der inhaltlich-thematischen Ausrichtung des Programmangebots befragt, der bekommt immer wieder zur Antwort, man sollte sich (auch und besonders im lokalen und regionalen Bereich) deutlich um mehr zeitgeschichtliche Themen nach 1945 oder um Themen mit aktuellem Bezug bemühen. Dies betrifft historisch-volkskundliche Aspekte genauso wie die Kunst, Musik und Literatur. Aktuelle Entwicklungen der Gegenwartskunst wurden im Frankenbund über die Begegnung mit Künstlerinnen und Künstlern oder über Atelierbesuche thema-

tisiert. Ferner bieten auch moderne Kunstformen wie Fotografie, Film oder audiovisuelle Projekte im Internet sowie interaktive Formate viele Möglichkeiten, um ein jüngeres Publikum anzusprechen.

Nach dem Leitbild des Frankenbundes gehören schließlich auch „*Natur, Umwelt und Landeskunde*“ zu den Themenfeldern. Die aktuelle argumentative Verknüpfung zwischen dem Heimatbegriff und der Bewahrung sowie dem Erhalt unserer heimischen Landschaft (beispielsweise im Protest gegen Windkraftanlagen und Stromtrassen) lässt gegenwärtig neue Formen regionaler Identitätsbildung aufscheinen. In diesem Sinne sollte der Frankenbund e.V. nicht nur geführte Wanderungen und Exkursionen zu Flora und Fauna in den verschiedenen fränkischen Regionen im Angebot haben, sondern sich darüber hinaus im Sinne eines problembewussten Umgangs in Veranstaltungen mit der Bedeutung und dem Wandel der (bäuerlichen) Kulturlandschaft, den Auswirkungen des Klimawandels in unseren heimischen Wäldern oder mit der Frage nach der vielfältig gewachsenen Identität eines Ortes auseinandersetzen. Der ländliche Raum in Franken und die vielfältigen Bezüge zwischen Natur- und Kulturlandschaft bieten zahlreiche interessante Exkursionsziele, die man ansteuern könnte.

Dabei sollte die These diskutiert werden, ob ein mehr auf Franken ausgerich-

tetes, aktuelle Themen aufgreifendes Wander- und Exkursionsprogramm am Ende nicht attraktiver sein könnte als ausgreifende Studienfahrten in ganz Europa und über dessen Ränder hinaus, bei denen fränkische Bezüge kaum oder gar keine Rolle mehr spielen. Neben den klassischen Veranstaltungsformaten (Vortrag, Konzerte und Lesungen, geführten Exkursionen und Studienfahrten) sollte man sich zukünftig auch mehr Gedanken um zukunftsweisende und attraktivere Formate machen.

„*Herauszufinden, wo man zu Hause ist, ist eine der grundlegendsten Auseinandersetzungen, die wir in unserem Leben führen müssen*“, so kann man bei Daniel Schreiber lesen.⁴⁰ Vielleicht ist es dieser größere lebensweltliche Bezugsrahmen, auf den man hinsichtlich der Frage nach der eigenen Verwurzelung und der regionalen Identität hinweisen sollte. Wenn man die Regionen mit dem Schriftsteller Robert Menasse als die „*Herzwurzeln der Identität*“ begreift, als Orte, „*wo man sich einmischen will, und wo man zugleich seine Ruhe sucht, wo man Verantwortung übernimmt*“, dann waren und sind die Aufgaben und das Wirken von Heimatvereinen wichtiger denn je und werden an Bedeutung weiter zunehmen.⁴¹ Die damit verbundenen Chancen und Perspektiven sollte der Frankenbund intensiv nutzen.

Anmerkungen:

- 1 Fischer, Ottfried: Heimat ist da, wo Dir die To-
desanzeigen etwas sagen. Berlin 2019.
- 2 Fischer: Heimat (wie Anm. 2), S. 24.
- 3 Zitate vgl. das Interview mit Daniel Schreiber vom
07.04.2017, in: [https://www.buchmarkt.de/
menschen/heimat-ist-nie-ein-realer-ort-son-
dern-ein-phantasma-ein-irrealer-sehnsuchtsort/](https://www.buchmarkt.de/menschen/heimat-ist-nie-ein-realer-ort-sondern-ein-phantasma-ein-irrealer-sehnsuchtsort/)
[Aufruf am 27.01.2020].
- 4 Schreiber, Daniel: Zuhause. Die Suche nach dem
Ort, an dem wir leben wollen. München 2017,
S. 12.
- 5 Schreiber, Johannes: Hilfe, es heimatet sehr, in:
Die Zeit 09.10.2017, vgl. [https://www.zeit.de/
gesellschaft/zeitgeschehen/2017-10/heimat-
katrin-goering-eckardt-frank-walter-steinmeier/
komplettansicht](https://www.zeit.de/gesellschaft/zeitgeschehen/2017-10/heimat-katrin-goering-eckardt-frank-walter-steinmeier/komplettansicht) [Aufruf am 27.01.2020].

- 6 Vgl. aus soziologischer Perspektive die aktuelle Studie von Koppetsch, Cornelia: In Deutschland daheim, in der Welt zu Hause? Der Heimat-Diskurs und die Transnationalisierung von Klassenstrukturen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 48 (2018), S. 68–106.
- 7 Krockow, Christian Graf von: Heimat. Erfahrungen mit einem deutschen Thema. Stuttgart 1989.
- 8 Vgl. zusammenfassend Reitz, Edgar: Heimat – Eine deutsche Chronik. Die Kinofassung. Das Jahrhundert-Epos in Texten und Bildern. Marburg 2015.
- 9 Zur Heimatdiskussion vgl. u.a. Gebhard, Gunther/Geisler, Oliver/Schröter, Steffen (Hrsg.): Heimat. Konturen und Konjunkturen eines umstrittenen Konzepts. Bielefeld 2007, bes. S. 9–56; Lobensommer, Andrea: Die Suche nach „Heimat“. Heimatkonzeptionsversuche in Prosatexten zwischen 1989 und 2001 (Europäische Hochschulschriften, Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 2003). Frankfurt/Main u.a. 2010; Hasse, Jürgen (Hrsg.): Das Eigene und das Fremde. Heimat in Zeiten der Mobilität (Neue Phänomenologie, Bd. 30). Freiburg–München 2018; Höhn, Hans-Joachim: Ich. Essays über Identität und Heimat. Würzburg 2018; Eggers, Ulrich (Hrsg.): Heimat. Warum wir wissen müssen, wo wir zu Hause sind. Holzgerlingen 2018, sowie zuletzt Hülz, Martina/Kühne, Olaf/Weber, Florian (Hrsg.): Heimat. Ein vielfältiges Konstrukt (RaumFragen: Stadt – Region – Landschaft). Wiesbaden 2019.
- 10 Vgl. beispielsweise die aufschlussreiche Studie von Susanne Scharnowski: Heimat. Geschichte eines Missverständnisses. Darmstadt 2019.
- 11 Körner, Hans-Michael: Heimat – Klischee, Mythos, Provokation, in: Weigand, Katharina (Hrsg.): Heimat. Konstanten und Wandel im 19./20. Jahrhundert. Vorstellungen und Wirklichkeiten (Alpines Museum des Deutschen Alpenvereins, Schriftenreihe, Bd. 2). München 1997, S. 17–30, Zitat, S. 18. – Vgl. auch Lindner, Rolf (Hrsg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt am Main–New York 1994, v.a. S. 7–12.
- 12 Körner: Heimat (wie Anm. 11), S. 29.
- 13 Vgl. mit Blick auf das Vereinswesen Bösch, Frank: Militante Geselligkeit. Formierungsformen der bürgerlichen Vereinswelt zwischen Revolution und Nationalsozialismus, in: Hardtwig, Wolfgang (Hrsg.): Politische Kulturgeschichte der Zwischenkriegszeit 1918–1939 (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 21). Göttingen 2005, S. 151–182, hier bes. S. 153–157, für weitere Quellen und Literatur vgl. den Literaturbericht von Möller, Horst: Bürgertum und bürgerlich-liberale Bewegung nach 1918, in: Gall, Lothar (Hrsg.): Bürgertum und bürgerlich-liberale Bewegung in Mitteleuropa seit dem 18. Jahrhundert (Histor. Zeitschrift, Sonderheft 17). München 1997, S. 293–342.
- 14 Vgl. die Zusammenfassung grundlegender Positionen bei Klüeting, Edeltraud (Hrsg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, bes. S. V–XII, Zitat, S. X.; aus neuerer Sicht vgl. Weigand: Heimat (wie Anm. 11).
- 15 Klüeting: Antimodernismus (wie Anm. 14), S. X.
- 16 Zur organisatorischen Entwicklung vgl. die wichtige Dokumentation von Paschke, Hans: Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation. 2 Bde. Würzburg 1962, ferner aus neuerer Sicht eine kurze zusammenfassende Würdigung von Heller, Hartmut: Organisierte Regionalidentität. Der Frankenbund e.V., in: Blessing, Werner/Weiß, Dieter J. (Hrsg.): Franken. Vorstellung und Wirklichkeit (Franconia 1). Neustadt/Aisch 2003, S. 381–390.
- 17 Vgl. den grundlegenden Aufsatz von Blessing, Werner K.: Patriot in schwieriger Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider, in: Frankenland 61 (2009), S. 41–62, sowie die nur mit Einschränkungen benutzbare, aus einer Zulassungsarbeit (1978) hervorgegangene biographische Studie von Wagner, Richard: Peter Schneider. Ein Leben für Franken. Würzburg o.J. [1982], als Materialsammlung dient ferner Frankenbund Gruppe Bamberg (Hrsg.): Dr. Peter Schneider-Buch [...] zum 50. Todestag. Aus dem Archiv von Martina M. Schramm. Bamberg 2008.
- 18 Vgl. für Schwaben die umfangreiche und quellennahe Studie von Steber, Martina: Ethnische Gewissheiten. Die Ordnung des Regionalen im bayerischen Schwaben vom Kaiserreich bis zum NS-Regime (Bürgertum Neue Folge, Bd. 9). Göttingen 2019.
- 19 Vgl. Wagner: Peter Schneider (wie Anm. 17), S. 16f., Zitat, S. 17.

- 20 Für Niedersachsen vgl. Bösch: *Geselligkeit* (wie Anm. 13), S. 174–176, Zitat, S. 175. – Für den Historischen Verein Bamberg und das dortige Wirken Peter Schneiders vgl. die aufschlussreiche Studie von Kunz, Georg: *Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewusstsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts* (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 138). Göttingen 2000, bes. S. 147–158, zum Wirken Peter Schneiders bes. S. 152–154, zu Thüringen vgl. S. 159–198, bes. S. 175–185.
- 21 Wagner: Peter Schneider (wie Anm. 17), S. 17.
- 22 Vgl. Bösch: *Geselligkeit* (wie Anm. 13), S. 181.
- 23 (ohne Verf.): Mit dem alten Gott, in: *Werkblatt des Frankenbundes 1927*, S. 1f., Zitate, S. 2.
- 24 Blessing: *Patriot* (wie Anm. 17), S. 43.
- 25 Vgl. Blessing: *Patriot* (wie Anm. 17), bes. S. 50–53 sowie S. 57–59, Zitat, S. 59.
- 26 Zum Forschungsstand vgl. etwa Wirsching, Andreas: *Nationalsozialismus in der Region. Tendenzen der Forschung und methodische Probleme*, in: Möller, Horst/Wirsching, Andreas/Ziegler, Walter (Hrsg.): *Nationalsozialismus in der Region. Beiträge zur regionalen und lokalen Forschung und zum internationalen Vergleich* (Schriftenreihe des Instituts für Zeitgeschichte/Sondernummer). München 2009, S. 25–46. – Zur biographischen Forschung vgl. beispielsweise Krauss, Marita (Hrsg.): *Rechte Karrieren in München. Von der Weimarer Zeit bis in die Nachkriegsgeschichte*. München 2010.
- 27 Zitat bei Paschke: *Frankenbund* (wie Anm. 16), Bd. 1, S. 11. Die erstmalige Veröffentlichung erfolgte in der *Fränkischen Heimat* 1926, S. 80, bzw. im *Werkblatt des Frankenbundes 1927*.
- 28 Ansprache des 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer am Gedenkstein für Dr. Peter Schneider auf dem Kappelrangen (Schwanberg) am 13.09.2008, in: *Frankenland* 61 (2009), S. 40f., Zitat, S. 41.
- 29 Landtagsdrucksache 15/5583 vom 18.05.2006.
- 30 Vgl. <https://www.sueddeutsche.de/bayern/tagder-franken-umfrage-1.4513521> [Aufruf am 03.02.2020].
- 31 So der 2017 formulierte Ausschreibungstext für den Schwabentag, Zitat https://www.bezirk-schwaben.de/media/1882/ausschreibung-schwabentag_2017.pdf [Aufruf am 03.02.2020], S. 2.
- 32 Vgl. Heller, Hartmut: *Fränkische Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, in: Blessing, Werner K. u.a. (Hrsg.): *200 Jahre Franken in Bayern. 1806 bis 2006. Aufsätze zur Landesausstellung 2006 im Museum Industriekultur Nürnberg*, 4. April bis 12. November 2006 (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 52/2006). Augsburg 2006, S. 181–186. – Vgl. demgegenüber Worschech, Reinhard: *Typisch fränkisch*, in: *Frankenland* 52 (2000), S. 1–6.
- 33 Vgl. für den Frankenbund – im Sinne eines Krisenszenarios, ohne positive Perspektiven – beispielsweise Heller, Hartmut: *Hat der bürgerliche Kulturverein noch Bedeutung und Chancen im 21. Jahrhundert?*, in: *Frankenland* 51 (1999), S. 65–69, Zitat, S. 66.
- 34 Haase, Carl: *Brauchen wir noch Geschichtsvereine?*, in: *Göttinger Jahrbuch* 16 (1968), S. 231–243.
- 35 Vgl. die lesenswerten Überlegungen von Balsliemke, Beate: *Heimatvereine auf Innovationskurs*, in: Zimmer, Annette/Hallmann, Thorsten (Hrsg.): *Nonprofit-Organisationen vor neuen Herausforderungen*. Wiesbaden 2016, S. 221–234.
- 36 Zitat nach Heller: *Regionalidentität* (wie Anm. 16), S. 390.
- 37 Zitate bei Zimmer/Hallmann: *Nonprofit-Organisationen* (wie Anm. 35), S. XI.
- 38 Vgl. allgemein und mit zahlreichen Fallbeispielen Zimmer/Hallmann: *Nonprofit-Organisationen* (wie Anm. 35), ferner Zimmer, Annette/Priller, Eckhard (Hrsg.): *Gemeinnützige Organisationen im gesellschaftlichen Wandel. Ergebnisse der Dritte-Sektor-Forschung*. Wiesbaden 2004 (2. Aufl. 2007).
- 39 Vgl. die neueren Studien (in Auswahl) von Wöhler, Claudia: *Verbandsmanagement mit Zukunft. Nonprofit-Organisationen professionell und erfolgreich führen*. Wiesbaden 2015; Theuvsen, Ludwig u.a. (Hrsg.): *Nonprofit-Organisationen und Nachhaltigkeit*. Wiesbaden 2017.
- 40 Schreiber: *Zuhause* (wie Anm. 4), S. 135f.
- 41 Menasse, Robert: *Heimat ist die schönste Utopie. Reden (wir) über Europa* (edition suhrkamp 2689). Berlin 2014, S. 80.

Hans-Ludwig Oertel

Porta et corda

Die Erbhuldigung 1745 in Bildtafeln im Rathausaal zu Marktbreit¹

Der Beitrag ist die Grundlage des Vortrags, den der Verfasser am 19. Oktober 2019 beim Bundestag des FRANKENBUNDES in Marktbreit in verkürzter Form gehalten hat. Er befasst sich mit den sieben Tafeln im Marktbreiter Rathausaal, die in Wort und Bild die Huldigungsfeierlichkeiten des Jahres 1745 für den Landesherrn, Fürst Joseph I. Adam von Schwarzenberg, darstellen. Der Schwerpunkt liegt auf der sprachlichen und formalen Erläuterung der Texte, die bisher vernachlässigt worden ist.

Hochgeachtete Anwesende! Der Ehre eines solchen Besuches werden wir nicht so bald wieder teilhaftig werden. Dero Empfang muss würdiger und feierlicher sein. Die ankommenden Wägen müssen von einem Spalier der Bürger submisses mit ‚*Vivat*‘ begrüßt werden, eine Schützencompagnie hat anzutreten, über der Straße ist eine Ehrenpforte mit Blumen zu errichten, auf dem Schlossplatz wird feierlich Abend-Musik ertönen, überhaupt sollte eines jeden Bürgers Haus in der Stadt mit festlichem Schmuck und Bildtafeln seine Freude zeigen. Das sind wir dem durchlauchtigsten Besuch schuldig.

Verehrte Damen und Herren, liebe Bundesfreunde! Sie haben natürlich gleich gemerkt, dass sich dieser gerade skizzierte Empfang nicht auf die aktuelle Versammlung bezieht. Ein solcher Aufwand wäre trotz der Ehre, die der FRANKENBUND

Marktbreit-Ochsenfurt durch Ihr Kommen erhält, leicht übertrieben. Nein, ich habe die Sorgen formuliert, die ein Rats Herr im Herbst 1745 hier im Rathaus vor seinen Kollegen geäußert haben könnte. Denn es stand ein außergewöhnliches Ereignis bevor: Der Landesherr Fürst Joseph Adam zu Schwarzenberg hatte angekündigt, in seine Stammlande zu kommen, um sich von seinen Untertanen huldigen zu lassen. Übrigens hat dann der Empfang tatsächlich in der oben angedeuteten feierlichen Form stattgefunden: Das Tor und die Herzen – *porta et corda*² – waren weit geöffnet. Von diesen glanzvollen Maßnahmen ist naturgemäß nicht mehr übrig geblieben als die sieben Bildtafeln, die Sie hier ringsum an den Wänden im Rathausaal sehen können.

Damit Sie das Dargestellte besser verstehen und damit Sie sich nicht die Hälse verrenken müssen, zumal die Ölbilder auf einfachem Fichtenholz stark nachgedunkelt sind und manches Detail nur schwer erkennbar ist, zeigt Ihnen Bundesfreund Richard Scharnagel die Tafeln auf helleren Photos.³

Geschichtlicher Hintergrund

Ehe wir zu den Tafeln kommen, will ich den geschichtlichen Hintergrund kurz beleuchten.⁴ Marktbreit war seit Anfang des 15. Jahrhunderts im Besitz der Herren von Seinsheim, einem Ort nicht weit von Marktbreit Richtung Steigerwald. Bedeutendster Ortsherr im darauffolgenden



Abb. 1: Schloss Schwarzenberg.

Foto: Richard Scharnagel.

Jahrhundert war Georg Ludwig von Seinsheim, der hier die Reformation einführte und die Markterhebung unseres Städtchens beim Kaiser erreichte. Es gab mehrere Linien der Seinsheimer. Aus einer von diesen ging im 15. Jahrhundert das Haus Schwarzenberg hervor. Ihre Stammburgen lagen auf dem Schwarzenberg bei Scheinfeld und auf dem Hohenlandsberg, heute eine Ruine im Steigerwald bei Weigenheim. Im 17. Jahrhundert kamen der fränkische Besitz der Seinsheimer und die Schwarzenberger Güter an Johann Adolf zu Schwarzenberg aus der sog. Rheinischen Linie. Johann Adolf stand in kaiserlichen Diensten und wurde in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben. Durch großzügige Belohnungen für seine Dienste und kluge Heiratspolitik kamen die Schwarzenberger in den Besitz riesiger Ländereien in Südböhmen und in der Steiermark. Noch in unserem Jahrhundert spielen die Schwarzenberger auf der politi-

schen Bühne ganz vorne mit, wie Sie sicher wissen: Karl Johannes Fürst zu Schwarzenberg, ein enger Vertrauter des Reformpolitikers Vaclav Havel, war von 2007 bis 2013 Außenminister der tschechischen Republik.⁵

Fürst Joseph I. Adam zu Schwarzenberg

Konzentrieren wir nun unseren Blick auf den Fürsten zu Schwarzenberg, dem 1745 die geschuldete Erbhuldigung von seinen fränkischen Untertanen zuteil wurde. Die Erbhuldigung war nötig, denn der Fürst hatte ja sein fränkisches Territorium nicht durch eine Wahl oder eine neue Schenkung erhalten, sondern es von seinen Vorfahren ererbt. Joseph I. Adam war in diesem Jahr erst 23 Jahre alt und auch schon standesgemäß mit Maria Theresia, einer Prinzessin zu Liechtenstein, verheiratet.⁶ Am Wiener Hofe hatte er es weit gebracht: Er war ein fürstlicher Kammerherr, was ein

enges Vertrauensverhältnis zum Herrscherpaar mit sich brachte.⁷

Herrscherin in Wien war damals die berühmte Maria Theresia, die Franz von Lothringen zum Gemahl hatte. Zwar war sie die wahre Regentin, aber zum Kaiser konnte nur ein Mann gekürt werden. So wurde die Kaiserkrone Franz von Lothringen in der herkömmlichen Krönungsstadt Frankfurt am Main im Spätsommer 1745 aufs Haupt gesetzt.⁸ Des fürstlichen Kämmerers Pflicht war es, Franz I. zur Zereemonie nach Frankfurt zu begleiten und darauf den Vollzug der nunmehrigen Kaiserin nach Wien zu melden. Das musste rasch geschehen, und so hatten die fränkischen Untertanen zunächst vergeblich gehofft, dass ihr Landesherr bei ihnen Station machte. Freilich war ihr Territorium fern vom Wohnsitz des Fürsten und klein im Vergleich zu den viel größeren böhmischen Besitzungen und, wenn auch Stammlande, doch lange nicht so bedeutend. Aber Fürst Joseph hatte sein baldiges Erscheinen versprochen, und die ungeduldig Wartenden konnten ihn dann endlich im Spätherbst feierlich empfangen.⁹

Marktbreit unter Schwarzenberger Herrschaft im 18. Jahrhundert

Nach dem Besuch des Schwarzenberger Stammschlosses bei Scheinfeld und anderer Dörfer am Wege kam der lang Ersehnte am 22. November 1745 in Marktbreit an.¹⁰ Für Marktbreit war die Gunst des reichen und hochgestellten Herrn besonders wichtig. Der Handelsplatz am Main stand – vor allem durch herrschaftliche Förderung – in Blüte.¹¹ Den Grundstein für diese Blüte hatte schon Fürst Johann Adolf nach dem Dreißigjährigen Krieg gelegt.¹² Die Toleranz des katholischen Fürsten gegenüber den evangelischen Bürgern

hatte sich bezahlt gemacht.¹³ Das ansehnliche Stammhaus eines der reichsten Bürger, der Familie Günther, dort gegenüber dem Rathaus, in dem jetzt ein Schreibwarengeschäft seine Produkte anbietet, haben Sie wahrscheinlich schon en passant wahrgenommen. Auch der erhaltene Kran am Main, den übrigens auch ein Schwarzenberger Fürst errichten ließ, zeugt von der damaligen wirtschaftlichen Bedeutung des Städtchens.¹⁴ Außerdem war Marktbreit als Amt hervorgehoben vor den Unterräumen Wässerndorf, Gnötzheim (weiteren Schwarzenberger-Orten vor dem Steigerwald) und vor Erlach auf der anderen Mainseite.¹⁵

Quellen zur Erbhuldigung 1745

Über den Empfang und den Ablauf des fürstlichen Besuches sind wir recht gut informiert. So ist die Herkunft und Be-



Abb. 2: Titelseite „Sammlung der meisten Symbolischen Ehren-, Denck- und Sinnbilder ...“ (Auschnitt).
Foto: Richard Scharnagel.



Abb. 3: Titelseite „Unterthänigst wiederholte Willkommens- und Huldigungs-Freude ...“ (Ausschnitt). Foto: Richard Scharnagel.

schreibung der Bildtafeln im Städtchen durch den damaligen Stadtpfarrer Leonhard Reiz erhalten,¹⁶ auch derer, die auf der Rathausdiele hängen. In der Abbildung 3 sehen Sie einen Teil der wortreichen Titelseite.

Sein Sohn Lorenz Reiz hat ein langes Lobgedicht „... Willkommens- und Huldigungs-Freude ...“ verfasst, das in hymnischen Versen das Fürstenpaar und die Huldigungsereignisse von 1745 feiert.¹⁷ Dessen zahlreiche sachliche Anmerkungen zu dem Gedicht sind für den Ablauf und die Örtlichkeiten unsere Hauptinformationsquelle.

Nur am Rande möchte ich ein weiteres zeitgenössisches Dokument erwähnen, da es als geschichtliche Quelle weniger ergiebig ist: Dabei handelt es sich um den Text einer Kantate zur Huldigungsfeier, das „Pflichtopfer“, verfasst vom Rektor der Lateinschule.¹⁸

Es gibt zwar auch moderne Schilderungen dieses festlichen Ereignisses,¹⁹ sogar

einen Beitrag speziell zu den Tafeln im Saal,²⁰ aber keiner hat sich mit der Übersetzung der lateinischen Verse beschäftigt.²¹ Deshalb soll es in meinem Beitrag besonders um diese Texte gehen.

Der Empfang des Fürstenpaares

Die Marktbreiter hatten damals im Herbst 1745 erst wenige Tage zuvor das endgültige Datum des Eintreffens ihres Herren erfahren.²² Obwohl die Ehrengedichte



Abb. 4: Das Maintor heute.

Foto: Richard Scharnagel.

schon entworfen waren, die Kantate schon eingeübt wurde und die Bildtafeln schon in Kitzingen bestellt waren,²³ mussten dennoch weitere nötige Empfangsvorbereitungen in aller Eile getroffen werden; in den Eingangssätzen habe ich sie angedeutet.²⁴

So zog dann die Prachtkarosse des Fürstenpaares und ihr Geleit gegen Abend des 23. November von Obernbreit her durch die Ehrenpforte, die sich über die Bachgasse wölbte, zum Maintor. Dabei begleitete sie der Jubel aller angetretenen Bürger und der Donner der Böllerschüsse.

Nach der Begrüßung durch den Amtsverwalter, den Bürgermeister und die Ratsherren vor dem Tor betrat der herrschaftliche Zug die Stadt, die überall mit Fackeln und Kerzen illuminiert war. Schließlich



Abb. 5: Das Schloss oder Amtshaus heute.
Foto: Richard Scharnagel.



Abb. 6: Das Rathaus (mit Maintor) heute.
Foto: Richard Scharnagel.

gelangte das Paar mit seinem Geleit zum Amtshaus am Schlossplatz, wo es die Nacht verbringen sollte.

Hier sprachen noch die Honoratioren vor und überreichten dem Fürsten die vorbereiteten Lobgedichte.²⁵ Später am Abend ließ ein Chor von einer Ecke des Platzes die Serenade „Das Pflichtopfer“ erklingen.²⁶

Die Huldigung

Am nächsten Morgen sollte vor dem Schloss die Huldigung vonstatten gehen, wo auch schon neben anderem Schmuck fünf unserer Bildtafeln aufgestellt worden waren.²⁷ Doch das schlechte Novemberwetter zwang kurzfristig dazu, die Zeremonie ins Rathaus zu verlegen.²⁸

Die Marktbreiter Bürger zogen gemäß ihrem Stand am Thron vorbei und legten ihre Hand mit tiefer Verbeugung in die des Fürsten, desgleichen taten darauf die Bewohner der benachbarten Dörfer, dann sprachen sie gemeinsam mit erhobener Hand die vorgesezte Eidesformel nach. Der feierliche Akt endete mit einer erbaulichen Ansprache des gnädigen Herrn.²⁹

Danach³⁰ fanden Festgottesdienste beider Konfessionen statt, die katholische in der Kapelle im Amtshaus, an der wohl das hohe Paar teilnahm, die evangelische in der Stadtkirche St. Nikolai. Im Anschluss daran ließen sich die Herrschaften bei Fahrten durch die Gassen vom Volk feiern.³¹ Bereits am nächsten Morgen, den 24. November, reiste der Landesherr samt Gefolge wieder ab.

Er kam noch mehrmals in seine Stammlande,³² obwohl er in Wien sehr beschäftigt war. Denn er stieg bei Hofe immer höher und erreichte am Ende den Rang des Ersten Obersthofmeisters – der erste Rang überhaupt am Kaiserhof.³³

Die Anordnung der Tafeln

Mit diesen einführenden Informationen über den Hintergrund werden Sie nun die Bilder ringsherum im Saal, zu denen ich nun komme, besser einordnen können. Es waren ursprünglich viel mehr, die sich allerdings über die ganze Stadt verteilten.³⁴ Sie alle beschreibt Leonhard Reiz in seiner genannten „Sammlung der Ehren-, Denck- und Sinnbilder“. Von den sieben hier im Rathaus erhaltenen war der größere Teil ursprünglich zur Verzierung der Ehrentribüne vor dem Amtshaus oder Schloss gedacht.³⁵

Die Reihenfolge der sieben Tafeln hier im Saal ist nicht sinnvoll angeordnet, weder zeitlich noch inhaltlich. Im Saal verteilen sich die Tafeln wie folgt:



(Treppenaufgang)

<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>porta et corda</i> (Stadtschlüssel) </div>	
<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>subditorum ... fidelitas</i> (Huldigung) </div>	<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>ars rara celebrat</i> (Abendserenade) </div>
<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>Civium ... iubila</i> (Jubel der Bürger) </div>	<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>pater ... patriae</i> (Vater d. Vaterlandes) </div>
<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>principis adventus</i> (Anreise) </div>	<div style="border: 1px solid black; padding: 5px; text-align: center;"> <i>auspicatiss. ... coniugium</i> (Fürstenpaar) </div>

Ich werde sie deshalb in anderer Reihenfolge erläutern, nämlich nach dem Ablauf der Ereignisse:

1. Das jung vermählte **Fürstenpaar** (*auspicatissimum ... coniugium*),
2. Die **Anreise** des Fürstenpaares (... *principis adventus*),
3. Der **Vater des Vaterlandes** (*pater ... patriae*),
4. Übergabe des **Stadtschlüssels** (*porta et corda*),
5. Die **Abendserenade** (*ars rara celebrat*),
6. Die **Huldigung** (*subditorum ... fidelitas*),
7. Der **Jubel der Bürger** (*civium ... iubila*).

Alle sieben haben nicht nur das Thema der Huldigungsfeierlichkeiten gemeinsam, sie sind auch alle mit knapp einem Quadratmeter Fläche gleich groß. Ihre Bemalung und Beschriftung haben den gleichen Aufbau: Oben steht eine lateinische Überschrift mit der Devise des Bildes, in der Mitte ist eine einschlägige Szenerie gemalt, meist unterstrichen mit einem Motto, und unten stehen Verse in lateinischer und deutscher Sprache.³⁶ Auf fünf Tafeln enthalten die Verse eine besondere sprach-

liche Kunst, nämlich Chronogramme, deren Zahlenbuchstaben, in roter Farbe hervorgehoben, jeweils das Jahr der Huldigung 1745 ergeben.



Abb. 7: Das jung vermählte Fürstenpaar (*auspicatissimum ... coniugium*).

Foto: Richard Scharnagel.

Die einzelnen Tafeln

Tafel 1: Fürstenpaar

Das werde ich am Beispiel der ersten Tafel exemplifizieren, die über weiter zurückliegende Fakten informiert: den fränkischen Ursprung des Fürsten und seinen Ehebund. Wir haben schon gehört, dass Fürst Joseph Maria Theresia zu Liechtenstein geheiratet hatte, und zwar vier Jahre vorher (1741). Auf diese Verbindung weist die thematische Überschrift:

AUSPICATISSIMUM SERENISS(IMI)
PRINCIPIS CONIUGIUM

(Die unter glücklichsten Vorzeichen stehende Ehe des huldreichen Fürsten.)

Das darunter gemalte Bild drückt die Verbindung durch zwei verschlungene Bäume aus, an denen die Wappen der beiden Fürstenhäuser lehnen. Ein schwarzer Berg (!) schmückt die linke Seite. Im Hintergrund sieht man die beiden fränkischen Stammburgen Hohenlandsberg (rechts) und Schwarzenberg. Es könnten aber auch die Stammburgen des Fürstenpaares angedeutet sein, also Schwarzenberg (links) und Liechtenstein: Dann hätte jeder der beiden Gatten seine Hälfte des Bildes.

Unter dem Gemälde steht das Motto:
ILLUSTRIS NEXUS FORTUNAT
(Eine erlauchte Verbindung bringt Glück.)

Den Tafelschmuck erläutert unten ein lateinischer Vers:

IVNIXIT AMOR FAVSTVS CON-
CORDEIS PAX IBI SERVET³⁷

(Der glückbringende Amor hat sie einträchtig verbunden. Der Friede möge sie dort³⁸ bewahren.)

Der Vers ist ein Hexameter: *Iúnxit amór
faústus concórdeis, páx ibi sérvet.*

Ihm folgen abschließend zwei gereimte Vierheber mit ähnlichem Inhalt:

WIE Lieb VnD Lieb sIE zWey fest
banD

So bLeIbs fVr Vnser Vatter LanD!³⁹

Die auf dem Bild farbig hervorgehobenen Großbuchstaben ergeben addiert die Jahreszahl 1745, wobei die Reihenfolge keine Rolle spielt. Im Lateinischen: MD CC XX VVVV IIIII, im Deutschen: DDD LLLL VVVVVVVV IIIII. Ein solches Chronogramm in Versgestalt nennt man auch ein Chronóstichon.

Lateinische Chronogramme zu bilden, erfordert fundierte Sprachkenntnisse, erst

recht solche in Versform. Diesen Zahlen-
spielen kam zugute, dass lateinische Chro-
nogramme gerade im 18. Jahrhundert in
Mode waren und lateinische Verse auch
schon in der höheren Schule geübt wur-
den, vor allem aber, dass Marktbreit auf
einen Spezialisten zurückgreifen konnte:
auf den schon erwähnten Pfarrer Leonhard
Reiz, der auch andernorts Chronosticha
aus dem Stegreif formulieren konnte.⁴⁰ Er
war gewiss der Urheber unserer Verse, auch
wenn dies nicht ausdrücklich überliefert
ist. Auch heute noch gibt es so viele Chro-
nogramme in Marktbreiter Inschriften wie
kaum in einer vergleichbaren Stadt.⁴¹



Abb. 8: Die Anreise des Fürstenpaares (... *principis adventus*). Foto: Richard Scharnagel.

Tafel 2: Anreise

Auf der zweiten Tafel wird die Anreise zur
Huldigung dargestellt. Die Überschrift ver-
kündet:

LAETABILIS PRINCIPIS ADVENTUS
(Die Freude weckende Ankunft des Fürsten.)

Das Gemälde zeigt die sechsspännige
Kutsche des Fürsten und seiner Gattin mit
berittenem Geleit in einer stilisierten Al-
lee. Darunter der freudige Ausruf:

VIVIT ADHUC VENIT

(Er lebt noch; er kommt.)

Das wird dann in den Versen weiter
ausgeführt. Erst im lateinischen Chrono-
stichon:

VIVIT ADHVC IOSEPH. HANC
VRBEM VOSQVE INVABIT

(Es lebt noch Joseph. Er wird diese
Stadt und euch erfreuen.)

(Wieder ein Hexameter: *Vivit adhuc
Ioséph. Hanc urbem vosque invabit*, dessen
Zahlenbuchstaben MDCC VVVV VVVV
IIIII erwartungsgemäß 1745 ergeben.)

Etwas überraschend ist allerdings das
„*adhuc*“ („er lebt noch“). Ist das etwa ein
leiser Vorwurf auf das späte, schon lange
erwartete Eintreffen des Fürsten? Oder gar
eine Anspielung auf den Österreichischen
Erbfolgekrieg (1740–1748), an dem auch
Joseph im vorausgegangenen Winter be-
teiligt war?⁴²

Dann das deutsche Chronogramm in
zwei gereimten Zeilen:

Vnser Ioseph Lebet noch. Er Ist
bey Vns angeLanget.

Wer nVn treV Von Herzen Ist, aVf
Das Ihr Ihn froh eMpfanget.

Tafel 3: Vater des Vaterlandes

Und so naht der Fürst der Stadt. Er ist der
Vater des Vaterlandes:

HIC PATER EST PATRIAE.⁴³

Das Bild zeigt einen buntgekleideten
Herrn in einer Prachtkarosse wie einen



Abb. 9: Der Vater des Vaterlandes (pater ... patriae). Foto: Richard Scharnagel.

Triumphator. Die Quadriga wird von vier Pferden gezogen. Menschen am Wegesrand in ebenfalls ungewöhnlicher, fast indianerhafter Kleidung rufen „Abrech!“ Dieses seltsame Wort ist der Schlüssel für das Verständnis der Szene: Es ist nämlich ein Zitat aus dem Alten Testament.⁴⁴ Die Bedeutung ist umstritten. Man versteht es heute als „Achtung!“⁴⁵ oder „Aus dem Weg!“, denn „Abrech!“ riefen die Ägypter, als der vom Pharao zum Herrn über das Reich ernannte Joseph in seinem Wagen vorbeifuhr.

Luther aber, der auch ratlos war, übersetzte es kurzentschlossen mit „des Landes Vater“;⁴⁶ und so blieb es in der evangelischen Kirche bis ins 20. Jahrhundert. Unser Fürst Joseph wird also seinem berühmten biblischen Namensvetter gleichgesetzt und somit besonders geehrt. Das Bild will nicht die Realität wiedergeben, sondern ein Sinnbild für die Hoheit und Beliebtheit des Besuchers darstellen.

Das lateinische Chronogramm stellt den Bezug des Sinnbildes auf den Fürsten deutlicher her:

QVIS IOSEPH? PATRIAE VT PATER ET NOSTRAE DECUS ET SPES CHARA DEO: VIVAT, REGNET OVETQVE DIU

(Wer ist Joseph? <Er ist> wie der Vater unseres Vaterlandes und seine Zierde und Hoffnung, die Gott lieb ist. Er möge leben, regieren und gefeiert werden lange Zeit!)

Hier haben wir sogar ein Chronodistichon, nämlich einen Hexameter und einen Pentameter: *Quis Joséph? Patri(ae) út pater ét nostráe decus ét spes*

Chára Deó: Vivát, / régnét ovétque diú!

Die Jahreszahl 1745 ergibt sich aus DDD CC VVVV VVVV IIIII. Unter dem lateinischen Vers folgen wieder zwei gereimte Zeilen mit deutscher Paraphrase, die ebenfalls die gewünschte Jahreszahl enthalten:

Wer Ist Ioseph? O getrost! Vnser hoher Landes Vatter,

Vnsre Zier, Ia Vnser SchVz; Gott erhalt Ihn zVM Berather!

Ob „Berather“ nur des Reimes wegen gewählt ist oder ob es auch eine vorsichtige Kritik an der absoluten Herrschaft darstellt, müssen wir offen lassen.

Tafel 4: Stadtschlüssel

Kaum hält die Karosse vor der Stadt, kommen dem Fürsten die Honoratioren entgegen, die ihm „porta et corda“ öffnen. Konkret heißt das, dass die Bürger den Fürsten von Herzen willkommen heißen, und dass ihm der Bürgermeister, wenn auch nur symbolisch, den Stadtschlüssel überreicht.



Abb. 10: Die Übergabe des Stadtschlüssels (*porta et corda*). Foto: Richard Scharnagel.



Abb. 11: Ausschnitt aus Abb. 10.

Das zeigt das Gemälde detaillierter: Es treten ein hell gekleideter Herr, wohl der Schultheiß bzw. Amtsverwalter, und die Ratsherren mit dunklen Gewändern in einer Reihe aus dem Stadttor, dem Fürsten entgegen, vorneweg der Bürgermeister, der auf einem blauen Kissen ein offenes Herz und den Schlüssel trägt.

Der lateinische Vers lautet:

PORTA TIBI PRINCEPS CORDA
SIMULQUE PATENT

(Das Tor, o Fürst, und die Herzen zugleich stehen dir offen.)

Hier fehlt das Chronogramm. Aber immerhin ist „*porta et corda*“ ein klangvolles Motto, und der Pentameter (*Pōrta tibi, princēps, / cōrda simūlque patēnt*) glänzt durch seinen Reim und das dreifach anlautende „p“.

Die beiden deutschen Verse, wieder ohne Chronogramm, fügen noch das lange Warten der Marktbreiter auf das Erscheinen ihres Landesherrn hinzu:

Willkom, o Fürst, nach langen Hoffen,
So Thor als Herzen stehn dir offen.

Tafel 5: Abendserenade

Die Abendserenade nach der Begrüßung, das schon erwähnte „*Pflichtopfer*“, ist der Gegenstand unserer nächsten Tafel, die damals auf dem Schlossplatz stand. Die Überschrift weiß diese neue Komposition zu würdigen:

ARS RARA CELEBRAT

(Die Kunst feiert das Außergewöhnliche.)

Diese Musikkunst wird sinnbildlich dargestellt durch Arion von Lesbos, den berühmten Sänger aus der griechischen Sage: Er wurde wegen seines wundersamen Sings von einem Delphin aus dem Meer gerettet, in das ihn Matrosen gestoßen hatten. Hier



Abb. 12: Die Abendserenade (*ars rara celebrat*).
Foto: Richard Scharnagel.

sehen wir ihn bekränzt und Harfe spielend auf dem Delphin, während ein anderer Fisch lauschend heranschwimmt.

Unter dem Bild folgt ein lateinischer Hexameter (*et chelys et cithara atque fides pro principe certent*), der wie schon bei Abb. 10 kein Chronogramm enthält:

ET CHELYS ET CITHARA ATQVE
FIDES PRO PRINCE CERTENT

(Sowohl die Laute als auch die Harfe ebenso wie die Leier mögen für den Fürsten wetteifern!)

In der deutschen Paraphrase in zwei gereimten Versen ist wieder die Jahreszahl 1745 hervorgehoben:

Könte **ICH** **DI**e Harpfe g**V**t **WI**e
Arlon sp**LE**Len,

DVrrften n**VR** a**VF** Iosephs Prei**ß**
Gr**IFF** **VnD** Sa**LT**en z**LE**Len.

Allerdings ist auf der Tafel versehentlich das „i“ in „Arion“ nicht hervorgehoben.

Tafel 6: Huldigung

Wir kommen nun zum Höhepunkt der Bilderfolge, der eigentlichen Huldigungsszene. Das besagt auch die Überschrift:

SUBDITORUM OBSIGNATA FIDELITAS

(der besiegelte Treueid der Untertanen).

Auf dem Bild sitzt der junge Fürst auf einer Tribüne unter einem Baldachin, im Harnisch und mit der Kette des Goldenen Vlieses auf der Brust. Diese Auszeichnung verdankte der junge Prinz einem eigentlich traurigen Anlass: Im Alter von zehn Jahren musste er erfahren, dass der Kaiser seinen Vater auf der Jagd versehentlich erschossen hatte. Um den Verlust abzumildern, nahm ihn Karl VI. in diesen Orden auf,⁴⁷ und der Prinz wurde schon mit 19 Jahren für volljährig erklärt, weswegen er nun selbstständig über seine Güter entscheiden konnte.

Neben ihm stehen zwei Minister, vor ihm die Ratsherren und seitlich das Volk:



Abb. 13: Die Huldigung (*subditorum ... fidelitas*).
Foto: Richard Scharnagel.

Sie alle schwören den Huldigungseid mit emporgestreckten Fingern.

Unter dem Bild lesen wir das Motto:

AD QVAEVIS PRAESTANDA PARATI (Bereit, alles zu erfüllen.)

Auch das folgende lateinische Chronostichon umschreibt den Eid:

EXERIT OBSEQVIA ATQVE FIDEM HIC SACRA VOX PIA VOTA

(Es offenbart die feierliche Stimme Gehorsam und Treue allhier: fromme Gelübde!)

Die Jahreszahl 1745 ergibt sich aus MD CC XX VVVV IIIII. Unter dem lateinischen Vers folgt eine deutsche Paraphrase mit zwei etwas mühsam gereimten Zeilen, die – keine Überraschung – ebenfalls unsere Jahreszahl enthalten:

WIr sChWören gerne TreVe, WIr gLoben

IeZt reIne LLebes VnD GehorsaMsproben.

Tafel 7: Der Jubel der Bürger

Die letzte der sieben erhaltenen Tafeln schildert den grenzenlosen Jubel der Bürger, der auf die Huldigung folgt. Das verkündet schon die Überschrift:

CIVIUM RESONANTIA IUBILA

(Die immer wieder ertönenden Jubelrufe der Bürger.)

Auf dem Gemälde sehen wir im Hintergrund die Fassade des Schlosses. Salutsschüsse werden abgefeuert, Vivat-Rufe werden laut, Trommelwirbel und Trompeten ertönen, Böller werden gezündet. Unter dem Bild lesen wir:

MILLEINIS VOCIBUS OPTANT

(Ihre Hochrufe erschallen mit tausendfachen Stimmen.)



Abb. 14: Der Jubel der Bürger (civium ... iubila).
Foto: Richard Scharnagel.

Die lateinischen Verse sind besonders bemerkenswert:

VOX IBIT CVNCTIS VIVAT
IOSEPHVS ADAMVS
VIVAT IO CONIVX CHRISTE
IUVVENTA DOMVS

(Alle werden rufen: Es lebe Ioseph Adam! Hurra! Es lebe die Gattin! O Christus, es lebe der Nachwuchs des Fürstenhauses!)

Die erste Besonderheit ist, dass sie nicht nur das Fürstenpaar hochleben lassen, sondern auch den Nachwuchs. Der junge Ioseph Adam hatte nämlich von seiner Gemahlin Maria Theresia schon drei Kinder.⁴⁸

Metrisch sind die Verse wieder ein Chronostichon:

Vox ibit cunctis: Vivat Iosephus Adamus!
Vivat io! coniux, / Christe, iuvventa domus!

Aber einzigartig auf unseren Tafeln ist das doppelte Chronogramm: Die Jahreszahl 1745 ist in jedem der beiden Verse

vollständig enthalten: Zweimal ergibt MD CC X VVVVVV IIII 1745. Verdoppelt dieses poetische Kunststück damit auch den Jubel?

Unter dem lateinischen Text folgen wie stets zwei gereimte deutsche Zeilen mit den Zahlenbuchstaben:

HeVt, heVt Ists ZeIt, Gebet zV Weyhen,

Da hört nICht aVf MIt VIVat!
sChreyen!

Diese letzten Worte kann ich auch abschließend für eine Empfehlung an die Bundesversammlung aufnehmen. Wenn Sie heute die neue Bundesleitung gewählt haben, dann klatschen Sie nicht nur Beifall, sondern hören Sie nicht auf mit „Vivat!“ schreien.

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld mit dem vielen Latein!

Dr. Hans-Ludwig Oertel (geb. 1940) studierte Klassische Philologie und Geschichte für das Höhere Lehramt. Er unterrichtete Latein und Griechisch am Armin-Knab-Gymnasium in Kitzingen (1967–1983), unterbrochen durch eine dreijährige Auslandsschultätigkeit in Gabun (Afrika). Von 1983 bis 2003 war er als Fachdidaktiker für die Alten Sprachen an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg tätig. Er wurde über die Aeneis-Supplemente promoviert. Zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich Fachdidaktik, Neu-Latein und Lokalgeschichte. Seine Anschrift lautet: Schlesierstraße 58, 97340 Marktbreit, E-Mail: hloertel@gmail.com.

Anmerkungen:

- 1 Der hier abgedruckte Vortrag wurde am 19.10. 2019 auf dem 90. Bundestag des FRANKEN-BUNDES in Marktbreit gehalten; der Vortragscharakter wurde beibehalten.
- 2 S. Abb. 10: Übergabe des Stadtschlüssels.
- 3 Bundesfreund Scharnagel hat nicht nur die schwer zu belichtenden Tafelbilder fotografiert, sondern hat den Verf. auch als ausgewiesener Schwarzenberg- und Marktbreitkenner im historischen Teil des Vortrags beraten.
- 4 Zur Geschichte der Seinsheimer und der Schwarzenberger vgl. auch: Dohna, Jesko Graf zu/Schuh, Robert (Hrsg.): Auf den Spuren der Fürsten Schwarzenberg in Franken. Scheinfeld 2006.
- 5 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Karl_Schwarzenberg (Aufruf 15.08.2019).
- 6 Schwarzenberg, Fürst Karl zu: Geschichte des reichsständigen Hauses Schwarzenberg. Neustadt a.d. Aisch 1963, S. 166. Bei dem Fürstentum handelt es sich um den heutigen Kleinstaat Liechtenstein.
- 7 Schwarzenberg: Geschichte (wie Anm. 6), S. 166.
- 8 Ebd., S. 167.
- 9 Reiz, Lorenz: M. Georg Lorenz Gottlieb Reizen, Unterthänigst wiederholte Willkomms- und Huldigungs-Freude. Das ist: Poetische Vorstellung und Beschreibung der im Monat November des jüngst-verwichenen Jahres 1745, sonderlich zwischen den 13. und 23. glücklich geschehenen höchstewünschten hohen Ankunfft und Erbhuldigung des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Joseph Adam [...]. Rotenburg ob der Tauber 1746, S. 4ff. (Die Seiten sind im Original nicht nummeriert, wohl aber die Anmerkungen.)
- 10 So Selzer, Otto: Wandschmuck in der Rathausdiele zu Marktbreit, in: Im Bannkreis des Schwanbergs 1972, S. 126–137, hier S. 127, und Plochmann, Richard: Urkundliche Geschichte der Stadt Marktbreit in Unterfranken. Erlangen 1864, S. 246; Reiz: Willkomms-

- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 7, schreibt allerdings: „d. 21. Nov. nach 4. Uhr.“
- 11 Wenzel, Johannes: Marktbreit. Geschichte einer kleinen fränkischen Stadt. Marktbreit 1987, S. 111 u. S. 126ff.
 - 12 Wenzel, Johannes: Beginn der Blütezeit (1643). Marktbreit wird schwarzenbergisch. Marktbreit 1993, S. 39ff.
 - 13 Vogel, Georg: Der schwarzenbergische Verkehrs- und Handelsplatz Marktbreit am Main von 1648–1740 und die fränkische Verkehrs- und Handelspolitik. Würzburg 1933, S. 16ff.
 - 14 Marktbreit hat genau genommen das Stadtrecht erst 1819 – also vor 200 Jahren – bekommen.
 - 15 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 11, Anm. 24. Von dieser Blütezeit berichtet ausführlicher das September-Heft 3/2019 des *FRANKENLANDES*.
 - 16 Reiz, Leonhard: M. Joh. Adam Leonhard Reizen, Sammlung der meisten Symbolischen Ehren-, Denck- und Sinn-Bilder, nebst allen dazugehörigen Beyschriften und Erläuterungen, welche bey der höchst-erfreulichen Gegenwart und hoch-persönlich eingenommenen Erbhuldigung des durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Johann Adam [...] und zugleich in höchster Anwesenheit dero durchlauchtigsten Frauen Gemahlin [...] den [Lücke! / Der genaue Ankunftsstag stand also bei Drucklegung noch nicht fest. S. o. „Der Empfang des Fürstenpaares“] Novembris Anno 1745 hin und wieder aufgestellt worden [...] Wirtzburg <1745>.
 - 17 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9).
 - 18 Das Pflicht-Opfer der Freude, Ehrfurcht, Treue und des Gehorsams wurde dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Joseph Adam [...] wie auch dero innigst-geliebtesten Frauen Gemahlin, [...] Frauen Maria Theresia [...] bey gnädigst persönlich eingenommener Erbhuldigung von dero gehorsamsten Unterthanen zu Marckbreit in einer dargebrachten Abend-Music unterthänigst abgestattet [...] durch die Feder des jezigen Rectoris M. Johann Martin Prechtleins und Composition des Cantoris und Organisten Julii Jac. Hoffmanns. Rotenburg ob der Tauber <1745>. Die Musik ist nicht erhalten.
 - 19 Plochmann: Urkundliche Geschichte (wie Anm. 10), S. 245ff.; Schwarzenberg: Geschichte (wie Anm. 6), S. 167.
 - 20 Selzer: Wandschmuck (wie Anm. 10), passim.
 - 21 Einen ersten Versuch enthält Oertel, Hans-Ludwig: Chronogramme in lateinischen Inschriften in Marktbreit, Obernbreit und Segnitz und ihre Deutung. Segnitz 2008. Der Vortrag hier bringt noch einige Verbesserungen und Ergänzungen.
 - 22 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 4, Anm. 7.
 - 23 Die Maler waren Georg Christian Urlaub und Johann Lorenz Derleth aus Kitzingen. Vgl. Selzer: Wandschmuck (wie Anm. 10), S. 127.
 - 24 Noch mehr Einzelheiten bei Plochmann: Urkundliche Geschichte (wie Anm. 10), S. 246.
 - 25 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), Anm. 20.
 - 26 Ebd., Anm. 21.
 - 27 Reiz: Ehren-, Denck- und Sinn-Bilder (wie Anm. 16), S. 3f.
 - 28 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 10 u. Anm. 22.
 - 29 In Versen geschildert von Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 11; dazu seine Anm. 23–26. – Eine prosaische, aber ausführlichere Beschreibung einer Huldigungszeremonie, die wohl überall ähnlich verlief, bietet der Schultheiß von Mönchsodheim. Mit dieser Zeremonie wurde 1777 dem Marktgrafen von Ansbach gehuldigt. Vgl. Brombierstädt, Andreas: „*Erbhuldigungs-Beschreibung, welche den 6. Oktobr. 1777 zu Mainstockheim Soleniter vollzogen worden*“, in: Stadt Iphofen (Hrsg.): Dies und Das aus Iphofens Vergangenheit. Iphofen 1992, S. 329–332.
 - 30 Diese ungewöhnliche Reihenfolge bezeugt Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 13. Plochmann: Urkundliche Geschichte (wie Anm. 10), S. 247, lässt den Festgottesdienst – wie üblich – vorangehen.
 - 31 Reiz: Willkomms- und Huldigungs-Freude (wie Anm. 9), S. 13.
 - 32 Plochmann: Urkundliche Geschichte (wie Anm. 10), S. 247.
 - 33 Schwarzenberg: Geschichte (wie Anm. 6), S. 175f.
 - 34 Selzer: Wandschmuck (wie Anm. 10), S. 137, nennt „27 im ganzen Ort.“ Dem widerspricht die in Anm. 35 genannte Quelle.
 - 35 Reiz: Ehren-, Denck- und Sinn-Bilder (wie Anm. 16), S. 15ff.
 - 36 Vgl. Selzer: Wandschmuck (wie Anm. 10), S. 128.

- 37 Das „U“ ist nach klassischem, antikem Muster, aber auch für die Zwecke des Chronogramms, als „V“ geschrieben. Diese V-Schreibung ist hier nur in den Chronogrammen übernommen.
- 38 D. h. wohl „in einträchtiger Verbundenheit“.
- 39 Das W wird als zwei V gezählt (vgl. im Englischen v und w).
- 40 Vgl. Oertel: Chronogramme (wie Anm. 21), S. 16.
- 41 Vgl. die Sammlung bei Oertel: Chronogramme (wie Anm. 21).
- 42 Schwarzenberg: Geschichte (wie Anm. 6), S. 166.
- 43 Mit diesem Ehrentitel bezeichneten schon die Römer verdienstvolle Staatsmänner. Auch in späterer Zeit wurde er ehrenhalber Herrschern und Staatsmännern verliehen. Noch Richard von Weizsäcker wurde beim Staatsakt aus Anlass seines Todes vom Bundespräsidenten Joachim Gauck als „*Pater patriae*“ bezeichnet. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Pater_patriae (Aufruf am 15.08.2019).
- 44 1. Buch Moses, Kap. 41, Vers 43.
- 45 Die Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments, illustriert mit Bildern von Marc Chagall. Augsburg 1998.
- 46 Lutherbibel von 1545 mit der Fußnote zur Stelle: „*Was ‚Abrech‘ heiße, lassen wir die Zanker suchen bis an den Jüngstentage.*“ Vgl. <https://www.stilkunst.de/lutherbibel-1545/1Mos/1mos-41.php#Text> (Aufruf am 26.10.2019).
- 47 Schwarzenberg: Geschichte (wie Anm. 6), S. 165.
- 48 Reiz: Ehren-, Denck- und Sinn-Bilder (wie Anm. 16), S. 4, Nr. 6. Insgesamt hatte das Paar neun Kinder. Vgl. Plochmann: Urkundliche Geschichte (wie Anm. 10), S. 247.



Vorankündigung:

Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung am 17. Juli 2020 im *Museum für Franken*

Alle Mitglieder des Frankenbundes und Interessierte sind herzlich eingeladen

zur Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung *Franken um 1920*

am 17. Juli 2020 um 18.30 Uhr

in die Schönbornhalle im *Museum für Franken*/Würzburg.

Drei Kurzvorträge über Politik, Kunst und Religion nach dem Ersten Weltkrieg hier in Franken und eine Einführung in die Jubiläumsausstellung bilden den Auftakt zur Diskussion der Zuhörer mit den Referenten über diese Zeit. Nach einer kleinen Stärkung werden Sie fachkundig durch unsere Ausstellung geführt.

Unsere Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* können Sie sich **bis zum 18. Oktober 2020** während der Öffnungszeiten des *Museums für Franken* anschauen.

Grenzschutz Tirol 1918: ein fränkischer Schild für Bayerns Südgrenze

Im Jahr 2018 verdrängte der 30-jährige Krieg mit zahlreichen Publikationen den Ersten Weltkrieg von den Büchertischen, der dort seit 2014 vorherrschend war. Dabei darf aber eine Episode nicht übersehen werden, die eine deutlich fränkische Komponente hat: im Oktober 1918 wurden fränkische Truppen zum Schutz der bayerischen Südgrenze bis in das heutige Südtirol vorgeschoben. Artilleristen und Infanteristen aus Würzburg und Bamberg standen am Brenner, in der Franzensfeste und auch in Garmisch, uns allen wohl bekannte Stationen auf dem Weg zum Gardasee oder in den sonnigen Süden Italiens.

Bereits 1915 hatte das deutsche ‚Alpenkorps‘ die Verteidigung Südtirols gegen den italienischen Angriff unterstützt – mit dabei das königlich bayerische Infanterie-Leibregiment mit Gefechtsstand in Brixen – dem malerischen Städtchen am Eisack, an dem viele nur vorbeifahren. Nach der Verlegung des ‚Alpenkorps‘ hatte Österreich-Ungarn alleine gegen Italien verteidigt, ab 24. Oktober 1917 kam ein Angriff mit massiver deutscher Unterstützung beiderseits Karfreit/Cobarid dem Todesstoß der Italiener zuvor.

Genau ein Jahr später brachte der französisch-britisch-italienische Gegenschlag die österreichische Front ins Wanken. Dazu kam das ‚Völkermanifest‘ Kaiser Karls vom 16. Oktober 1918, das zum Zerfall der Donaumonarchie in unabhängige Staaten mit zunächst provisorischen Regierungen,

wie dem Tiroler Nationalrat, führte. Die Südflanke des Deutschen Reiches geriet in Gefahr. Dennoch ist der Zeitraum vom 20. Oktober bis 15. November 1918 von komplizierten Strukturen, Partikularinteressen und gegenseitigem Misstrauen der Militärs und Politiker des Deutschen Reiches untereinander sowie zwischen den Verbündeten gekennzeichnet. Hinzu kam die ständig unklare Lage an den Fronten der Donaumonarchie mit kriegsmüden K.u.k.-Streitkräften, verschärft durch Pro-



Abb. 1: Südliches Flair: der Dom zu Brixen. Im ‚Hotel Elephant‘ befand sich 1915 der Gefechtsstand des königlich bayerischen Infanterie-Leibregiments.
Photo: G. Dörfel.

paganda, Angst der Bevölkerung, Lebensmittel- und Kohlenknappheit. Am klars-ten waren noch die Absichten der Kriegs-gegner, deren Truppen aber nicht schnell genug waren, um politische Entscheidungen zu erzwingen. Als diese endlich gefallen waren, war es für den aktiven Schutz der bayerischen Grenzen fast zu spät.

Die Bedrohung der bayerischen Grenzen war bereits am 20. Oktober 1918 Thema der deutschen Obersten Heeresleitung (OHL). Der damalige bayerische Kriegsminister Philipp von Hellingrath formulierte die zweifache Bedrohung: *„Mit dem Zusammenbruch der österreichischen Heeresfront in Italien waren die bayerischen Grenzen unmittelbar bedroht. Zunächst bestand die Gefahr, daß die regellos zurückflutenden Truppen des ehemaligen Bundesgenossen über die Grenzen hereinströmen und – in ihrer inneren Verfassung u. Disziplin vollständig zerrüttet halb verhungert – den Süden Bayerns plündernd u. brandschatzend überschwemmen würden. Es lag aber auch durchaus im Bereiche der Wahrscheinlichkeit, daß feindliche Teilkkräfte von Italien über die Alpen vordringen u. versuchen würden, in Bayern einzufallen.“*¹ Zu dieser Zeit bestand in Bayern lediglich ein polizeilich organisierter Grenzschutz. Die OHL rechnete mit feindlichen Truppen an der Südgrenze des Reiches frühestens zwei Wochen nach einem Waffenstillstand zwischen der Donaumonarchie und Italien und hatte aufgrund der angespannten Kräftelage an der Westfront zunächst nicht die Absicht, Kampftruppen nach Bayern zu verlegen. Dennoch wurde die Besetzung dieser Grenze als zweckmäßig erachtet.² Allerdings waren bei der Mobilmachung im Sommer 1914 die aktiven bayerischen Truppen an die Front gerückt, in ihren Heimatgarnisonen bestanden nur Ersatztruppenteile, die vor allem den Personalersatz für die Front

bereitzustellen hatten, sowie wenige Landwehr- und Landsturmformationen. Aus diesen sollten jetzt Infanteriebataillone, Reiter- und Gebirgsartilleriezüge gebildet und einsatzbereit gemacht werden. Das bayerische Kriegsministerium wollte den militärischen Grenzschutz zunächst geheim halten, um die Bevölkerung nicht zu beunruhigen. Die schätzte jedoch die Verhältnisse in Österreich treffend ein und war sich der Bedrohung durchaus bewusst.

Die Kriegsgegner wollten Bayern durch einen Sonderfrieden, den Anschluss Deutsch-Österreichs und die Duldung seiner Hegemonie in Süddeutschland von Preußen trennen. Hierzu sollten massive Angriffe auf München aus dem Raum Inn- und Innsbruck und mit Schwerpunkt aus dem Raum Linz geführt werden, wofür die Angriffstruppen allerdings erst drei bis fünf Wochen nach einem Waffenstillstand mit der Donaumonarchie bereitstehen konnten. Diesem alliierten Ansatz hätten einzelne verstärkte Infanteriebataillone des Ersatzheeres nicht widerstehen können. Deshalb war einerseits das Ausheben von Schützengräben bei Freilassing überzogen, andererseits die Anforderung aktiver bayerischer Kampftruppen durch das bayerische Kriegsministerium angebracht. Aber selbst diese kampferfahrenen Truppen mussten auf österreichisches Gebiet vorrücken, weil nur an den Alpenübergängen die Sperrung der Vormarschwege auch für zahlenmäßig unterlegene Kräfte im Gebirge, zumal im Winter, machbar war. Hierfür musste in Erfahrung gebracht werden, was von österreichischer Seite für die Verteidigung Tirols vorbereitet wurde. Dazu sammelte ein bayerischer Hauptmann ab 24. Oktober 1918 in Wien und Tirol Informationen. Er erfuhr, dass die Donaumonarchie noch keine Vorbereitungen zur Verteidigung Tirols getroffen habe, man

sich jedoch auf die deutsch-österreichischen Truppen unbedingt verlassen könne. Außer ein paar Etappenformationen seien weder reichsdeutsche Truppen in Italien eingesetzt, noch gebe es einen Nachrichtendienst. Die K.u.k.-Streitkräfte stünden vor dem Zerfall, seien nur noch Schatten früherer Stärke, es fehle Munition. Von der bayerischen Gesandtschaft in Wien war die Einschätzung des deutschen Botschafters zu bekommen, dass die Bedrohung für Deutschland jetzt im Südosten zu sehen sei. Ungarn suche bereits Anschluss an die Gegner. Ein preußischer General in Wien wurde noch deutlicher: die Donaumonarchie werde bestimmt einen Sonderfrieden schließen, auf ihre Armee sei kein Verlass mehr.

Da die Alliierten sicher schon im Rahmen der Waffenstillstandsbedingungen freien Durchmarsch Richtung München erzwingen würden, zeichnete sich jetzt die doppelte Bedrohung Bayerns deutlich ab und dass man auf sich alleine gestellt sein würde. Die OHL vertraute dagegen auf Kaiser Karl, der die Verteidigung der Alpenpässe zugesichert hatte. Während die diplomatischen und militärischen Drähte heiß liefen, geriet ab 30. Oktober 1918 die Front in Italien ins Rutschen, auch waren erste böhmische und ungarische Divisionen geschlossen in die Heimat abmarschiert. Aber auch in den Grenzschutz Süd kam langsam Bewegung – die OHL stellte neben der 4. bayerischen Infanteriedivision das II. bayerische Generalkommando unter General Konrad Krafft von Dellmensingen bereit.³ Der bayerische General, ein erfolgreicher, ehrgeiziger Kommandeur von sehr direkter Art und zupackendem Naturell, übernahm die Führung des Grenzschutzes Süd. Aus der Absicht des bayerischen Kriegsministers, eine Armee mit vier Divisionen und Generalfeldmar-

schall Kronprinz Rupprecht von Bayern als Oberbefehlshaber zum Schutze Bayerns zu bilden, wurde indessen nichts.⁴

Immerhin wurde die 4. bayerische Infanteriedivision von einem Wittelsbacher, Generalmajor Prinz Franz von Bayern, geführt. Allerdings verstand sich dieser nicht mit General Krafft. Der traf am 30. Oktober 1918 in München ein und meldete sich beim Kriegsminister. Dort fand er keine Nachrichten zur Verteidigung Tirols durch österreichische Truppen vor und den Ansatz des bayerischen Grenzschutzes nur „*ganz defensiv gedacht*“.⁵ Als bayerischer Generalstabschef hatte er noch vor Kriegsausbruch eine Übung zur Verteidigung Südbayerns geleitet und holte sich den damals besten Teilnehmer, Oberst Otto von Lossow, in seinen Stab. Dem gebirgskriegserfahrenen Krafft war klar, dass die bayerische Südgrenze nur durch das Vorrücken nach Tirol bis zur Linie südlich des Brennerpasses, vom Jaufenpass über Franzensfeste, verteidigt werden konnte.

Am gleichen Tag erging der Befehl zum Schutz der bayerischen Grenzen: unter dem II. bayerischen Armeekorps sollte ein Grenzschutzkommandeur Süd bis zur Donau und von dort nach Norden ein Grenzschutzkommandeur Ost die Verantwortung übernehmen. Der vorherige Chef des Korpsstabes, Oberst Wilhelm Kaiser, übernahm in München den Süd-Abschnitt. In fünf Grenzschutzabschnitten von Kempten bis Pfarrkirchen führte jeweils ein Stabsoffizier zwischen zwei und vier Grenzschutzunterabschnitten, die Grenzpolizei wurde unterstellt. Zu den Aufgaben des Grenzschutzes zählten die Überwachung des Grenzverkehrs, die Verhinderung von Spionage und eines feindlichen Einmarsches, ferner die eigene Nachrichtengewinnung, Vorbereitung des Einsatzes von Verstärkungskräften und die



Abb. 2: Franzensfeste: Diesen Teil des ‚Mittelhauses‘ mit geschützter Wirkungsmöglichkeit auf die Straße nach Süden Richtung Brixen hielten die Würzburger Infanteristen vom Infanterie-Regiment 9 ‚Wrede‘ im November 1918 vermutlich besetzt.
Photo: G. Dörfel.

Sicherung von Eisenbahnlinien, Telegraphenleitungen, Brücken und Vorräten.

An Kampftruppe rollte auf der Eisenbahn die 4. bayerische Infanteriedivision heran. Sie hatte ihren Friedensstandort in Würzburg und umfasste die Infanterieregimenter 4 aus Metz,⁶ 5 aus Bamberg⁷ sowie 9 ‚Wrede‘ und das 2. Feldartillerieregiment aus Würzburg sowie die II. Abteilung des Fußartillerieregiments 4, das Pionierbataillon 8, die 5. Eskadron des 3. Chevaulegers-Regiments und die Fernsprechabteilung 4. Das Reserve-Infanterie-Regiment 4 wurde zur Personalergänzung und anschließenden Auflösung unterstellt. Hinzu kamen 32 Infanteriebataillone, zwölf Züge Kavallerie, zehn leichte und acht schwere Artilleriebatterien sowie Maschinengewehr-, Pionier- und Minenwerfer-Kompanien. Für diese etwa 20.000 Mann aus Ersatztruppenteilen be-

standen keine höheren Führungsstäbe, und sie konnten nur nach und nach an die Grenze verlegt werden. 15 Flugzeuge für die Luftaufklärung kamen nicht rechtzeitig heran.

Am 31. Oktober 1918 legte General Krafft seine Operationsplanung am bayerischen Kriegsminister vorbei direkt bei der OHL vor, um so den Einmarsch in Tirol durchzusetzen. Er wies dabei auch auf die politische Dimension hin, die jedoch von der Lageentwicklung in den Hintergrund gedrängt wurde. Am gleichen Tag wurde gemeldet, dass die Kampftruppen der Donaumonarchie geordnet zurückgingen, aber Reserve- und rückwärtige Truppenteile den Gehorsam verweigerten und sich auflösten. Bis zum 1. November 1918 waren erst das Infanterieregiment 9⁸ und vom Feldartillerieregiment 2 nur ein Abteilungsstab und fünf Batterien⁹ sowie das

Reserve-Infanterieregiment 4¹⁰ im Raum Rosenheim angelangt.

Immerhin war Anfang November 1918 klargestellt, dass die politische Gewalt auf den deutsch-österreichischen Nationalrat in Wien und auf den Tiroler Nationalrat in Tirol übergegangen sei. Letzterer hatte die militärische Kommandogewalt an seinen beigeordneten Militärausschuss übertragen. Die Lage war zu dieser Zeit von allgemein mangelhaften Nachrichtenverbindungen und Unbestimmtheit geprägt – bisherige Strukturen zerfielen, neue entstanden, wenige kümmerten sich um das Ganze und viele nur um sich selbst. Dabei musste der Verlust Tiroler Landesteile an Italien ebenso verhindert werden, wie der Durchzug von plündernder Soldateska aus der Konkursmasse der K.u.k.-Streitkräfte. Ruhe und Ordnung waren aufrecht zu erhalten und der allgemeine Versorgungsmangel zu beheben.

Hierzu sollten zunächst alle Besucher, Flüchtlinge und Kriegsgefangenen abgeschoben, fremde Truppen entwaffnet und in ihre Heimatländer transportiert werden – geschätzt 300.000 Mann! Da die Gendarmerie in Tirol hierfür nicht ausreichte, wurden die deutschsprachigen Tiroler Truppenteile und die Standschützen in die Heimat gerufen, was bei der angespannten Eisenbahnlage jedoch dauern musste. Folgerichtig beantragte der Tiroler Nationalrat die unverzügliche Besetzung Tirols durch reichsdeutsche Truppen telegraphisch in Wien und direkt bei der bayerischen Landesregierung.

Bis zum 2. November 1918 hatte sich in Tirol nicht viel ereignet, ein bosnisch-herzegowinisches Bataillon musste entwaffnet werden; in Brixen hatten zurückgehende Truppen von Bauern Lebensmittelabgaben erzwungen. Zwei Tage später berichtete der Vorsitzende des Militäraus-

schusses dem Tiroler Nationalrat allerdings von einer dramatischen Verschärfung der Lage: rund 400.000 Mann seien im Zurückfluten von der Front, gehorchten keinen Befehlen und verübten Gewaltakte aller Art. Zwischen Bozen und dem Brenner sei zwar noch Ruhe, aber nur eine Kompanie Tiroler Kaiserjäger verfügbar. Geschlossene, disziplinierte Truppenteile in der Hand ihrer Offiziere könne man ohnehin nur ziehen lassen, insgesamt müsse aber *„mit allen Mitteln getrachtet werden, den Abfluß dieser Massen aus dem Etschtale zu verhüten.“*¹¹

Nur die Alliierten könnten sie innerhalb fünf bis sechs Tagen verpflegen, bis dorthin würden sie schon überleben. Der Tiroler Nationalrat schickte daraufhin einen Bevollmächtigten in die Schweiz, um das schnellstmögliche Vorrücken alliierter Truppen nach Tirol zu erbitten, damit die ehemaligen K.u.k.-Soldaten nicht nach Nordtirol kämen und Bevölkerung und Armee vor dem Hungertod bewahrt würden. Obwohl die Not sehr groß war, macht diese Handlungsweise nachdenklich – nicht nur, dass die eigenen Soldaten der Gefangenschaft ausgeliefert worden wären, der alliierte Einmarsch konnte jederzeit mit der ebenfalls beantragten Besetzung durch reichsdeutsche Truppen kollidieren, was Kampfhandlungen auf heimatischem Boden nach sich ziehen musste. General Krafft erkannte klar, Deutsch-Österreich werde *„dem in die Arme fallen, der ihm in seinen Ernährungsnöten hilft und ihm Ordnung und Ruhe verschafft.“*¹²

Da platzte am 3. November 1918 die Nachricht vom Waffenstillstand der Donaumonarchie mit den Alliierten, denen freier Durchmarsch nach Deutschland eingeräumt war, wie eine Bombe. Die Genehmigung zum Einmarsch in Tirol ließ indessen auf sich warten, am 4. Novem-

ber 1918 wandte sich das bayerische Kriegsministerium direkt an den Reichskanzler, mit dem Hinweis, alliierte Truppen hätten bereits Sterzing erreicht und würden tags darauf in Innsbruck erwartet. Das war unzutreffend, mit dem Waffenstillstand hatte sich der italienische Vormarsch verlangsamt.

Am Abend des gleichen Tages versuchte der Tiroler Nationalrat telephonisch, den Antrag auf Einmarsch reichs-deutscher Truppen in Tirol zurückzunehmen. General Krafft bemerkte nur noch: „*Wir werden uns um diese wetterwendische Gesellschaft und ihre Sonderinteressen natürlich nicht kümmern; sondern das tun, was nötig ist, sobald wir nur die Handlungsfreiheit erhalten haben.*“¹³ Die kam am 5. November 1918 um 01:15 Uhr in München an, sogar die Sperrung von Verkehrswegen durch die Sprengung von Straßen- und Eisenbahnbrücken wurde zum Schutz Bayerns genehmigt. Der Weg nach Tirol war frei, aber in München hatten österreichische Flieger einen Fliegeralarm ausgelöst und die Telephonistinnen fluchtartig die Telephonzentralen verlassen. Die Marschbefehle mussten mit Kraftwagen überbracht werden, was Zeit kostete. Weitere Friktionen kamen hinzu, so meldete die Artillerie, dass sie über keine Munition verfügte.

Im Grenzschutzabschnitt I/Kempton war aus zugeteilten Truppen¹⁴ das ‚Regiment Hoderlein‘, bezeichnet nach seinem Kommandeur, gebildet worden, das aus dem Raum Pfronten vorgehend am 9. November 1918 Landeck erreichte. Vom Grenzschutzkommando II/Murnau ging aus dem Raum Mittenwald das ‚Regiment Finsterer‘¹⁵ ins Inntal westlich Innsbruck vor. In der Mitte, im Schwerpunkt, erreichten das Infanterieregiment 4¹⁶ und der Stab der 4. bayerischen Infanteriedivi-

sion am 6. November 1918 gegen 22:00 Uhr Innsbruck mit der Eisenbahn. Dort verblieben sie bis zum Rückzug des Grenzschutzes, während das verstärkte Würzburger Infanterieregiment 9 über den Brenner vorstieß. Ostwärts davon ging aus dem Grenzschutzkommando III/Rosenheim die ‚Brigade Kaiser‘ mit dem ‚Regiment von Schintling‘¹⁷ über Traunstein und Salzburg in den Raum Bischofshofen – St. Johann, an der Spitze das Reserve-Infanterieregiment 4 bis südlich des Tauern-tunnels, vor. Bei der 4. bayerischen Infanteriedivision und der ‚Brigade Kaiser‘ befand sich je ein Sprengkommando für Bahn- und Straßensprengungen. Die bayerischen Truppen fanden in Tirol durchweg freundliche Aufnahme, weil die Bevölkerung sich einerseits wenigstens Ruhe und Ordnung erhoffte, wenn sie auch andererseits fürchtete, dass es zu Kampfhandlungen mit den Italienern kommen könnte.

General Krafft hatte nicht einmal eine komplette Infanteriedivision zur Verfügung, weitere Kampftruppen kamen nur langsam oder gar nicht heran. Das Infanterieregiment 4 erreichte am 5. November 1918 Rosenheim, das Infanterieregiment 5 erst am 7. November 1918 kurz vor Mitternacht Garmisch. Letzteres verblieb bis 30. November 1918 im Raum Garmisch-Partenkirchen-Mittenwald, von wo aus es anschließend im Eisenbahntransport zur Demobilisierung in die Heimatgarnison Bamberg verlegt wurde.¹⁸ Krafft musste improvisieren, das Reserve-Infanterieregiment 4 geschlossen einsetzen. Hinzu kamen drei zusammengestellte Regimenter mit zehn Infanteriebataillonen sowie einzelnen Artilleriebatterien unter den Grenzschutzabschnitts-Kommandanturen, die als Regimentsstäbe fungierten. Oberst Kaiser hatte keinen Brigadestab



Abb. 3: Zugang zum ‚Oberhaus‘ der Franzensfeste mit Angabe der Bauzeit 1833 – 1838.

Photo: G. Dörfel.

zur Verfügung, aber es war gelungen, die Artillerie mit Munition zu versorgen.

Daneben wurde General Krafft auch als Diplomat gefordert, nachdem die österreichische Heeresgruppe Tirol gegen den Einmarsch protestiert und angeordnet hatte, bayerische Truppen nicht auf der Bahn zu befördern. Er richtete einen gleichermaßen informativen wie fordernden, moderaten, aber unmissverständlichen Appell an die Österreicher. Auch an den Tiroler Nationalrat wandte er sich, sogar mit einem abschließenden Hinweis auf den Einsatz von Waffengewalt, falls die Bewegungen der deutschen Truppen behindert würden. Das sorgte zwar für einige Beunruhigung, zeigte aber Wirkung. Krafft war sich der Zwickmühle, in der die Österreicher steckten, wohl bewusst – hier die einzuhaltenden Waffenstillstandsbedingungen, dort die ehemalige Waffenbrüderschaft. Nachrichten über zurückflutende K.u.k.-Truppen waren spärlich, im Raum Landeck wurden etwa 120.000 Mann gemeldet. Über Brenner und Innsbruck wurde mit etwa 100.000 Tschechoslowaken und Ungarn gerechnet, niemand wusste, wie

viele Gefangene die Italiener gemacht hatten und ob diese Massen noch bewaffnet waren. Ebenso unklar war, ob genügend Lokomotiven, Waggons und Kohle für den Abtransport verfügbar sein würden.

Die bayerisch-fränkischen Infanteristen und Artilleristen marschierten also ins Ungewisse, die Gewehre waren scharf geladen und zwei Maschinengewehre an der Spitze der Transportzüge feuerbereit. Die Moral der Truppe war gut, schließlich war man der mörderischen Westfront entkommen und konnte unmittelbar die bayerische Heimat schützen. Am weitesten nach Süden drang das durch Würzburger Artilleristen verstärkte Würzburger Infanterieregiment 9 vor.¹⁹ Es hatte den Auftrag, südlich des Brennerpasses Straße und Bahn gegen die Italiener zu sperren. Die Infanterie fuhr am 5. November 1918 abends bis zum Bahnhof Brenner und marschierte nach Brennerbad vor. Die Artillerie erreichte den Raum wenig später und ging mit zwei Feldhaubitzen am Schelleberg, etwa 7 km südlich davon in Feuerstellung.²⁰ Das II. und III. Bataillon der ‚Neuner‘ besetzten beiderseits der Brennerstraße, vorwärts des Passes, die ‚Gossensass-Stellung‘. Der Gefechtsstand des Regiments blieb mit dem I. Bataillon als Reserve in Brennerbad,²¹ der Stab der III. Artillerie-Abteilung richtete sich im ‚Hotel Sterzingerhof‘ ein. Aber die Bayern blieben nicht passiv – sie sprengten mit zweifelhaftem Erfolg eine Eisenbahnbrücke südlich Brixen, und auch südlich des Tauerntunnels meldete eine Sprengpatrouille die Zerstörung einer Brücke bei Hofgastein. General Krafft verurteilte diese unkontrollierten Aktionen, bei Hofgastein hemmten sie sogar das eigene Vorgehen.²²

Am 7. November 1918 ging das I. Bataillon der ‚Neuner‘ nach Süden vor und besetzte die Franzensfeste südlich Sterzing.

Das III. Bataillon sperrte den Jaufenpass, 15 km südwestlich von Sterzing und das II. Bataillon verblieb in der Gossensass-Stellung als Reserve, Regiments-Gefechtsstand war weiterhin in Brennerbad. Im Laufe des Tages wurde die 8. Batterie im geschützweisen Einsatz zerpfückt, eine Feldhaubitze verblieb am Schelleberg, ein Geschützzug mit zwei Geschützen ging am Wechselhof südlich des Brennerpasses in Feuerstellung und eine Feldhaubitze erreichte am Abend die Franzensfeste.

Ganz gleich ob mit der Bahn oder dem Auto auf der ‚Alten Brennerstraße‘ oder der Autobahn, auf dem Weg nach Süden oder Norden fahren wir noch heute durch die Franzensfeste, am Hang zwischen dem

‚Mittelbau‘ und dem ‚Oberhaus‘ der Festung hindurch. Eine Besichtigung lohnt sich, neben einer Restauration finden sich moderne Ausstellungen, etwa zum Brenner-Basistunnel und der alten Festung selbst. Auf einer endlos erscheinenden Treppe steigt man unter den Hauptschlagadern des Nord-Süd-Verkehrs hindurch in einem Tunnel zum ‚Oberhaus‘ hinauf zu einer traumhaften Aussicht vom gut erhaltenen Festungswerk, das Angreifer den Weg nach Norden verwehren sollte – ganz im Sinne des Grenzschutzes Süd 1918.

Am Nachmittag des 7. November 1918 rückte das Geschütz vom Schelleberg auf den Jaufenpass vor. Die 5. Batterie des bayerischen 4. Fußartillerie-Regiments er-



Abb. 4: Für viele ein vertrautes Bild: auf der Fahrt nach Norden Richtung Brennerpass durch das ‚Mittelhaus‘ der Franzensfeste. Man erkennt die geradeaus führende Brenner Staatsstraße in der Bildmitte, darüber die Eisenbahn in das Pustertal und darüber ganz links die Brenner-Autobahn. Der Zugang zur Festung für Besucher verläuft schräg nach rechts.

Photo: G. Dörfel.



Abb.: 5: Der Weg hinauf auf das ‚Oberhaus‘ der Franzensfeste lohnt in jedem Fall. Hier der Blick hinunter auf das ‚Mittelhaus‘, mit der Restauration etwas oberhalb der Bildmitte. Rechts dahinter das ‚Unterhaus‘ der Festung, am rechten Bildrand die Pustertal-Bahn, links im Vordergrund die Brenner-Autobahn, die die parallel, aber tiefer verlaufende Brenner-Staatsstraße verdeckt. Photo: G. Dörfel.

reichte am gleichen Tag den Brenner, wurde der Würzburger Artillerieabteilung unterstellt und ging mit vermutlich vier schweren Feldhaubitzen 150 mm in die Feuerstellung am Schelleberg, wurde jedoch am Nachmittag in die Franzensfeste befohlen. Es hieß, die Italiener seien am 7. November 1918 in Bozen eingerückt, ihre Spitzen stünden bereits in Brixen.

General Krafft war mit der Lageentwicklung zufrieden: die Pässe über den Alpenhauptkamm waren besetzt und die bayerischen Truppen überall von den Tirolern mit Begeisterung empfangen worden. Am 8. November 1918 morgens mar-

schierte der Geschützzug vom Wechselhof nach Sterzing und musste sich dabei einen Weg durch zurückflutende Kolonnen von K.u.k.-Soldaten bahnen, „die nicht selten eine drohende Haltung einnahmen.“²³ Eine Feldhaubitze ging zum Jaufenpass ab, die andere nach Franzensfeste, so dass die Infanteriebataillone dort jeweils mit zwei Geschützen verstärkt waren. Am gleichen Tag abends erreichte die Masse des Würzburger Artillerie-Regiments den Raum Innsbruck und wurde zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Inntal eingesetzt, nur die 3. Batterie marschierte mit vier Feldkanonen nach Sterzing, vermut-

lich um das II. Bataillon der ‚Neuner‘ dort zu verstärken.

Am gleichen Tag hatten die Italiener das Pustertal bei Toblach erreicht, waren mit 400 bis 500 Mann in Brixen eingerückt und fühlten nach Norden auf die Franzensfeste vor. Die Nachricht von dem in der Nacht zum 8. November 1918 in München erfolgten Umsturz mit Proklamation des Freistaates Bayern erreichte die in Tirol stehenden Truppen erst am 9. November 1918. Daraufhin verweigerte die Masse der Mannschaften einzelner Kompanien den Gehorsam und kündigte den Rückmarsch nach Bayern an.

Am gleichen Tag nahm der Bataillonskommandeur in Franzensfeste telefonisch Verbindung mit einem italienischen Oberst in Brixen auf, der erklärte, die Bayern seien zu Unrecht in Tirol, er habe Befehl, sie zu vertreiben und noch am gleichen Tag die Franzensfeste zu erreichen. Der Ausbruch von Kampfhandlungen stand jetzt unmittelbar bevor. Die Artillerie soll das Feuer eröffnet und acht bis 16 „Schuß hohe Brennzünder feindwärts“²⁴ abgefeuert haben, um gleich anschließend Franzensfeste zu räumen und mit der Infanterie auf den Brenner zurück zu gehen, in Feuerstellung am Wechselhof. Brennzünder waren damals genutzte Zünder, die die Granaten nach Ablauf einer gewissen Flugzeit zur Detonation brachten. Damit war es möglich, hoch am Himmel Sprengpunkte zu erzeugen, die deutlich sichtbar und hörbar waren, deren Splitter aber keinen Schaden auf dem Boden anrichteten. Das Verfahren ist als ‚show of force‘ auch heute gebräuchlich und entsprach damals sowohl dem Wunsch der Bevölkerung auf Schadensvermeidung wie es geeignet war, das Vorgehen der italienischen Spitzen zu verzögern und so den Würzburger Truppen das Ausweichen zu erleichtern.



Abb. 6: Der atemberaubende Blick nach Norden, Richtung Brennerpass, vom ‚Oberhaus‘ der Franzensfeste. Vom Brenner herunter kamen am 7. November 1918 fränkische Infanteristen und Artilleristen aus Würzburg und besetzten im Rahmen des bayerischen ‚Grenzschutzes Süd‘ die Festung. Im Mittelgrund die Ortschaft Franzensfeste, Brenner Eisen- und -autobahn sind deutlich zu erkennen. Nicht zu erkennen sind insgesamt fünf Bunker, die ab 1939 zur Sperrung des Tales in die Hangflanken beiderseits des heutigen Stausees eingebaut und bis 1992 militärisch genutzt wurden. Photo: G. Dörfel.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1918 ging auch das III. Bataillon vom Jaufenpass nach Brennerbad zurück. Der Geschützzug erhielt den Befehl sehr spät und lief Gefahr, abgeschnitten zu werden. Aber die fränkischen Artilleristen schafften es, und gegen Mittag des

10. November 1918 war die 8. Batterie in der Feuerstellung am Wechselhof wieder vereint. Das I. u. II. Bataillon der ‚Neuner‘ standen in der Gossensass-Stellung, die 3. Batterie war mit vier Feldkanonen bei Brennerbad in Feuerstellung. Die Italiener nahmen aus der Franzensfeste am 10. November 1918 die Verhandlungen, vermutlich telefonisch, wieder auf – der Kommandeur der 6. Italienischen Infanteriedivision, General Rossi, erklärte, er habe Befehl, am gleichen Tage den Brenner zu erreichen. Man einigte sich schließlich auf die Räumung Tirols innerhalb 72 Stunden bei freiem Abzug für alle deutschen Truppen.

General Krafft hatte die Rücknahme des Grenzschutzes Süd auf bayerisches Gebiet ohnehin befohlen, so *„daß Kämpfe vermieden werden, aber der Abfluß der österr.-ungarischen Truppen möglichst lange gesichert wird.“*²⁵ Aber für die Würzburger Artilleristen wurde es noch einmal eng, denn sie wurden von den Italienern eingeholt. Die waren jedoch keineswegs feindselig, sondern packten sogar mit an, damit die Geschütze auf die Straße kamen und abmarschieren konnten. Die 8. Batterie erreichte am 10. November 1918 spät abends Matrei, wo sich die Würzburger Kampfgruppe vor dem Weitermarsch sammelte.

*„Am 11. November 8 Uhr vorm. marschierte das Regiment von Matrei über Innsbruck nach Hall, wo die Bataillone zwischen 4 und 6 Uhr nachm. eintrafen. Auf dem Marsche erhielten sie die Nachricht, daß um 11 Uhr vorm. Waffenstillstand abgeschlossen worden sei.“*²⁶ Nach einem Rasttag in Hall, erreichte das fränkische Infanterieregiment 9 ‚Wrede‘ bis 16. November 1918 im Landmarsch den Raum Bad Tölz. Von hier aus erfolgte zwei Wochen später der Eisenbahntransport nach Würzburg zur De-

mobilisierung. Das Infanterieregiment 4 marschierte ab 10. November 1918 voraus nach Kufstein, das Feldartillerieregiment 2 ‚Horn‘ aus Würzburg erreichte aufgeteilt am 14. November 1918 den Raum Garmisch-Mittenwald-Kiefersfelden-Rosenheim. Die Italiener rückten am 12. November 1918 in Innsbruck ein, nachdem der bayerische Divisionsstab am gleichen Tag die Stadt mit Kraftfahrzeugen Richtung Garmisch verlassen hatte – vermutlich den Zirler Berg hoch, wo wir auch heute noch gerne im Stau stehen, wenn sich zur besten bayerischen Sommerferienzeit mehr Autos bewegen wollen, als die Straße aufnehmen kann.

Ab 14. November 1918 übernahm die 4. bayerische Infanteriedivision den Grenzschutz nördlich der Alpen zwischen Lech und Inn, bis zum 15. November 1918 hatten alle bayerischen Truppen wieder Heimatboden unter den Stiefeln. Mit dem Grenzschutz Süd war für die bayerische Armee die letzte Episode des Ersten Weltkrieges beendet. Ein ‚Fränkischer Schild‘ hatte Altbayern in den chaotischen Tagen des Kriegsendes 1918 nach außen zuverlässig geschützt, im Schwerpunkt Würzburger Infanteristen und Artilleristen am Brenner und Bamberger Infanterie im Raum Garmisch.

Gerald Dörfel ist Diplom-Vermessungsingenieur und aktiver Stabsoffizier der Bundeswehr. Er beschäftigt sich über das dienstliche Interesse hinaus seit langem mit der Militär- und Kriegsgeschichte. Derzeitiger Arbeitsschwerpunkt ist die Endphase des Ersten Weltkrieges in Oberitalien. Seine Anschrift lautet: Bonhoefferstraße 43, 97078 Würzburg, E-Mail: charlie.doerfel@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Jordan, Alexander: „Krieg um die Alpen“. Der Erste Weltkrieg im Alpenraum und der bayrische Grenzschutz in Tirol. Berlin 2008, S. 444, nach Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Abteilung Kriegsarchiv [künftig: BayKA], HS 2288: Erinnerungen des Philipp von Hellingradt, verfasst 1924. Bd. II: Dezember 1916–November 1918, S. 259f.
- 2 Ebd., S. 445, nach BayKA, MKr 1832/1: Bay. Militärbevollmächtigter im Gr. H. Qu. (Nr. 17509/208) an bay. Kriegsminister am 22.10. 1918.
- 3 Brennfleck, Joseph, Karl: „Das königlich Bayerische 2. Feldartillerie-Regiment Horn“. Bd. 2. München 1939, S. 616.
- 4 Ebd., Anm. 1.
- 5 BayKA, Nachlass [künftig: NL] (General) Krafft (von Dellmensingen) 299: „Kriegstagebuch“ (KTB), S. 1356.
- 6 Kleinhenz, Karl August Ritter von, Generalleutnant a.D.: „Das K.B. 4. Infanterie-Regiment König Wilhelm von Württemberg vom Jahre 1906 bis zu seiner Auflösung 1919“. München 1926, S. 253.
- 7 Fels, Maximilian, Oberst a.D.: „Das K.B. 5. Infanterie-Regiment Großherzog Ernst Ludwig von Hessen“. München 1929.
- 8 Etzel, Hans, Generalmajor a.D.: „Das K.B. 9. Infanterie-Regiment Wrede“. Würzburg 1927.
- 9 Brennfleck: 2. FAR (wie Anm. 3), S. 614: Stab III. Abteilung mit 4. u. 5. Feldkanonen sowie 8. u. 9. Feldhaubitzz-Batterie zu je 4 Feldkanonen 77 mm bzw. 4 leichten Feldhaubitzen 105 mm u. leichter Munitionskolonnen 135.
- 10 Das Infanterieregiment allgemein mit Stab, Nachrichtenzug, 3 Maschinengewehr-Kompanien, teilweise einer Minenwerfer-Kompanie sowie 3 Infanterie-Bataillonen zu je 3 Infanteriekompanien.
- 11 Jordan: Krieg um die Alpen (wie Anm. 1), S. 477.
- 12 BayKa, NL Krafft 299: KTB (wie Anm. 5), S. 1390.
- 13 Ebd., S. 1392.
- 14 4 Infanteriebataillone, 1 Minenwerfer-Kompanie u. 1 Artilleriebatterie; s. Jordan: Krieg um die Alpen (wie Anm. 1), Karte 15 ‚Grenzschutz gegen Italien 1918‘, S. 598.
- 15 4 Infanteriebataillone, ebd.
- 16 Zunächst nur Regimentsstab, Nachrichtenzug, I. u. III. Bataillon mit jeweils 1 Maschinengewehr-Kompanie; Kleinhenz: 4. IR (wie Anm. 6), S. 254.
- 17 2 Infanteriebataillone, 1 Artilleriebatterie; Jordan: Krieg um die Alpen (wie Anm. 1), Karte 15 ‚Grenzschutz gegen Italien 1918‘, S. 598.
- 18 Fels: 5. IR (wie Anm. 7), S. 162.
- 19 Regimentsstab, I., II. u. III. Bataillon mit 1., 2. u. 3. MG-Kp zugeteilt; Etzel: 9. IR (wie Anm. 8), S. 154, zusammen vielleicht 2.000 Mann. Verstärkt durch den Stab der III. Abteilung/Feldartillerieregiment 2 mit der 8. Feldhaubitzz-Batterie; Brennfleck: 2. FAR (wie Anm. 3), S. 618.
- 20 Nur die Gefechtsstaffel, alle entbehrlichen Teile verblieben im Raum Innsbruck-Inntal; ebd., S. 617.
- 21 Etzel: 9. IR (wie Anm. 8), S. 155.
- 22 Jordan: Krieg um die Alpen (wie Anm. 1), S. 510f.
- 23 Brennfleck: 2. FAR (wie Anm. 3), S. 620.
- 24 Ebd.
- 25 BayKA, Gen.Kdo.II.b.A.K., Bund 93: Korpsbefehl (Nr. Ia/Nr.2403) vom 10.11.1918; zit. nach Jordan: Krieg um die Alpen (wie Anm. 1), S. 513.
- 26 Etzel: 9. IR (wie Anm. 8), S. 155.

Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – III. Teil

Im dritten Teil der Untersuchung listet der Autor alle Kirchen im Landkreis Main-Spessart auf, die nach 1945 errichtet wurden,¹ wobei nunmehr das katholische Dekanat Lohr am Main behandelt wird. Anschließend folgen die evangelischen Kirchen. Wie schon im vorherigen Abschnitt stellt die für jedes Bauwerk knapp gehaltene Auflistung die Architektur und die künstlerische Ausstattung der Räume in den Mittelpunkt der Beschreibungen. Ein Künstler-Index beschließt den Artikel.

Dekanat Lohr am Main

Bergrothenfels: *Kirche St. Josef, der Arbeiter*

Grundsteinlegung 19.3.1959, Konsekration 29.10.1960 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Willi Goldhammer und Anton Schmitt, Aschaffenburg. Sandsteinrelief „Hl. Josef“ am Eingang (1960), Altar (1981), Sandsteinsäule mit Figur „Muttergottes“ (1960) und Kreuzwegstationen aus Buntsandstein (1961) von Hermann Kröckel, Aschaffenburg; Altarwandbild „Der gute Hirte“ von Helmut Albert und Willibald Blum, Aschaffenburg (1960); Tabernakel, Vortragekreuz, sechs versilberte Altarleuchter und sechs Bodenleuchter (1960) von Johannes Theodor Wilhelm Rauscher, Fulda.

Im Innenraum der Hallenkirche aus Buntsandstein mit freistehendem Glockenturm richtet sich das Augenmerk des Betrachters vor allem auf das imposante

großformatige Fresko-Bild an der Altarwand. Es zeigt die Geschichte vom guten Hirten in Begleitung von Engeln, Schafen und den zwölf Aposteln. Es wird von leicht gedämpften roten, violetten und Ockerfarbtönen bestimmt. Der im unteren Bereich des Bildes eingemauerte Tabernakel des Fuldaer Goldschmieds Johannes Theodor Wilhelm Rauscher² hatte ursprünglich einen kleinen Sockel und war zusammen mit sechs Kerzenleuchtern mit Bergkristallen auf dem Altartisch aufgestellt.³ Im Rahmen der Umgestaltung des Chorraumes wurde der Altartisch gegen einen neuen, deutlich kleineren ausgetauscht und der Standort des Tabernakels an die Ostwand der Kirche verlegt. Der Tabernakel wurde um ringsherum verlaufende 19 Stäbe in verschiedener Länge mit schalenartigen Endungen ergänzt. Die zu einem Dreieck zusammengefügt zwölf Bergkristalle auf der Außenseite der Tabernakeltüren symbolisieren die Dreifaltigkeit und die zwölf Apostel. Die Szenen der Kreuzwegstationen von Hermann Kröckel wurden in nacheinander aufgereihete Buntsandsteinlamellen gehauen, die fast die gesamte Südwand füllen. Das seitlich durch schmale, deckenhohe Fenster zwischen den Lamellen einfallende Tageslicht erhellt nicht nur den Kirchenraum, sondern bewirkt eine ästhetische Hervorhebung der Reliefs durch ein dezentes Licht-Schatten-Spiel.

Erlach am Main: *Neue Kirche St. Johannes der Täufer*

Benediktion 13.7.1967 durch Pfarrer Lorenz Ott, Großwallstadt. Entwurf: Hans



*Abb. 1: Bergrothenfels, Kirche St. Josef. Entwurf: Willi Goldhammer und Anton Schmitt, Aschaffenburg (1960).
Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.*



*Abb. 2: Bergrothenfels, Kirche St. Josef. Altarwandbild „Der gute Hirte“ von Helmut Albert und Wilibald Blum, Aschaffenburg (1960), Kreuzwegstationen von Hermann Kröckel, Aschaffenburg (1961).
Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.*



Abb. 3: Erlach, Neue Kirche St. Johannes der Täufer. Entwurf: Hans Schädel, Würzburg (1966).

Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Schädel, Würzburg (1966). Altar, Ambo und Tabernakelstele aus Muschelkalk (1967); Tabernakel und vergoldetes Kupferkreuz von Michael Amberg, Würzburg (1967/68); Kreuzwegstationen aus Bronze von Paul Brandenburg, Berlin (1992).

Die Saalkirche aus Buntsandstein mit einhüftigem offenen Dachstuhl ist durch einen Eingangsvorbau mit dem tafelartigen Glockenturm verbunden. Ursprünglich war die Platzierung des Hauptaltars an der Südwand vorgesehen. Entsprechend den Empfehlungen des 2. Vatikanischen Konzils wurde der Altar jedoch kurze Zeit nach der Fertigstellung vor die Ostwand versus populum – somit mehr in die Mitte der Kirche – verlegt und die Sitzbänke um den Altar herum hufeisenförmig angeordnet.⁴ Die Belichtung des Kircheninneren geschieht durch ein großes horizontales

Fenster in der Westwand. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die neoexpressiven Kreuzwegstationen, wobei der Leidensweg Jesu Christi ganz ungewohnt um weitere neutestamentliche Szenen, u.a. Abendmahl und Emausjünger, erweitert wurde.

Erlenbach bei Marktheidenfeld: Pfarrkirche St. Burkard

Erweiterung der Kirche durch zwei Anbauten an das gotische Langhaus. Konsekration 9.9.1967 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Fritz Johannbroer, Wiesbaden (1967). Altar und Ambo aus Marmor; Bronzegussreliefs um den Zelebrationsaltar und am Ambo (Heiliggeisttaube) von Evert Hofacker, Koblenz; Sediten aus Schmiedeeisen mit Lederüberzug.

Die 1618 erbaute Kirche mit ihren 200 Sitzplätzen wurde für die in den 1960er

Jahren auf ca. 1.370 Einwohner gewachsene Erlenbacher Gemeinde zu klein. Man beschloss deshalb, sie teilweise abzureißen und an deren Stelle eine neue, größere Kirche zu errichten. Gleichzeitig sollten jedoch einige Elemente der alten Kirche, wie der Kirchturm mit spitzem Dach, der Chor, die Fenster und die Türfassungen erhalten bleiben. Das neuerrichtete Langhaus erhielt im oberen Teil schmale Fenster und zwei modern anmutende Seitenschiffe mit zickzackförmig gestalteter Wand. Der würfelförmige Zelebrationsaltar wurde in der Mitte des Mittelschiffes auf einem dreistufigen dunklen Marmorpodest platziert. Er ist ringsherum ummantelt mit durchbrochenen Bronzegussreliefs, die sich thematisch den neutestamentlichen Geschichten „Brotvermehrung“ und „Chris-

tus offenbart sich seinen Jüngern am See Tiberias“ widmen. Die Eingangshalle unterhalb des neuen südlichen Schiffes dient gleichzeitig als *Taufkapelle*. Darin befinden sich: Taufstein aus Bronze, Leuchter und Skulptur aus Marmor, Entwurf Evert Hofacker, Ausführung Fa. Engelbert Müller-Höhler, Villmar a.d. Lahn (1968) und Wandfigur „Hl. Rita“ von Hans Heffner, Würzburg.

Hasloch: *Kirche St. Josef*

Grundsteinlegung 19.3.1957, Konsekration 23.3.1958 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Friedrich Ebert, Zell a. Main, Hans Sommer, Miltenberg. Altar, Ambo und Taufstein aus Jura-Kalkstein (1958); Tabernakel und Vortragekreuz von Max Bessler, Würzburg (1958); Tabernakel mit Bronzeummantelung und Bronzeengel von Hermann Koziol, Untermünkheim (1988); Betonglasfenster von Markus Prachensky, Wien (1958); Bronzefigur „Wiederkehrender Christus“ von Julius Bausenwein, Würzburg (1958); Sandsteinrelief am Eingangsportal von Fried Heuler (1958).

Die Kirche besteht im Wesentlichen aus drei Mauerscheiben, die an jeweils einem Ende in den Hauptkörper schalenartig hineinführen, und einem angrenzenden, im unteren Bereich teilweise verglasten Glockenturm. Außen ist sie mit Sandsteinquadern verkleidet, innen sind die Wände glatt und verputzt. Rechts vom Altar ist eine verglaste, breite, deckenhohe Wandöffnung. Über dem Altar eine großdimensionale schwebende Christusfigur. In der gegenüberliegenden, abgerundeten Wand ein Taufstein und ein Betonglasfenster mit Glasbrocken in Rot- und Blautönen, die symbolisch für Christus, Wasser, Blutopfer und Wahrheit stehen. Das Sandsteinrelief am Eingangsportal stellt



Abb. 4: Erlenbach b. Marktheidenfeld, Kirche St. Burkard. Entwurf: Fritz Johannbroer, Wiesbaden (1967). Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

drei alttestamentliche Szenen dar: Abel mit Opferlamm (1. Moses 4;4), Moses und der brennende Dornbusch (2. Moses 3;2) und König Melchisedek trägt Brot und Wein herbei (1. Mose, 14;18).

Kreuzwertheim: *Pfarrkirche Heilig-Kreuz* Grundsteinlegung 12.11.1950, Konsekration 21.10.1951 durch Bischof Julius Döpfner. Entwurf: Hans Schädel. Altar aus Kalkstein (1951); Hochaltarbild und Kreuzwegstationen von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tüchelhausen (1951); das Vortragekreuz von Alfred Gutermuth, Bischofsheim v.d. Rhön (1951) wurde 1998 durch ein neues von Ignaz Frink aus Kreuzwertheim ersetzt; geschnitzte Holzfigur „Muttergottes“ am Marienaltar von Wasyl Orysik, Wertheim (1955); Tabernakel von Josef Amberg, Würzburg (1951). Bei Renovierungsarbeiten 1977/78 wurden der ursprüngliche Altar auf mehrstufigem Podest und die Kanzel durch einen kleineren Altar und Ambo ersetzt und der Tabernakel in eine Kalksteinstele gefasst.⁵ Das Altarwandbild in Fresko-Technik stellt die Dreifaltigkeit dar, begleitet in den Ecken mit jeweils einem Evangelistensymbol mit Flügeln. Die an der westlichen Außenwand vorhandene Mosaik-Rosette wurde beseitigt.

Krommenthal: *Kirche Zum Heiligsten Herzen Jesu*

Grundsteinlegung 14.6.1959, Konsekration 17.6.1961 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Eugen Altenhöfer, Würzburg. Die Kirche ist aus Buntsandstein und hat einen etwas abseits stehenden Glockenturm. Altarwand mit einem deckenhohen Gemälde in Fresko-Technik mit der Darstellung „Christus am Kreuz mit Mutter Maria und hl. Johannes“ und Fenster der Taufkapelle von Karl Clobes,



Abb. 5: Lohr a. Main, Kirche St. Pius. Altarwandbild von Lukas Gastl, Würzburg (1982).

Foto: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Ochsenfurt-Tüchelhausen (1960); Altar, Ambo und Tabernakelstele aus Muschelkalk (1961); Tabernakel von Max Bessler, Würzburg; runder Taufstein mit Mosaik und Christusmonogramm (20. Jh.).

Lohr am Main:

Pfarrkirche St. Pius: Grundsteinlegung 31.7.1960, Konsekration 10.12.1961 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Bruno Brückner, Randersacker, Gabriele Ebert, Zell. Altar, Ambo, Sedilien und Tabernakelstele aus Muschelkalk (1961); Wand-Altarbild von Lukas Gastl, Würzburg (1982); Buntglasfenster, Entwurf: Lukas Gastl, Würz-

burg, Ausführung: Kunstglaserei Rudolf Schieblon, Veitshöchheim (1983); Tabernakel, Altarleuchter und Vortragekreuz von Albert Welker, Frankfurt (1962), Holzrelief „Christus das Weltenwort“ (1960er Jahre) von Hermann Amrhein (seit 2014, vorher in der neuen Kirche St. Rochus in Rodenbach).

Werktags- und Taufkapelle: Altar und Taufstein aus Muschelkalk; Kreuzwegstationen aus Bronze, Entwurf: Otto Sonnleitner, Würzburg, Ausführung: Kunstglaserei Strehle, Neuötting (1970).

Bei der Gestaltung der Kirche wurde die Beschaffenheit des Geländes bewusst miteinbezogen. Mit dem fast sprunghaft gestalteten Glockenturm mit Eingangsportal, zu dem eine breite Treppe führt, erhebt sich das Gotteshaus dynamisch aus dem Berg über dem zu ihren Füßen liegenden Lohrer Stadtteil. Von der im Erdgeschoss befindlichen Werktags- und Taufkapelle erreicht man über eine schmale Treppe die Oberkirche, in deren Innerem sich das Hauptaugenmerk auf die imposante Altarwand konzentriert. Diese zielt ein deckenhohes monumentales Gemälde in Fresko-Technik mit der expressiv anmutenden Darstellung des gekreuzigten Christus und des hl. Pius zu seinen Füßen, flankiert von zwei schmalen Buntglasfenstern mit abstraktem Dekor in Blau-, Gelb- und Rottönen.⁶ Weitere Lichtquellen sind die Obergadenfenster und Lichtwandschlitze neben dem Turm. Der Altar wurde 1970 verkleinert, der Altarraum 1977 umgestaltet.

Hauskapelle im ehem. Familienerholungsheim Franziskushöhe: Benediktion 27.4. 1974 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Josef Ruf, Mindelheim. Altar aus Muschelkalk, Ambo und Sedilien aus Stein (entfernt nach der Profanierung 2001); bunte Glasfenster.

Marktheidenfeld

Neue Pfarrkirche St. Josef: Grundsteinlegung 1.5.1966, Konsekration 16.9.1967 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Conrad Hagenbucher, Marktheidenfeld. Altar, Ambo und Sedilien aus Marmor (1967); Bronzekruzifix (1967), Bronzetabernakel (1967) und Glasplastik über dem Altar (1969) von Hans König, Klingenberg-Röllfeld; Bronzerelief mit Darstellung des „Himmlichen Jerusalem“ von Max Walter, Völs (1992); Kreuzwegstationen aus Ton (1989), Bronzezüge an den Türen (1967) und Holzrelief „Hl. Josef“ von Erich Gillmann, Marktheidenfeld; Portal von Ludwig Heilos, Würzburg (1967).

Nach Hagenbuchers Idee erhielt die Pfarrkirche einen sehr dynamischen Raum



Abb. 6: Marktheidenfeld, Neue Pfarrkirche St. Josef; Werktagkirche. Altarwand von Hans König, Klingenberg-Röllfeld (1967).

Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

(650 Sitzplätze), der durch seine freige-spannte Deckenkonstruktion von allen Seiten den Blick zum Altar lenkt und jedem die Teilnahme am Opfermahl ermöglicht. *„Der Besucher soll im Innern des Raumes die Geborgenheit und zugleich die Erhabenheit Gottes erfahren.“*⁷ Die Natursteinwände haben umlaufend einen schmalen Streifen aus blauem Betonglas, was einen besonderen Akzent und Gegengewicht zu der Einfachheit und Klarheit des Raumes darstellt. Das Hauptaugenmerk richtet sich auf die Altarwand, was durch das seitlich von oben einflutende Licht zusätzlich unterstützt wird.⁸ An der Altarwand hängt ein Kruzifix aus Bronze, das an die Kreuzigung erinnern und gleichzeitig auch die Überwindung des Todes verkünden soll. Über dem Altartisch schwebt eine Glasplastik, die das einfallende Licht einfangen und in den Innenraum weiterleiten soll – eine Lichtkrone, die gleichzeitig eine Dornenkrone versinnbildlicht. Die Türen des Bronze-Tabernakels an der Wand sind mit sieben tropfenartigen Figuren versehen, die das Blut Christi und als aufsteigende Flammen die sieben Gaben des Hl. Geistes symbolisieren sollen. Über dem Priestersitz befindet sich ein Bronzerelief mit der Darstellung des himmlischen Jerusalem. Das kupferbeschlagene Kirchenportal stellt auf neoexpressive Art „Adam und Eva mit der Schlange“ dar. Hier seien die Vorstellungen dazu von Ludwig Heilos zitiert: *„[W]er durch eine Kirchentüre tritt, verläßt das ‚Draußen‘ und tritt in die Welt des ‚Innern‘, des ‚Innerlichen‘. Das ‚Draußen‘ ist maßgeblich bestimmt von dem Unglück der Sünde, von dem nur der Opfertod unseres Herrn uns erlösen kann, der im ‚Dringen‘, im Kirchenraum immerwohnend in mystischer Weise sich nachvollzieht. Auf diese Grundwahrheit der Heilsgeschichte will in allem Ernste die Darstellung des*

*Kirchenportales hinweisen. Nicht anmutige Illustration, unverbindliche Dekoration will sie sein, sondern Anmut und Mahnung. Hinweisen will sie auf die Ungeheuerlichkeit der Ursünde, die Tatsache des – auch heute noch – wirksamen Anti-Geistes, des Teufels, aber auch auf das Kreuz, das über allem Geschehen steht und Heil und Erlösung bringt.“*⁹

Werktagskirche: Altar, Ambo und Seditien aus Muschelkalk; Tabernakel und Aluminium-Relief von Hans König, Klingenberg-Röllfeld (1967); Kreuzwegstationen aus Ton von Erich Gillmann, Marktheidenfeld (1984). Die Altarwand in der Werktagskirche steht mit ihrem seitlich hereinflutenden und praktisch nur auf die Altarwand konzentrierten Licht in scharfem Kontrast zum hellen Raum der darüber liegenden Pfarrkirche. Das Licht wird hier quasi bewegt auf den Linien des Reliefs der Aluminium-Altarwand vom goldenen Tabernakel in deren Mitte aufgefangen und durch dessen vier gläserne Arme ausgestrahlt.¹⁰

Kreiskrankenhaus, Ökumenische Hauskapelle: Benediktion 6.4.1968 durch Geistlichen Rat Franz Hegmann. Altar und Altarwand aus Beton mit Reliefs des über einem Weinstock thronenden Christus und den Symbolen der vier Evangelisten von Elmar Dietz, München. 1996 wurden die grauen Reliefs von Erich Gillmann farbig gefasst.¹¹ Hinter der Altarwand eine kleine Anbetungskapelle mit Tabernakel von Elmar Dietz und Wandteppich mit Darstellung des auferstandenen Christus (vermutl. 1980er Jahre).

Neustadt am Main: *Hauskapelle der Missions-Dominikanerinnen*

Benediktion 3.3.1962 durch Bischof Josef Stangl. Altar aus Stein, Ambo und Tabernakel aus Stein und Bronze, Kreuz, großer

Kerzenleuchter und Türgriffe aus Bronze von Paul Brandenburg (1997); farbige Glasfenster von Johannes Beeck, Hinsbeck (1997); Relief aus Bronze mit Darstellung „Hl. Dominikus“ und drei Tafeln mit Fragmenten des alten benediktinischen Kreuzganges von Pater Meinrad Dufner, Abtei Münsterschwarzach (2009).

Im ästhetischen Mittelpunkt des Kapellenraumes mit offenem Zickzack-Dachstuhl steht die vom Boden bis zur Decke verglaste Ostwand. Sie ist mit einer abstrakten Komposition auf grauweißem Hintergrund verziert: ein gelbes, klecksartiges Motiv im Zentrum, von dem Diagonalen und Senkrechte in Rot, Grün und Grau ausstrahlen.¹²

Oberndorf: *Kirche Herz Mariä*

Grundsteinlegung 11.7.1954, Konsekration 30.10.1955 durch Bischof Julius Döpfner. Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg. In der Apsis Fresko von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tüchelhausen (1957); Taufstein aus Marmor (1955); Fenster und Fasadensrossette mit abstrakter Malerei, Entwurf: Karl Clobes, Ochsenfurt-Tüchelhausen, Ausführung: Fa. Rothkegel, Würzburg (1966); am Seitenaltar Holzfigur „Muttergottes“ von Günter Metz, Sandberg-Langenleiten (1990); an den Stirnseiten des Langhauses Holzfiguren „Hl. Rita“ und „Hl. Antonius“ von Günther Hampel, Sand am Main (1988); Holzfiguren „Hl. Wendelin“ und „Hl. Josef“ von Günter Metz, Sandberg-Langenleiten (1991); Kreuzwegstationen von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tüchelhausen (1958).¹³

Hallenkirche aus Sandstein mit Satteldach und angeschlossenem Kirchturm. In der Apsis Wandgemälde in Fresko-Technik mit der Darstellung des auferstandenen Jesus Christus in Begleitung seiner Mutter Maria. Im Hintergrund verschiede-



Abb. 7: Oberndorf, Kirche Herz Mariä. Altarwandbild von Karl Clobes, Ochsenfurt-Tüchelhausen (1957). Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

dene, durch Goldlinien voneinander abgegrenzte Szenen aus dem Alten und Neuen Testament sowie Landschaftsmotive, Tiere und Blumen, die von der Schöpfungsgeschichte erzählen. Kreuzwegstationen als zwei großformatige Ölgemälde an der Süd- und Nordwand mit jeweils sieben neoexpressiven Szenen. Bei Renovierungsarbeiten 2002 wurde der alte Altartisch durch einen neuen aus Marmor ersetzt und das Tabernakel in eine Marmorstele gefasst.¹⁴

Rodenbach: *Neue Pfarrkirche St. Rochus*
Grundsteinlegung 6.5.1979, Konsekration 8.6.1981 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Heinrich Wacker, Würzburg; Fertigstellung durch Alfons Ruf,



Abb. 8: Sendelbach, Hauskapelle im Schwesternaltenheim St. Elisabeth. Entwurf: Alfons Ruf, Lohr a. Main (1966).
Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Lohr a. Main. Altar, Ambo und Sedilien sowie 15 Kreuzwegstationen aus Lindenholz, teilweise bemalt und mit Schnitzereien versehen, von Tilmar Hornung, Bergtheim (1991); Tabernakel der Goldschmiede Sebald & Engert, Würzburg (1981), Tabernakelummantelung aus Holz in Form eines Kreuzes mit acht geflügelten Engelsköpfen in den Winkeln von Tilmar Hornung, Bergtheim. Achteckiger Grundriss mit viereckigem Glockenturm. Die Decke ist in der Mitte sternartig gestaltet und mit einem Dachfenster versehen.

Sendelbach:

Pfarrkirche St. Josef, Bräutigam der Muttergottes

Grundsteinlegung 18.3.1969, Konsekration 20.3.1971 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Walter Schilling, Würzburg. Altar, Ambo und Tabernakelstele

aus Muschelkalk, Sedilien und Kreuz aus Holz von Julian Walter, Vassbühl (1990); Holzfigur „Hl. Josef mit Jesus“ von Hermann Amrhein, Lohr a. Main (1973); Kreuzwegstationen aus Aluminium von den Schönstätter Marienbrüdern, Vallendar (1978); farbige Glasfenster, Entwurf: Friedrich May, Würzburg, Ausführung: Fa. Rothkegel, Würzburg (1971); Tabernakel aus Stahl mit Glassteinen.

Die 1874 errichtete Kirche St. Josef in Sendelbach mit damals ca. 430 Einwohnern erwies sich knapp hundert Jahre später als zu klein für die nach dem 2. Weltkrieg bevölkerungsmäßig stark gewachsene Gemeinde. Deshalb entschied sich die Pfarrei, die Kirche abzureißen und an deren Stelle eine neue zu bauen. Der 1971 vollendete Neubau ist ein mehreckiges Gebäude mit Flachdach und freistehendem Glockenturm. Die Wände sind mit groß-

zügiger gitterrasterartiger Verglasung mit farbigen Glastafeln ausgestattet. 1990 bis 1992 wurden unter der Leitung des Lohrer Architekten Alfons Ruf in der Kirche Renovierungsarbeiten durchgeführt und der Innenraum mit Arbeiten von Julian Walter neugestaltet. Dabei schuf Walter neben den neuen Sedilien und dem Kreuzifix über dem Altar auch stilistisch gleiche Stützen und Rahmen aus Holz für die aus der alten abgerissenen Kirche übernommenen Heiligenfiguren und Reliefs. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Kreuzwegstationen, deren Relieftafeln aus Aluminium neben den klassischen Kreuzweg-Szenen auch bestimmte Motive aus der Gegenwart, wie z.B. Panzer oder die Basilika im Vatikan, beinhalten. Sie setzen sich auf diese Weise mit aktuellen, die Menschen bewegenden Themen im Kontext mit dem Leidensweg Jesu Christi auseinander.

Hauskapelle im Schwesternaltenheim St. Elisabeth: Benediktion 8.12.1967 durch Domkapitular Oskar Hörning. Entwurf: Alfons Ruf, Lohr a. Main (1966). Altar und Ambo aus Granit mit Bronzeumfassung, ebenso wie der Tabernakel an der Altarwand und die Weihwasserstele am Eingang. Saalkirche aus Buntsandstein mit offenem Dachstuhl. Ost- und Westwand mit breitem deckenhohen Betonglasfenster in Blau, Weiß, Rot und Gelb, jeweils mit dem Motiv des Lebensbaums mit sieben Armen und leuchtenden rosettenartigen Endungen. An der Ostwand, über und unter der Chorempore, je ein großes Betonglasfenster und in der Wandmitte ein deckenhohes schmales Fenster, das während der Renovierungsarbeiten in den 1970er Jahren eingebaut wurde. An der Westwand Kreuzwegstationen aus Metall mit blauer Emailschrift und vergoldeten Szenen.



Abb. 9: Wiesthal, Neue Kirche St. Andreas. Entwurf: Heinrich P. Kaupp, Aschaffenburg (1975).
Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Wiesthal: *Neue Kirche St. Andreas*

Grundsteinlegung: 14.9.1975, Konsekration 2.10.1976 durch Weihbischof Alfons Kempf. Entwurf: Heinrich P. Kaupp, Aschaffenburg (1975). Altar, Ambo, Sedilien und Tabernakelstele aus Muschelkalk (1976); Kreuzwegstationen von Siegfried Rischer, Aschaffenburg (1977); drei großformatige farbige Glasfenster, Entwurf: Heinrich Heilos, Neuhausen (1976). Die Kirche wurde anstelle des alten Pfarrhauses und des teilweise abgebrochenen Erweiterungsbaues der alten Kirche von 1913 errichtet. Erhalten blieb der 1600 erbaute Teil der alten Kirche mit dem spätgotischen Chorraum und dem Turm von 1913.¹⁵ Innen sind die Leimbinder der Flachdachkonstruktion sichtbar. Hinter dem Altar eine schmale rechteckige Nische mit goldenem Tabernakel, dessen großes Kreuzdekormotiv mit Bergkristallen verziert ist. Die Nische wird durch zwei links im Chor befindliche, schmale, deckenhohe Farbglasfenster beleuchtet. Das Fensterbild an der Nordseite stellt die Schöpfung dar. Die Kreuzwegstationen wurden als Wandbild gestaltet, das aus 14 miteinander verbundenen, bemalten Platten besteht.

Windheim: *Kirche St. Cyriakus*

Grundsteinlegung 20.5.1962, Konsekration 29.6.1963 durch Bischof Josef Stangl. Entwurf: Michael Niedermeier, Würzburg. Altarwand mit Freskobild „Emausjünger“ von Willy Jakob, Würzburg (1963); Tabernakel mit ornamentaler Teilarbeit und großen Bergkristallen sowie Altarkreuz mit getriebener Kruzifixdarstellung von Hans Fell, Würzburg (1963); Holzfigur „Hl. Josef“ von Hans Zirk, Mellrichstadt (1967); Taufstein aus Marmor (1963); Kreuzwegstationen aus Keramik, wahrscheinlich nach einem Entwurf von



Abb. 10: Wombach, Kirche St. Peter und Paul.
Entwurf: Hans Schädel, Würzburg (1965).

Foto: Leonhard Tomczyk,
Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Theodor Bogler (1968), Ausführung: Keramikmanufaktur der Benediktinerabtei Maria Laach. Die neue St. Cyriakus-Kirche wurde anstelle der 1961 abgerissenen alten Kirche von 1706 errichtet. Sie stellt einen achteckigen Zentralbau aus Buntsandstein mit zeltartigem Dach und einem etwas abseits stehenden viereckigen Glockenturm dar.

Wombach: *Kirche St. Peter und Paul*

Grundsteinlegung 28.5.1964, Konsekration 9.4.1965 durch Domkapitular Johannes Götzner. Entwurf: Hans Schädel, Mitarbeit: Werner Kressirer, Höchberg, Heinrich P. Kaupp, Aschaffenburg. Altar, Ambo, Tabernakelstele und Sedilien aus Naturstein; Kreuz von Julian Walter, Vassbühl (1985); Tabernakel aus Goldemail

und Plexiglas, Vortragekreuz aus Plexiglas, Altarleuchter, Radleuchter aus Glas von Olaf Taeuberhahn, Karlstadt-Gambach (1965); Taufstein aus Naturstein mit Bronze-edeckel von Georg Ruppert, Hammelburg (1972); Fresko-Kreuzwegstationen von Willi Götz, Volkach-Rimbach (1975); Wandteppich mit der Darstellung der Heiligsten Dreifaltigkeit, Entwurf: Lukas Gastl, Würzburg (1992), Ausführung Kunstwerkstätte Buri GmbH, Höchberg.

Die Kirche ist ein Rundbau mit schiefergedecktem Kegeldach und freistehendem Glockenturm. Ihre Außenwand besteht aus Stahlbetonstützen mit breiten Profilglasabschnitten, wodurch der Innenraum gleichmäßig umlaufend beleuchtet wird. Die Decke ist mit Holz verkleidet. Der auf einer zweistufigen Insel platzierte Altar wird von Bänken im Dreiviertelkreis umschlossen. In seinem Konzept verfolgte Schädel hier konsequent das Anliegen des 2. Vatikanischen Konzils, die Gottesdienstgemeinde solle eine Opfer- und Mahlgemeinschaft bilden, in deren Mitte Christus ist. Diese Einheit wird symbolisch auch durch den darüber hängenden großen Radleuchter unterstützt. Der Wandteppich in der Taufnische stellt die Heiligste Dreieinigkeit nach der Vision der Hildegard von Bingen dar: in der Mitte thront Christus inmitten dreier konzentrischer Ringe aus goldenen Flammen und Wellenlinien, u.a. begleitet von Symbolen der Tugenden (Glaube, Hoffnung, Liebe).¹⁶

Evangelische Kirchen

Burgsinn: *Dreieinigkeitskirche*

Grundsteinlegung 2.11.1952, Einweihung 5.6.1955 durch Oberkirchenrat Heinrich Koch aus Ansbach. Das Gebäude wurde aus Buntsandstein errichtet. Der freistehende Glockenturm trägt vier Glocken.

Drei bunte Altarfenster von Arno Bromberger, Vaterstetten, zeigen den auferstandenen Christus, flankiert u.a. von „Adam und Eva“, „Mose und David“ sowie auf der anderen Seite von „Hanna und Simeon“, „Petrus und Jakobus“ sowie den „Drei Frauen am Grab“. *„Das ganze Bild ist ein Lobpreis des Auferstandenen und erhöhten Herrn.“*¹⁷

Gräfendorf: *Michaelskirche*

Einweihung durch Oberkirchenrat Heinrich Koch 1952. Saalkirche aus Sandstein mit Satteldach und spitzzulaufendem Dachglockenturm.

Kreuzwertheim: *Neuapostolische Kirche*

Einweihung 27.5.2001. Entwurf: Ulf Bukor, Lohr a. Main. Ein Saalbau mit offenem Dachstuhl. Die Altarwand ist in der



Abb. 11: Kreuzwertheim, Neuapostolische Kirche. Entwurf: Ulf Bukor, Lohr a. Main (2001).

Foto: Leonhard Tomczyk, Spessartmuseum, Lohr a. Main.

Mitte mit dem Zeichen der Neuapostolischen Kirche (Kreuz, Wasser und aufgehende Sonne) versehen, umgeben von großen Fenstern mit farbigen Glasmalereien.

Marktheidenfeld: *Johanneskapelle im Lehmgrubener Diakonissen-Mutterhaus Breslau*
Grundsteinlegung 2.5.1965, Einweihung 22.5.1966 durch den ev.-luth. Landesbischof Hermann Dietzfelbinger.¹⁸

Im Auftrag des Rektors des Hauses, Pfarrer Rudolf Irmeler, entwarf Margot Krug-Grosse einige Elemente des Gotteshauses. Für die Seitenwände des Längsschiffes waren es zwei Glasfensterbänder, aufgeteilt in jeweils vier rechteckige Felder mit nach Schablonen gestalteten Szenen in Blau-, Gelb- und Rottönen. Mit Sinnbildern wurden hier die sieben Ich-Worte Christi künstlerisch ausgedrückt: „Ich bin das Brot des Lebens“ (fünf Brote und zwei Fische), „Ich bin das Licht der Welt“ (Sonnenscheibe), „Ich bin die Tür“ (zwölf Tore des himmlischen Jerusalem), „Ich bin der gute Hirte“ (Hirtenstab und Flöte sowie Fußspuren auf einer großen Woge), „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Kreuz und Erdkreis sowie Palme), „Ich bin der Weg und die Wahrheit“ (Christuszeichen auf dem Weg) und „Ich bin der Weinstock“ (Vögel und Hochzeit von Kanaan). Im achten Fenster wurden die Begriffe „Licht“, „Leben“ und „Liebe“ versinnbildlicht. Mit der Ausführung dieses Werkes wurde die Würzburger Kunstglaserie Rothkegel beauftragt. Von Krug-Grosse stammen auch drei Webarbeiten am Altartisch, an der Wand beim Kapelleneingang und im Durchgang zur Kapelle sowie Entwürfe für die vier Metallgriffe und eine Plastik aus Bandeisen „Engel aus dem Johannes Evangelium“ an einer Außenwand des Mutterhauses. Beide Metallarbeiten wurden von der Kunstschlosserei

Schneider in Bad Brückenau ausgeführt, die Türgriffe zusätzlich von Lotte Gmeiner in Lohr a. Main mit Email verziert. Letztere stellen einen reliefartigen Pfau dar, der in der altchristlichen Vorstellung die Unsterblichkeit und die Erwartung des ewigen Lebens symbolisiert.¹⁹

Steinmark: *Martin-Luther-Kirche*
Grundsteinlegung 2.8.1953, Einweihung 5.12.1954. Saalkirche aus Buntsandstein mit viereckiger Glockenturmfassade. Innen mit Orgelempore, Altar aus Holz mit einem darüber hängenden Holzkruzifix.

Weickersgrüben: *Auferstehungskirche*
Grundsteinlegung 13.11.1960, Einweihung 15.10.1961 durch Kreisdekan Heinrich Koch, Dekan Ludwig Roth und Pfarrer Friedrich Nützel. Entwurf: Franz Alfred Gürtner, München. Altar und Taufstein aus Muschelkalk, entworfen von Franz Alfred Gürtner; Altarwandteppich „Auferstehung der Toten am jüngsten Tag“ von Margot Krug-Grosse, Lohr a. Main (1961). Im Grundriss trapezförmiger Bau mit offenem Dachstuhl und dreieckiger Dachfläche. Nach der Idee des Münchner Architekten Gürtner sollte „die Kirche am Berghang und in unmittelbarer Nähe des Friedhofs die nach unten drängenden Kräfte auffangen und aufwärts führen“.²⁰ Renovierung der Kirche 2001, bei der das Dachfenster von innen mit einer Holzverkleidung abgedeckt und die beiden Schrägwände rechts und links vom Altar mit senkrechten, schmalen Fenstern versehen wurden.

Künstler-Index

Aaken, Erwin van (1904–2008), Architekt. 1925–1927 und 1928–1930 Studium der Architektur an der Technischen

Hochschule in München. 1933 zum Regierungsbaumeister ernannt. 1945 Gründung einer Arbeitsgemeinschaft mit Albert Boßlet in Würzburg. Ab 1957 führte er das Büro selbständig.

Albert, Helmut (1916–2014), Maler. Tätig in Haibach und Würzburg. 1947–1950 Studium der Malerei und Gebrauchsgraphik an der Städelschule in Frankfurt bei Eduard Gärtner und Albert Burkart. Zusammenarbeit mit Willibald Blum bei vielen Wandgemälden.

Amann, Albin (1921–2006), Architekt. Tätig in Würzburg.

Amberg d.J., Josef (1900–1976), Goldschmied. Tätig in Würzburg. 1914–1918 Goldschmiedelehre in der Werkstatt seines Vaters Josef Amberg d.Ä. in Würzburg. 1918–1921 Studium der Goldschmiedekunst und der Bildhauerei bei Fritz Schmitt und Josef Wackerle an der Kunstschule in München.

Amberg, Michael (* 1939), Goldschmied. Tätig in Würzburg. 1953–1957 Goldschmiedelehre in der Werkstatt seines Vaters Josef Amberg d.J. in Würzburg. 1957–1958 Studium des Emails bei Charlotte und Walter Lochmüller an der Werkkunstschule Schwäbisch Gmünd, 1959–1962 Studium der Goldschmiede bei Franz Rickert und der Bildhauerkunst bei Joseph Henselmann an der Akademie der bildenden Künste in München.

Amrhein, Hermann (1901–1980), Bildhauer, Maler, Dichter. Tätig in Lohr a. Main. 1915–1919 Lehre in der Kunstschreinerei August Franz in Lohr-Sackebach. 1922–1925 Besuch der Bauhütte von Paul Bay in Stuttgart, Ausbildung zum Bildhauer und Architekten, danach bei Bernhard Hötger in Wörpswede.

Aufschläger, Franz (1925–2019), Architekt. Tätig in Regensburg.

Bausenwein, Julius (1913–1962), Bild-

hauer. Tätig in Randersacker b. Würzburg. Lehre bei Ludwig Sonnleitner, Besuch von Kursen bei Fried Heuler und Heiner Dikreiter in Würzburg. Ab 1935 Studium an der Akademie der Bildenden Künste in München.

Beckers, Hans (1902–1984), Architekt. Tätig in Regensburg. Studium der Architektur in München.

Beeck, Johannes (1927–2010), Glas-maler, Glasfenster-Künstler. Tätig in Krefeld. 1947–1949 Ausbildung bei Mate Mink-Born, ab 1949 bei Anton Wendling in Aachen. 1952–1954 Besuch der Kunstgewerbeschule in Krefeld.

Bessler, Max (erwähnt 1897–1967), Goldschmied. Tätig in Würzburg.

Bingemer, Karl Buja (1927–1989), Maler, Graphiker. Tätig in Köln.

Blum, Willibald (1927–2009), Maler, Bildhauer. Tätig in Aschaffenburg. 1948–1950 handwerkliche Lehre als Maler und Vergolder in Bamberg. 1950–1954 Studium an der Werkkunstschule in Offenbach. Zusammenarbeit mit Helmut Albert bei vielen Wandgemälden.

Bogler, Theodor (1897–1968), Keramiker, Bildhauer, Zeichner, Pater OSB. 1919–1920 studierte er am Staatlichen Bauhaus in Weimar und 1921–1924 in Dornburg (Keramische Werkstätten), 1920 Studium der Kunstgeschichte und der Architektur in München. 1925 Leiter der Modell- und Formwerkstatt der Steingutfabriken Velten-Vordamm. Ab 1927 in der Benediktinerabtei Maria Laach.

Brandenburg, Paul (* 1930), Bildhauer. 1948–1951 Ausbildung zum Steinbildhauer. Ab 1952 in West-Berlin, ab 1953 Besuch der Bildhauerklassse der Meisterschule für das Kunsthandwerk, 1955–1958 Studium der Bildhauerei an der Hochschule für Bildende Künste in Berlin-Charlottenburg, Klasse Prof. Paul Dierkes.

Bromberger, Arno (1921–2006), Maler. Tätig in Vaterstetten. 1974–1981 Honorarprofessor an der Akademie der Bildenden Künste in München, ab 1981 Leiter der dortigen Werkstatt für Glasmalerei.

Bühner, Lothar (1932–2012), Bildhauer. Tätig in Bad Neustadt. 1948–1955 Tätigkeit als Holzschnitzer in den Werkstätten Röder in Sandberg sowie in Westfalen und München. 1964–1966 Besuch der Holzschnitzschule in Bischofsheim/Rhön.

Bukor, Ingeborg (1926–1986), Bildhauerin. Tätig in Lübeck ab 1972. 1948–1953 Studium der freien Bildhauerei an der Folkwang-Werkkunstschule in Essen.

Bukor, Ulf (* 1941), Architekt. Tätig in Lohr a. Main seit 1990. 1959–1963 Studium an der Fachhochschule Würzburg.

Clobes, Karl (1912–1996), Maler, Wandmaler. Tätig in Ochsenfurt-Tückelhausen.

Dietz, Elmar (1902–1996), Bildhauer. Tätig in München ab 1931. Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Hermann Hahn.

Dufner, Meinrad (* 1946), Benediktinerpater in Münsterschwarzach, bildender Künstler, Schriftsteller. Seit 1990 künstlerisch tätig. Eigenes Atelier auf dem Gelände des Klosters Münsterschwarzach.

Elsässer, Hubert (1934–2009), Bildhauer. Tätig in Gröbenzell ab 1968. 1955–1961 Studium an der Akademie der bildenden Künste in München und 1962–1963 an der École nationale supérieure des beaux-arts de Paris.

Engert, Markus (* 1968), Gold- und Silberschmied. Ausbildung zum Silberschmied in Essen und danach zum Goldschmied in Frankfurt. 1998 Eröffnung einer Galerie für zeitgemäßen Schmuck und Gerät in Würzburg.

Engert & Sebald, Goldschmiede in Würzburg, gegründet 1962 von den Goldschmieden Rudolf Engert (1929–2004) und Theo Sebald (1931–2000).

Flach, Leo (1902–1971), Maler und Gebrauchsgraphiker. Tätig in Würzburg. Studium an der staatlichen Schule für angewandte Kunst in München.

Gastl, Lukas (1924–2010), Glaskünstler, Maler, Bildhauer. Tätig in Würzburg.

Gerngras, Josef (1894–1959), Bildhauer. Tätig in Würzburg. Ausbildung an der Holzschnitzschule in Bischofsheim/Rhön.

Gillmann, Erich (1925–2016), Bildhauer. Tätig in Marktheidenfeld. 1945–1947 Ausbildung zum Holzbildhauer und Graphiker bei Franz May in Gemünden. 1947–1948 Studium der Kunstgeschichte an der Universität in Würzburg. Ab 1948 in der Grabsteinbildhauerei von Emil Mergenthaler in Anweiler/Pfalz. 1949–1951 Ausbildung an der Kunst- und Kunsthandwerkerschule in Karlsruhe mit Meisterprüfung. 1952–1954 Studium als Berufsschullehrer in München. 1954–1987 Lehrer für Holz- und Bautechnik an der Berufsschule in Marktheidenfeld.

Götz, Willi (1926–1993), Maler. Tätig in Volkach-Rimbach. Ausbildung an der Kunst- und Handwerkerschule in Würzburg, bei Prof. Ernst Unbehauen in Wiesentheid und 1949–1954 an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Fritz Nagel.

Goldhammer, Willi (1918–2008), Architekt. Tätig in Aschaffenburg.

Grimm, Willi (* 1927), Steinmetz, Bildhauer. Tätig in Würzburg. 1945 Besuch der Kunst- und Handwerkerschule in Würzburg. Danach Ausbildung bei Julius Bausenwein und Fried Heuler. 1958 Gründung eines Steinmetz- und Bildhauerbetriebs.

Gutermuth, Alfred (1912–1989), Bildhauer. Tätig in Bischofsheim/Rhön. 1926–1929 Besuch der Holzbildhauerschule in Bischofsheim/Rhön.

Hagenbucher, Conrad (1935–2014), Architekt, Innenarchitekt. Tätig in Markt-Heidenfeld.

Heffner, Hans (1888–1969), Maler, Bildhauer. Tätig in Würzburg ab 1919.

Heilos, Heinrich (1923–1992), Maler, Glasbildgestalter. Tätig in Neuhütten.

Heuler, Fried (1889–1959), Bildhauer, Graphiker. Tätig in Veitshöchheim. 1908 Bildhauerlehre bei Arthur Schlegelmünig in Würzburg. 1909–1911 Besuch der städtischen Gewerbeschule in Würzburg und der Akademie der bildenden Künste in München. Lehrer für Bildhauerei an der Handwerkerschule Würzburg.

Hofacker, Evert (* 1932 Utrecht/Holland), Bildhauer, Goldschmied, Designer. 1951 Goldschmiedelehre, 1955–1956 Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München, 1960 Meisterprüfung im Goldschmiedehandwerk, 1968 Übernahme der Goldschmiede Hofacker in Koblenz.

Hornung, Tilmar (* 1944), Bildhauer. Tätig in Bergtheim seit 1972. Studium der Bildhauerei an der Folkwangschule in Essen.

Inviolata, Gajdics Schwester (* 1935), Textilkünstlerin, Stickerin, Batikkünstlerin. Tätig in Gemünden im Kloster der Barmherzigen Schwestern vom Heiligen Kreuz seit 1962. 1958–1961 Ausbildung in der Textilwerkstatt der Augustiner Chorfrauen in Essen.

Jakob, Willy (1895–1967), Maler, Graphiker, Wandmaler, Scherenschnittkünstler. Tätig in Würzburg ab 1927. Studium der Kunstgeschichte an der Universität Würzburg.

Johannbroer, Fritz (1906–1974), Architekt. Tätig in Wiesbaden. Dombaumeister des Bistums Limburg.

Kaupp, Heinrich P. (1926–1991), Architekt. Tätig in Aschaffenburg.

König, Hans (1913–2005), Bildhauer. Tätig in Klingenberg. Studium an der Holzschnitzschule in Warmbrunn, Kunstgewerbeschule in Berlin und Kunstakademie in Dresden. Ab 1952 Lehrer an der Städtischen Fachschule (Meisterschule) für Steinmetzen und Steinbildhauer in Aschaffenburg.

Koziol, Hermann (1926–2011), Bildhauer. Tätig in Untermünkheim ab 1974. In den 1950er Jahren Studium an der Käthe-Kollwitz-Kunstschule und bei Georg Kolbe in Berlin.

Krammer, Peter (1885–1968), Architekt. Tätig in Schweinfurt. Studium an der Hochschule in Karlsruhe.

Kröckel, Hermann (1913–2000), Bildhauer. Tätig ab 1948 in Schöllkrippen und ab 1954 in Aschaffenburg. Ausbildung als Holzbildhauer in Würzburg und Studium an der Akademie für angewandte Kunst in München bei Josef Henselmann.

Krug-Grosse, Margot (1912–1999), Textilkünstlerin, Malerin. Tätig in Lohr a. Main ab 1945. 1932–1942 in Nürnberg, Kunstunterricht bei Konrad Roth und Karl Gulden.

Kuhn, Rainer (* 1945), Bildhauer, Steinmetz. Tätig in Gemünden-Wernfeld. Ausbildung bei Willi Grimm, Johannes Schmidt, Arthur Braun und Reinhard Schakowski.

Lehritter, Josef (1886–?), Bildhauer, Steinmetz. Tätig in Würzburg.

Lenssen, Jürgen (* 1947), Maler, kath. Geistlicher. Tätig in Glattbach 1981–1989 und später in Würzburg. 1966–1971 Studium der Theologie, Kunstgeschichte und

Volkskunde an der Universität in Würzburg und Münster. Seit 1989 Bau- und Kunstreferent der Diözese Würzburg, seit 1991 Domkapitular des Bistums Würzburg.

Lessig, Curd (1924–2019), Maler, Zeichner, Glasfenstergestalter. Tätig in Würzburg seit 1962. 1939–1942 Lehre bei Heiner Dikreiter in Würzburg, 1948–1950 Studium an der Akademie der bildenden Künste in München.

Marquart, Andreas (?–1968), Architekt. Tätig in Würzburg.

May, Friedrich (1927–2009), Maler. Tätig in Würzburg ab 1950. Besuch der Kunst- und Handwerkerschule in Würzburg und der Werkkunstschule in Offenbach, Klasse für dekorative Malerei von Gottfried Diehl. 1956–1961 Studium der figürlichen und Wand-Malerei an der Städelschule in Frankfurt, Klasse Prof. Albert Burkart. Ab 1961 Lehrtätigkeit am Schönborn-Gymnasium und an der Fachoberschule in Würzburg im Bereich Gestaltung.

Metz, Günter (* 1942), Bildhauer. Tätig in Sandberg-Langenleiten seit 1966. 1956–1959 Lehre an der staatlichen Holzschnitzschule in Bischofsheim/Rhön.

Misch, Erwin (1909–1985), Bildhauer. Tätig in Geroldshausen, Studium an der Kunstgewerbeschule Stettin.

Moroder, Siegfried (1911–1989), Bildhauer. Tätig in München.

Neuner, Burkhard (* 1936), Maler, Bildhauer. Tätig in Bad Säckingen. 1965–1969 Studium an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Stuttgart.

Neuner, Hannes (1906–1978), Maler. Tätig in Stuttgart. 1928–1931 Studium der Malerei an der Städelschule in Frankfurt bei Johannes Cissarz und Willy Baumeister, 1931–1933 am Bauhaus in Dessau bei Josef Albers und Wassili Kandinsky.

Ab 1933 in Berlin, Zusammenarbeit mit Walter Gropius und Mies van der Rohe. 1943–1946 in Aschaffenburg, 1946–1949 in Aschaffenburg-Obernau. 1949–1953 Lehrauftrag an der Staatlichen Kunstschule Saarbrücken, 1953–1969 an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart.

Olenburg, Wladimir (* 1950), Maler, Raumgestalter. Tätig in Bad Wildungen. 1970–1974 Studium der Elektrotechnik an der Fachhochschule Rüsselsheim. Seit 1984 freiberufliche künstlerische Tätigkeit.

Orysik, Wasyl (1918–2003), Bildhauer. Tätig in Wertheim.

Prachensky, Markus (1932–2011), Maler, Graphiker. Ab 1952 Studium der Architektur und ab 1953 auch der Malerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien. 1983–2000 Professur und Leitung der Meisterschule für Malerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien.

Rauscher, Johannes Theodor Wilhelm (1899–1969), Goldschmiedemeister. Tätig in Fulda. Enkel des Firmengründers, Hof- und Domgoldschmiedemeisters Wilhelm Rauscher (1864–1925).

Rischar, Siegfried (1924–2009), Maler, Zeichner, Bühnenbildner. Tätig in Aschaffenburg. Studium an den Kunstakademien in Riga, Danzig und Gdynia. 1948–1950 Studium der Malerei an der Städelschule in Frankfurt bei Wilhelm Heise.

Rüppel, Hans (?–1960), Architekt. Tätig in Würzburg.

Ruf, Alfons (* 1928), Architekt. Tätig in Lohr a. Main.

Ruppert, Georg (1938–2017), Bildhauer. Tätig in Hammelburg.

Schädel, Hans (1910–1996), Architekt. Tätig in Würzburg. 1928–1933 Besuch der Höheren Technischen Lehranstalt in Nürnberg. Ab 1956 Dombaumeister und ab 1971 Diözesanbaumeister des Bistums Würzburg.

Schilling, Walter (* 1930), Architekt. Tätig in Würzburg und Veitshöchheim.

Schleglmünig, Arthur (1863–1953), Bildhauer. Tätig in Würzburg. Ausbildung bei Michael Arnold in Bad Kissingen.

Schmitt, Anton (1910–1998), Bauingenieur. Tätig in Aschaffenburg.

Schneider, Georg (1882–1965), Bildhauer. Tätig in Würzburg.

Schneider, Karl (1911–1970), Bildhauer. Tätig in Würzburg.

Singer, Ernst (1934–2015), Bildhauer. Tätig in Würzburg. Studium der Bildhauerei an der Akademie der bildenden Künste in Nürnberg bei Prof. Hans Wimmer.

Söller, Heinrich (1903–1999), Bildhauer. Tätig in Schweinfurt ab 1933. 1919–1922 Ausbildung zum Steinbildhauer und Besuch der Städtischen Kunstgewerbeschule in München. 1922–1928 Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Bernhard Blecker.

Sonnleitner, Otto (1906–1985), Bildhauer. Tätig in Würzburg. Ausbildung zum Bildhauer in der Werkstatt seines Vaters Ludwig Sonnleitner. Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München bei Karl Killer, Franz Behn und Adolf von Hildebrand. Meisterschüler bei Joseph Wackerle.

Spreng, Blasius (1911–1987), Maler, Bildhauer, Mosaizist, Glasmaler. Tätig in München. Glasmalerlehre in der Mayer'schen Hofkunstanstalt und Goldschmiedelehre in München. 1931–1933 Studium an der Staatsschule für angewandte Kunst in München, Meisterschüler von Richard Klein. 1940–1941 Lehrauftrag an der Akademie der bildenden Künste in Nürnberg.

Stefano, Caesaro Augusto (* 1956), Architekt, 2001–2019 Diözesan- und Dombaumeister des Bistums Würzburg. Bis 1983 Studium der Architektur an der Uni-

versität Pisa/Italien, seit 1989 in Deutschland.

Steger, Alois (* 1956), Bildhauer. Tätig in Luttach/Ahrntal/Italien.

Taeuberhahn, Olaf (1935–2002), Maler, Bildhauer. Tätig in Karlstadt-Gambach ab 1962. Studium der Philosophie, der Kunstgeschichte und der Betriebswirtschaft an der Universität in Würzburg und der Bildhauerei an der Akademie der bildenden Künste in München.

Teresa, Schwester (Anna Theresia Himmelsbach, 1928–2013), tätig im Karmelitinnenkloster Himmelspforten in Würzburg. Dreijährige Ausbildung zur Paramentenstickerin bei Gertrudis Huber.

Vombeck, Rudolf (1930–2008), Maler. Studium an der Werkkunstschule Wuppertal. 1970–1971 Lehrauftrag an der Fachhochschule Dortmund, 1977–1984 an der Universität GH Essen.

Walter, Julian (1935–2018), Bildhauer. Tätig in Vasbühl. 1949–1953 Besuch der Schnitzschule in Bischofsheim/Rhön, 1953–1956 der Kunst- und Handwerkerschule in Würzburg bei Richard Rother, Heiner Dikreiter und Fritz Mertens. 1956–1963 Studium der Bildhauerei an der Akademie der bildenden Künste in Nürnberg bei Prof. Hermann Schorer.

Walter, Max (1933–2017), Bildhauer. Tätig in Vasbühl. Besuch der Schnitzschule in Bischofsheim/Rhön und der Kunst- und Handwerkerschule in Würzburg. 1954–1960 Studium der Bildhauerei an der Akademie der Bildenden Künste in München.

Weiß, Udo (* 1953), Textilkünstler, Weber. Tätig in Lohrhaupten seit 1993.

Welker, Albert (1915–?), Goldschmied. Tätig in Frankfurt. Studium an der Werkkunstschule in Offenbach.

Wiesinger, Georg (1933–2018), Architekt. Tätig in Gemünden ab 1958.

Anmerkungen:

- 1 Die Erforschung dieses Themas wurde finanziell unterstützt von der Unterfränkischen Kulturstiftung des Bezirks Unterfranken. Als Grundlage für die Beschreibung der aufgeführten Kirchen diente der Realschematismus der Diözese Würzburg: Dekanat Karlstadt (bearbeitet von Thomas Wehner, Würzburg 2003) und Dekanat Lohr am Main (bearbeitet von Thomas Wehner, Würzburg 1996).
- 2 Freundl. Mitteilung des Fuldaer Goldschmiedemeisters Herrn Wilhelm Rauscher (* 1937), Sohn von Johannes Theodor Wilhelm Rauscher (1899–1969) und Enkel von Wilhelm Rauscher (1864–1925), dem Gründer der gleichnamigen Goldschmiede in Fulda. Laut Meisterpunze am Tabernakel und an den Kerzenleuchtern in der Bergrothenfelder Kirche war Wilhelm Rauscher nicht nur Hof- und Domgoldschmiedemeister, sondern auch Päpstlicher Hofjuwelier.
- 3 Freundl. Mitteilung des ehem. Kirchenpflegers von Bergrothenfels, Herrn Elmar Rieb.
- 4 Freundl. Mitteilung der Kirchenpflegerin, Frau Helene Brehm, Erlach b. Marktheidenfeld.
- 5 Schneider, Manfred: In Kreuzwertheim. 50 Jahre Heilig-Kreuz-Kirche. Kreuzwertheim 2001, S. 81–90.
- 6 Die Altarwand sollte ursprünglich mit einem Wandgemälde versehen werden. Die eingeleiteten Entwürfe fanden jedoch lange Zeit keine Zustimmung der Gemeinde. Schließlich wurde 1982 der Entwurf von Lukas Gastl ausgeführt. Vgl.: Lenssen, Jürgen: Aufbruch im Kirchenbau. Die Kirchen von Hans Schädel. Würzburg 1989, S. 56.
- 7 Hagenbucher, Conrad: Planung, in: St. Josef Kirche Marktheidenfeld. Marktheidenfeld 1967, S. 8.
- 8 Ebd., S. 8.
- 9 Heilos, Ludwig: Der Künstler, in: St. Josef Kirche [wie Anm. 7], S. 18.
- 10 König, Hans: Der Künstler, in: St. Josef Kirche [wie Anm. 7], S. 21.
- 11 Deubert, Michael: 50 Jahre Krankenhaus. Größer, moderner, zweckmäßiger, in: Main-Post, 5.4.2018.
- 12 Leyk, Nicole Alexandra: Das künstlerische Werk von Johannes Beeck. Diss. Bonn 2012. Johannes Beeck gehörte zu den bekanntesten Glasmalern der Nachkriegszeit im sakralen Bereich, vor allem im Rheinland.
- 13 N.N.: Zu Ehren Gottes erbaut, in: Main-Post, 2.6.2005.
- 14 Krebs, Erhard/Väth, Konrad/Rudolph, Josef: Herz-Mariä-Kirche Oberndorf. Oberndorf 2005.
- 15 Bachmann, Günther/Fleckenstein, Alfred/Grebner, Christa/Steigerwald, Renate (Red.): 400 Jahre Alte Pfarrkirche St. Andreas Wiesenthal. Wiesenthal 2000.
- 16 Vogt, Silvia (Red.): Wombach. Die Geschichte eines Dorfes. Lohr a. Main 2002, S. 121.
- 17 Müller, Johannes: Burgsinn, in: Wehrwein, Michael (Hrsg.): Evangelisch zwischen Spessart und Rhön. Lohr a. Main 2003, S. 68.
- 18 Deubert, Michael: Die Johannes-Kapelle wird 50, in: Main-Post, 20.5.2016.
- 19 Tomczyk, Leonhard: Die Textilkünstlerin Margot Krug-Grosse (1912–1999), in: Frankenland, H. 1, 2009.
- 20 N.N.: Einweihung der Auferstehungskirche in Weickersgrüben, in: Evangelischer Kirchenbote, Nr. 2, April 1962, S. 2. Besonderer Dank für wertvolle Informationen gilt hier Herrn Hermann Fischer, Weickersgrüben.

Dr. Leonhard Tomczyk M.A., studierte Kunstgeschichte, klassische Archäologie und Philosophie an den Katholischen Universitäten in Lublin/Polen und Eichstätt. Danach tätig am Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, am Glasmuseum in Wertheim und als Leiter eines norddeutschen Kunstauktionshauses. 1990 Promotion im Fach Kunstgeschichte zum Thema „Deutsche Bernsteinkunst im 20. Jahrhundert“. Seit 1994 wissenschaftlicher Mitarbeiter im Spessartmuseum in Lohr a. Main, zuständig für die Bereiche Glas, Keramik sowie bildende Kunst und Kunsthandwerk im Spessart. Seine Anschrift lautet: Spessartmuseum, Schlossplatz 1, 97816 Lohr a. Main, E-Mail: leonhard.tomczyk@lramsp.de.

Manfred Welker

Konfessionsverbindend in Franken: Kühle – Kiegl – Krapfen

Auch kulinarisch ist Franken vielschichtig, wie es die Kerwa zeigt. Beim großen Fest dürfen die „Kiegl“ oder „Kühle“ alias „Krapfen“ als traditionelles Gebäck nicht fehlen. Dabei gibt es zahlreiche Ausprägungen, selbst im Altlandkreis Höchststadt a.d. Aisch.

Bedingt durch den hohen Aufwand beim Backen gab und gibt es sie nur zu besonderen Anlässen. Gebacken wurde natürlich zur Kerwa. In jedem Haushalt entstanden die „Kiegl“ für den zu erwartenden Verwandtenbesuch und den eigenen Kaffeetisch, denn die Gäste bekamen nach ihrem Besuch noch ein Bündel mit „Kiegl“ und Kuchen auf den Heimweg mit. Der Mühlhausener Pfarrer Richard Matthes (Wirkenszeit 1888–1925) notierte: *„Auswärtige Verwandte, auch wohl hiesige Bekannte, erhalten ihren ‚Kärwasschmaus‘.“*¹

Aber auch die Kerwasburschen partizipierten bei ihrer Runde durch das Dorf, bei der sie den Obolus von den Bewohnern zur Unterstützung für ihre Aktivitäten einsammelten, von den Backwerken. Denn das „Kiegl zammspiel’n“ am Kerwasonntag war früher bei jeder Kerwa obligatorisch. Häufig wurden damit dann die Musiker bedacht, die sie nach Hause mitnahmen.

Gebacken wurde auch zu Familienfesten, bei Hochzeiten, zu runden, hohen Geburtstagen, in katholischen Regionen natürlich zur Kommunion sowie zur Firmung, in protestantischen Gegenden zur Konfirmation. Nicht nur bei großen Hoch-

zeiten wurden daher früher beachtliche Mengen an Mehl benötigt. Häufig holte man sich auch versierte Bäckerinnen zu solchen großen Festen ins Haus, mit deren Unterstützung dann das Backen viel leichter von der Hand ging. Dabei handelte es sich schon immer um eine reine Frauensache, denn die Männer waren lediglich zum Zuarbeiten und Wegtragen der Backwaren geduldet.

Sind „Kiegl“ katholisch oder evangelisch?

In ihrer Form unterscheiden sich die „Kiegl“ sehr wohl. Üblicherweise werden die runden als die „katholischen Kiegl“, die eckigen aber als die „evangelischen Kiegl“ tituiert. Allerdings gibt es besonders im gemischtkonfessionellen Altlandkreis Höchststadt a.d. Aisch viele Überschneidungen. Die runden sind im katholischen Höchststadt und Sterpersdorf genauso wie im protestantischen Mühlhausen oder Lonnerstadt üblich, nach Süden folgen die eckigen „Kissen“, die im katholischen Herzogenaurach, Niederndorf, Welkenbach und Hauptendorf, im gemischtkonfessionellen Weisendorf, aber ebenso im protestantischen Burgstall, Oberreichenbach etc. gebacken werden.

Runde und eckige „Kiegl“

Die konfessionelle Zuordnung orientiert sich an der Zugehörigkeit der Ortschaften vor der Säkularisation! Sterpersdorf und Höchststadt gehörten zum fürstbischöflich bambergischen Amt Höchststadt a.d. Aisch;

Herzogenaurach, Niederndorf, Welkenbach und Hauptendorf zum fürstbischöflich bambergischen Amt Herzogenaurach.

Oberreichenbach wurde vom Brandenburgisch-Bayreuthischen Fraischamt Hagenbüchach verwaltet, Burgstall vom Brandenburgisch-Ansbachischen Fraischamt Cadolzburg. Im Rittergut Weisendorf übten die Besitzer die Dorf- und Gemeindegewalt aus. Durch die Freiherrn von Seckendorf wurde es evangelisch-lutherisch, die Freiherrn von Lauter richteten hingegen eine katholische Schlosskuratie ein. Mühlhausen nahm mit den von Egloffstein die evangelisch-lutherische Konfession an, Lonnerstadt durch die Freie Reichsstadt Nürnberg.²

Über Generationen weitergegeben: Das Rezept

Jede Bäckerin hat ihr eigenes Rezept mit einem unterschiedlichen Quantum an Zutaten. Eines ist aber immer wichtig: Wärme! Denn die Hefe verträgt keine Temperaturschwankungen, wenn sie gehen soll. Daher müssen alle Zutaten zuvor in der Küche auf Raumtemperatur gebracht werden. Die Hefe darf nicht kalt sein, wenn sie in warmer Milch aufgelöst wird, damit sie nicht „erschrickt“, wie es versierte Bäckerinnen formulieren. Frühere Generationen von Bäckerinnen rührten noch einen kleinen Vorteig an, der nach dem Gehen mit dem restlichen Mehl und den Zutaten verknetet wurde, bis der Teig schön fein war; zunächst wird das gesiebte Mehl mit den Zutaten wie Milch, Hefe, Zucker, Eier, Butter, Salz, Arrak und/oder Zwetschgenschnaps verknetet und anschließend werden die Teiglinge in heißem Butterschmalz herausgebacken. Der Teig für die eckigen Kissen darf nicht so gehaltvoll sein, „...sonst werden sie zu schwer und ge-



Abb. 1: Inge Muggenhöfer mit „Kiegl“ anlässlich der Weisendorfer Kerwa 2017.

Foto: Dr. Manfred Welker.

hen nicht richtig auf!“, wissen geübte Bäckerinnen. Moderne Hilfsmittel beim Kneten sind heutzutage dabei durchaus erlaubt.

Besonderes Mehl für die eckigen Kiegl

Eine grundlegende Zutat ist das Mehl. Inge Muggenhöfer aus Weisendorf bäckt ihre eckigen Kiegl mit einem eigens von der Litz-Mühle in Gremsdorf bezogenen Mehl, Typ 550.³ Die Litz-Mühle empfiehlt für die eckigen „Kiegl“ dieses Weizenmehl Typ 550 (mit der höchsten Klebereigenschaft beim Weizenmehl), da es mehr Eiweiß sowie mehr Proteine hat und die „Kiegl“ besser aufgehen.⁴

Die rechteckigen Kissen bäckt auch Inge Amm in Oberreichenbach, eine geborene Kreß, deren Vater aus Nankenhof stammte. Die grundlegende Maßeinheit für ih-

ren Teig ist die Milch. Ein Liter Milch wird mit Butter, Zucker, Eiern, Arrak und Zwetschgenschnaps sowie weiteren Zutaten und mit fünf bis sechs Pfund Mehl (Typ 405) verknetet, bis die Konsistenz stimmt. Ganz wichtig ist, dass alle Bestandteile mindestens Zimmertemperatur haben, dass auch die Küche warm ist und keine Zugluft herrscht. Nur so kann der Teig gelingen und damit auch die „Kieгли“. Inge Amm entwickelt ihren Teig mit Hilfe eines Vorteigs und verknetet die gesamte Menge mit der Hand. Im Ohr hat sie dabei immer noch den Spruch ihrer Tante: „A Hemmerd muß mer runderschwitz'n, beim Knet'n!“⁵

Aus dem Teig werden „Bollen“ abgeteilt, die auf einem Holzbrett gelagert und mit einem Tuch abdeckt werden, um die Wärme zu halten und das Gehen zu erleichtern. Für die eckigen „Kieгли“ erfolgt das Auswalzen, Zurechtschneiden und nochmalige Gehen lassen. Erst danach können sie ins heiße Schmalz gegeben werden, damit sie auf beiden Seiten eine hellbraune Färbung erhalten. Geht ein Exemplar



Abb. 2: Die rechteckigen „Kieгли“ der Bäckerei Kreuzer in Hauptendorf.

Foto: Dr. Manfred Welker.



Abb. 3: „Kieгли“ in Herzogenaurach beim Backen.

Foto: Dr. Manfred Welker.

nicht richtig auf, dann titulieren es die Bäckerinnen als „Dotschn“.

Seit 1928 gibt es eine Bäckerei in Hauptendorf. Bäckermeister Heinz Kreuzer betreibt sie in dritter Generation. In der Backstube entstehen die rechteckigen „Kieгли“, für deren Teig er Mehl Typ 550 einsetzt. Im Vergleich zu seiner Lehrzeit sind die Grundstoffe wie Mehl und Hefe besser und konstanter geworden, sodass die Verarbeitung einfacher ist. Aber nach wie vor bestimmt das Gespür des Bäckers die Menge der einzelnen Zutaten und damit auch, ob die „Kieгли“ beim Backen schön aufgehen. Bei seinem Vater mussten von jedem Exemplar alle Ecken vor dem Backen noch einmal leicht eingedrückt werden.⁶

Babette Gumbmann, verheiratete Krumm (1915–2001) aus Niederndorf, notierte sich zwei Rezepte mit unterschied-



Abb. 4: „Kiegli“ in Hauptendorf mit Anja Dickas und Renate Hofmann. Foto: Dr. Manfred Welker.

lichen Mengenangaben für die eckigen „Kiegli“ in ihr handschriftliches Rezeptheft unter dem Eintrag „Küchlein (Schmalzk chlein)“:

a) 6 Pfund Mehl,   Würfel Hefe, 1 Liter Milch, 8 Eier, 1 Pfund Butter, 1  Pfund Zucker, Arrak.

b) 10 Pfund Mehl, 300 Gramm Hefe, 1  Liter Milch, 10 Eier, 1  Pfund Butter, 2 Pfund Zucker, Cognac, 1 abgeriebene Zitronenschale.⁷

Zur Unterstützung beim Backen wurde gerne die „Aurasi“, eigentlich Maria Aures, eine geborene Nagel, geholt. – In der Familie von Agnes Meier aus R ttenbach, hatten die Bäckerinnen beide Ausformungen im Repertoire, sowohl das runde als auch das kissenförmige. Zu ihrer Hochzeit in Sterpersdorf im Jahr 1949 hatte ihre

Mutter die ebenfalls in R ttenbach üblichen kissenf rmigen Kiegli nach Sterpersdorf mitgebracht. Ihr Schwiegervater, der sie zum ersten Mal zu Gesicht bekam, meinte nur: „Ihr tut bloß die Leut' aus-schmieren, da ist ja nichts wie Luft drin!“⁸

Feinstes K chles-Mehl für Ausziehkrapfen

Für die runden „Kiegli“ empfiehlt die Litz-Mühle in Gremsdorf spezielles K chles Mehl Typ 405, „Feinstes K chles-Mehl für Ausziehkrapfen“ steht auf dem Etikett, für das kein „strenger“ Weizen vermahlen wird und das einen anderen Anteil an Proteinen hat.⁹ Für die runden „Kiegli“ werden aus dem fertigen Teig kleine „Bollen“ geformt, umgangssprachlich „gekullert“ und



Abb. 5: Feinstes Kuchles-Mehl für Ausziehkrapfen der Litz-Mühle in Gremsdorf.

Foto: Dr. Manfred Welker.

nach dem Gehen lassen über dem Knie oder einem runden Holzklotz ausgezogen. In der Bamberg Region ist daher die Titulierung „Kniezieher“ oder „Kniescheiben“ üblich. In Höchststadt ist man jedenfalls der Überzeugung, dass für „Kniekiegli“ nur abgerundete und keine spitzen Knie am besten sind, und die können eben nur die Katholiken aufweisen, weil sie in der Messe häufig knien müssen. Geübte Bäckerinnen wie Agathe Bachmeier (Jahrgang 1933) in Höchststadt, benötigen aber keine Hilfsmittel: sie bringen die „Kiegl“ frei zwischen den Händen in Form. Genauso flott geht es bei Emma Volland und Martha Reif im benachbarten, protestantischen Lonnerstadt von der Hand.

Daher titulierte man sie auch als „Ausgezogene“. Dabei entstehen die runden „Kiegl“, die in der Mitte hauchdünn sein sollen, sodass man dadurch eine Zeitung (oder einen Liebesbrief?) lesen können muss, und von einem etwas dickeren Rand eingefasst sind. Danach werden sie im heißen Schmalz herausgebacken, damit sie auf beiden Seiten eine hellbraune Färbung erhalten. Dabei wölbt sich die Mitte leicht nach oben.

Im protestantischen Mühlhausen ging Pfarrer Richard Matthes (Wirkenszeit 1888–1925) in seiner Beschreibung der Kerwa auch auf die „Kiegl“ ein, die am

Freitag gebacken wurden und in Mühlhausen „Krapfen“ heißen: „Am Nachmittag beginnt die Bereitung der runden „Krapfen“ und der viereckigen „Küchla“, denen die Mutter zuletzt noch einige mürbe Waffeln zugesellt, sog. „Breite Krapfen“. Die runden Krapfen wurden früher – es soll auch heute noch vorkommen – von Großmutter oder Mutter über dem nackten weiblichen Knie gerundet, [...]“¹⁰

In Mühlhausen heißt das sonst als „Küchla“ oder „Kiegl“ titulierte Gebäck Krapfen, ansonsten ist ihre äußere Form vergleichbar wie im Aischgrund oder in anderen Gebieten des Ebrachgrunds, nämlich rund. Für die Krapfen werden 20 Pfund Mehl mit vier Pfund Zucker, 40 Eiern, vier Pfund Butter, vier Liter Milch, 20 Würfeln Hefe, zwölf Päckchen Vanillezucker, Salz und – ganz wichtig! – einigen



Abb. 6: Agathe Bachmeier beim Ausziehen der „Kiegl“ (Höchststadt – katholische).

Foto: Dr. Manfred Welker.



Abb. 7: Emma Volland und Martha Reif beim Ausziehen der „Kiegli“ (Lonnerstadt – evangelische).
Foto: Dr. Manfred Welker.

Stamperln Zwetschgenschlaps vermengt, der Teig dann „mit Liebe geknetet“. Ist die Konsistenz des Teigs passend, dann werden Portionen mit dem Löffel abgestochen und zu Bollen geformt, die dann unter einem Tuch gehen müssen. „Die Handarbeit machts!“, sind in Schirnsdorf bei Mühlhausen Margit Holler, Hildegard Geyer, Sigrid Morgenroth, Birgit Morgenroth und Gundi Eck überzeugt. Nach dem Gehen lassen werden die Teiglinge frei von Hand ausgezogen, denn auch der Krapfen soll in der Mitte hauchdünn sein und drumherum einen etwas dickeren Rand haben. Bei jedem Durchlauf durch ihre Hände, nimmt der Krapfen mehr und mehr seine endgültige Form an. Danach

werden sie im heißen Schmalz herausgebacken, damit sie auf beiden Seiten eine hellbraune Färbung erhalten. Dabei wölbt sich die Mitte leicht nach oben.

Exkurs: Weitere Verbreitung der runden „Kiegli“ in Franken

In den Ortschaften, die noch näher an Bamberg liegen, sind von den runden „Kiegli“ als Variante die sogenannten „Hüt“ beheimatet. Bei ihnen wölbt sich das Innenteil hutförmig nach oben, weil sie nur auf einer Seite im heißen Fett schwimmen dürfen. In Reundorf etwa werden die im Aischgrund gebackenen als „Rumgedrehte“ titulierte, da sie im Gegensatz zu den

dort üblichen „Hüt“ von beiden Seiten im Schmalz gebacken werden.¹¹

Beim Erntedankfestzug in Fürth, am 8. Oktober 2017, war auch die Trachtengruppe Stopfenheim (Ortsteil von Ellingen) dabei. Stopfenheim wurde bis zur Mediatisierung vom Landkomtur des Deutschen Ordens der Ordensballei Franken mit Sitz in Ellingen verwaltet.¹² Mitglieder der Gruppe übergaben an Oberbürgermeister Dr. Thomas Jung das bei Ihnen übliche runde „Küchla“. Die Größe ist wie bei einer mittleren Pizza.

Nach der Erinnerung von Thekla Meyerhöfer wurden in den katholischen Familien von Stopfenheim nur runde Küchle gemacht. Sie hat das Küchlebacken von ihrer Mutter gelernt. Auf vier Pfund Mehl kommen ca. $\frac{3}{4}$ Liter Milch, Zucker, neun Eier, Butter und Butterschmalz sowie etwas Salz. Maßeinheit ist bei ihr eine „Handvoll“. Gemacht wird der Teig nicht so sehr nach Rezept, sondern nach Gespür für dessen Konsistenz. Die Küchle werden nach dem Ausziehen und Gehen lassen in Butterschmalz herausgebacken. Mit ihren zwei Schwestern backt sie die „Küchla“ zu besonderen Festen. Etwa zum Heimatfest



Abb. 8: „Kiegl“ nach dem Backen zum Abkühlen auf einem Rost. Foto: Dr. Manfred Welker.



Abb. 9: Margit Holler mit fertig gebackenen „Krapfen“ (Mühlhausen – evangelische).

Foto: Dr. Manfred Welker.

am 3. Sonntag im Juli in Stopfenheim. „Die eckige Form kommt von den Evangelischen!“, so Meyerhöfer. Dort komme mehr Hefe rein, damit sie besser aufgehen, vermutet sie.¹³

Auch im überwiegend katholischen Scheinfeld werden zur Kirchweih, die alljährlich Anfang September stattfindet, in der Bäckerei Mergenthaler die runden „Kiegl“ gebacken.¹⁴ Scheinfeld war Stammsitz der katholischen Fürsten von Schwarzenberg.¹⁵

Im Landkreis Forchheim und in der Fränkischen Schweiz sind dagegen die „Urrädla“ beheimatet, die auch als „Braade Küchla“ tituiert werden. Sie bedingen einen anderen Teig, hergestellt werden sie aus Eigelb, Butter, sauerem Rahm oder saurerer Sahne und Mehl, beim Herausbacken im Butterschmalz werden sie mit Hilfe



Abb. 10: Frisch gebackene Küchle in Stopfenheim. Foto: Dr. Manfred Welker.

von Kochlöffeln in ihre runde, gekräuselte Form gebracht. Vor dem Verzehr werden sie mit Puderzucker bestreut. Vermutlich sind damit auch die mürben Waffeln, die „Breite Krapfen“ gemeint, die laut Pfarrer Matthes in Mühlhausen neben den runden Krapfen anlässlich der Kirchweih gebacken wurden.

Puderzucker muss drauf sein – aber auf welcher Seite?

Eckig oder rund, hier gibt es bei den Konfessionen keinen Unterschied, wenn die „Kiegli“ bzw. Krapfen für Feste gebacken werden, wie die angefuhrten Beispiele zeigen. Allerdings mit einer kleinen, aber feinen Nuance bei den runden Exemplaren. Denn bevor sich die Kaffeeg ste die Spezialitäten schmecken lassen können, fehlt

nur noch das Bestäuben mit Puderzucker. Hier gibt es Unterschiede, je nachdem, ob sie auf der Seite mit dem Hütchen oder der Einbuchtung gezuckert werden.

Im katholischen Sterpersdorf sind sich die altgedienten Bäckerinnen über die Form einig: hier verlässt das runde „Kiegl  die Pfanne. Gezuckert wird das „katholische Kiegl  dort, wo sich das „Sch ssala“ abzeichnet, also oben, denn diese Seite liegt obenauf, wenn das „Kiegl  nach dem Ausziehen abgelegt und so auch in das heiße Fett gegeben wird. „Wo is Nesdla ist, wird gezuckert!“, meint Lisa Thom  nur. Dies bestätigen auch Resi Sänger und Anna Schwandner, beide sind erprobte Bäckerinnen aus Sterpersdorf.¹⁶



Abb. 11: „Katholische Kiegl “, gezuckert auf der Seite mit dem „Sch ssala“.

Foto: Dr. Manfred Welker.

In Richtung Neustadt a.d. Aisch und damit auch bereits im evangelisch-lutherischen Lonnerstadt werden die ebenfalls runden „Kiegli“ mit dem Hut nach oben gezuckert. Auch im evangelisch-lutherischen Mühlhausen rieselt der Puderzucker bei den Krapfen auf die Seite mit dem kleinen Hütchen in der Mitte. Nur so schmeckt's dort.¹⁷



Abb. 12: „Evangelisch Kiegl“, in Mühlhausen „Krapfen“ genannt, gezuckert auf der Seite mit dem „Hüttla“. Foto: Dr. Manfred Welker.

Dr. Manfred Welker aus Herzogenaurach ist promovierter Kunsthistoriker und hat eine Ausbildung zum Schlossermeister absolviert. Seit 2002 Kreisheimatpfleger des Landkreises Erlangen-Höchstädt, engagiert sich Welker seit Jahren auf vielfältige Weise in seiner Heimatstadt Herzogenaurach und im Gebiet des Altlandkreises Höchstädt a.d. Aisch. Sein Interesse liegt in der Dokumentation von Brauchtum und Tradition, aber auch neuerer Zeitgeschichte. So hat er das Brauwesen in Herzogenaurach und in Höchstädt a.d. Aisch aufgearbeitet. Seine Anschrift lautet: Am Hirtengraben 7, 91074 Herzogenaurach, E-Mail: ManfredWelker@web.de.

Anmerkungen:

- 1 Fleischmann, Johann (Bearb.): Pfarrer Richard Matthes. Die Gemeinde Mühlhausen in Vergangenheit und Gegenwart. Nachdruck der 1928 erstellten Ortschronik. (= Materialien Reicher Ebrachgrund. Heimatkundliche Sonderschriften. Heimatverein Reicher Ebrachgrund e.V. Bd. 7). Mühlhausen 2008, S. 153. – Zum Lebenslauf von Pfarrer Richard Matthes s. Lottes, Martin: Kirchengeschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirchengemeinde Mühlhausen. Mühlhausen 1999, S. 342f.
- 2 Hofmann, Hanns Hubert: Höchstädt-Herzogenaurach (= Historischer Atlas von Bayern. Teil Franken. Heft 1). München 1951.
- 3 Frdl. Mitteilung Inge Muggenhöfer v. 24.8.2017.
- 4 Frdl. Mitteilung Litz Mühle Gremsdorf v. 24.8.2017.
- 5 Frdl. Mitteilung Inge Amm v. 28.8.2017.
- 6 Frdl. Mitteilung Heinz Kreuzer v. 26.8.2017.
- 7 Archiv Dr. Manfred Welker.
- 8 Frdl. Mitteilung Agnes Meier, Jahrgang 1926, geborene Geist, verwitwete Beßler, in Sterpersdorf vom 20.8.2017.
- 9 Wie Anm. 4.
- 10 Fleischmann: Pfarrer Richard Matthes (wie Anm. 1), S. 153. – Pfarrer Richard Matthes wurde am 26. Juli 1857 in Schlopp/Oberfranken geboren. Die Studentenzeit mit dem Studium der evangelisch-lutherischen Theologie verbrachte er in Erlangen. 1883 wurde er zum Pfarrer in Affalterthal berufen und wechselte im Jahr 1888 nach Mühlhausen. 1925 wurde Matthes pensioniert und setzte im Jahr 1926 seine 1914 begonnene Pfarrbeschreibung fort. Matthes verstarb am 18. Juni 1935.
- 11 Frdl. Mitteilung Maria Müller aus Reundorf vom 22.8.2017.
- 12 Fentsch, Eduard: Zehntes Buch. Mittelfranken. II. Die Landgerichte und Bezirksamter, in: Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. München 1865, S. 1219–1298, hier S. 1245.
- 13 Frdl. Mitteilung Thekla Meyerhöfer vom 8.10.2017.
- 14 Frdl. Mitteilung Bäckerei Mergenthaler, Scheinfeld, vom 19.9.2017.
- 15 Fentsch: Mittelfranken (wie Anm. 12), S. 1286.
- 16 Befragung in Sterpersdorf am 20.8.2017.
- 17 Frdl. Mitteilung Margit Holler, Schirnsdorf vom 23.8.2017.

Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum 85. Geburtstag

Unsere ehemaligen Ersten und Zweiten Bundesvorsitzenden konnten jüngst ihr 85. Lebensjahr vollenden, wozu der gesamte FRANKENBUND, Bundesleitung wie Schriftleitung von Herzen gratulieren. Wir möchten den Bundesfreunden Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann unsere besten Glück- und Segenswünsche aussprechen und beiden Geburtstagskindern noch viele Jahre voll Gesundheit, Zufriedenheit und glücklicher Tage im Kreis ihrer Familien wünschen!

Der ehemalige Erste Bundesvorsitzende, Regierungspräsident a.D. Dr. Franz Vogt, feierte seinen 85. Geburtstag am 9. Februar 2020 in seiner Heimatstadt Volkach. Nach dem erfolgreichen Jurastudium in Würzburg führten ihn seine beruflichen Stationen ab 1962 in das Landratsamt Lohr, in das Bundesinnenministerium, das Bayerische Ministerium des Innern und die Bayerische Staatskanzlei. Im Jahre 1975 erfolgte seine Berufung zum Vizepräsidenten der Regierung von Unterfranken. 1984 wurde er zum Regierungspräsidenten ernannt und leitete den Regierungsbezirk Unterfranken bis zum Jahr 2000 mit großem Erfolg. Bereits im Jahr nach seinem Amtsantritt übernahm er auch in der Nachfolge von Dr. Helmut Zimmerer die Position des Ersten Bundesvorsitzenden des FRANKENBUNDES. Während seiner Amtszeit, die erst 2003 endete, wurde der Kulturpreis des FRANKENBUNDES eingeführt, und unser Bund wuchs durch die Aufnahme einiger neuer Gruppen in den Verein räumlich und nach Mitgliederzahlen. Besonders lag ihm der 1994 gegründete Heimatverein Volkacher Mainschleife am Herzen, dessen Mitglied Dr. Vogt ist und der unter seinem Nachfolger als Bundesvorsitzendem dem FRANKENBUND beitrug. Ab 2003 engagierte sich Dr. Vogt noch bis ins vergangene Jahr tatkräftig im Kreis der Museumshelfer des Museums Barockscheune in Volkach.

Unser ehemaliger Zweiter Bundesvorsitzender, Bezirkstagspräsident a.D. Edgar Sitzmann, konnte bereits am 13. Januar 2020 ebenfalls das 85. Wiegenfest in seiner Geburtsstadt Bamberg begehen. Neben seinem mit Leidenschaft ausgeübten Lehrerberuf hat sich Bundesfreund Edgar Sitzmann über 42 Jahre hinweg in den Dienst der kommunalen Selbstverwaltung gestellt und wertvolle Arbeit für die Gemeinschaft geleistet, wie der Bayerische Staatsminister des Inneren, Joachim Herrmann, in seinem Glückwunschschreiben betonte. Als Bürgermeister von Untersteinach und Burgwindheim sowie als oberfränkischer Bezirkstagspräsident von 1982 bis 2003 war er immer ganz fränkisch heimatverbunden und bodenständig.

Für den FRANKENBUND war es ein Glücksfall, dass die Bundesfreunde Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann sich überdies einander freundschaftlich verbunden fühlten. Ihre gemeinsame Amtszeit von 1985 bis 2003 in der Bundesleitung belegt, wie ein harmonisch zusammenwirkendes Gespann die Entwicklung eines Vereins über viele Jahre erfolgreich und mit vielen positiven Wirkungen prägen kann. War jener eine verbindliche, von persönlicher Bescheidenheit geprägte Leitungspersönlichkeit, so konnte dieser durch seine Zuverlässigkeit und seine offene, humorvolle Art integrativ in der Vorstandschaft unseres Bundes wirken. Die dauerhafte Dankbarkeit des FRANKENBUNDES ist beiden sicher, haben sie unseren Verein doch durch ihre je eigene Persönlichkeit, ihr

Naturell und ihr großes Engagement nachhaltig bereichert und zahlreiche Akzente für die Bundesleitung wie einzelne Gruppen gesetzt. Wir alle hoffen für sie auf ein kräftiges „*ad multos annos*“!

PAS

Unser früherer Bundesschatzmeister Theo Zimmermann ist verstorben

Im Alter von 91 Jahren ist am 29. Januar 2020 der frühere Schatzmeister des FRANKENBUNDES, Herr Sparkassendirektor i.R. Theo Zimmermann, verstorben. Bundesfreund Theo Zimmermann erblickte am 17. Dezember 1928 das Licht der Welt und begann im Jahre 1943 eine Banklehre bei der Städtischen Sparkasse Würzburg, wo er schon bald verantwortungsvolle Aufgaben zu erfüllen hatte. 1979 wurde er schließlich zu deren Vorstandsmitglied berufen.

Sein Eintritt in den FRANKENBUND erfolgte am 1. April 1992. Bereits auf dem 63. Bundestag in Kronach am 16. Mai desselben Jahres übernahm Bundesfreund Zimmermann voll Tatkraft eine passende Aufgabe und wurde mit dem Amt des stellvertretenden Schatzmeisters betraut. Im darauffolgenden Jahr trat er dann durch Wahl des Bundestages in Meiningen am 8. Mai die Nachfolge des unvergessenen Bundesfreundes Friedrich Pommerening als Bundesschatzmeister an. Dieses verantwortungsvolle Amt bekleidete Theo Zimmermann zwölf Jahre lang bis zum 7. Mai 2005, als der 76. Bundestag in Miltenberg seinen Rücktritt aus dem aktiven Engagement voll Dankbarkeit annahm. Für seine langjährige, erfolgreiche Tätigkeit hatte der FRANKENBUND ihm bereits 2001 das Große Goldene Bundesabzeichen verliehen.

Der FRANKENBUND betrauert seinen Heimgang gemeinsam mit seiner Familie, der unser aufrichtiges Mitgefühl gilt. Wir werden Bundesfreund Theo Zimmermann in dankbarer Erinnerung behalten und ihm stets ein ehrenvolles Andenken bewahren.

PAS

Vorankündigung: Tag der Franken am 5. Juli 2020 in Haßfurt

Der Frankenbund wird auf dem diesjährigen Tag der Franken mit zwei Veranstaltungen präsent sein:

- Führungen durch die Ritterkapelle mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten und Einblicken in die Restaurierungen früherer Jahrhunderte;
- Buchpräsentation des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e. V. vorauss. in der Stadthalle: Der Verein präsentiert seinen ersten Sammelband mit heimatgeschichtlicher Forschung aus den Federn von Laien und Fachleuten.

Einzelheiten können wir erst im nächsten Heft bekannt geben, wenn das offizielle Tagesprogramm vorliegt.

Kommen Sie mit zu unserer 4. Orgelwanderung am 9. Mai 2020!

Das Programm in Kürze: Von **Stegaurach** aus wandern wir über Felder und Wiesen an der Altenburg vorbei auf den **Bamberger Dom** zu. (Variante B) Im Dom genießen wir ein öffentliches Orgelkonzert (keine Sitzplatzgarantie). Auf dem Rückweg schauen wir uns den romanischen Kreuzgang im **Karmelitenkloster** an und stärken uns im **Gasthaus Greiffenclau** am Laurenziplatz. Anschließend laufen wir zurück nach **Stegaurach**; dort besichtigen wir die **katholische Pfarrkirche** und lassen uns die moderne **Orgel** erklären.

Hinweis: Wem die Strecke zu lang ist, wandert erst ab Bamberger Dom mit uns (Variante A). Die Rückfahrt erfolgt auf eigene Kosten von Stegaurach mit einem Linienbus (z.B. Linie 912) nach Bamberg.

Treffpunkt und -zeit für Variante A:

11.40 Uhr vor dem Eingang des Bamberger Diözesanmuseums (Wegstrecke ca. 6 km)

Treffpunkt und -zeit für Variante B:

10.00 Uhr auf dem Parkplatz Schulstraße in Stegaurach (Wegstrecke ca. 12 km)

Ende der Veranstaltung: gegen 17 Uhr an der Stegauracher Pfarrkirche (gilt für beide Varianten)

Leitung: Siegfried Stengel, Stellvertretender Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES und langjähriger Bürgermeister von Stegaurach und – wie bei allen bisherigen Orgelwanderungen – Arno Leicht, emeritierter Professor an der Musikhochschule Nürnberg

Ausrüstung: dem Wetter entsprechende Wanderkleidung, gutes Schuhwerk

Teilnahmegebühr: keine

Anreise: individuelle Anreise;
für Teilnehmer aus Würzburg und Umgebung bietet die Gr. Würzburg einen Bustransfer an:
Abfahrt: 8.00 Uhr ab Busbahnhof (Stadtrundfahrten)
Rückkehr: gegen 19 Uhr
Fahrtkosten: 15 € p.P.

Änderung vorbehalten! Die Veranstaltung ist leider nicht behindertengerecht zu gestalten.

Für unsere Vorbereitung bitten wir um Ihre Anmeldung in der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes bis zum **4. Mai 2020** mit Angabe der gewählten Variante:

Tel.: 0931–5 67 12 (AB) // Fax: 0931–45 25 31 06 // E-Mail: info@frankenbund.de

Auf Ihr Kommen freuen sich

Siegfried Stengel, Arno Leicht und Christina Bergerhausen

Der FRANKENBUND in Zeiten der Corona-Pandemie	75
---	----

Geschichte

Franz Schicklberger

Weinglöckleinsschlag und Nachtschwärmerei. Zum nächtlichen Streunen und dessen Bekämpfung in Mainfranken	76
--	----

Kunst

Bernd Nürnberger

Die Veste zu Erlangen	93
-----------------------------	----

Hans-Ulrich Hofmann

Michel Niklas. Leben und Werk eines tauberfränkischen Bildhauers der Renaissancezeit und seiner Söhne	96
---	----

Kultur

Gert Rückel

Der heilige Veit in Franken	104
-----------------------------------	-----

Bücher zu fränkischen Themen	123
---	------------

Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

Peter A. Süß

Die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES	131
---	-----

Klaus-Peter Gäbelein

Der Heimatverein Herzogenaurach e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	133
--	-----

Bernhard Weber

Der Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	134
--	-----

Marlise Düx

„Der Pfeifer“, Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	137
---	-----

Manfred Schneider

Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	138
--	-----

Frankenbund intern

Anton Gruber

FRANKENBUND-Gruppe Augsburg löst sich auf!	141
--	-----

Johannes Schellakowsky

„Würzburgs Zauber packt uns wieder“ – Bundesfreund Dr. phil. Peter A. Süß zum 6. Juni 2020	142
--	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Marlise Dux	1. Vorsitzende des Vereins für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V. – Der Pfeifer Bergstraße 18, 97956 Werbach-Niklashausen marlise.duex@t-online.de
Klaus-Peter Gäbelein	Ehem. 1. Vorsitzender des Heimatvereins Herzogenaurach e.V., Vertreter der Vereine in der Bundesleitung des FRANKENBUNDES Höchstatter Weg 11, 91074 Herzogenaurach kpgaebelein@gmx.de
Anton Gruber	Ehem. 1. Vorsitzender der FRANKENBUND-Gruppe Augsburg Wiedemannstraße 2 ½, 86343 Königsbrunn anton.gruber@bayernmail.de
Dr. Hans-Ulrich Hofmann	Evang.-luth. Pfarrer i.R. Alte Reutstraße 30, 90765 Fürth bhuh@ymail.com
Bernd Nürnberger	Apotheker, Obmann des Arbeitskreises Innenstadt des Heimat- und Geschichtsvereins Erlangen Hauptstraße 61, 91054 Erlangen adler-apotheke-erlangen@t-online.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth, drpiopiontek@gmx.de
Gert Rückel	Regierungsdirektor a.D. Jupiterstraße 20, 95448 Bayreuth gert.rueckel@gmail.com
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Dr. Franz Schicklberger	Studiendirektor a.D., Stadtarchivar, Vorsitzender des Heimatvereins Kapellensteige 9, 97246 Eibelsstadt f.schicklberger@t-online.de
Manfred Schneider	1. Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Kreuzwertheim e.V. Kaffelsteinweg 1 b, 97892 Kreuzwertheim maschn-kwh@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Dr. med. Bernhard Weber	2. Vorsitzender des Heimatvereins Volkacher Mainschleife e.V. Hauptstraße 32, 97332 Volkach weber@galeriemarijo.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND in Zeiten der Corona-Pandemie

Liebe Bundesfreundinnen
und Bundesfreunde,

bedauerlicherweise ist der FRANKENBUND in seinem Jubiläumsjahr wie viele andere von den Auswirkungen der derzeitigen Corona-Pandemie betroffen. Die notwendigen Beschränkungen des öffentlichen Lebens sowie die Abstands- und Hygienemaßnahmen sind in unser aller Interesse ergangen, beeinträchtigen aber auch unsere Programmgestaltung des Gesamtbundes in massiver Weise. Dabei obliegt uns eine besondere Verantwortung, denn viele unserer geschätzten Mitglieder gehören zur besonders gefährdeten Risikogruppe.

Deshalb hat die engere Bundesleitung auf ihrer Sitzung am 28. Mai 2020 schweren Herzens einstimmig beschlossen, **alle FRANKENBUND-Veranstaltungen abzusagen**, soweit sie auf der Ebene des Gesamtbundes für dieses Jahr geplant waren. Damit müssen sowohl die Jubiläumsausstellung „Franken um 1920“, die Oberfränkische Regionalfahrt, die Jubiläumsfeier mit Festakt und Staatsempfang im Museum für Franken in Würzburg als auch der 9. Fränkische Thementag „Bildstöcke in Franken“ sowie der 91. Bundestag in diesem Jahr ausfallen. **Alle Veranstaltungen werden im kommenden Jahr 2021 nachgeholt.** Über die genaue Terminierung werden wir Sie rechtzeitig in der Zeitschrift *FRANKENLAND* in Kenntnis setzen.

Einzig die Enthüllung der von der Gruppe Würzburg gestifteten Gedenkta-

fel an die Gründung vor 100 Jahren am Ort des damaligen Geschehens wird am 11. Oktober 2020 stattfinden. Dies ist wegen der möglichen Beschränkung der Teilnehmerzahl und der Freiluftsituation möglich. So wollen wir wenigstens am Gründungstag selbst unseres Geburtstages würdig gedenken.

Um Ihnen, liebe FRANKENBUND-Freunde, zumindest einen kleinen Ersatz für die gestrichenen Veranstaltungen zu bieten, werden wir einige zusätzliche Angebote im Internet auf der Seite des FRANKENBUNDES (www.frankenbund.de) präsentieren. So soll die zur Eröffnung der Jubiläumsausstellung geplante Gesprächsrunde mit Wissenschaftlern dort genauso gezeigt werden wie eine für September geplante Präsentation, die die wichtigsten Inhalte dieser Schau „Franken um 1920“ thematisieren und Sie damit auf den Besuch der Ausstellung im nächsten Jahr schon einmal einstimmen soll. Auch der „Fränkische Thementag“ wird virtuell mit seinen Vorträgen und der Vorstellung einzelner Bildstöcke im Netz vorbereitet.

So kann ich nur mein größtes Bedauern ausdrücken, dass die Zeitläufe uns keine attraktiven Jubiläumsfeierlichkeiten ermöglichen. Dennoch soll gelten: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“! Für Sie alle wünsche ich das Beste und: Bleiben Sie gesund!

Ihr
Paul Beinhofer

Franz Schickelberger

Weinglöckleinsschlag und Nachtschwärmerei

Zum nächtlichen Streunen und dessen Bekämpfung in Mainfranken

Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts beschäftigten sich die hohen Herrschaften Würzburgs mit den Auswüchsen bei den Gassen- und Nachtschwärmereien. Obwohl wir in den bischöflichen Mandaten vornehmlich erfahren, worin diese Untaten bestanden haben, bleiben dagegen die Angaben, wer diese Untaten zu unterbinden hat, recht allgemein. Zwar wird mehrfach auf die Verantwortung der Ober- und Unterbeamten sowie der Ortsvorsteher und Nachtwächter verwiesen, jedoch fehlen detaillierte Anweisungen bzw. konkrete Auflagen, wie vor Ort dieses Streunen vereitelt werden kann und soll, oder sie bleiben allgemein.

Dagegen sind für Eibelstadt konkrete Mahnungen an verschiedene Personengruppen erhalten. Sie zeigen, wer diese Ausschreitungen und Belästigungen zu verhindern hatte und wie nächtliche Delikte konkret zu bekämpfen waren. Was für Eibelstadt verordnet war, galt sicher vice versa auch für andere Orte im Hochstift Würzburg und im Herzogtum Franken.

Ein Thema, das in den Polizeiordnungen, bei Hochgerichten sowie in Bürgerversammlungen durch die Jahrhunderte immer wieder aufgegriffen wurde und sozusagen ein Dauerbrenner war, ist die Auseinandersetzung mit den nächtlichen Streunern, den damit verbundenen Tumulten und das Verbot der Gassen- bzw.

Nachtschwärmerei. Für das Verhalten der nächtlichen Streuner gab es verschiedene Ursachen. So suchten die Nachtschwärmer Abwechslung zur harten Arbeit bei Tage. Man wollte etwas erleben, widersetzte sich strengen obrigkeitlichen Reglementierungen, wollte (missliebige) Bürger ärgern, spielte mit den Wachtmeistern und deren Gehilfen Katz und Maus, frönte dem Alkohol, war dem Kartenspiel verfallen oder knüpfte Kontakte zum anderen Geschlecht u.s.w.

Der Weinglöckleinsschlag als Hinweis auf die Sperrstunde

Wichtig ist es zunächst nach dem Zeitpunkt zu fragen, ab dem die Obrigkeit von Nachtschwärmerei sprach. Dies war der Weinglöckleinsschlag am Abend.¹ An diesen wurde in fürstbischöflichen Mandaten, aber auch in den Verordnungen der Hochgerichte, durch Verlautbarungen der Beamten, vor Ort sogar von Bürgermeistern und dem Rat häufig erinnert, selbst wenn kein Zeitpunkt der Polizeistunde angegeben war.

Auch die ältesten greifbaren Eibelstadter Unterlagen sprechen nur allgemein vom Weinglöckleinsschlag und geben keine konkrete Uhrzeit dafür an; so z.B. die Rats- und Gerichts-Ordnung von 1534,² die Polizeiordnung von 1563³ oder die Hochgerichtsverlautbarung von 1576.⁴

Interessant ist es, sobald Zeiten für den Weinglöckleinsschlag angegeben werden, dass es für die kalte Jahreszeit einen ande-

ren Zeitpunkt und somit andere Öffnungszeiten für die Wirtshäuser gegeben hat als im Sommer. So lautete für Eibelstadt 1664 eine polizeiliche Verfügung: „... daß die Wirth keinen Wein, nach geleiteter Weinglockhen, oder in dem Sommer nach Neün und in dem Winter nach 8 Uhrn, es wären dan frembte Gäst da, außzäpfen und geben sollen, bey zwölfthhalb Pfunt Bues.“⁵

Anno 1700 hieß es in einem Mandat von Bischof Johann Philipp von Greiffenclau-Vollraths, „daß Jedermann, wer der auch seye, in denen Wirthshäusern länger nit, dann zur Winters-Zeit biß 8, im Sommer aber 10 Uhren, zu Zechen und zu Tantz zu verbleiben, erlaubt seyn solle.“⁶ Diese Verfügung galt für Würzburg wie für die kleineren Städte und Dorfschaften. In den Folgejahren begegnen diese Zeitangaben immer wieder.

1739 waren Sommer- und Winterszeiten näher konkretisiert, wenn es hieß, dass kein Schankwirt von April bis Oktober nach 10 Uhr, und von Oktober bis April nach 8 Uhr weder Gäste noch Musikanten halten oder denselben ein Getränk reichen dürfe. Widrigenfalls sollte der Wirt mit 10 Gulden Strafe belegt werden.⁷

Auch 1766 musste nach einem hochherrschaftlichen Dekret im Winter „in dem Wirtshaus umb 8 Uhr Feyer Abend gemacht“ werden.⁸ In diesem Jahr wurde mit dem Fest des heiligen Michael (29. September) das Ende der Sommerzeit angegeben.⁹ Drei Jahre später war der Feierabend für die Winterzeit dagegen eine Stunde später auf 9 Uhr festgesetzt.¹⁰

1784 wurde die Dauer des Läutens für das Weinglöcklein in Eibelstadt genau geregelt, wenn es hieß, „daß künftig hin im Sommer um $\frac{3}{4}$ auf 10, zur Winterszeit aber um $\frac{3}{4}$ auf 9 Uhr ein Viertelstund lang ohnausgesetzt die Glocken zum Zeigen des Feyerabend gelaüet werden solle, damit sich kei-



Abb. 1: Das Eibelstadter Weinglöcklein aus dem Jahr 1380/1387, eine Mariengrußglocke mit der Schulterinschrift „AVE MARIA GRATIA PLENA TOMINUS [sic] TEC“ befand sich ursprünglich auf dem Weinglöckleinturm, der sich über dem Tor vom Marktplatz in den Kirchhof erhob. Dieser Turm wurde 1719 abgetragen. Heute krönt das Glöcklein das Rathaus. Der Sage nach konnte das Glöcklein ehemals sprechen. Anstatt „bim – bam, bim – bam“ rief die Glocke allabendlich aufgut Fränkisch „Hem geh – hem geh – hem geh!“
Foto: Dr. Franz Schicklberger.

ner mit der Unwissenheit wegen überhörten Uhrschlags entschuldigen könne, nach welchen beschehenen Ausläuten sich niemand auf der Gassen oder Wirtshäusern bey Vermeidung der gesezmäsigen Straff aufhalten solle.“¹¹ Da hatten sich die „Siebenlister“ (so der Spitzname der Eibelstadter) früher wohl des Öfteren mit der Ausrede entschuldigt, den Glöckleinsschlag nicht gehört zu haben, wenn sie nach der Polizeistunde im Gasthaus oder in einer Heckenwirtschaft erwischt wurden. Deshalb wurde das ununterbrochene Läuten eine ganze Viertelstunde lang eingeführt.

Um Recht oder Unrecht des Alkoholausschanks nach der Weinglöckleinzeit gab es 1774 in Eibelstadt sogar einen

ausführlichen Rechtsstreit. Bürgermeister Christian Schenk, der gleichzeitig Wirt des Gasthauses „Zur Schwane“ war, zeigte nämlich gemeinsam mit dem Wachtmeister mehrere Bürger an, die als Besucher des Rösslein-Gasthauses als „*Stürmer und Nachtschwärmer*“ beschuldigt werden, was diese jedoch vehement bestritten und darauf bestanden, nichts Unrechtes im Sinne der Anzeige getan zu haben. Vielmehr beschuldigte man im Gegenzug den Bürgermeister, dass sein Vorgehen gegen Gäste des Rössleins „*ein bloßer Wirths Neyd wäre*“ und in der Abneigung bestimmter Personen gründete. Die zunächst gegen den Rössleinswirt ausgesprochene Strafe wurde nach längerem Hin und Her schließlich auf die Hälfte reduziert.¹² Zur Sprache kam in diesem Zusammenhang auch,

dass das Zechen nach dem Weinglöckleinsschlag in Privathäusern [...] ebenfalls als Nachtschwärmerei gerechnet werden musste.

Delikte der Nachtschwärmer in Mandaten der Obrigkeit

Im Folgenden sind diverse Reaktionen der Obrigkeit auf die Nachtschwärmereien zusammengetragen. In diesen Mandaten erfährt man vorzüglich, worin die nächtlichen ‚Verbrechen‘ und Auswüchse der Nachtschwärmer bestanden haben. Dass die Verordnungen der Fürstbischöfe für Würzburg und für das ganze Herzogtum Franken erlassen wurden, zeigt, dass das Problem der Nachtschwärmerei eine weit verbreitete Heimsuchung war.

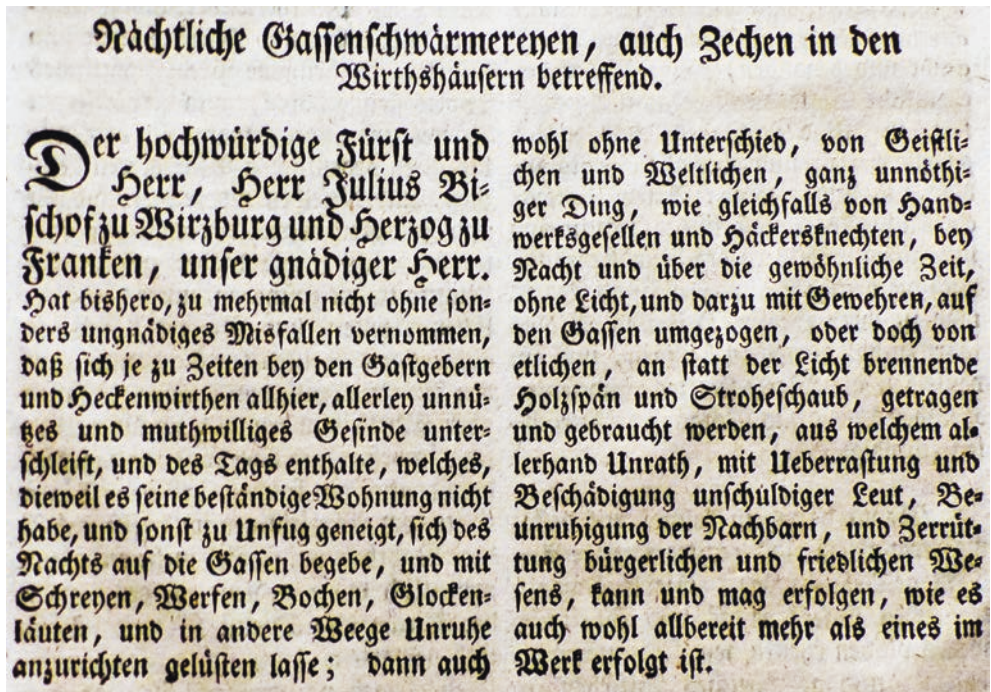


Abb. 2: Ausschnitt aus der Verordnung von Bischof Julius Echter vom 28. März 1579

(Heffner I, S. 32f., Nr. XXI).

Schon Bischof Otto II. von Wolfskeel (1333–1345) wies kurz auf folgende Ungemach hin: „*ge[h]n an Licht*“, „*Werfen*“, „*Schiezzen*“, „*Slahen*“ und „*Stechen*“.¹³ Für Eibelstadt beklagt die Gerichtsordnung von 1561, dass jugendliche ungezogene Rotten nächtlicher Weile verbotene Leichtfertigkeiten wie das Fenster-Einwerfen verübten.¹⁴ Die Polizeiordnung aus dem Jahr 1563 nennt „*Schwermerey, Schlagerey, Buberey und Unzucht, auch Schissen im Fleckenn und anderer Mutwil bei Tag und bei Nacht*“.¹⁵ Für 1576 hält das Ratsprotokoll fest, dass nächtlicher Weile das „*Gassieren, Schwermen, Singen und Jaugzen*“ in den Gassen verboten sei. Übertretungen wurden „*ernstlich gestraft*“.¹⁶ Beim nächtlichen Singen und Jauchzen konnten auch beleidigende Worte durch die Gassen hallen. So wurden etwa einzelne Mitbürger als Beelzebub verrufen. Selbst die Nachtwächter beteiligten sich an diesen Ungezogenheiten, wenn z.B. einer aus dieser Zunft 1656 anstatt der Uhrzeit mit heller Stimme ausrief: „*Hört ihr Leut, laßt euch sagen, der Teufel wirdt den Oberwirth zum Schloth naus tragen*“.¹⁷ Dass das Verbot der Nachtschwärmerei wiederholt ausgesprochen werden musste, ist wiederum ein Beweis dafür, dass man sich wenig um die herrschaftlichen Mandate und Verordnungen kümmerte, trotz der im Übertretungsfall angedrohten und empfindlichen Strafen.

Ausführlichere Verordnungen gegen das nächtliche Gassenschwärmen sind von folgenden Bischöfen überliefert: Bischof Julius Echter wandte sich in einem gedruckten „*Secret den XXVII Martii Anno MDLXXIX*“ (am 28. März 1579) mit einer Verordnung gegen das nächtliche Gassenschwärmen wie auch gegen das Zechen nach dem abendlichen Ertönen der Weinglocke. In seiner Verordnung nannte der Bischof die Auswüchse der Übeltäter

wie etwa das „*Schreyen, Werfen, Bochen, Glockenläuten*“ wie auch das „*Thür- und Lädenstoßen, Steinwerfen*“ und das Umherziehen mit Gewehren auf den Gassen ohne Licht. Zudem bemängelte Echter, dass man nachts seinen Weg anstatt mit ordentlichen Lampen häufig mit brennenden Holzspänen erhellte oder brennende Strohbüchel als Beleuchtung benutzte, was Unrat und Feuersgefahr verursache. Als Reaktion gegen Spätheimkehrer empfahl der Bischof, spätestens eine Stunde nach dem Weinglöckleinsschlag, die Haustür zu verschließen und niemanden mehr, der sich unentschuldigt verspätet hatte, einzulassen. Was aber mit den Ausgeschlossenen geschehen sollte, wurde allerdings nicht angesprochen.

Selbst das Domkapitel – eine der drei Obrigkeiten für Eibelstadt – wurde 1609 mit neun angezeigten nächtlichen Eibelstadter Streunern und deren Untaten konfrontiert, wobei sogar die Namen der Übeltäter sowie deren Vergehen festgehalten wurden. Angeklagt wurden der Wagner Heinrich Hausner und Hans Kuhn, die Mitbürger tötlich angegriffen hätten. Jakob Neuber habe sogar dem pappenheimischen Vogt gegenüber Mutwillen gezeigt. Lorenz Ringelmann trug des Nachts zudem eine Büchse mit sich. Stoffel Ebert sowie Georg Neuttel hatten wiederum nächtlicher Weile einen Sommerhäuser verdrochen. Hans Hein sei verummmt auf der Gasse gewesen, desgleichen Blasius Flurer. Simon Ebert habe selbst dem domkapitelischen Keller gedroht, ihn mit einem Messer zu erstechen. Mit gespannter Büchse und einem Holzbeil sei Ebert schließlich zu seinem eingelochten Bruder gelaufen, habe ein Loch in die Gefängnistür gebrochen und seinem Bruder das Beil gereicht, mit dem sich dieser befreien konnte.¹⁸

Ebenso beklagte sich das Domkapitel 1617, dass in Eibelstadt „*junge Söhn bei nächtlicher Weil allerlei Unruhe mit Steinwerffen anrichten, dass also schier niemants mehr sicher bei der Nacht über die Gassen gehen*“ könnte.¹⁹ Mit Vorliebe wurden dabei Fenster unbeliebter Bürger oder des Präsenzhofes beworfen und beschädigt; 1616 wurde sogar das Fenster eines Hauses, in dem ein „*Welscher*“ [ein Fremdländischer] wohnte, eingeschlagen.²⁰

Bischof Johann Philipp von Schönborn monierte am 20. Juni 1668, dass man sich „*mit veränderten Kleidern und verdeckten oder vermummten Angesichtern nächtlicher Weil*“ zusammengeselle, mit „*entblößtem Degen und anderen gezuckten Gewehren*“ nachstelle und Personen sogar schwer verletze, dabei nicht nur verwunde, „*sondern sogar Mord und Entleibungen*“ verübe. Besonders täten sich hierbei in Würzburg

Studenten, Handwerksburschen und andere ledige junge Mannspersonen hervor.²¹ Zudem kritisierte Johann Philipp, dass immer wieder ungeladene Gäste, die sich „*nächtlicher Weil zu Hochzeiten*“ einschleichen würden, viele Ungelegenheiten hervorriefen. Bischof Johann Philipp von Greiffenclau-Vollraths zieh in einem Mandat am 19. Juli 1700 zahlreiche nächtliche „*Verbrechen*“.

Ähnlich wie 1700 formuliert Bischof Johann Philipp am 14. August 1715, dass durch die Nachtschwärmer Bürger und Untertanen in Streit gerieten und von zusammengerotteten Bürgerssöhnen, „*unfriedsame[n] Bursch[en] und Dienst-Knecht*“ mit ehrlosen Worten und Schlägen angegriffen würden. Verwundete stürben sogar. Auch komme es nachts zu Diebereien.²³ Dem suchte auch eine Verordnung der Hochfürstlichen Kanzlei nach Vorgabe und im Auftrag von Bischof Johann Philipp Franz von Schönborn am 2. Dezember 1722 zu steuern.

Friedrich Karl von Schönborn verurteilte am 21. August 1739 nicht einzelne Vergehen, sondern suchte vielmehr, Ursachen, die zu nächtlichem Radau führten, aufzuzeigen. Dabei nannte er das Zechen über die Polizeistunde hinaus und das Laufen in den Gassen ohne Licht.²⁵ Wer wiederum einen Wirt anzeigte, der über die festgesetzte Zeit zechen ließ oder Musikanten beschäftigte, erhielt sogar einen Gulden von den 10 Gulden Bußgeld, das der Wirt zu entrichten hatte. – Unter Bischof Friedrich Karl wurden nachts auch häufig in Eibelstadt Verlautbarungen und Bekanntmachungen etc., die an den Toren angeschlagen waren, abgerissen.²⁶

1747 wurde unter Bischof Anselm Franz von Ingelheim das Belästigen mit Worten und Schlägen sowie das Betteln bis spät in die Nacht „*theils mit Singen, theils mit*

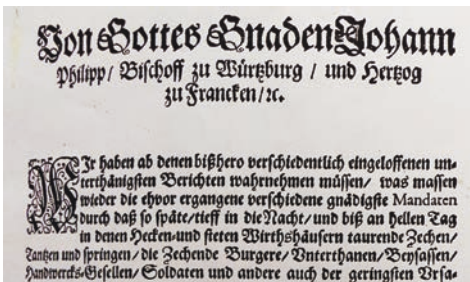


Abb. 3: Mandat Bischof Johann Philipps von Greiffenclau-Vollraths vom 19. Juli 1700. Wörtlich heißt der Text dazu weiter: „[...] der geringsten Ursachen willen zu einem Wortwechseln, Handgemeng und entlich dahin gerathen, daß in sothanem entstehenden Zweytracht und Tumult einige auch zu weilen die Unschuldigste, nit allein hart verwundet, gelähmet, sondern auch dermassen übel geschlagen oder gehauet werden, daß selbe in wenig Stunden hernach oder auch gleich in continenti ohne Empfhung einiger heiligen Sacramenten dahin sterben, und also Leib und Seel mit einander zu Grund gehen müssen [...]“. ²²

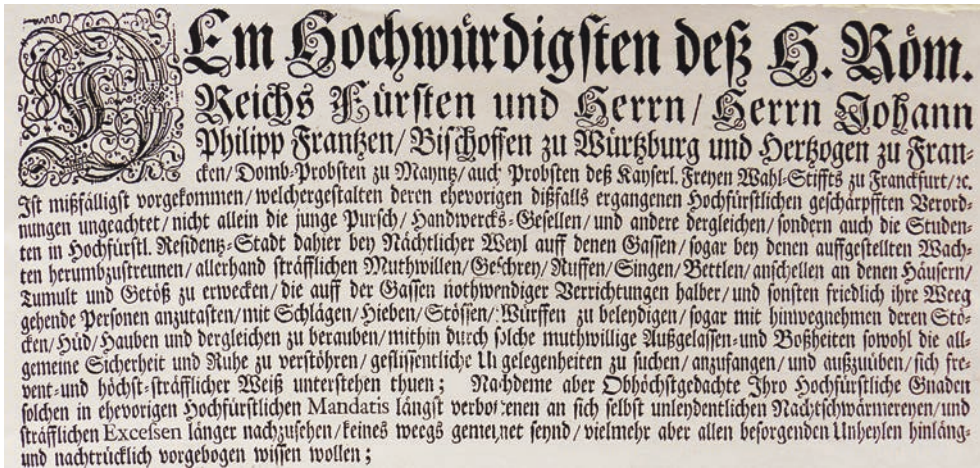


Abb. 4: Ausschnitt aus der Verordnung von Bischof Johann Philipp Franz mit der Auflistung der „allerhand sträfflichen Muthwillen: Geschrey, Ruffen, Singen, Betteln, Anschellen an denen Häusern, Tumult und Getöß“ sowie dem Vorgehen gegen Personen „mit Schlägen, Hieben, Stößen, Würffen [...] sogar mit Hinwegnehmen deren Stöcken, Hüd, Hauben und dergleichen.“²⁴ Bischof Johann Philipp bemängelte zudem, dass sein Mandat in verschiedenen Orten nicht genügend publiziert und angeschlagen worden sei.

musikalischen Instrumenten“ als üble Behelligung und Belästigung der Bewohner offiziell angekreidet.²⁷ Carl Philipp von Greiffenclau-Vollraths monierte als Bischof zu Würzburg und Herzog von Franken am 7. Juli 1752 folgende nächtliche „Verbrechen“ im Hochstift: „[...] daß die erwachsene Jugend an den Sonn- und Feyer-tagen in die spate Nacht theils auf den Gas-sen herumschwärme, theils in den Wirths-, Metzger- und Bäckershäusern, wie auch in den Mühlen, Ziegelhütten und anderen der-ley Wohnungen mit Essen und Trinken vieles verzehre, hiez zu aber den Eltern Getreid und Wein, den Nachbarn Obst aus den Gärten [...] öfters entfremde.“²⁸ Ferner wurde verboten, dass Bräute bereits vor der Trauung die Wohnung ihres Bräutigams bezögen und nachts dort verweilten.

Diese Verfügungen griff Adam Friedrich von Seinsheim am 26. Juni 1755 auf und ergänzte sie mit dem Verbot, während

des Nachmittagsgottesdienstes am Sonntag Zusammenkünfte auf den Rathäusern zu organisieren und dabei Geschäfte sowie Versteigerungen abzuwickeln. Zwar mögen einzelne dieser Verordnungen speziell Würzburger Verhältnisse im Auge gehabt haben, dennoch galten sie für Eibelstadt sicher vice versa ebenfalls.²⁹

Verantwortliche, die vor Ort das nächtliche Streunen verhindern sollten

Im Folgenden wird weniger das Augenmerk auf die Untaten der Jugendlichen gerichtet – auch wenn gelegentlich ihre Vergehen erwähnt sind – sondern auf Verantwortliche, die von der Obrigkeit aufgefordert wurden, ihren Einfluss geltend zu machen, um nächtliche Belästigungen zu verhindern. Wer damals für Ruhe und Ordnung verantwortlich war und auf welche Weise sie gegen nächtliche Streuner

vorzugehen hatten, erfahren wir für Eibelstadt einerseits aus Mahnungen des Domkapitels, andererseits aber vornehmlich aus den Protokollbüchern des Stadtrats mit detaillierten Anweisungen. Sicher war Eibelstadt damit keine Ausnahme im Hochstift, sondern kann exemplarisch für Mainfranken stehen.

Schon 1561 wies das Domkapitel auf Mängel und Gebrechen in Eibelstadt hin, die zu korrigieren seien, dabei wurden Türmer und Wächter, die eigentlich des Nachts für Ordnung zu sorgen hätten, genannt. Eine Auflistung der Versäumnisse warf den Wächtern ein mehrfaches Versagen vor. In Eibelstadt herrschten nämlich immer noch *„ein Gethümmel, Zanck und Uneinikeit in Wirts und anderen Heusern auch auff der Gassen; darvon dann sonderlich vilfaltige Clag an die Herrschafften gelang, wie die Pfül vor den Thuren nider und die Fenster ausgeworfen und andere verbotene Leichtfertikeit von der jungen ungezogenen Rott bei nechtlicher Weil besche.“* Die Scharwächter würden sogar *„bisweilen selbst Ursach geben zur Palgerey“*.³⁰ Auch forderte das Hochgericht 1620 den Stadtknecht auf, den Kartenspielern Karten und Geld abzunehmen und die Spieler den Beamten anzuzeigen. Den Spielern drohte nämlich die Turmstrafe.³¹

Sehr ausführlich wurde 1654 über nachlässige Wachen und nächtliche Unruhen geklagt, an denen sogar Söhne von Ratsherren beteiligt gewesen wären und *„bey nächtlicher Weil ein grosser und unterschiedlicher Muthwill, unzulässige, hochsträffliche Bubenstückh und ergerliche Excess“* vorkamen, verbunden *„mit Sauffen unnd Trinckhen“*. Um dies abzustellen, sollten inskünftig neben den beiden Scharwächtern vier Bürger für Ordnung sorgen und alle Gassen sowie Wirtshäuser visitieren.³² Zudem bat man um zwei Soldaten aus Würz-

burg, die bei der nicht ungefährlichen Aufgabe, Ungezogene im Zaum zu halten, helfen sollten. Dieser Angelegenheit wegen schickten Bürgermeister und Rat ein ausführliches Schreiben an die hohe Herrschaft.³³ Die Nachtwächter erhielten 1711 sogar den Befehl, gegen das nächtliche Tabakrauchen in der Wachstube vorzugehen, da die Nachbarschaft *„durch den Tabakrauch einen unleidentlichen Geruch erdulden müsste.“*³⁴

Den Nachtwächtern wurde immer wieder Nachlässigkeit im Dienst, ja sogar Liederlichkeit vorgeworfen. Deshalb wurden 1732 vom Hochgericht die vier Bürger, die sie bei ihrer Arbeit unterstützen mussten, ermahnt *„ordentlich bey der Nacht visitiren [zu] gehen.“*³⁵ Diese Verordnung dürfte aber wegen der Belastung der Verpflichteten nicht von Dauer gewesen sein. 1766 beschloss man nach Unruhen an Feiertagen erneut, dass die beiden Wachtmeister an Sonn- und Feiertagen beim Patrouillieren von zwei Bürgern begleitet werden müssten, um nächtliche Unruhen zu unterbinden. Dem Stadthauptmann und Bürgermeister Christian Schenk wurden diesbezüglich konkrete Instruktionen erteilt.³⁶

Drei Jahre später anno 1769 wurden *„die Wachtmeister [an] ihre Pflichten und Schuldigkeith nachdruckhsambß erinnert [...] undt denenselben wiederholter anbefohlen [...] die Wirthshäuser auf Sonn- und Feyertäg fleißig und genau zu visitiren; Feyerabend nicht nur zu biethen, sondern auch die Gäst, Bürger und junge Pursch aus denen Wirthshäusern zu schaffen, sodann die Wiederspenstige oder denjenigen Wirth, so dieselbe heget undt sonsten mit Reden dargegen vorgehet, anzuzeigen. Sollten aber die Wachtmeister einiger Nachsicht beschuldiget befunden werden, jeder einen Gulden herrschafftliche Straff, so offt er seine Schuldigkeith un-*

terlassen, verfallen seyn solle; weilen auch die Anzeig geschehen, daß die junge Pursch des Nachts mit Weibs-Persohnen, ja sogar biß nach Mitternacht umb 1 oder 2 Uhr auf der Gassen und Winckhel zur Ärgernuß herumzihen, diesen dann gesteuert werde, so wird dem Stadtdiener und Fluhrer bey Verlust ihres Dinsts befohlen, daß jeder seine 2 Wächter auf der Nachtwach bey sich habe und mit denen selben nicht nur bey den Stundt Ausrufen herumgehen, sondern auch unter der Stundzeit den Stadtgraben und Nebengässlein besuchen; und wann von denen jungen Leüthen beiderley Geschlechts angetroffen, selbige in die Wachtstuben zur Verwahrung gebracht werden sollen, damit anderen Tags der Mannspersohn mit dem spanischen Mandel und das Weibsbild mit der Geigen tragen ohne Rücksicht der Person oder Eltern können bestraftet werden; derohalben ein jeder Bürger [...] gewarnet, die Nachtwacht selbst zu versehen oder durch einen anderen tüchtigen Bürger zu bestellen.“³⁷

Ähnlich wie 1769 wurde 1775 den beiden Nachtwächtern Conrad Reinhard und Sebastian Carl vom Stadtrat befohlen, die „*Nachtwacht besser zu verrichten*“. Auch hatten jeden der beiden Nachtwächter je zwei Bürger zu begleiten. Keiner von ihnen dürfte früher nach Hause gehen, als bis der zweite Nachtwächter mit seinen Bürgern die Wache angetreten hätte.³⁸ Schließlich hätten die Nachtwächter nicht nur an Sonn- und Feiertagen die Wirts-, Becken- und Privathäuser [!] zu visitieren, dass niemand mehr nach der Sperrstunde beim Wein säße. Wenn trotzdem ein Einheimischer noch im Wirtshaus verweile und der Nachtwächter den Übeltäter nicht anzeige, drohte nicht nur dem Wirt, sondern auch dem Nachtwächter eine empfindliche Strafe. 1785 wurden die Wachtmeister abermals vom Stadtrat ernstlich gerügt, da sie ihr Amt fahrlässig ausgeübt,

an Werktagen nachlässig visitiert und Nachtschwärmer nicht angezeigt hätten.³⁹

Regelmäßig und nachdrücklich wurde den Wirten Verantwortung für die Bewahrung der nächtlichen Ruhe zugewiesen, was für diese nicht leicht war, da mit der plötzlichen Auflösung einer gemütlichen Runde ein Verdienstausschlag verbunden sein konnte. Auch förderte der angeordnete abrupte Aufbruch nicht die Beliebtheit des Wirtes bei der Bevölkerung. Die Obrigkeiten sahen jedoch im überschwenglichen Alkoholgenuss eine entscheidende Wurzel für nächtliche und aufdringliche Gaunereien, weshalb Gastgeber, die sich nicht an die Weinglöckleinzeit hielten, mit empfindlichen Strafen rechnen mussten. Bereits unter Bischof Otto von Wolfkeel und unter Bischof Albrecht von Hohenlohe wurde auf die Verantwortung der Wirte hingewiesen, die im Falle des Ungehorsams mit harten Geldstrafen belegt würden. Sogar in der Eibelstadter Rats- und Gerichtsordnung von 1534 wurde ein Wirt zu „*zwölft halb Pfundt Buß*“ verurteilt, wenn er nach der Weinglöckleinzeit noch Wein ausschenkte.⁴⁰ Entsprechend dem Mandat Julius Echters aus dem Jahr 1579 waren bei Übertretung der Weinglockenzeit von den Wirten zehn Gulden unnachlässiger Strafe zu entrichten.⁴¹ In den folgenden Jahrzehnten und Jahrhunderten wurden den Wirten immer wieder hohe Bußgelder für die Missachtung der herrschaftlichen Verordnungen angedroht. Wirte waren sogar verpflichtet, Personen, die die Sperrstunde missachteten, anzuzeigen.

Wie verantwortungslos Bürger in den Wirtshäusern mit ihrem Geld umgehen konnten, zeigt eine Verordnung von 1769, die auf einer Bürgerversammlung verlesen wurde. Es heißt in der Verordnung, dass es Bürger gäbe, die nach der

festgesetzten Zeit in den Wirtshäusern angetroffen würden und ihren Frauen und Kindern den wöchentlichen Verdienst oder gar das ganze Vermögen vorenthielten, weil sie es „gänzlich durch die Gurgel gejaget“ und so verschwendet hätten. Um dies zu verhindern, wurde eine Strafe von 5 Gulden oder zwei Tage Gefängnis in einem Turm bei Brot und Wasser angedroht. Damit aber auch von den Wirten die Feierabendordnung besser als bisher eingehalten würde, „solle derjenige Wirth, welcher einen Inheimischen über die angesetzte gewöhnliche Zeit nach Leidung [Läuten] der Wachglockhen [...], oder längstens in Sommer um 10 Uhr und Winter umb 9 Uhr ein Glas Wein oder Bier geben und die in denen Wirthshäuser befindete Musicanten zu spihlen nicht aufhören werden, der Wirth so wohl als jeder Musicant 5 fl. herrschaftliche Straff[...] zahlen solle.“⁴²

Noch 1819 drohte den ungehorsamen Wirten eine Strafe von 5 Gulden, wenn sie nach der Sperrstunde bedienten. Den Schoppenfetzern wiederum winkte je nach Häufigkeit des Vergehens ein gesteigertes Bußgeld. Wer es nicht bezahlen könne, habe der Gemeinde Fronarbeit zu leisten.⁴³

Besonderes Augenmerk bei der Sorge um die nächtliche Ruhe richtete die Obrigkeit auf die Hausväter und Dienstherren. Sie hatten sich darum zu kümmern, dass weder Kinder noch Dienstboten des Nachts rumorten. Zu den ermahnten Vätern gehörte 1663 sogar der domkapitelische Keller, dessen Tochter sich mehrfach an nächtlichen Unverschämtheiten beteiligt hatte.⁴⁴ Von der Verantwortung der Väter spricht eine polizeiliche Verordnung anno 1664 in aller Deutlichkeit: „Also ist unser ernstlicher Bevelch, das ein jeder Hausvatter, solches seinen Kindern und Ehehalten [Dienstboten] vorhalten und anzaigen soll, würdt aber einer betretten [ergriffen, er-

wischt], der solle unns unnachlässig zehen Reichsthaler Straff verfallen sein.“⁴⁵

1706 wurde der Eibelstadter Bürgerschaft vorgetragen, dass Eltern ihre Söhne und Knechte des Nachts nicht aus dem Haus lassen dürften. Würden diese dennoch auf der Straße aufgegriffen und hätten diese „nur die geringste Insolenz [Unverschämtheit] nächtlicher Weil verübt [...] solle der Vater mit dem Sohn und der Herr mit dem Knecht exemplariter gestrafft werden.“⁴⁶ Bestraft wurden also nicht nur die Übeltäter, sondern auch die zur Aufsicht verpflichteten Personen.⁴⁷

Aus dem Jahr 1719 liegen mehrere Weisungen an die Väter gegen nächtliches Gassenschwärmen vor. Am 17. August „wurde das Nachlauffen mit sonderbahren Ernst verboten, wobey manniglich [...] sowohl Kinder als Ehehalten nächtlicher Weil zu Hause zu halten“ seien.⁴⁸ Am 27. September forderte die Obrigkeit sogar die Nachbarn von Übertretern des Schwärmverbots auf, die Übeltäter anzuzeigen. Am Heiligen Abend hieß es erneut kurz und bündig, dass „ein jeder [Hausherr] seine Hausgenossen zu Hauß und nächtlicher Weil von den Gassen abhalten solle.“⁴⁹

Würden Bürger oder junge Burschen sich der Nachtschwärmerei nicht enthalten, werden sie 1740 zu 10 Gulden herrschaftlicher Strafe verurteilt. Seien die Übeltäter jedoch nicht in der Lage, die angesetzte Strafe zu entrichten, haften Eltern oder Dienstherren für die Entrichtung der Strafe.⁵⁰

Nachdrücklich erinnerte 1766 der Stadtrat die Hausväter, ihrer Aufsichtspflicht nachzukommen, und es wurde gefordert, auf ihre Söhne, Töchter, Knechte und Mägde ein wachsames Auge zu werfen. Jeder Hausvater hätte deshalb vor dem Schlafengehen nachzusehen, ob die Haustüren verschlossen seien. Zudem wären

Hausväter verpflichtet, jede nächtliche Unordnung anzuzeigen, was bislang jedoch meist unterblieben sei.⁵¹

Ähnlich wie 1766 wurden die Hausväter auch 1769 in die Pflicht genommen, *„wobey jeder Hauß-Vatter und Hauß-Mutter dahin ermahnet, ohne Verletzung ihres Gewissens, auf ihre Söhne und Töchter, dann Dienst-Boten ein wachsambes Aug zu haben und sich nicht ehender zur Nachtruhe zu begeben, biß ihre Haußgenossen und Dienst-Botten sich niedergeleget, und sonach ihre Hauß Thüren selbst zu verschliessen.“*⁵²

Verantwortung für die nächtliche Ruhe trugen sogar der Schultheiß und die beiden Vögte, also die Beamten der hohen Herrschaft vor Ort, wenn sie angehalten waren, Übeltäter bei der hohen Herrschaft anzuzeigen, wie dies 1609 geschehen ist. Dabei sprachen die Beamten zunächst allgemein von *„Mutwill unnd Unfug nächtlicher Weil“* seitens neun Jugendlicher.“

1655 rügte das Domkapitel sogar den Eibelstadter Keller, der das Kapitel als dessen Beamter vor Ort vertrat, da er einen Tanz verantwortungslos erlaubt hätte. Es hieß damals: *„[...] haben wir [das Kapitel] mißfällig vernommen, daß du Keller eigeneß Gefallens, uf Joannis, einen solchen Danz erlaubt, daß die Schlemmerey, Sauff- und Vollerey biß den andern Tag umb 3 Uhr frühe gewehret, daß junge Gesindel, weiß Gott, waß dabey zwischen Mägten und Knechten vorgangen, sich also muthwillig und freventlich erweisen, daß daran die Bürgerschaft selbst ein Mißfallen getragen, und die nicht gebührte dergleichen verbotene Tänz zu erlauben, alß hastu dich bey Vermeidung Ungnad, dergleichen Bewilligung fernerß gänzlich zu enthalten.“*⁵³

Der Keller mußte, so hieß es 1719, jede Unordnung der Herrschaft melden und zu *„gantzter Communität empfindli-*

chen Schaden einige Mannschafft [Soldaten] dahir einquartiren“ lassen. Diese würden schließlich dann des Nachts für Ruhe sorgen.⁵⁴

Nicht selten kam es vor, dass Bräute zu frühzeitig, also vor der Trauung, in die Wohnung ihres Bräutigams zogen und auch nachts dort verweilten. Dies wurde für gewöhnlich von den Beamten vor Ort geduldet. Für diese Fälle wurde der Pfarrer durch den Bischof aufgefordert, ihm diese ungehorsamen Beamten zur Bestrafung zu melden.⁵⁵

Wie wenig Erfolg die herrschaftlichen Mandate hatten, zeigte im Jahr 1717 die Aufforderung an die Schröter, vornehmlich an Sonn- und Feiertagen zu patrouillieren und jeden, der nach 10 Uhr abends ohne Licht auf der Straße angetroffen würde, in die Wachstube zu bringen. Als Anreiz, diesen Auftrag ernst zu nehmen, erhielten die Schröter, für jede Person, die festgenommen wurde, einen halben Gulden *„Fanggeld“* ausgehändigt.⁵⁶ 1765 wurde sogar jeder belohnt, der Tänzer anzeigte, die einen Walzer tanzten oder zu einem sog. Schleif-Tanz das Tanzbein schwenkten, selbst wenn dies zu den regulären Öffnungszeiten der Gasthäuser geschah. Bei Strafe von 10 Gulden waren diese unziemlichen Tänze verboten, wovon dem Anzeigenden der dritte Teil des Bußgeldes gereicht wurde.⁵⁷

Auch die Zunftmeister waren gehalten, ihre Gesellen und Jungen anzuweisen, die Sperrstunde nicht zu überschreiten. Bei Nichtbefolgung wurde sogar der geschworene Meister persönlich wegen des Vergehens anstatt der Gesellen und Lehrlinge zur Verantwortung gezogen und zur Strafe verurteilt.⁵⁸ Diese Verordnung dürfte zwar vorzüglich Würzburger Verhältnisse angesprochen, aber für die Eibelstadter Zünfte gleichfalls gegolten haben.

Strafvollzüge bei Verletzung der nächtlichen Ruhe

Wirft man einen Blick auf die Strafen, die dem Übertreter von Weisungen zur Nachtruhe drohten, fällt deren breite Palette auf. Dabei war man bei den diversen Übertretungen weder zimperlich noch konsequent mit den Strafen.

Bereits unter Bischof Otto von Wolfskeel sowie unter Bischof Albrecht von Hohenlohe werden Übertreter „*uf daz Stokhus*“, „*uf daz Stokhus*“ bzw. „*uff das Stockhawß*“ [ins Gefängnis] festgesetzt. Auch später begegnet mehrfach der Freiheitsentzug. So wurde nach den Untaten im Januar 1609 dem Vorsitzenden des nächstfolgenden Hochgerichts empfohlen, alle neun Übeltäter gefänglich einzuziehen. Als Strafe lochte man sie sogar auch noch bei Wasser und Brot ein. Erst nach neun Tagen kamen sie auf persönliche oder Bitte der Eltern bei 5 Gulden Strafe pro Verurteiltem wieder frei.

Bischof Johann Philipp ordnete 1668 an, dass Studenten wie Handwerksbur-schen, die man nach 6 Uhr abends im Winter und 9 Uhr im Sommer mit Degen und ohne Licht anträfe, „*in Verhaft genommen werden, des andern Tags unserem und unserer Universität Rectori*“ übergeben werden sollten.⁵⁹ In der Nacht des Streunens selbst kamen die Eibelstadter Übeltäter zunächst in die Wachstube. Am nächsten Tag erfolgte dann die von der Obrigkeit angedrohte Bestrafung.⁶⁰

Nicht selten waren Geldstrafen angesagt, die allerdings in ihrer Höhe je nach „*Ungemach*“ oder nach der Häufigkeit der Vergehen schwanken konnten.⁶¹ Wer sie nicht entrichten konnte oder wollte und keinen Guttäter fand, der die Strafsumme für ihn auslegte, hatte eine bestimmte Zeit Frondienst zu leisten oder Tage in einem

Turmloch bei Wasser und Brot abzusitzen. Auch sonst kamen männliche Unruhestifter des Öfteren in ein Turmloch.⁶² Selbst Zuchthausstrafen waren für Wiederholungstäter nicht ausgeschlossen.⁶³ Zudem konnten Frondienst und Schanzarbeiten als typische Strafen für Männer auferlegt werden.⁶⁴ Überdies waren den Männern der spanische Mantel⁶⁵ sowie die Bockstrafe⁶⁶ vorbehalten. Zu den Leibstrafen haben vorzüglich Stockschläge oder das Streichen mit Ruten gehört,⁶⁷ die vom Peinlehn, dem Ochsenfurter Henkersknecht, aber auch vom Flurer vollzogen werden konnten. – Weibliche Streuner wiederum hatten als Strafe eine Halsgeige, einen Strohkranz oder einen schweren Stein zu tragen, wobei sie verspottet wurden. In Sommerhausen wurden liederliche Mägde und sogar Bürgers-Töchter in der Nacht, in der sie ertappt wurden, ins Narrenhaus gesperrt; und „*wenn dieses sie nicht sollte fassen können, in leere Schweineställe*.“⁶⁸ Auswärtige Prostituierte waren auf der Stelle des Ortes zu verweisen.⁶⁹

Recht allgemein, aber nicht weniger wirksam, klingen als Strafe für nächtliche Bübereien die angedrohte Ungnade oder ernstliche Straff durch die Obrigkeit, die man möglichst vermeiden wollte,⁷⁰ obwohl eine Anzeige der Übeltäter bei der Würzburger Obrigkeit mehrfach empfohlen wurde.⁷¹ In Einzelfällen konnte eine Nichtbeachtung herrschaftlicher Mandate sogar zum Verlust des Dienstes bzw. der Arbeitsstelle mit der Konsequenz einer Existenzbedrohung für die ganze Familie führen.⁷²

Umfunkionierte und abgewertete nächtliche Bräuche und Rituale

Abschließend soll noch auf in Franken überlieferte Bräuche hingewiesen werden, die ursprünglich wohl einen positiven Ur-

sprung und Hintergrund hatten, im Laufe der Zeit aber verfremdet und missbraucht wurden. Es sind dies die Klopfnächte, das Maskieren und Narrenlaufen zur Fastnachtszeit sowie der Markungsumgang in der Osternacht.

Die Klopfnächte fanden an den drei letzten Donnerstagen vor Weihnachten statt. An diesen Tagen zogen Klopfer, zu rechtgemacht mit Lodenjanker, Tierfellen, alten Hüten, geschwärzten Gesichtern u.s.w. von Haus zu Haus und baten um ein Zubrot für das anstehende Fest. Dabei kündigten die Klopfer sich mit geisterhaftem Lärm an, wobei man mit Ruten ans Fenster schlug oder Erbsen und Maiskörner an die Scheiben warf. Zudem machte man mit Holzhämmern oder Prügeln Lärm, klopfte damit auch an die Tür. Zu diesem Brauch gab es mehrere Lieder bzw. Heischesprüche.⁷³

Dass es bei diesen nächtlichen Umzügen nicht immer gesittet zugeht, kann

man sich vorstellen, weshalb dieser ursprünglich wohl vorchristliche Brauch von der Obrigkeit verboten wurde. In Ochsenfurt, das politisch ebenfalls wie Eibelstadt dem Würzburger Domkapitel unterstand, wurde die Klöpfleins-Zeche auf dem Rathaus, wo man die zweite Klopfnacht mit einem Umtrunk feierte, am 29. November 1600 abgeschafft; das Klöpfleins-Nacht-Singen verbot die Obrigkeit allerdings erst im November 1678.⁷⁴ Das Verbot wurde jedoch kaum beachtet. Aus Eibelstadt liegt deshalb ein Mandat aus dem Jahr 1706 vor. Es lautet: „Das Singen und nächtliche Herumb-Laufen in der sogenannten Klüppfels Nacht ist gänzlich eingestellt und bey Straff verboten.“⁷⁵ Noch 1717 hieß es: „Das Singen bey denen sogenannten Klüppfelsnächten in der Nacht ist wegen darbey sich ereigneten Insolentien [Unverschämtheiten] verboten worden, so wohl für jetzt als auch inß künfftig.“⁷⁶

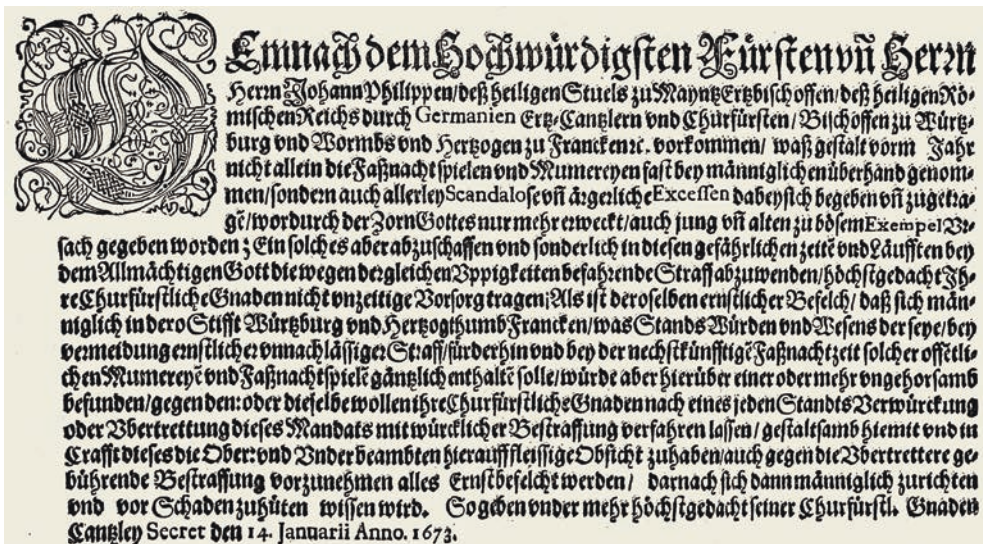


Abb. 5: Text der Verordnung gegen Fastnachts-Exzesse und Mummereien von Bischof Johann Philipp von Schönborn vom 14. Januar 1673

(Universitätsbibliothek Würzburg, Handschriftenabt. Vgl. Heffner I, S. 292, Nr. XCIII).⁷⁸



Abb. 6: Kreuz im Rathausfoyer vor dem Ratssaal, das über Jahrhunderte vom jeweiligen Flurer in der Osternacht um die Markung getragen wurde.

Streng verboten war von der Obrigkeit auch das Narrenlaufen sowie die Mummei an den Fastnachtstagen. Ursprünglich dürften diese Bräuche mit dem Vertreiben des Winters im Zusammenhang gestanden haben, wie diese noch aus Schwaben und der Schweiz bekannt sind. Die hohe Herrschaft Würzburgs lehnte jedoch vermummte Gestalten ab, weil man wusste oder zumindest vermutete, dass hinter den Masken ehemals numinose Mächte mit magischem Einfluss steckten. Zudem verleiteten Masken zu ungewöhnlichem Gebaren, ja sogar zu Belästigung, das in borsche Gewalt, in sexuelle Ausgelassenheit oder in rücksichtslose Derbheit entarten

konnte. Bei den Würzburger Obrigkeiten, den Fürstbischöfen wie dem Domkapitel, mögen hintergründig gegen die Mummei, noch Befürchtungen gestanden haben, dass hinter dem Vermummten sowie unheimlicher Verkleidung Relikte heidnischer Sitten und Bräuche stünden, mit denen man versuchte, Menschen in Angst und Schrecken zu versetzen oder dräuend Gewalt auszuüben. Zudem beschwöre man mit diesen Unsitten die Strafe Gottes herauf. Außerdem seien das Narrenlaufen sowie die Mummei ein schlechtes Beispiel für Jung und Alt. Aus diesem Grund erließen die Herrschaften vornehmlich zur Fastnachtszeit und vor Weihnachten Mandate, die die „Mummei“ verboten, ja sogar mit Sanktionen belegten. Speziell waren in diesem Zusammenhang die Hörles-Masken und das Hörles-Laufen untersagt.⁷⁷ Mit den Hörles-Masken wollte man den Teufel darstellen. So nennen in Eibelstadt ältere Mitbürger den Teufel heute noch den „Hörles-Kaspar“. Auch in Österreich begleitet am 6. Dezember seit eh und je der Krampus, eine teuflische Gestalt, den hl. Nikolaus beim Besuch der Kinder.

Möglicherweise spiegelte sich im Markungsumgang in der Osternacht ein alter Brauch wider, bei dem erst durch das Umschreiten eines Grundstückes dieses zum Eigentum des Käufers wurde. Der Markungsumgang wäre somit eine symbolhafte Wiederholung der Inbesitznahme und des Rechtsanspruchs auf das durch die Bürger umschrittene Gebiet. Ähnlich wie die Markungsumgänge am dritten Pfingsttag sowie am Fest des Winzerpatrons Urban (25. Mai), bei denen man Gott bzw. dem Heiligen die Gemarkung anvertraute, könnte der Umgang in der Osternacht ursprünglich ebenfalls einen religiösen Hintergrund gehabt haben.⁷⁹ Im

Laufe der Jahre hatte dieser Brauch aber nur mehr wenig mit Frömmigkeit zu tun. Angeführt wurde dieser Marsch vom Flurer mit einem Kruzifix nach der Auferstehungsfeier etwa um 8 Uhr abends.

Bei diesen Karsamstagsumgängen konnte es zu Taktlosigkeiten, ja sogar zu Ausschreitungen kommen, wie 1799 der Fränkische Merkur ausführlich berichtete.⁸⁰ Waren z.B. die mitgenommenen Lichter abgebrannt, so fiel ein Schwarm in die nächsten Weinberge der Nachbarorte ein und stahl zur ‚Ehre Gottes‘ Pfähle oder was man sonst noch an Brennbarem fand. Diesen Markungsumgang in der Osternacht, für den der Flurer sogar entlohnt wurde, verbot die Würzburger großherzogliche Landesdirektion unter Strafandrohung schließlich am 30. April 1810.

Trotz der vielfältigen Gegensteuerungen setzten sich die Nachtschwärmereien das ganze 19. Jahrhundert über dennoch bis ins 20. Jahrhundert fort. Noch am 15. Januar 1948 findet sich ein Eintrag im Eibelstadter Ratsprotokoll zum Tagesordnungspunkt *„Herumstreunen der Jugend nach antretender Dunkelheit“*. Der Eintrag lautet: *„In der letzten Zeit mehren sich die Fälle, dass sich Kinder noch während der Dunkelheit auf der Strasse herumtreiben und lärmten. Der Gemeindediener ist anzuwei-*

*sen, dass er die Kinder nach dem Ave-Maria-Läuten nach Hause schickt und Widerstrebende sofort dem Bürgermeister meldet.“*⁸¹

Ältere Bürger wissen heute noch von nächtlichen Streichen aus ihrer Jugendzeit zu erzählen, aus den Jahren, in denen es zu Hause noch keine Fernsehgeräte oder Computer gab und man auch noch nicht mit einem fahrbaren Untersatz so beweglich wie heute war, um dem Ort mit seinen zahlreichen neugierigen Augen entfliehen zu können. In Eibelstadt gibt es ja nicht umsonst das geflügelte Wort: *„Der liebe Gott sieht alles, aber die Nachbarin noch viel mehr.“*

Studiendirektor a.D. Dr. Franz Schicklberger studierte in Münster, Wien und Würzburg die Fächer Geschichte, Deutsch und Religion, die er auch an einem Würzburger Gymnasium unterrichtete. An der Julius-Maximilians-Universität nahm er einen Lehrauftrag für Bibel-Hebräisch wahr. Seit 1990 ist er Vorsitzender des Heimatvereins Eibelstadt e.V. und seit 2002 Eibelstadter Stadtarchivar. Seine Anschrift lautet: Kapellensteige 9, 97246 Eibelstadt; E-Mail: f.schicklberger@t-online.de.

Danksagung: Fotos und Repros fertigte der Autor. Ein aufrichtiges Dankeschön sei allen ausgesprochen, die diesen Beitrag ermöglicht haben; vor allem dem Staats-

archiv Würzburg, dem Diözesanarchiv Würzburg, der Handschriftenabteilung der Universität Würzburg sowie dem Pfarrarchiv und dem Stadtarchiv Eibelstadt.

Anmerkungen:

- 1 Zur Weinglocke s. Schreiber, Georg: Die Weinglocke in der deutschen Weinlandschaft, in: Archiv für Kulturgeschichte. XLIII. Bd. (1961). Heft 1, S. 1–17; – zur Eibelstadter Weinglocke:

Schicklberger, Franz: Aus der Geschichte der Glocken in Eibelstadt, in: Würzburger Diözesan-Geschichtsblätter 78 (2015), S. 321–325; – Frühe Verordnungen zur Weinglocke gegen

- Nachtschwärmerei in Würzburg bei Hofmann, Hermann: Würzburgs Polizeisätze, Gebote und Ordnungen des Mittelalters 1125–1495. Würzburg 1955, Nr. 35, 83, 105, 111 u. 380.
- 2 Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], Rats und Gerichts Ordnung zu Euelstatt uff Dinstag nach Jacobj im 1534 Jhar (Ger. Ochsenfurt 9/414; zum 25.).
 - 3 StA Nürnberg [künftig: N], Pollizey Ordnung des Fleckenn Euelstat 1563 (Herrschaft Pappenheim, Akten Nr. 879).
 - 4 Stadtarchiv [künftig: StadtA] Eibelstadt, 18.11. 1576 (Bd. 153, S. 441).
 - 5 StadtA Eibelstadt, Verfügungen und polizeiliche Verordnungen betr. anno 1664 (Bd. 189, S. 5); – Gedruckt findet sich die Eibelstadter Polizeiordnung bei Wüst, Wolfgang: Die „gute“ Polizey im fränkischen Reichskreis. Berlin 2003, S. 350–364, hier S. 352 (Wüst hat für die Winterzeit falsch „6 uhrn“ statt richtig „8 uhrn“); – Der besseren Lesbarkeit wegen sind in diesem Beitrag bei transkribierten Texten die Groß- und Kleinschreibung sowie die Zeichensetzung der modernen Rechtschreibung angeglichen.
 - 6 Heffner, Philipp (Hrsg.): Sammlung der hochfürstlich-würzburgischen Landesverordnungen (I, von 1546–1728). Würzburg 1776, S. 505f., Nr. CCXLVIII; – Zitat hier nach der Originalverordnung (Handschriftenabteilung Universitätsbibliothek Würzburg [künftig: UB Wü]). Bei Heffner gelegentlich andere Schreibweise.
 - 7 Heffner, Philipp (Hrsg.): Zweyter Theil anfangend von Zeit der glorwürdigsten Regierung Seiner Hochfürstlichen Gnaden Herrn Fridrich Karl hochseligsten Andenkens (II, von 1729–1770), S. 214f, Nr. CXCIX).
 - 8 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 03.12.1766 (Bd. 175, S. 317).
 - 9 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 24.08.1766 (Bd. 175, S. 303).
 - 10 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 507).
 - 11 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 26.04.1784 (Bd. 176, S. 755).
 - 12 StA Wü, Würzburger Domkapitel Protokoll [künftig: WDKP] 1774: 05.02. (S. 253f.); 22.02. (S. 313–315); 02.03. (S. 387–389); 07.03. (S. 404–406); 16.03. (S. 1089–1093); 20.10. (S. 1643–1644); – Auf die Nachtschwärmerei in Privatwohnungen verwies schon die Verfügung Bischof Carl Philipps von 1752: „Verbot der Nachtschwärmereyen und spaten Zechens in den Gast- und Privathäusern [...]“; Heffner II (wie Anm. 7), S. 620, Nr. CCCCXXV.
 - 13 Hofmann: Polizeisätze (wie Anm. 1), Nr. 83; – Dieselben Fälle von Ungemach nannte auch Bischof Albrecht von Hohenlohe: Hofmann: Polizeisätze (wie Anm. 1), Nr. 105.
 - 14 StA Wü, Mengel und Geprechen [...] des Fleckens Euelstat [zum Siebenden]. Ger. Ochsenfurt 486, S. 12.
 - 15 StA N, Herrschaft Pappenheim (wie Anm. 3), S. 5.
 - 16 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 18.11.1576 (Bd. 153, S. 441).
 - 17 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 22.11.1656 (Bd. 162, fol. 301v).
 - 18 Diese Angelegenheit beschäftigte das Domkapitel an drei Tagen: am 19., 20. u. 27.01.1609: StA Wü, WDKP Bd. 64, fol. 6v–7v u. 11r.
 - 19 StA Wü, WDKP 26.01.1617, fol. 10r.
 - 20 StA Wü, WDKP 1616, fol. 55r.
 - 21 Heffner I (wie Anm. 6), S. 271f. Nr. LXXIX.
 - 22 Zitat nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).
 - 23 Angaben nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).
 - 24 Zitat nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).
 - 25 Nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).
 - 26 StadtA Eibelstadt, 27.02.1738 (Bd. 172, S. 562).
 - 27 Zitiert nach Originalverfügung der Hochfürstl. Regierung vom 02.01.1747 (Handschriftenabtlg. UB Wü). Bereits 1494 kritisierte Sebastian Brant in seinem Werk „Das Narrenschiff“ die nächtlichen „Gassentreter“ beim Liebeswerben. Auf deren Gesang öffnete die Umschwärmte wider Erwarten nicht die Tür für ein Stelldichein, sondern ihr Fenster, aus dem sie die Freier, die als Narren dargestellt sind, mit der „Kammerlaug“, dem Inhalt eines Nachtopfes, beglückte. Brant stellte abschließend zu den Gassentretern fest: „*Gar mancher lässt die Frau im Bette, die lieber Kurzweil mit ihm hätte.*“
 - 28 Zitiert nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).
 - 29 Zitiert nach Originalverfügung (Handschriftenabtlg. UB Wü).

- 30 StA Wü, Ger. Ochsenfurt 484, S. 12.
- 31 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 13.01.1620 (Bd. 156, S. 62).
- 32 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 31.08.1654 (Bd. 162, fol. 15v–17v).
- 33 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll Bd. 162, fol. 18r–21r.
- 34 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 25.11.1711 (Bd. 169, S. 183).
- 35 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 07.10.1732 (Bd. 171, S. 570f).
- 36 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 24.08.1766 (Bd. 175, S. 303).
- 37 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 508–511).
- 38 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 09.11.1775 (Bd. 176, S. 300).
- 39 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 08.02.1785 (Bd. 177, S. 29).
- 40 StA Wü, Ger. Ochsenfurt 9/414.
- 41 Heffner I (wie Anm. 6), S. 32f., 28.03.1579 (Nr. XXI).
- 42 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 506–508).
- 43 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 20.09.1818 (Bd. 181, S. 203f.).
- 44 StA Wü, WDKP 1663, S. 303f., 307 u. 321.
- 45 StadtA Eibelstadt, Verfügungen und polizeiliche Verordnungen betr. anno 1664 (Bd. 189, S. 17f.); transkribiert bei Wüst: „Gute“ Polizei (wie Anm. 5), S. 357; – Zum selben Thema vgl. Ratsprotokoll 24.12.1719 (Bd. 170, S. 711).
- 46 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 13.06.1706 (Bd. 168, S. 121).
- 47 Ähnliches gab es – wohl nicht nur in Eibelstadt – sogar noch im 19. Jahrhundert, als nicht die Schulschwänzer, sondern ein Elternrat nachsitzen musste.
- 48 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll Bd. 170, S. 666.
- 49 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 24.12.1719 (Bd. 170, S. 711).
- 50 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 26.06.1740 (Bd. 172, S. 787).
- 51 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 24.08.1766 (Bd. 175, S. 302).
- 52 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 511).
- 53 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 09.07.1655 (Bd. 162, fol. 129v).
- 54 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 27.09.1719 (Bd. 170, S. 693f.); – Schon 1716 wurde mit der Einquartierung von Soldaten gedroht, die aber keine Wirkung zeigte; vgl. Ratsprotokoll 11.12.1716 (Bd. 170, S. 267).
- 55 Verfügung von Bischof Carl Philipp von Greifenclo-Vollraths vom 07.07.1752.
- 56 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 09.04.1717 (Bd. 170, S. 348).
- 57 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 13.07.1765 (Bd. 175, S. 250).
- 58 Heffner I (wie Anm. 6), S. 766, Hochfürstl. Würzb. Kanzlei, 14.01.1727. Nr. CCCCLXXXIII.
- 59 Heffner I (wie Anm. 6), S. 272, Nr. LXXIX.
- 60 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 09.04.1717 (Bd. 170, S. 348).
- 61 StA Wü, Rats und Gerichts Ordnung zu Eibelstadt 1534 (Ger. Ochsenfurt 9/414); unter Julius Echter (Heffner I [wie Anm. 6], S. 32f., 28.03.1579); StadtA Eibelstadt, Verfügungen und polizeiliche Verordnungen 1664 (Bd. 189, S. 17); StadtA Eibelstadt, Ratsprotokolle vom 29.04.1715 (Bd. 170, S. 72), 09.04.1717 (Bd. 170, S. 348), 25.02.1753 (Bd. 174, S. 154), 03.12.1766 (Bd. 175, S. 317), 20. September 1819 (Bd. 181, S. 204) u.ö.
- 62 StA N, Herrschaft Pappenheim, Pollizey Ordnung des Fleckenn Eivelstat 1563 (Akten Nr. 879); StA Wü, WDKP 1616, fol. 55r; StadtA Eibelstadt, Ratsprotokolle vom 30.07.1769 (Bd. 175, S. 506) u. 05.09.1810 (Bd. 182, S. 33). 1616 fragen Eibelstadts Beamte beim Domkapitel an, was mit eingelochten Nachtschwärmern geschehen solle, die sogar noch im Gefängnis trotzigt seien. Das Protokoll hielt fest: „[...] *die Beamten in Eivelstatt geben underthenig zu vernehmen, das etliche mutwillige junge Gesellen bey nechtllicher Weil dem Welschen und andern die Fenster eingeworfen, die betretten unndt gefenglich eingezogen worden. Die Thetter noch in der Gefängnis trutzen und kein gut Wordt aufgebenn.*“ Des Weiteren wurde angefragt, wie man sich diesen gegenüber verhalten und was man weiter mit ihnen vornehmen sollte. Es wurde geraten, sie so lange nur mit Wasser und Brot zu versorgen, bis sie selbst um Gnade bäten (StA Wü, WDKP 1616, fol. 55r/v).
- 63 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokolle vom 09.02.1747 (Bd. 173, S. 324) u. 24.08.1766 (Bd. 175, S. 301); StA Wü, WDKP 5. Februar 1774, S. 254; – Selbst bei kleineren Vergehen

- drohte nach dem dritten Mal die Zuchthausstrafe: Carl Philipp v. Greiffenclau-Vollraths 07.07.1752, s. Heffner II [wie Anm. 7], S. 521, Nr. CCCCXXV.
- 64 StA Wü, WDKP 24.09.1672, fol. 210v; StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 20.09.1818 (Bd. 181, S. 203f.).
- 65 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 510).
- 66 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 06.02.1753 (Bd. 174, S. 150).
- 67 Schon Bischof Johann Philipp erlaubte 1668, Übeltäter „mit Schlägen wohl abzudecken“; s. StA Wü, WDKP 05.02. (S. 254) u. 22.02.1774 (S. 314).
- 68 Dies ordnete das „Gräflich Rechteren Limpurg Speckfeldische Herrschaftsgericht“ am 23.08.1822 an: Gemeindearchiv Winterhausen A 63. Den Hinweis verdanke ich Prof Dr. Wagner.
- 69 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokolle vom 28.10.1752 (Bd. 174, S. 140) u. 30.07.1769 (Bd. 175, S. 510).
- 70 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 09.07.1655 (Bd. 162, fol. 129v).
- 71 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokolle vom 31.08.1654 (Bd. 162, fol. 17v), 07.10.1732 (Bd. 171, S. 571) u. 30.07.1769 (Bd. 175, S. 508).
- 72 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 30.07.1769 (Bd. 175, S. 509).
- 73 Zu den Klöpfleinsnächten s. Bächtold-Sträubli, Hanns: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. V. Berlin–Leipzig 1932/1933. Sp. 1812f.; Moser, Hans: Zur Geschichte der Klöpfleinsnachtbräuche, ihre Formen und Deutungen, in: Bayer. Jahrbuch für Volkskunde. Regensburg 1951, S. 121–140; Heeger, Fritz: Die Klöpfleinsnächte. Ein vergessener Adventsbrauch in der Würzburger Gegend, in: Die Mainlande Jg. 12, Nr. 24, 16.11.1961; Worschech, Reinhard: Fränkische Bräuche zur Weihnachtszeit. Würzburg 1978, S. 35–43.
- 74 Kestler, Johann Baptist: Beschreibung von Ochsenfurt. Würzburg 1845 (Nachdruck Ochsenfurt 1987), S. 30.
- 75 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 28.11.1706 (Bd. 168, S. 173).
- 76 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 28.11.1717 (Bd. 170, S. 438); – Wie in den Eibelstadter Belegen zu sehen ist, hat Karl-Sigismund Kramer (Bauern und Bürger im nachmittelalterlichen Unterfranken. Würzburg 1957, S. 74) nicht recht, wenn er behauptet, dass Klöpfleinsnächte „nicht über das 16. Jahrhundert hinaus“ in Erscheinung getreten wären.
- 77 StadtA Eibelstadt, Ratsprotokoll 25.02.1753 (Bd. 174, S. 154).
- 78 Es folgen die Namen der Bischöfe u. der Daten, an denen weitere Verordnungen gegen Fastnachts-Unordnungen und Mummereien herausgegeben wurden sowie die Quellenangabe bei Heffner: Bischof Peter Philipp von Dernbach, 08.02.1677 (Heffner I [wie Anm. 6], S. 302, Nr. CIII); Bischof Johann Gottfried von Guttenberg, 10.02.1685 (Heffner I [wie Anm. 6], S. 338, Nr. CXXXVII); Bischof Johann Gottfried von Guttenberg, 10.02.1689 (Heffner I [wie Anm. 6], S. 378, Nr. CLXXII); Bischof Johann Philipp von Greiffenclau-Vollraths, 21.02.1715 (Heffner I [wie Anm. 6], S. 590, Nr. CCCXXXVI); Bischof Adam Friedrich von Seinsheim, 13.12.1756 (Heffner II [wie Anm. 7], S. 714, Nr. CCCCLXXXI).
- 79 Zu den Markungsumgängen in Eibelstadt s. Schicklberger, Franz: 1200 Jahre Weinkultur in Eibelstadt. Eibelstadt 2005, S. 65–71.
- 80 Fränkischer Merkur 1799, S. 341–343.
- 81 StadtA Eibelstadt, Sitzung des Stadtrats am 15.01.1948.

Bernd Nürnberger

Die Veste zu Erlangen

Die Alte Veste, früher auch Altes Schloss genannt, wurde wahrscheinlich im 14. Jahrhundert außerhalb der Erlanger Altstadt errichtet und 1783/1784 eingelegt. An sie erinnert eine Bronzeplatte mit einer historischen Ansicht aus dem 18. Jahrhundert, geschaffen von dem Erlanger Künstler Bernhard Rein, die der Arbeitskreis Innenstadt des Heimat- und Geschichtsvereins Erlangen mit finanzieller Unterstützung des FRANKENBUNDES an einem benachbarten Haus aufgehängt.

Die Veste am Nordrand der Fuchsenwiese, früher auch als „Schloss“, „Burg“ oder „Haus“ bezeichnet, ist eine abgegangene Turmhügelburg (Motte). Im Jahr 1361 erwarb Kaiser Karl IV. die Siedlung Großen-erlang vom Bischof von Bamberg und machte sie zum Lehen des Königreichs Böhmen. Wahrscheinlich bald danach baute der neue Landes- und Stadtherr an der nach Alterlangen führenden Straße die erstmals 1372 bezeugte Veste.

Bis in das 16. Jahrhundert diente sie als Sitz des landesherrlichen Amtmanns, dessen Räume in dem in der Mitte befind-

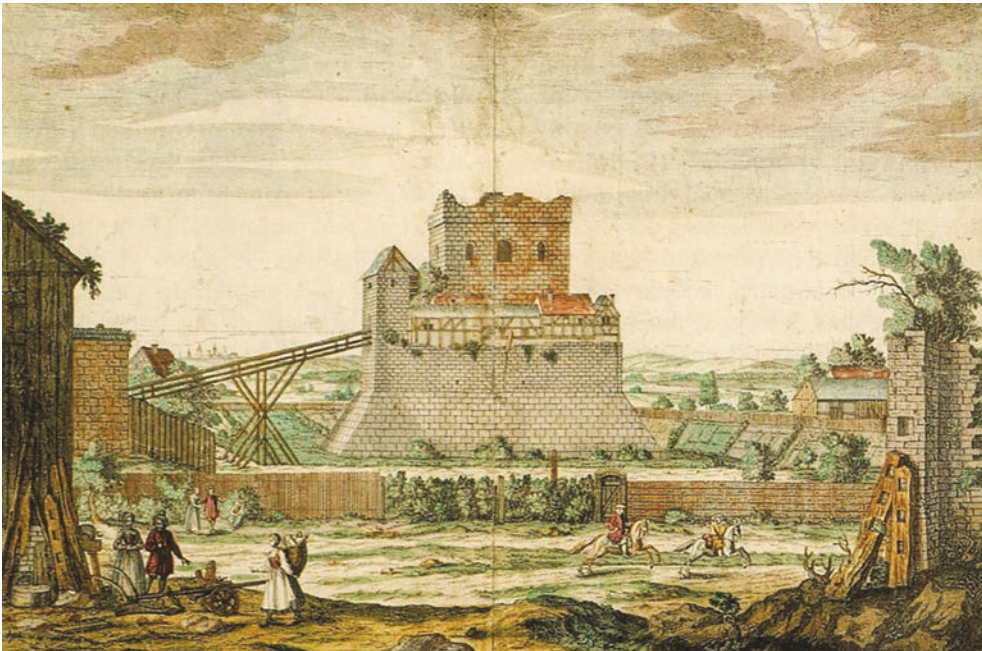


Abb. 1: Ruine der Veste Erlangen von Norden um 1730. Darstellung von S. Kleiner (?).
Scan aus dem Buch: Christoph Friedrich/Bertold Frhr. von Haller/Andreas Jakob: Erlanger Stadtlexikon.
Nürnberg 2002. Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=10823162>.

lichen Turm lagen. Sie wurde im ersten Markgrafenkrieg 1449 und dann im zweiten durch Truppen der Stadt Nürnberg 1553 so schwer beschädigt, dass der Sitz des Amtmanns nach Baiersdorf verlegt wurde. Erlangen wurde danach von dort aus verwaltet. Zuvor diente die Veste als Gefängnis und Zufluchtsort für die Bevölkerung während Kriegszeiten. Nachdem sie im Dreißigjährigen Krieg nochmals gelitten hatte, errichteten später arme Leute neben dem Turm kleine Häuser. Auch die Schule der Altstadt befand sich dort. Als die umgebenden Mauern einzustürzen drohten, wurde die Ruine der Veste, die man damals auch als „Altes Schloss“ bezeichnete, 1783/1784 abgebrochen. Im Jahr 1787 war an ihrem Platz nur noch ein gewaltiger Sandhaufen übrig geblieben, der eine Länge von 40 Schuh im Gesicht und 121 Schuh in der Tiefe maß. Der Erdwall wurde gänzlich eingeebnet.¹

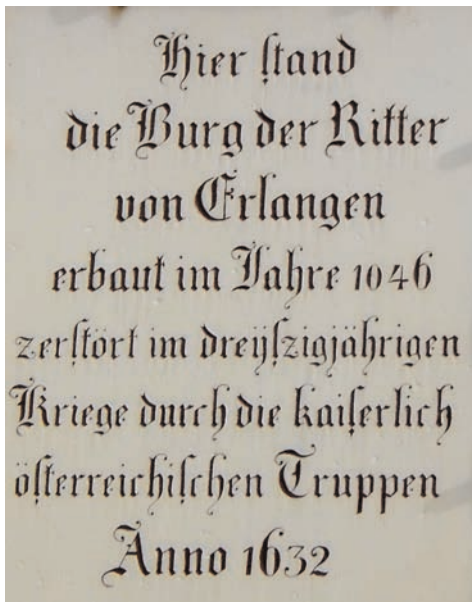


Abb. 2: Historisch falsche Tafel am Haus Pfarrstraße 19.
Foto: Wilfrid Muscat.

Die Anlage ist nicht mit der sogenannten „Curia“ zu verwechseln, einem im Bereich der heutigen Adler- und Lazarettstraße vermuteten Hof, der an das niedere Adelsgeschlecht derer von Erlangen verliehen war. Auch das Markgräflische Schloss, das ab 1700 in der Erlanger Neustadt errichtet wurde, steht mit der Veste in keinem historischen Zusammenhang.

Die neue Platte am Haus Pfarrstraße 19

Von der Veste gibt es verschiedene Stiche aus dem 18. Jahrhundert, nach denen der Erlanger Künstler Bernhard Rein eine Platte aus Bronze mit ihrem Abbild geschaffen hat. Er hatte für den Arbeitskreis Innenstadt des Heimat- und Geschichtsvereins schon 1984 eine Platte an einem Haus der nördlichen Hauptstraße geschaffen, auf der das ehemalige Bayreuther Tor zu sehen ist. Die neue Tafel (Abb. 3) zeigt neben dem Wasserrad des Heimat- und Geschichtsvereins (links oben) auch das Zeichen des FRANKENBUNDES (rechts oben), der ihre Entstehung durch einen Zuschuss finanziell unterstützt hat. Nun hängt sie am Haus Pfarrstraße 19 neben der aus Granit bestehenden in Abb. 2 gezeigten älteren Inschrift. Sehr zu danken ist der Familie Däumling für ihre Erlaubnis, dass der Arbeitskreis Innenstadt nicht nur die Platte, sondern auch eine erklärende Tafel daneben aufhängen durfte, deren Schrift der Arbeitskreis im Jahr 2016 wieder lesbar machen ließ. Das Haus war 1719 errichtet worden und wurde im Jahr 1800 von der Regierung als Torwachthaus erworben. Es steht im Burggraben, der ehemals die Veste von der Stadt trennte, und musste eine Abgabe an den Stadtrichter leisten, weil der Grund ein „Pars Salarii“ des Beamten war.



Abb. 3: Die neue Platte am Haus Pfarrstraße 19.
Foto: Dr. Bernhard Wickl.

Die Veste, in deren nördlichem Burggraben später Scheunen errichtet wurden, wo heute Häuser stehen, war vom Vorhof des Schlosses an der Stelle der heutigen Pfarrstraße 13 über eine Brücke aus Holz zu erreichen, die im Verteidigungsfall abgeworfen werden konnte. Sie begann bei der mittelalterlichen Stadtmauer, die im Hof von Pfarrstraße 15 noch erhalten ist. Im Jahr 1769 wurde diese Mauer weiter hinaus verschoben, wobei das Martinsbühler Tor um 100 Schuh, also ungefähr 30 Meter, nach Süden verlegt wurde. Dadurch erhielt die Pfarrstraße einen geraden Verlauf.

Damals lag das Anwesen Pfarrstraße 19 noch außerhalb der Mauer. Erst durch ei-

ne Erweiterung der Stadtmauer wurde es in die Stadt einbezogen. Das Stück Mauer, von dem Bauinspektor Riedel am 24. Juni 1784 nach Bayreuth berichtete, er habe es vermessen und für in Ordnung befunden, bildet heute die westliche Begrenzung des Hauses Pfarrstraße 19, an der die Platte und die erklärende Tafel hängen. Im Jahr 1787 wurde berichtet, ihr Abstand zu dem Sandhaufen, auf dem vorher die Veste gestanden hatte, betrage 49 Schuh, also ungefähr 15 Meter. Auf die Platte und die erklärende Tafel, deren Finanzierung durch den Projektfonds „Aktive Zentren“ der Stadt Erlangen unterstützt wurde, wird auch bei einem vom Arbeitskreis Innenstadt erarbeiteten Stadtrundgang hingewiesen. Nur für ältere Erlanger ist die alte Veste noch ein Begriff, denn die daneben gelegene ehemalige Gaststätte „Zur Burg“ führt heute einen anderen Namen.

Anmerkung:

1 1 Schuh waren ca. 30 cm.

Bernd Nürnbergger, Obmann des Arbeitskreises Innenstadt des Heimat- und Geschichtsvereins Erlangen, ist Apotheker von Beruf und fördert seit 50 Jahren das Bewusstsein für die Erhaltung der Erlanger barocken Planstadt durch Vorträge und Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt. Insbesondere mit mehr als 20 Tafeln an historischen Häusern weist er auf deren Wert hin, damit sich ihre Besitzer für ihre Pflege engagieren. Seine Anschrift lautet: Hauptstraße 61, 91054 Erlangen, E-Mail: adler-apotheke-erlangen@t-online.de.

Michel Niklas

**Leben und Werk eines tauberfränkischen Bildhauers
der Renaissancezeit und seiner Söhne**

Bei Bildwerken und Bauwerken fragen wir gleich nach dem Künstler, bei Grabmälern, Taufsteinen und dergleichen kommt das nur selten vor. Eher zufällig bin ich auf eine Bildhauerfamilie gestoßen und habe gezielt nach ihren Werken gesucht. Dabei bin ich im Fränkischen auf erstaunlich viele gestoßen.¹

Über Herkunft und Jugendzeit von Michel Nikla[u]s fehlen bis jetzt eindeutige Nachweise. Da er seine ersten bekannten Werke 1575 fertiggestellt hat und 1608 als Witwer mit mindestens einer Tochter und zwei erwachsenen Söhnen wieder heiratete, dürfte er spätestens 1555 geboren sein. Wo er seine Ausbildungszeit verbracht hat, wissen wir nicht. Er tritt gleich als ausgereifter Steinbildhauer in Erscheinung. Möglicherweise hat er bei dem aus Schwäbisch Hall stammenden Meister Sem Schlör gelernt, von dem gleichzeitige Werke in Niederstetten stehen.²

Obwohl er als Reinsbronner Bildhauermeister bekannt geworden ist, stammt er aber ursprünglich nicht von dort, sondern lebte und wirkte zuvor in Weikersheim, nachweislich 1581, als seine Tochter Ruffina in Waldmannshofen (einem Nachbarort von Reinsbronn) getauft wurde. Vielleicht war der in zwei Weikersheimer Inschriften genannte Maurer Peter Niklas sein Vater. Mit diesem hat er jedenfalls

bei der Gestaltung des Kirchturms zusammengearbeitet, wobei er die (nicht mehr erhaltenen) Rollwerkgiebel geschaffen hat. Auch die Fenstergewände der Stadtkirche aus dieser Zeit gehen auf Michel Niklas zurück.³

Ebenfalls in Weikersheim steht mit der Grabplatte für Uriel Kröll, gestorben am 17. März 1575, an der Stadtkirche eines seiner ersten Einzelwerke. Etwa gleichzeitig schuf er in der Stadtkirche von Creglingen das Epitaph für Susanne von Seckendorf, gestorben am 16. Juni 1575, das er am Giebel mit „MICHEL / NICLAS“ signierte.⁴

Nachdem diese Monumente offenbar sehr geschätzt wurden, erhielt Michel in den nächsten Jahren etliche Aufträge in der Region. Möglicherweise hat er sogar an mehreren Baustellen gleichzeitig gearbeitet. Das würde aber voraussetzen, dass er bald eine regelrechte Werkstatt mit einigen Gesellen gehabt hätte.

Es folgten Arbeiten am Creglinger Rathaus (1576 Wappentafel und 1580 Bauinschrift), in den südlich von Weikersheim gelegenen Orten Laudenbach (1576 Portalgewände) und Oberstetten (1578 Taufstein), in der Creglinger Herrgottskapelle (1580 Grabplatte), wieder in Weikersheim (1580 Wappenstein), in Elpersheim bei Weikersheim (1584 Epitaph, signiert „MN“), in der Creglinger Stadtkirche (1587 Grabplatte) und in Unterschüpf westlich von Bad Mergentheim (1587 Grabplatte).⁵

Die bekanntesten Großaufträge sind aber folgende Portal- und Fassaden-Gestaltungen: Philipp Geyer von Giebelstadt hatte im Februar 1587 das Schloss und Dorf Reinsbronn von Philipp Albrecht von Schaumberg erworben. Sofort ließ er seinen neuen Wohnsitz repräsentativ ausbauen, im folgenden Jahr 1588 war er fertiggestellt. Die davon verbliebenen Reste der von Säulen getragenen Galerien und Arkaden lassen noch heute ein wenig von der südländischen Atmosphäre des Renaissance-Bauwerkes spüren. Den Abschluss bildete der erhalten gebliebene Geyer'sche Wappenstein mit Michels Initialen „MN“. An vielen Stellen des Schlosses findet sich immer dasselbe Steinmetzzeichen: an den Stufen der Wendeltreppe, am Torbogen des Kellereingangs, an den Säulen der Arkaden sowie an den Voluten und der Muschel des Giebels, die jetzt unten im Garten liegen. Denn leider verfiel das Schlösschen in Reinsbronn, nachdem die (1685 in den Reichsgrafenstand erhobenen) Geyer von Giebelstadt 1704 ausgestorben waren⁶ und das Gebäude nur noch bis 1806 als ansbachischer Amtssitz genutzt wurde. 1923 fielen große Teile des Bauwerks ein. Der erhaltene Rest wurden erst in den letzten Jahren durch das Ehepaar Mack liebevoll restauriert.⁷

Außer dem Schloss soll damals auch die evangelische Ortskirche von Reinsbronn gebaut worden sein, und zwar natürlich auch unter Mitwirkung unseres Bildhauers. Von dem Bauwerk ist heute nichts mehr erhalten. Im Vorraum der Mitte des 19. Jahrhunderts errichteten jetzigen Kirche stehen aber noch drei in Stein gehauene Denkmäler und ein Taufstein aus dem Vorgängerbau. Den Taufstein (von 1590?) gestaltete Michel Niklas in Kelchform. Von einem Epitaph ist nur ein Fragment geblieben.⁸

Vor 1588 hat Michel Niklas offensichtlich seine Werkstatt nach Reinsbronn verlegt. Das beweisen die beiden folgenden Werke. Zum einen ist da die Friedhofskapelle St. Georg in Röttingen. Noch im Jahre 1588 wurde die Kapelle am Rippacher Tor angefangen und vollendet. Dabei arbeitete Niklas mit den Röttinger Bürgern und Stadträten Christoff Ziegler und Hans Hoffmann als Baumeistern zusammen, wie eine Tafel über dem Portal kündigt. Er hat sich darauf selbst mit vollem Namen und Herkunftsort verewigt: „*Michel Niclas der zeit Bildhauer zu Reinsb.*“⁹ Ob er aber nur das Portal gestaltete oder auch am ganzen Bau mitwirkte, ist nicht ersichtlich.

Damals war Georg Sigmund von Adelsheim Amtmann zu Röttingen. Dieser gab Michel Niklas sofort mit dem Neubau seines Schlosses in Wachbach bei Mergentheim einen weiteren Auftrag. Von 1588 bis 1592 war der Meister dort am Werk und hat mit dem prächtigen Portal voller Schwung und Harmonie vielleicht sein bedeutendstes Werk geschaffen. Das Portal zeigt ebenfalls eine Tafel darüber, auf der eingemeißelt steht: „*Michel Niclas der Zeit Bildhauer zu Reinszbron.*“¹⁰

In der evangelischen Kirche von Wachbach sind mehrere Epitaphien der Schlossherren aufgestellt. Die Grabplatte (nicht das Epitaph) für Georg Sigmund von Adelsheim soll von Michel Niklas geschaffen worden sein.¹¹

Aus dieser Zeit stammen von ihm auch ein Taufstein in der Spitalkirche von Uffenheim (1588), der aber ursprünglich nicht dort stand (davor im Museum), eine Grabplatte in der Herrgottskapelle von Creglingen (1590), ein Epitaph in Baldersheim (1593) und ein Fragment in Dörzbach.¹²

Seine Mitwirkung am Romschlösschen in Creglingen („Weinsberger Haus“) ist

umstritten. 1589 hat Michael Niklas den Altartisch in der Weikersheimer Stadtkirche geschaffen. Er ist aus Stein gehauen und wird statt von gewöhnlichen Füßen von den vier Evangelistensymbolen getragen. Dazwischen stehen vorne und hinten Wappensteine. Außen am Chor ist eine weitere Grabplatte aus seiner Hand angebracht, und zwar für Genoveva Hugwer-
ner (1599).¹³



Abb. 1: Epitaph von 1593 an der Baldersheimer Kirche.
Foto: Hans-Ulrich Hofmann.



Abb. 2: Epitaph von 1595 an der Kirche in Bettwar.
Foto: Hans-Ulrich Hofmann.

Außerdem hat der Meister mit seiner Werkstatt u.a. einige Epitaphien in der Stadtkirche und der Herrgottskapelle (mit Friedhof) von Creglingen, im ehemaligen Kloster Frauental, eines in Bettwar bei Rothenburg (1595) und eines an der Stadtkirche von Röttingen (1602) gestaltet. Das letzte datierte Werk, das Michel

Niklas selbst zugesprochen wird, stammt von 1612.¹⁴

Es trat also keine Unterbrechung seines Schaffens für das Taubertal ein, obwohl er spätestens im Sommer 1601 aus Reinsbronn wegzog und nach Enheim, 23 km nordnordöstlich, unweit der Südspitze des Maindreiecks, übersiedelte. Auch dieses Dorf war damals ein evangelisches Rittergut gewesen. Mit dem Tode des Heinrich Conrad von Ehenheim zu Geyern und Wallmersbach fiel es als erledigtes Mannlehen an die Markgrafschaft Ansbach heim und wurde bald danach von Uffenheim aus verwaltet. Nur bei der hohen Gerichtsbarkeit mussten die Einwohner – wie die von Reinsbronn – nach Creglingen.¹⁵

Die Gründe für den Umzug sind nicht ganz klar. Einen Förderer in Gestalt eines Ortsadeligen wie zuvor hatte er in der Maingegend sonst nicht. In den umliegenden ritterschaftlichen Orten wie Marktbreit und Segnitz waren schon andere Baumeister im Geschäft. Inzwischen ist allerdings das (in Bruchstücken erhaltene) Epitaph für Conrad von Rosenberg (gest. 1596) in der evangelischen Kirche zu Gnötzheim, das bisher Sem Schlör zugeschrieben wurde, als Werk von Michel Niklas identifiziert worden. Mit den Rosenbergnern hatte er also damals selbst schon Verbindung, nicht erst später sein Sohn Philipp (s.u.).¹⁶ Ein Motiv für den Umzug könnte gewesen sein, dass er in Enheim und Umgebung gute Steinbrüche fand, und zwar sowohl mit Muschelkalk wie zwischen Reinsbronn und Waldmannshofen als auch mit grünem und braunem (violetter) Sandstein wie bei Freudenbach.

Jedenfalls feierte Michel im Herbst (?) 1601 im Nachbarort Oberickelsheim auf der Kirchweih, als er mit dem Enheimer Claus Frömbdler aneinandergeriet. We-

gen Schlägerei wurden beide im Februar 1602 am Dorfgericht Enheim zu einer Strafe von 10 Pfund verurteilt.¹⁷ Im folgenden Jahr wurde das Dorf Enheim von einer schädlichen Seuche heimgesucht. In dieser schwierigen Zeit fanden sich zwei verwitwete Leute und wollten ihre Zukunft gemeinsam gestalten: Michel Niclaß (wie er sich nun nannte) und Christina Krugin. Am Sonntag, den 5. Juni 1608, traten sie gemeinsam vor das Dorfgericht und machten anlässlich ihrer Hochzeit ihr Testament. Als Zeugen erschienen vor dem markgräflichen Schultheißen und Richter Thomas Hertlein auf Michels Seite seine beiden Söhne Rudolf und Philipp.¹⁸

Im folgenden Jahr war Michel Niklas mit seinen rund 55 Jahren (?) im Auftrag der Pfarrei Sommerhausen am Main tätig. Für den Friedhof erbaute er eine reich geschmückte Kanzel, die dort unter der Arkade noch heute bewundert werden kann und an der Balustrade mit „Anno 1609“ bezeichnet ist. Michels letzte Erwähnung in den Enheimer Quellen fällt in das Jahr 1612. Anfang Dezember wurde sein Sohn Rudolf, der Schöffe am Dorfgericht, gerügt, weil er seinen Vater beleidigt hatte: Er hatte ihn einen Schelm und Dieb genannt und musste nun 10 Pfund Strafe zahlen.¹⁹ Damit enden die Nachrichten aus dem Leben des Michel Niklas. Das entspricht auch den Beobachtungen an seinen identifizierbaren Werken.

Von Michel Niklas gibt es in Enheim und Umgebung keine signierten Werke. Durch Schriftvergleiche konnten ihm aber einige zugewiesen werden. Aus seiner Werkstatt stammt ein Epitaph für das Töchterlein des Enheimer Pfarrers Leonhard Ernst aus dem Jahre 1607. Zum Schutz wurde es von der Außenwand des Leichenhauses in das Innere gebracht. Das Werk aus graugrünem Schilfsandstein zeigt

nur noch schemenhaft ein Mädchen in Zeittracht vor einem angedeuteten korbogigen Tor der Renaissancezeit. Die Rettungsaktion kam für Inschrift und Oberfläche jedoch ziemlich spät.

Ebenfalls ihm zugeschrieben wird das Epitaph von Pfr. Schüle in der Kirche des Nachbarorts Gnodstadt (1606) und das des Wolfgang Groe in der Nikolai-Kirche Marktbreit (1610). Dem Taubertal näher liegt die katholische Stadtkirche in Aub, in der die Grabplatte des Kindes Barbara Füslin von ihm stammt (1608).

Aber auch für die von Wolfskeels hat er gearbeitet, so z.B. das Epitaph für Wolf Bartholomäus von Wolfskeel (1605), ursprünglich in der Kirche der Wüstung Hattenhausen, jetzt am Eingang des Schlosses zu Reichenberg,²⁰ in Rottenbauer an der Wand der evangelischen Kirche das Epitaph für Sigmund von Wolfskeel, Amtmann zu Röttingen, gestorben am 21. Dezember 1607. Die Inschrift für dessen Frau Emilia, gestorben am 10. März 1639, hat sein Sohn Philipp Niklas auf dem Grabmal ergänzt.²¹

Michel Niklas hat seine Söhne Rudolf und Philipp ebenfalls in seinem Handwerk ausgebildet. Als Bildhauer wurden sie 1613 bzw. 1611 genannt.²² Dabei zeigt sich, dass er seinen Söhnen zumindest solide Grundkenntnisse beigebracht hatte.

So fertigte der ältere Sohn Rudolf einen Bildstock, der noch heute am Ortseingang von Baldersheim aus Richtung Aub steht und am Kapitell des Sockels mit „*Rudolpus/ Niclas/ bilthaur*“ (!) bezeichnet ist.²³ Allerdings ist der Schaft mit der Jahreszahl 1604 und weiteren Angaben über die Entstehung offensichtlich aus neuerer Zeit, so dass leider die Schriftprobe für Vergleiche mit anderen Steinmalen nicht ausreicht. Jedenfalls war Rudolf der weniger Begabte unter den beiden Söhnen. Dafür machte

er im Dorfleben Karriere. 1613 wurde er Bürgermeister und Bildhauer von Enheim genannt.²⁴ Zwischen dem November 1616 und dem August 1617 wurde Rudolf Niklas dann zum markgräflichen Schultheißen in Enheim ernannt. Als solcher ist er bis zum März 1618 im Gerichtsbuch nachweisbar, wo die Nachrichten leider dann für 15 Jahre abbrechen.²⁵

Anders sieht es mit dem zweiten, um 1584 geborenen Sohn Philipp aus. Er hat anscheinend die Werkstatt des Vaters weitergeführt. Schon an einigen Werken aus Michels letzten Schaffensjahren lässt sich seine Mitwirkung mit der ihm eigenen Handschrift (charakteristisch besonders die Schleife oben am kleinen „l“) erkennen oder wenigstens vermuten.

Im Herbst 1611 taucht er erstmalig in den Kirchenbüchern Gnodstadts auf. Am Sonntag, den 21. September d.J., melden sich „*Philippus Niclaß bilthauer*“ und „*Margareta uxor Nicolai*“ zum Abendmahl an.²⁶ Leider wird seine Frau immer nur mit ihrem Vornamen Margareta bezeichnet, nie aber mit dem Geburtsnamen. So bleibt ihre Herkunft im Dunkeln.

Sie hat ihrem Mann vom 3. Oktober 1611 bis zum 9. März 1629 insgesamt zehn Kinder geboren, die aber zumeist bald gestorben sind. Es ist nicht bekannt, ob ihn eines überlebt hat. Bemerkenswert ist der Taufeintrag für seinen Sohn Georg aus dem Jahr 1614: „... *wird getaufft den 17. Junij, zu ObernBrait. Erbeitet der Mann zu Herrnsheim, dem geht das weib nach dahin, wird Ir doselbst wee zur geburt, gehet wider zurück heimwärts, kan aber nicht weiter kommen, als gen Oberbreit, do gebiert sie das kind. Ist gevatter Georg Conrad, wirth doselbst.*“²⁷ Nachforschungen in Herrnsheim haben erbracht, dass dort zwar ein Renaissance-Taufstein von 1609 steht, der aber nicht von ihm stammen

kann. Allerdings soll es bei Herrnsheim einen Steinbruch mit Sandstein geben, der besonders gut für Bildwerke geeignet ist.

Inzwischen musste Philipps erste Frau gestorben sein, denn am 28. Juli 1636 heiratet er wieder, und zwar die Schulmeisterswitwe Barbara Buck aus Freudenbach (bei Reinsbronn).²⁸ Über sie und ihre Familie ist aber nichts Näheres festzustellen.

Den Gotteshaus-Rechnungen von Gnodstadt ist zu entnehmen, dass er einen eigenen Steinbruch besessen hat.²⁹ Bis Anfang 1639 besuchte Philipp Niklas mit seiner Frau Barbara nachweislich die Abendmühle in Gnodstadt.³⁰ In dieser schlimmen Zeit des 30jährigen Krieges scheint er sich in die befestigte Stadt Creglingen an der Tauber zurückgezogen zu haben, wohin er ja bis dahin auch Bildhauerarbeiten geliefert hatte. Doch bald vermeldete das dortige Beerdigungsbuch, am 11. Juni 1639 sei Philipp Niklaus, Bildhauer aus Gnodstadt, hier beerdigt worden, 55 Jahre alt. Seine Witwe Barbara folgte ihm, ebenfalls in Creglingen, am 17. November 1648 mit 51 Jahren nach.³¹

Von Philipp Niklas sind inzwischen auch einige Bildwerke nachgewiesen worden, insbesondere ein Bildstock in der katholischen Kirche in Igersheim (zwischen Weikersheim und Bad Mergentheim). Das Monument ist mit „1617“ datiert und mit einem Monogramm versehen: „PN“. Da die Schreibweise sehr der von Michel Niklas ähnelt, muss es wohl einem seiner Söhne zugeschrieben werden, also Philipp Niklas.³²

Weitere Arbeiten lassen sich bis 1635 erschließen: Das großartige Epitaph für Philipp Geyer von Giebelstadt aus dem Jahre 1607 in der Reinsbronner Kirche zeigt den Adeligen mit seinen zwei Frauen und 16 Kindern, umrandet von Allianzwappen. Dazu kommen Epitaphien in der

Herrgottskirche und der Stadtkirche von Creglingen, in den evangelischen Kirchen von Niederstetten und Waldmannshofen, und zwar für Herren von Rosenberg.³³

Auch was die Wirksamkeit von Philipp Niklas auf heute bayerischem Gebiet betrifft, sind einige sichere Zuschreibungen möglich: Von den Pfarrerepitaphien, die in der Gnodstadter Kirche (seit 1975 alle an der Südwand des Kirchenschiffs) stehen, hat er diejenigen geschaffen, die in seine Zeit fallen, nämlich das von Pfr. Halbmayr 1617 und das von Pfr. Fries 1633. In derselben Kirche steht auch ein Opferstock von 1625, der ursprünglich wahrscheinlich die Basis für einen Bildstock im Auftrag der Ochsenfurter Schützengesellschaft bilden sollte. Auch das Epitaph des Enheimer Pfarrers Jakob Scheuermann vom Juli 1625 stammt von ihm.

Ein gleichartiges Epitaph steht in der Friedhofshalle zu Marktbreit, und zwar das Grabmal des Pfarrers Georgius Conradi von 1631. Das diesem genau gegenüber stehende Epitaph für Georg Zeitler, 1613 entstanden, trägt ebenfalls seine Handschrift.³⁴ Der aus Gnodstadt stammende Nikolaus Pfeuffer ist 1633 in der katholischen Stadtkirche zu Aub begraben worden, wiederum mit einem Epitaph von Philipp Niklas. Ebenso ist der Taufstein von 1635 in der Obernbreiter Kirche ein Spätwerk von ihm.

Wahrscheinlich gehören auch noch folgende Werke zu seinem Œuvre: zwei Grabmäler, die in die Friedhofsmauer von Wärsendorf eingemauert sind, ein Epitaph an einem Stützpfeiler der Ochsenfurter katholischen Stadtkirche St. Andreas, ein Grabstein, der in die Außenwand der Kirche in Geißlingen eingelassen ist, ein Mädchen-Epitaph von 1634 an einem Seiteneingang der Kirche von Gollhofen,³⁵ Epitaphien an der Südseite der Baldersheimer Kirche



Abb. 3: Epitaph von 1634 an der Röttinger Kirche.
Foto: Hans-Ulrich Hofmann.

und an der Kirche zu Röttingen von 1634 und 1639 (!), dazu ein Wandepitaph von 1635 in der Kirche von Simmershofen³⁶ sowie zwei Wolfskeel-Epitaphien in der evangelischen Kirche von Rottenbauer, eines außen und eines innen.

Anmerkungen:

- 1 Auf Niklas aufmerksam gemacht worden bin ich durch den Enheimer Chronisten Walter Stadelmann. Der biographische Abschnitt über die Bildhauerfamilie in Enheim stammt im Wesentlichen von ihm. Die Erfassung der Werke verdanke ich hauptsächlich Harald Drös von der Inschriftenkommission der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, und zwar soweit sie im heutigen Baden-Württemberg stehen. Diese Werke sind in dem Band: Die Inschriften des ehemaligen Landkreises Mergentheim (= Die Deutschen Inschriften 54 = Heidelberger R. 14). Wiesbaden 2002 verzeichnet. Neben den signierten Werken konnte Drös durch Schriftvergleiche ca. 50 unbezeichnete Werke Michel oder P(hilipp) Niklas und ihrer Werkstatt zuordnen,

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Michel und Philipp Niklas in der Zeit von 1575 bis 1635 Grabmäler, Taufsteine, Portale und andere Steinmale geschaffen haben. Zunächst wirkten sie nur im Umkreis der Taubertal-Städte Creglingen, Weikersheim und Mergentheim, ab 1600 nach dem Umzug ans Maindreieck aber zusätzlich auch im weiteren Umkreis Marktbreits.

Dr. Hans-Ulrich Hofmann (geb. 1944 in Schwabmünchen) hat evangelische Theologie studiert und mit dem Dr. theol. abgeschlossen, wobei die Reformationsgeschichte sein Schwerpunkt war. Als evang.-luth. Pfarrer war er zuletzt von 1999 bis 2009 in Gnodstadt mit Enheim tätig. Dort war er der ‚Ortschronist‘. Von 2001 bis 2006 leitete er die FRANKENBUND-Gruppe Marktbreit-Ochsenfurt als 1. Vorsitzender. Als Pensionär wohnt er in Fürth. Seine Anschrift lautet: Alte Reutstraße 30, 90765 Fürth, E-Mail: bhuh@ymail.com.

bes. in der Einleitung (S. LXIf., LXV–LXIX). Im bayerischen Teil der Deutschen Inschriften gibt es eine entsprechende Erfassung der Inschriften in dem betreffenden Gebiet leider noch nicht. Hier hat mir Harald Drös freundlicher Weise weitergeholfen, indem mit mir mögliche Standorte abgefahren hat. Fotos anderer Werke habe ich ihm später zugeschickt.

- 2 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nrn. 225 und 284.
- 3 Mägerlein, Fritz: Familienbuch Waldmannshofen-Sechselbach; Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nrn. 197, 198 u. 317; Merten, Klaus: Stadtkirche Weikersheim (Große Baudenkmäler 303). München–Berlin 1995, S. 6; Erhardt, Friedrich Leopold: Regesten zur Geschichte der Weikers-

- heimer Stadtkirche. Maschinenschrift (jetzt im Fürstl. Hohenlohischen Zentralarchiv Neuenstein), Bl. 8 u. Skizze des Kirchturms.
- 4 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nrn. 222 u. 223; dazu Abb. 141, 150 u. 151.
 - 5 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nrn. 227 u. 248, 228, 239, 245, 250, 258, 269 u. Inschriften 1, Nr. 267; dazu Abb. 169, 170, 168, 177, 174, 176 u. 178.
 - 6 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 276; dazu Abb. 180 und 182; Gräter, Carlheinz: Burgen – Monumente der Macht. Tauberland – Mainfranken – Hohenlohe. Tauberbischofsheim 2001, S. 74–77.
 - 7 Mack, Mary u. Heinz: Der Reinsbronner Bildhauer Michel Niklas. Katalog zur Ausstellung vom 1.7. bis 3.7.1994 im Geyerschloßle Reinsbronn.
 - 8 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 344 u. 345.
 - 9 Freudinger, Kurt: Aus der Vergangenheit der Stadt Röttingen. Röttingen 1954, S. 85.
 - 10 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 290; dazu Abb. 171.
 - 11 Bengel, Anita: Evangelische Kirche Wachbach. Wachbach 1992, S. 13–16 (Bilder vertauscht!); Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 322, 282; dazu Abb. 207, 179.
 - 12 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 282 und 280.
 - 13 Merten: Stadtkirche (wie Anm. 3), S. 12; Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 281 u. 317; dazu Abb. 172 u. 195.
 - 14 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 302, 304, 305, 354, 308, 323, 349, 361, 387, 403, 446, 296, 327 u. 342.
 - 15 Stadelmann, Walter: Ein Gang durch die Geschichte Enheims. Schwarzenbruck 1994, S. 8f.; Mägerlein, Fritz: Rund um Uffenheim. Uffenheim 1977, S. 42f.
 - 16 Ramisch, Hans Karlmann: Bayerische Kunstdenkmale. Landkreis Uffenheim. München 1966, S. 92ff.: (fälschlich) Sem Schlör zugeschrieben.
 - 17 Gemeindegarchiv Enheim, Bd. 1, fol. 75.
 - 18 Ebd., fol. 260.
 - 19 Ebd., fol. 105.
 - 20 Vgl. Rützel, Ulrich: Die Familie von Wolffs-keel (hrsg. v. Christoph von Seydlitz-Wolffs-keel). Reichenberg 1995, S. 6 u. (38).
 - 21 Vgl. 500 Jahre Trinitatiskirche Rottenbauer 1493–1993. Rottenbauer 1993, S. 61.
 - 22 Pfarrarchiv Enheim, Nr. 63; Gemeindegarchiv Enheim, Bd. 1, fol. 102.
 - 23 Menth, Georg: Stadt Aub. Wolftrathausen 1988, S. 70.
 - 24 Pfarrarchiv Enheim, Nr. 63.
 - 25 Gemeindegarchiv Enheim, Bd. 1, fol. 117ff.
 - 26 Pfarrarchiv Gnodstadt, K 18 (Konfidentenregister 1606–1626).
 - 27 Ebd., K 2 (Taufen 1567–1744), besonders S. 202.
 - 28 Ebd., K 2, Bl. 351a.
 - 29 Ebd., R 1 u. 2. Noch heute liefert die Ochsenfurter Firma Krämer Sandsteine aus dem Steinbruch an der neuen Siedlung von Gnodstadt angeblich bis zum Kölner Dom.
 - 30 Ebd., K 19.
 - 31 Mägerlein, Fritz: Familienbuch Creglingen V, S. 483 (fälschlicherweise mit Jahreszahl 1638).
 - 32 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 415; dazu Abb. 250; vgl. S. LXIff. Drös vermutete noch den Vornamen Peter.
 - 33 Drös: Inschriften (wie Anm. 1), Nr. 380; dazu Abb. 228 u. 229, Nr. 412, 465 u. 466, 457, 461, 471 u. 476.
 - 34 Selzer, Otto: Die Friedhofshalle von Marktbreit und ihre Grabdenkmäler. Würzburg 1968, S. 54–60, dazu Tafeln 14 u. 15.
 - 35 Ramisch: Uffenheim (wie Anm. 16), S. 91 u. 100.
 - 36 250 Jahre St. Michaeliskirche in Simmershofen 1756–2006 (Bildbeilage in der Mitte).

Gert Rückel

Der heilige Veit in Franken

Der hl. Veit soll aus Sizilien stammen. Viele Kirchen und Kapellen in Franken sind diesem volkstümlichen Heiligen geweiht. Warum wird der hl. Veit gerade in Franken besonders verehrt?

Von der Heiligenverehrung zum Reliquienkult

Als „Heiliger“ (lat. *sanctus*) wird ein Mensch bezeichnet, der Gott besonders nahesteht und eine Vorbildfunktion hat. Er erfüllt eine Mittlerfunktion zwischen den Gläubigen und Gott. In der Frühzeit des Christentums wurden nur Märtyrer (Blutzeugen) als Heilige verehrt. Oft entstand damals über dem Grab eines Christen, der um seines Glaubens willen den Tod erlitten hatte, ein Kirchengebäude, womit dieser Ort besonders herausgehoben war und man gleichzeitig einen Raum für die liturgische Erinnerung schuf. Als Heilige wurden später auch Bekenner, Bischöfe, Asketen, Jungfrauen und Witwen verehrt, im Mittelalter dann überdies Mitglieder der adeligen Führungsschicht, denken wir in Franken an Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde.

Als sich das Christentum weiter ausbreitete, verehrten die Gläubigen auch die Überreste (lat. *reliquiae*) des Körpers eines verstorbenen Heiligen sowie seine Kleidung oder Gegenstände, mit denen er in Berührung gekommen war. Damit wollte man sein ehrendes Gedächtnis bewahren und durch die Reliquien gleichzeitig auch

an seinen Wirkkräften Anteil haben. Die erste im Christentum bekannte Verehrung galt den Reliquien hl. Polykarp, der in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts Bischof von Smyrna (Izmir/Türkei) gewesen war. Die Gebeine des für seinen Glauben verbrannten Bischofs galten „wertvoller als Edelsteine und kostbarer als Gold“.¹ So begann man die Gräber von Märtyrern zu öffnen, die Reliquien zu heben und sie unter dem Altar einer Kirche zu bestatten.

Die Gläubigen waren der festen Überzeugung, dass der Heilige vom Jenseits aus seinen Schutzbefohlenen, die sich an seinem Grab oder an seinen Reliquien an ihn wandten und um Hilfe anflehten, beistünde. Ursprünglich sollte der Heilige beim himmlischen Gericht Beistand leisten und einen Sündennachlass erwirken, denn der Heilige hatte ja wegen seines gottgefälligen Lebens eine übermäßig große Gnadenfülle erworben, durch die er seine Schutzbefohlenen nach ihrem Tod ‚freikaufen‘ konnte.²

In der Zeit der Karolinger (8.–10. Jahrhundert) war man schon der Auffassung, die Heiligen könnten aber auch schon für diejenigen Gläubigen eintreten, die sich noch auf Erden im Lebenskampf abmühten. So entstand die Schutzpflicht der Heiligen in aktuellen irdischen Notsituationen, beim Sterben und vor dem himmlischen Gericht. Heilige verhalfen auf diese Weise zu Hilfe und Beistand in allen Lebenslagen, von der Taufe bis zum Jüngsten Tag. Da man fest davon überzeugt war, dass ein Heiliger auch Wunder wirken konnte, war es ganz natürlich, dass sich jede Christengemeinde um Reliquien be-



Abb. 1: Der hl. Veit (mit Hahn) im Kreis der 14 Nothelfer, Kapelle im Weinberg bei Handthal.

Foto: Gert Rückel.

mühte. Diese irdischen Überreste der Heiligen wurden in den Altären der Kirchen verwahrt. Als im 6. Jahrhundert in unserem Gebiet die große Frankenmission begann, war es längst üblich, dass man jeden Altar mit Reliquien ausstattete. Je größer der Besitz an Reliquien, desto mehr Hilfe konnte man sich von den Heiligen erhoffen. Folglich entstanden die Seitenaltäre, weil man möglichst viele Heilige samt ihren Reliquien in einer Kirche versammelt haben wollte. Das Grab eines Heiligen bzw. dessen Gebeine wurden zum werbewirksamen Ausweis der Wirkmächtigkeit von Kirchen und Klöstern. Daraus entwickelte sich einerseits rasch ein schwungvoller Reliquienhandel, andererseits entstanden Wallfahrten mit der Möglichkeit der Geldeinnahme für die Eigentümer der Reliquien.³

Die Patrozinien

Die Heiligen, die man in einer Kirche verehrte, wurden zu den Patronen dieser Kirche und ihrer Kirchengemeinde. Der Begriff „Patrocinium“ bedeutet im römischen Recht die Verpflichtung eines Patrons, seine Klienten zu schützen.⁴ Diese Verpflichtung wurde in das christliche Gedankengut übernommen und auf das Verhältnis der Heiligen zu den Gläubigen übertragen. Seit dem 5. Jahrhundert waren Patrozinien allgemein im Gebrauch, wobei das Patrozinium zunächst auf dem Hauptaltar einer Kirche ruhte. Waren weitere Altäre mit Reliquien anderer Heiliger in einer Kirche vorhanden, so konnten diese Altäre ebenfalls Patrozinien besitzen. Im Laufe der Zeit konnte das Patrozinium einer Kirche auch wechseln, etwa, wenn sie Reliquien eines anderen Heiligen erhalten hatte oder wenn ein Heiliger gerade ‚in Mode‘ gekommen war. Nicht nur Altäre und Kirchen hatten ihre Patrozinien, auch Bistümer (z.B. St. Rupert im Bistum Salzburg, St. Kilian im Bistum Würzburg) oder Klöster (z.B. St. Johannes der Täufer bei den Benediktinern und bei den Augustinereremiten oder die hl. Maria bei den Zisterziensern). Seit dem 12. Jahrhundert personifizierten bestimmte Nationalheilige und Patrozinien sogar ganze Länder (z.B. St. Georg in England, St. Stephan in Ungarn). Oft signalisierte das gewählte Patronat auch den Besitz, auf dem der Eigenkirchenherr seine Herrschaft ausübte. Königsfamilien besaßen ihre spezifischen Heiligen, die dann in Kirchenpatrozinien zum Ausdruck kamen. Heilige und Patrozinien begleiteten auch das Vordringen der Christianisierung, so kann St. Martin für die Mission der Karolinger in Franken stehen oder St. Vitus das Vordringen des

Christentums in die slawischen Gebiete im südöstlichen Alpenraum belegen – Womit wir beim hl. Veit wären!

Die Legende

Der hl. Veit, in der Kirche offiziell St. Vitus genannt, soll aus Sizilien, genauer gesagt, aus einer reichen heidnischen Familie stammen, die an der Südwestküste der Insel lebte. Der Legende nach soll Vitus in Mazzara (heute Mazara del Vallo, eine Stadt im westlichen Sizilien) geboren sein. Seine Eltern gaben ihn als Kind der Amme Crescentia und ihrem Mann Modestus zur Erziehung, die ihn im christlichen Glauben unterrichteten. Als Vitus' Vater davon erfuhr, wollte er seinen Sohn vom Glauben abbringen und später sogar umbringen. Aber der siebenjährige Vitus blieb standhaft und floh mit Modestus und Crescentia auf das Festland in die römische Provinz Lucania (Lukanien), die im Süden Italiens zwischen dem Golf von Salerno und dem von Tarent liegt. Dort wirkte Vitus zur Zeit der Christenverfolgungen unter Kaiser Diokletian (284–305) einige Wunder. Als dieser von dem Jungen hörte, holte er ihn nach Rom, wo er seinen Sohn heilen sollte, der von einem bösen Geist befallen war. Obwohl Vitus dies gelang, wollte man ihn zwingen, seinen Glauben aufzugeben und den heidnischen Göttern zu opfern. Als er sich weigerte, wurde er den Löwen zum Fraß vorgeworfen. Diese aber legten sich vor ihm nieder und leckten seine Füße. Daraufhin wurde Vitus gefoltert und in einen Kessel mit siedendem Öl geworfen. Die Legende erzählt, ein Engel habe ihn und seine Begleiter von diesem Martyrium zurück nach Lukanien gebracht, dort seien sie aber bald darauf (um das Jahr 304) gestorben.⁵

Wohin wanderten die Reliquien des hl. Veit?

Die Verehrung des hl. Veit ist schon früh belegt: so wird er bereits im Martyrologium des Kirchenvaters Hieronymus (347–420) erwähnt. Papst Gelasius I. (vor 492–496) weihte ihm eine Kirche.⁶ Um das Jahr 600 wurde in Lukanien die legendarische Leidensgeschichte des heiligen Vitus verfasst, die sich dann rasch in Oberitalien, Frankreich und Deutschland verbreitete. Auch Papst Gregor I. (um 540–604) berichtete schon von Klöstern auf Sizilien, die den Namen des hl. Veit trugen.

583 wurden die Gebeine des hl. Veit von Sizilien auf das italienische Festland in die Stadt Marianus in der süditalienischen Provinz Lukanien übertragen. Von hier aus wurde ein kleinerer Teil der Gebeine des Heiligen nach Polignano in Apulien weitergegeben. Hier und in Tarent entstanden zwei berühmte Vitus-Klöster. Der größere Teil der Gebeine des hl. Veit wurde anschließend um das Jahr 700 nach Rom überführt. Da Abt Fulrad von St. Denis bei Paris (um 710–784), ein Vertrauter des fränkischen Königs Pippin, Papst Stephan III. sehr große Dienste erwiesen hatte, erhielt er von diesem im Jahre 750 zum Dank die Gebeine einiger Märtyrer, darunter die des hl. Veit. Diese ließ er in sein Benediktinerkloster St. Denis bringen, das eines der vornehmsten Klöster des Frankenreiches und Begräbnisstätte vieler fränkischer Könige war.

Hilduin, einer der Nachfolger des Abtes Fulrad, lebte eine Zeitlang im sächsischen Kloster Corvey in der Verbannung, konnte jedoch nach einiger Zeit wieder nach St. Denis zurückkehren. Zum Dank für die gute Aufnahme in Corvey schenkte Hilduin später dem dortigen Abt Wa-

rinus die beiden aus Rom mitgebrachten Körper des hl. Lucianus und des hl. Vitus. Die Translation (Überführung) der Reliquien von St. Denis nach Corvey fand im Jahre 836 unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt.⁷ Allerdings hatte Corvey, wie eine 1090 durchgeführte Untersuchung ergab, nicht den gesamten Leib des hl. Veit erhalten, sondern nur einen großen Teil desselben.

Die Überführung dieser Reliquien sollte einerseits dazu dienen, die Altäre der neu gegründeten Kirchen in Sachsen mit den erforderlichen Reliquien auszustatten, andererseits hatten die sterblichen Überreste der Heiligen die Aufgabe, die gerade erst unterworfenen und weitgehend noch im Heidentum verhafteten sächsischen Bevölkerung durch die erhoffte heilsame Wirkung, die vom Betrachten oder der Berührung der Reliquien ausging, an den christlichen Glauben zu binden. Schließlich verband man mit der Überführung von Reliquien auch den Verlust und die Übergabe politischer Macht. Folglich hatte das Westfrankenreich mit der Überführung der Gebeine des hl. Vitus von St. Denis nach Corvey dessen Schutz verloren und seine politische Macht auf das ostfränkische Reich übertragen. So sah es bereits Widukind von Corvey in den *Res gestae Saxonicae* („Sachsengeschichte“). Widukind war Mönch und Geschichtsschreiber und entstammte wahrscheinlich dem sächsischen Hochadel.⁸

Der hl. Veit – Schutzheiliger von Sachsen und Böhmen

Damit war eine der Voraussetzungen für den Aufstieg der sächsischen Macht im 10. Jahrhundert geschaffen, als nach dem Aussterben der Karolinger im ostfränkischen Reich die Könige aus dem sächsi-



Abb. 2: Höxter, Corvey, St. Stephanus und Vitus, Weihemal für den hl. Vitus.

Foto: Von Malchen53 – Eigenes Werk, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=47448149>.

schen Herzogshaus die Herrschaft übernahmen. Auf diese Weise diente die Verfügung über Reliquien auch der Legitimation der Herrschaft und der Untermauerung des Herrschaftsanspruchs.

Deshalb stieg der hl. Veit, dessen Reliquien im 822 gegründeten Kloster Corvey bei Höxter verwahrt wurden, zum Schutzherrn und Reichsheiligen der sächsischen Kaiser auf. Anstelle der Märtyrerpalme wurde er nun oftmals mit dem Reichsapfel dargestellt. Von Corvey strahlte die Verehrung dieses Heiligen schon früh in

alle Himmelsrichtungen aus. Über die dortigen Benediktinermisionare wie den hl. Ansgar (801–865), der seit 823 Leiter der Klosterschule in Corvey war, gelangten die Vitusverehrung und die Reliquien des hl. Veit auch nach Schweden und Dänemark. Aus Corvey soll auch der Arm des hl. Veit stammen, den König Heinrich I. im Jahre 929 dem böhmischen Fürsten Wenzel (um 908–929/935) schenkte. Dieser baute eigens dafür in Prag eine Kirche, aus der später der Veitsdom entstand und in den dann im Jahre 1355 auch noch das Haupt des hl. Veit überführt wurde.⁹ So wurde der hl. Veit auch zum Nationalheiligen Böhmens.

Bischof Otto von Bamberg (um 1060–1139), der zur Bekehrung der Pommern gerufen worden war, soll dort nach einer Legende einen silbernen Reliquienbehälter mit Gebeinen des hl. Veit aufgestellt haben. Dieser Behälter war mit einem Hahn gekrönt. Da die Pommern einen Hahn für ‚heilig‘ hielten, sollen sie durch die Kraft dieser Reliquie zum Christentum bekehrt worden sein.

Wie kam der hl. Veit nach Franken?

Im Gebiet des heutigen Franken, also in den drei fränkischen Regierungsbezirken Unterfranken, Mittelfranken und Oberfranken, gibt es mehr als 70 Kirchen, Kapellen und Klöster mit einem St. Vitus-Patrozinium. Einige dieser Klöster wurden 1803 im Rahmen der Säkularisation aufgelöst. Die Frage, auf welchem Wege Reliquien des hl. Veit in die fränkischen Kirchen, Kapellen und Klöster gelangten und wie damit auch sein Patrozinium nach Franken kam, kann nicht eindeutig beantwortet werden. Es ist zu vermuten, dass es viele Wege dafür gab.

Eines der ältesten St. Vitus-Patrozinien in Franken dürfen wir wohl auf dem „Veitsberg“ bei Bad Neustadt an der Saale annehmen. Obwohl Archäologen im Jahre 2013 bei ihren Grabungen auf dem „Veitsberg“ im Bereich der Kaiserpfalz Salz bisher lediglich auf einen Turm und auf die Umfassungsmauer gestoßen sind, kann nicht ausgeschlossen werden, dass in dieser Anlage irgendwann auch noch eine Kapelle ergraben wird.¹⁰ Da Ludwig der Fromme (778–840), ein Sohn Karl des Großen, nachweislich mehrmals in der Pfalz Salz weilte, so z.B. im Mai des Jahres 840, ist es durchaus möglich, dass er einen Teil der von St. Denis nach Corvey verbrachten Reliquien des hl. Veit auch in seine wichtige Pfalz Salz und damit auf den Veitsberg bei Neustadt an der Saale brachte. Erwähnt sei auch noch, dass sich das Veitspatrozinium (mit Veit im siedenden Kessel) häufig an Orten mit ehemaligen Salzquellen findet, zum Beispiel in Heustreu, Wülfershausen oder Stockheim.

Ein anderer Weg, wie das Vitus-Patrozinium nach Franken gekommen sein könnte, mag durch persönliche Vorlieben der Heiligenverehrung von Äbten und Mönchen verursacht worden sein. So fasste etwa der Kölner Erzbischof Gero (um 900–976), ein Sachse, im Jahre 954 den Plan zur Gründung eines Klosters. Als geeignet stellte sich ein erzbischöfliches Gut in Gladbach (heute Mönchengladbach) heraus, das bereits über eine (zerstörte) Kirche verfügte, von der man wusste, dass hier Reliquien des sächsischen Schutzheiligen Vitus versteckt waren. Als Gero und Sandrat, ein Mönch aus dem Trierer Kloster St. Maximin, diese gefunden hatten, erbaute man dann ein Kloster. Sandrat wurde zum Abt bestimmt, blieb aber nicht lange in Gladbach, sondern ging wahrscheinlich noch vor 979 als Abt nach Ell-

wangen, wo interessanterweise seit jener Zeit ebenfalls der hl. Vitus verehrt wurde. Vom Benediktinerkloster Ellwangen aus dürfte sich die Verehrung des hl. Veit insbesondere auch im heutigen Mittelfranken verbreitet haben.¹¹

Schließlich entwickelte sich der hl. Veit für Jahrhunderte zu einem ‚Modeheiligen‘, nach dem man auch in Franken immer wieder Kirchen und Kapellen benannte. Von seinen gläubigen Verehrern wurde er als Helfer und Beistand in zahlreichen misslichen Lebenslagen und Gefahren angerufen, wie zum Beispiel beim „Veitstanz“, einer der Epilepsie ähnlichen Nervenkrankheit, bei Tollwut, Schlangen- und Hundebissen oder bei Blitz und Ungewitter, ja selbst bei Bettnässen. Seine Strahlkraft verstärkte sich noch, als er – eingereiht in den Kreis der 14 heiligen Nothelfer – als jugendlicher Märtyrer immer mehr Gläubige begeistern konnte. Sein Patronatsfest wird übrigens am 15. Juni gefeiert.

Der hl. Veit im „Frankenlied“

Da hat Victor von Scheffel wohl etwas verwechselt, als er im Sommer des Jahres 1859 auf einer seiner Wanderungen im „Gottesgarten“ zwischen Vierzehnheiligen und Kloster Banz zum „hl. Veit“ auf den Staffelberg hinaufstieg, sich dort verboteenerweise im Weinkeller an den Vorräten des abwesenden Einsiedlers ergötzte und dann anschließend das Wanderlied „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein“ dichtete. Ganz nebenbei funktionierte Scheffel in diesem Gedicht auch noch den hl. Kilian zum Schutzpatron des Weines um; tatsächlich ist das aber der hl. Urban.

In Wirklichkeit ist der hl. Veit ja nicht auf dem Staffelberg, sondern etwas südlich davon auf dem benachbarten „Veits-



Abb. 3: Der hl. Veit (oben rechts) im Kreis der 14 Nothelfer. Altarblatt der Pfarrkirche St. Wendelin in Eyershausen i. Gr.

Foto: Von Tilman2007 - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=31630210>.

berg“ (eigentlich Ansberg) zu Hause. Dort steht, umrahmt von alten Lindenbäumen, die kleine „Veitsbergkirche St. Vitus“. Aber vielleicht war ihm auch die wunderschöne Figur des hl. Veit aus der Hand des Johann Michael Feichtmayr auf dem Gnadenaltar in der Wallfahrtskirche von „Vierzehnheiligen“ im Gedächtnis, als er das Gedicht schrieb. Richtig übelgenommen haben aber die Franken dem Dichter die Verwechslungen nicht, Scheffel stammte ja aus Karlsruhe und kannte Franken nur von kurzen Aufenthalten. Auf jeden Fall hat er uns Franken so zu einer eigenen ‚Na-

tionalhymne‘ verholffen, deren Text und Melodie auch heute noch bei jeder passenden Gelegenheit aus fränkischen Kehlen mit Inbrunst zu Gehör gebracht wird: „Zum heil’gen Veit von Staffelstein komm ich emporgestiegen.“¹²

Veitskirchen in Franken

Von den 74 Kirchen und Kapellen, die dem hl. Veit in Franken geweiht sind oder einst geweiht waren, befinden sich 30 in Unterfranken, 24 in Mittelfranken und 20 in Oberfranken. Allerdings sind dabei auch einige ehemalige Kirchen und Klöster erfasst, wie zum Beispiel das Kloster Theres bei Schweinfurt oder auch Patrozinienwechsel wie in Sondernohe, einem Ortsteil des Marktes Flachslanden bei Ansbach.

Veitskirchen in Unterfranken

Dorfprozelten: Die Gemeinde im Landkreis Miltenberg ist eine der ältesten Siedlungen am Untermain. Die heutige „St. Vituskirche“ ist der dritte Kirchenbau des Ortes. Die erste Kirche stand auf dem heutigen Platz der alten Schule und soll



Abb. 4: St. Vitus in der Wallfahrtskirche Vierzahnheiligen.
Foto: Gert Rückel.

1009 von Erzbischof Willigis von Mainz geweiht worden sein. Kirchenpatron war damals schon der hl. Veit, was auf ein sehr hohes Alter dieser Kirche hinweist. 1686 wurde an derselben Stelle die zweite Kirche erbaut. 1899 bis 1901 wurde die dritte Kirche errichtet und von den Gebrüdern Rudolf, Matthäus und Heinz Schiestl künstlerisch ausgestaltet. Auf Kupfer gemalt sind vier Altarbilder, links außen der hl. Veit mit Hahn und Palme als Symbole für Wachsamkeit und für seinen Märtyrertod.

Ebern: Die Kleinstadt liegt im Landkreis Haßberge. Auf dem Friedhof (Bahnhofstraße 15) steht die „Marienkapelle“, die einst vor der Stadt lag und 1437 erstmals urkundlich erwähnt wurde. Erbaut wurde die heutige Kapelle, die auch Wallfahrtskirche ist, zwischen 1490 und 1518 im spätgotischen Stil. Geweiht ist die Kapelle neben der hl. Maria und dem hl. Georg auch dem hl. Veit.

Ebersbrunn: Es handelt sich um einen Ortsteil von Geiselwind (Steigerwald) im Landkreis Kitzingen. Die St. Vituskirche ist eine spätromanische Chorturmkirche, die 1713 im Stil des Barock erneuert wurde.

Eußenheim: Die Gemeinde im Landkreis Main-Spessart besitzt eine St. Vitus-Kapelle, die ursprünglich dem hl. Jodokus und der hl. Maria geweiht war und im 13. Jahrhundert erbaut wurde. Wegen der ungünstigen Lage im Überschwemmungsgebiet der Wern musste sie immer wieder renoviert werden. Im Hochaltar sind der Schutzpatron St. Vitus und die 14 Nothelfer dargestellt. Dort befinden sich Reliquien des hl. Veit, die auf Umwegen über das sächsische Kloster Corvey nach Eußenheim kamen.

Herlheim: In dem Ortsteil der Gemeinde Kolitzheim im Landkreis Schweinfurt



Abb. 5: Der hl. Veit in der kath. Stadtpfarrkirche St. Vitus Iphofen. Foto: Gert Rückel.

wurde die Kirche am jetzigen Standort erstmals im 13. Jahrhundert erwähnt. Ab 1452 werden als Patrone der hl. Jakobus der Ältere zusammen mit dem hl. Veit genannt, jedoch ist nach dem Bau einer neuen Kirche im Jahre 1731 nur noch Jakobus der Ältere Patron. Dies ist ein Beispiel für einen Patroziniumswechsel; der hl. Veit war hier also rund 300 Jahre lang Kirchenpatron.

Heustreu: In der Gemeinde im Landkreis Rhön-Grabfeld gibt es eine am Flüsschen Streu gelegene Veitskapelle, die 1587 erbaut wurde. Bei Ausgrabungen stieß man auf Fundamentmauern eines Vorgängerbauwerks. Der hl. Veit sollte hier gegen Überschwemmungen schützen.

Hilpertshausen: In diesem Ortsteil der Gemeinde Pleichfeld im Landkreis Würzburg steht die Pfarrkirche „St. Vitus“, die auch Wallfahrtskirche ist, am „Weiter Berg“.

Die Kirche ist ein Saalbau aus den Jahren 1719 bis 1721 und hat als Kirchturm einen Dachreiter mit Glockenstuhl.

Hörblach: Der Ortsteil der Gemeinde Schwarzach im Landkreis Kitzingen besitzt die neubarocke Kirche „St. Vitus“. Sie ist eine Filialkirche der Pfarrei Stadtschwarzach und wurde 1902/1903 erbaut, weil die Anzahl der Gläubigen in Hörblach stark angestiegen war.

Iphofen: In der Landstadt im Landkreis Kitzingen erhebt sich die Stadtpfarrkirche „St. Vitus“, die wohl eine der eindrucksvollsten Vitus-Kirchen in Franken ist. Schon zur Zeit der Stadterhebung (1293) stand an dieser Stelle eine dem hl. Vitus geweihte Kapelle. Obwohl die Bürger von Iphofen von 1414 bis 1612, also fast 200 Jahre lang, an dieser Kirche bauten, ist ein trotzdem einheitlich wirkender Raum entstanden. Der Hauptaltar mit dem prunkvollen frühbarocken Aufbau zeigt auf dem Altarbild das Martyrium des hl. Veit.

Junkersdorf ist ein Ortsteil der Stadt Königsberg in Bayern im Landkreis Haßberge. Die Pfarrkirche „St. Veit“ entstand Anfang des 15. Jahrhunderts. In einer Wandmalerei im Chor sieht man, wie der im Kessel sitzende hl. Veit von Schergen mit siedendem Öl überschüttet wird.

Kaisten ist Ortsteil der Gemeinde Wasserlosen im Landkreis Schweinfurt. Die Kuratiekirche „St. Vitus“ ist ein Saalbau mit seitlich angefügtem Turm, der älter als das Langhaus ist. Er ist spätgotischen Ursprungs um 1600, während das Langhaus 1770 erbaut wurde.

Karbach: In der Marktgemeinde im Landkreis Main-Spessart erhob sich anstelle der Pfarrkirche „St. Vitus“ früher eine Wehrkirche. Die heutige Saalkirche mit Satteldach wurde 1614 unter dem Würzburger Fürstbischof Julius Echter an den

schon zur alten Kirche gehörenden Turm angebaut. Verschiedene Julius-Echter-Wappen zieren den Bau.

Langendorf: Der heutige Ortsteil des Marktes Elfershausen im Landkreis Bad Kissingen war bereits im 8. Jahrhundert im Besitz des Klosters Fulda. 1025 ist eine erste Kirche nachgewiesen; die heutige Kirche „St. Vitus“ entstand 1825 bis 1830. Im großen Deckengemälde über der Kanzel findet sich ein Medaillon des hl. Veit; ebenso ist er als Holzfigur zwischen korinthischen Säulen dargestellt.

Leubach: Die im Ortsteil der Stadt Fladungen im Landkreis Rhön-Grabfeld gelegene Kuratiekirche „St. Vitus“ ist ein Saalbau mit Turmfassade und wurde 1795 bis 1797 erbaut. Die Inneneinrichtung stammt aus dem ehemaligen Kloster Bildhausen. An einem Pfeiler der Kirche steht die Figur des hl. Veit.

Oberweißbrunn: Die Kuratiekirche „St. Antonius und St. Vitus“ in dem Ortsteil der Stadt Bischofsheim in der Rhön im Landkreis Rhön-Grabfeld wurde 1613 unter Fürstbischof Julius Echter erbaut. 1960 bis 1962 errichtete man eine ganz neue Kirche, in deren Innern sich eine Figur des hl. Veit mit Buch, Hahn und Märtyrerpalmes erhalten hat.

Oellingen: Dieser Ortsteil des Marktes Gelchsheim im Landkreis Würzburg gehörte schon im 13. Jahrhundert zum Besitz des Deutschen Ordens. Die heutige Pfarrkirche „St. Vitus“ wurde 1614 unter Fürstbischof Julius Echter erbaut. Zwischen 1953 und 1959 erfuhr der Innenraum eine moderne Gestaltung.

Ramsthal: In der Marktgemeinde im Landkreis Bad Kissingen erhebt sich der romanische Kirchturm der Pfarrkirche „St. Vitus“. Der untere Teil des Turmes stammt aus der Zeit zwischen 1000 und 1250. Unter Julius Echter kam es 1601 zum Bau

des Langhauses; ein Neubau der Kirche entstand 1778 nach Feuer. 1959/1960 folgte ein weiterer Neubau.

Rottendorf: Die Gemeinde im Landkreis Würzburg gehörte seit 1258 bis zur Säkularisation 1803 zum Würzburger Stift Haug, dessen Hauptpatron Johannes der Täufer war. Auf Grund eines Übersetzungsfehlers eines Besitzverzeichnisses aus der Zeit um die erste Jahrtausendwende wurde angenommen, dass auch die Kirche in Rottendorf zunächst diesem Heiligen geweiht war. Heute geht man davon aus, dass die Pfarrkirche seit ihrer Gründung kurz vor dem Jahr 1000 dem hl. Veit geweiht war. 1613 wurde unter Fürstbischof Julius Echter eine neue Kirche erbaut, ab 1782 erfolgte eine Erweiterung und Innenausstattung im frühklassizistischen Stil. 1861/62 wurde die Kirche nochmals erweitert und erhielt 1954 neue Deckengemälde. In der Anbetungskapelle hängt ein altes Bild 14 Nothelfer mit dem hl. Veit.

Rügheim ist heute ein Ortsteil der Stadt Hofheim im Landkreis Haßberge. Die Ursparrei Rügheim (Patrizinium hl. Maria) gilt als eine der ältesten im Haßgau. Ursprünglich im Besitz des Klosters Fulda, fiel Rügheim zu Beginn 12. Jahrhunderts an die Würzburger Fürstbischöfe. Vielleicht fand damit auch der Patroziniumswechsel der 1150 erstmals urkundlich erwähnten Kirche zum hl. Veit statt. Die heutige Kirche ist im Wesentlichen gotisch mit einem barocken Turm, den eine „welsche Haube“ bekrönt. Da die Lehre Martin Luthers ab 1525 in Rügheim sehr schnell Fuß fasste, ist die Kirche heute evang.-lutherisch.

Sailauf ist eine Gemeinde im Landkreis Aschaffenburg. „St. Vitus“ ist wahrscheinlich die älteste Pfarrei (Ursparrei) des Vorpessarts und entstand wohl in der Mitte des 10. Jahrhunderts. Die Kirche „St. Vi-



Abb. 6: Der hl. Veit in der kath. Pfarrkirche St. Vitus Veitshöchheim. Foto: Gert Rückel.

tus“ besitzt eine exponierte Lage auf dem Kirchberg in Sailauf. Im Innern der Kirche existiert eine St. Vitus-Statue mit Krone und blauem Königsmantel (als Hauspatron der Sachsenkaiser) sowie eine Darstellung des hl. Veit als Knabe im Ölkessel. Der Erzbischof von Mainz Werner von Eppstein hatte sich im Laufachtal bei Sailauf 1281 einen großen Wildpark mit einem kleinen Schösschen als „Vivarium“ anlegen lassen. Dazu gehörte auch eine kleine St. Vitus-Kapelle, die 2008 wieder aufgebaut wurde und heute in das „Schlosshotel Weyberhöfe“ integriert ist.

Stockheim: Die Gemeinde im Landkreis Rhön-Grabfeld war im 8./9. Jahrhundert Ausbauort des Königshofes Mellrich-

stadt und im Besitz des Klosters Fulda. 1375 wurde sie selbständige Pfarrei mit Vitus-Patrozinium. Die neugotische Saalkirche besitzt einen mittelalterlichen Turm mit barocker Zwiebelhaube. Im Innern gibt es eine Halbfigur des hl. Veit im Kessel aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sowie ein Altarbild der 14 Nothelfer.

Tauberrettersheim: In der Gemeinde im Landkreis Würzburg steht die Pfarrkirche „St. Vitus“ als ein neugotischer Saalbau, deren wohl um 1600 entstandener Turm mit einer Zwiebelhaube abschließt. Im Seitenschiff befindet sich eine Statue des hl. Veit.

Theres ist eine Gemeinde im Landkreis Haßberge. Die St. Stephan und St. Veit geweihte ehemalige Benediktinerabtei wurde 1040/1045 durch Bischof Suidger von Bamberg, den späteren Papst Clemens I., gegründet, aber 1802/1803 im Zuge der Säkularisation aufgelöst. Die spätbarocken Klostergebäude wurden umgebaut, die Abteikirche jedoch 1809 abgerissen. Die in ein Schloss umgewandelten Konventsgebäude sind heute im Privatbesitz.

Untersteinbach: Dieser Ortsteil der Gemeinde Rauhenenbrach im Landkreis Haßberge besitzt ebenfalls eine Pfarrkirche mit dem Patrozinium „St. Vitus“. Sie ist ein moderner Bau mit Pultdach (1970), deren Turm allerdings noch aus dem 15. Jahrhundert stammt.

Veitsberg bei Salz: Salz ist eine Gemeinde bei Bad Neustadt im Landkreis Rhön-Grabfeld. Auf dem nahen „Veitsberg“ befand sich die bedeutende karolingische Pfalz gleichen Namens, die erstmals 790 anlässlich eines Aufenthalts Karl d. Großen genannt wird. Auch sein Sohn Ludwig der Fromme (814–840) weilte des Öfteren hier. Als Namensgeber für den „Veitsberg“ wird eine „Veitskapelle“ vermutet, die etwa 500 m von der ehemaligen

Pfalz auf dieser Anhöhe entfernt war. Es ist denkbar, dass Ludwig der Fromme nach 836 Reliquien des hl. Veit aus dem Kloster Corvey bei einem seiner Besuche in die Kapelle bei seiner Pfalz „Salz“ überführte. Von der ehemaligen Veitskapelle ist heute nichts mehr vorhanden. Seit 2009 werden von der Universität Jena zusammen mit dem Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege archäologische Grabungen im Bereich der ehemaligen Pfalz durchgeführt.

Veitshöchheim: Die Pfarrkirche „St. Vitus“ in der Gemeinde im Landkreis Würzburg wurde 1691 eingeweiht, wohingegen ihr Turm noch romanisch ist. Sie besitzt eine barocke Innenausstattung, deren Hochaltarblatt (1693) das Martyrium des hl. Veit darstellt.

Waldzell: Die im Ortsteil der Gemeinde Steinfeld im Landkreis Main-Spessart gelegene Kuratie-Kirche „St. Vitus“ ist eine neugotische Saalkirche (Mitte des 19. Jahrhunderts) mit schlankem, von einem Spitzhelm abgeschlossenen Fassadenturm.

Wülfershausen ist ein Ortsteil der Gemeinde Wasserlosen im Landkreis Schweinfurt. Bei der Filialkirche „St. Kilian und St. Vitus“, die von Fürstbischof Julius Echter gestiftet wurde, handelt es sich um eine Chorturmkirche (1607) mit gotischem Turm.

Wülfershausen an der Saale: Die Gemeinde im Landkreis Rhön-Grabfeld führt den hl. Veit im Kessel sogar im Gemeindegewappen. Um 800 wird sie im Rahmen von Schenkungen an das Kloster Fulda erwähnt. Die Pfarrkirche „St. Vitus“ (1962/1963) ist ein schlichter, moderner Sakralbau aus Beton und Glas. Neben dem Altar steht eine Figur des hl. Veit im Kessel, außerdem gibt es in ihr ein den Heiligen darstellendes Relief.

Veitskirchen in Mittelfranken

Altenfelden ist ein Ortsteil des Marktes Allersberg im Landkreis Roth. Um 1500 bestand eine Vituskirche aus Holz, 1835 eine Kapelle. Die heutige Filialkirche „St. Vitus“ ist ein Sandsteinquaderbau mit Satteldach und Chorturm, dessen Turmuntergeschosse mittelalterlich sind. Das Langhaus stammt aus dem 17./18. Jahrhundert.

Altenthann: Der Ortsteil der Gemeinde Schwarzenbruck im Landkreis Nürnberger Land besitzt die Pfarrkirche „St. Veit“, die hoch über dem Thanngaben liegt. Urkundlich wurde sie als Nikolauskapelle erwähnt, bevor die Kirche 1464 ein Vitus-Patrozinium erhielt. Der heutige Kirchenbau entstand 1697 und weist einen Turm mit geschweifelter Haube auf. Der Turmunterbau stammt von einem mittelalterlichen Burgturm.

Altmannshausen: Die ehemals in diesem Ortsteil des Marktes Markt Bibart im Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim vorhandene „St.-Veit-Kapelle“ wurde im Dreißigjährigen Krieg (angeblich 1630) völlig zerstört.

Bechthal: Im Ortsteil der Gemeinde Raitenbuch im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen soll es bereits um 1000 eine dem hl. Veit geweihte Kirche gegeben haben. 1480 besteht eine Pfarrkirche „St. Vitus“, die einen Vikar des Neuen Spitals zu Nürnberg hatte, was ein Beleg für die Schenkung eines Grundherrn an das Spital in Nürnberg darstellt. Da die heutige Filialkirche der hl. Margaretha geweiht ist, fand also ein Patroziniumswechsel statt. Die Chorturmkirche mit ihrem massiven Turm aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts hat eine barocke Innenausstattung.

Dombühl ist eine Marktgemeinde im Landkreis Ansbach. Da das Kloster Her-

rieden, das selbst ein Zentrum der Vitusverehrung war, in Dombühl Besitzungen hatte, dürfte das Patrozinium der Kirche „St. Veit“ von dort ausgegangen sein. Die fünftürmige, mit Ringmauer und Schießscharten versehene Wehrkirche aus dem 14. Jahrhundert war früher auch Wallfahrtskirche, zu der eine protestantische Karfreitagswallfahrt durchgeführt wurde. Ein dort vorhandenes spätgotisches Kruzifix, dem man Wunderkraft zuschrieb, soll aus der ehemaligen St. Veitkapelle in Wieseth stammen.

Herrieden: In der Kleinstadt im Landkreis Ansbach liegt das Kloster Herrieden, das erstmals 797 urkundlich erwähnt wurde. Der hl. Deokar, Hofkaplan Karls des Großen, wurde 782/783 Abt des Klosters Herrieden und vertraute es der hl. Maria an. Als Ludwig der Fromme ein neues Kloster bauen ließ, wechselte das Patrozinium zu St. Salvator. Doch wohl schon im Jahre 888 wurde dieses Patrozinium unter dem Einfluss König Arnulfs, einem Förderer der Abtei Corvey und der dortigen Vitusverehrung, durch den hl. Veit wieder verdrängt. Die heutige frühgotische Stiftsbasilika „St. Vitus und St. Deokar“ wurde Ende des 13./Anfang des 14. Jahrhunderts fertiggestellt und besitzt eine reiche barocke Innenausstattung. Im Zentrum der Vitus-Verehrung steht ein Veitsreliquiar, das Kaiser Karl IV. dem Kloster im Jahre 1358 zum Geschenk gemacht hat.

Kirchenfembach: Das Vitus-Patrozinium in diesem Ortsteil der Gemeinde Langenzenn im Landkreis Fürth soll auf die Besiedlung des Fembachtales mit aufständischen und später christianisierten Sachsen zurückgehen, die Karl der Große in seinen grenznahen Königshöfen als Viehhirten ansiedelte. So entstand um das Jahr 850 das Dorf und auch eine erste Kapelle, die dem hl. Veit geweiht war. Die

mittelalterliche ehemalige Wehrkirche hat romanische Bauteile.

Marktbergel: In der Marktgemeinde im Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim geht das Patrozinium „St. Veit“ möglicherweise auf das Kloster Herrieden, ein Zentrum der Vitus-Verehrung zurück, denn ein Probst dieses Klosters schenkte 1058 seine Güter dem Stift Herrieden. Mehrfach wurde die Kirche umgebaut, zuletzt 1753/1754 als Markgrafenkirche mit Kanzelaltar.

Neunstetten ist ein Ortsteil der Stadt Herrieden im Landkreis Ansbach. Auch die Pfarrkirche „St. Veit“ mit ihrer in Resten noch vorhandenen Wehrmauer dürfte das Patrozinium vom Kloster Herrieden erhalten haben. Es handelt sich um eine gotische Kirche aus dem 15. Jahrhundert, deren Kirchturm mit glasierten Ziegeln gedeckt ist.

Nürnberg: In der kreisfreien Stadt befand sich von 1265 bis 1816 in der Nähe der Sebalduskirche das ehemalige Augustinerkloster dort, wo sich heute das „Parkhaus Hauptmarkt“ (Augustinerstraße 4) erhebt. Ein Schild erinnert daran: *„Ausgangspunkt der Reformation in Nürnberg. Aufenthalt Luthers bei Durchreisen nach Rom 1510/1511 und nach Augsburg 1518“*. Das erstmals 1265 urkundlich erwähnte Kloster war ein Zentrum des Humanismus. 1479 begannen die Augustinereremiten mit dem Neubau ihrer Kirche, die sieben Jahre später dem hl. Veit geweiht wurde. Ein Veitsaltar aus dem Augustinerkloster in Form eines spätgotischen Flügelaltars steht seit 1564 in der Bartholomäuskirche in Nürnberg-Wörth, ein zweiter, von dort stammender Veitsaltar (1487) wird im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg verwahrt.

Oberoestheim: Der Ortsteil der Gemeinde Diebach im Landkreis Ansbach

besitzt eine neuromanische Saalkirche von 1835/1838 mit St. Veits-Patrozinium.

Ottensoos ist eine Gemeinde im Landkreis Nürnberger Land. Die von einem befestigten Friedhof umgebene Kirche „St. Veit“ mit ihrem hohen Turmhelm ist eine gotische vierschiffige Hallenkirche (1450–1521) mit einem Chorturm, der im Kern aus dem 13. Jahrhundert stammt. Vom ursprünglichen Hochaltar, der 1698 durch einen Barockaltar ersetzt wurde, sind nur Teile erhalten, nämlich die Figur des sitzenden hl. Veit (um 1500) sowie vier bemalte Altarflügel (Christus und der hl. Veit, Legende des hl. Veit). Ein Seitenaltar (um 1500) hat eine Predella mit den 14 Nothelfern.

Solnhofen ist eine Gemeinde im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Der hl. Sola, ein Angelsachse aus Südengland, kam um 750 aus dem Kloster Fulda als Missionar nach Solnhofen, das damals Husen genannt wurde. 793 schenkte Karl der Große, als er die Arbeiten an der „Fossa Carolina“ inspizierte, dem hl. Sola die Stätte seines Wirkens. Als Sola im Jahr darauf starb, vermachte er seinen gesamten Besitz der Benediktinerabtei Fulda, die hier eine Propstei errichtete. Schutzzvögte waren die Grafen von Truhendingen, die hier eine dem hl. Veit geweihte Kirche errichteten. Es ist sehr wahrscheinlich, dass das Vitus-Patrozinium auf die engen Beziehungen zum Kloster Fulda, einem Zentrum der Verehrung des hl. Veit, zurückgeht. Als 1782 die baufällige Basilika abgerissen wurde, erbaute man in unmittelbarer Nähe und teilweise auf ihren Resten die evangelisch-lutherische Pfarrkirche „St. Veit“ im Markgrafenstil mit Kanzelaltar.

Sondernohe: In diesem Ortsteil des Marktes Flachslanden im Landkreis Ansbach existierte bereits im Mittelalter eine eigene Kirche, die ursprünglich (1506)

dem hl. Veit, später dem hl. Ägidius geweiht war. Heute hat die Pfarrkirche das Patrozinium „Mariä Himmelfahrt“.

Sterpersdorf ist ein Ortsteil der Stadt Höchstädt a.d. Aisch. Die Pfarrkirche „St. Vitus“ ist eine gotische Chorturmanlage aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

St. Veit: Der Ortsteil des Marktes Pleinfeld im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen hieß bis ins 16. Jahrhundert Erlbach, dann erhielt das Dorf den Namen des Kirchenpatrons „St. Veit“. Die heutige Kirche ist ein Saalbau im Stil des Klassizismus, der 1786/1788 im Auftrag der Deutschordenskommande Ellingen errichtet wurde. Das Altargemälde aus dem 19. Jahrhundert zeigt den hl. Veit im Ölkessel; unter der Empore gibt es auch eine Figur des hl. Veit.

Tauberzell: In diesem Ortsteil der Gemeinde Adelshofen im Landkreis Ansbach steht die Pfarrkirche „St. Veit“, die eine klassizistische Saalkirche aus dem Jahr 1806 ist. Das Patrozinium könnte von Beziehungen zu Herrieden, einem Zentrum der Vitus-Verehrung, herkommen, da Anna von Weinsberg 1397 alle ihre Rechte an Tauberzell dem Stift Herrieden verkaufte.

Unterampfrach ist ein Ortsteil der Gemeinde Schnelldorf im Landkreis Ansbach. Die Kirche „St. Sebastian und St. Veit“ ist eine Chorturmanlage mit achteckigem Turm (1578), die 1722 erweitert wurde.

Unterlaimbach: In diesem Ortsteil der Stadt Scheinfeld im Landkreis Neustadt a.d. Aisch-Bad Windsheim war schon früh eine Kapelle vorhanden, die dem hl. Veit geweiht war. Die Erhebung zur Pfarrei erfolgte in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. 1520 wurde der erste evangelische Pfarrer erwähnt. Beim Brand 1840 wurde die Kirche zerstört, jedoch 1847/1848 im neoromanischen Stil wiederaufgebaut.

Veitsaurach: In dem Ortsteil der Stadt

Windsbach im Landkreis Ansbach wurde 1187 eine von Bischof Otto von Eichstätt geweihte Kirche „St. Vitus“ errichtet. Das Patrozinium könnte von einer 1283 erneuerten Gebetsverbrüderung zwischen Eichstätt und dem Kloster Fulda, einem Zentrum der Vitus-Verehrung, herrühren. Die Kirche wurde später als Wehrkirche ausgebaut. Bis zum Dreißigjährigen Krieg bestand eine Wallfahrt. 1621 brannte die Kirche ab, wobei nur der Turm (1512) und die Sakristei übrigblieben. Ein neuer Saalbau entstand 1622, dessen Umbau und Erweiterung 1880 in neugotischem Stil ausgeführt wurde.



Abb. 7: Der hl. Veit in der evang.-luth. Kirche St. Veit in Veitsbronn. Foto: Gert Rückel.



Abb. 8: St. Veit in der evang.-luth. Kirche St. Veit Veitsbronn. Foto: Gert Rückel.

Veitsbronn: In die Gemeinde im Landkreis Fürth dürfte die Verehrung des hl. Veit bereits um das Jahr 1000 vom Kloster Corvey aus über den fränkischen Königshof Herzogenaurach gekommen sein. Die heutige evangelisch-lutherische Pfarrkirche „St. Veit“ liegt hoch über dem Ort, stammt aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, und wurde nach 1388 zur Wehrkirche ausgebaut. Am Fuß des Kirchberges sprudelt neben einer Skulptur der „Veitsbrunnen“, durch dessen Wasser Augenleiden und Viehkrankheiten geheilt worden sein sollen. Die Veitskirche in Veitsbronn war bereits im 14. Jahrhundert eine Wallfahrtskirche, zu der noch heute von katho-

lischen Christen aus dem nahen Herzogenaurach alljährlich eine Wallfahrt durchgeführt wird. Allerdings gilt diese nicht mehr wie ursprünglich dem hl. Veit, sondern der „verlassenen Gottesmutter“, wie die Wallfahrer die in einer Nürnberger Werkstatt entstandene Marienfigur (um 1470/1480) nennen. Der hl. Veit ist auf den drei linken Seitenaltären insgesamt viermal dargestellt, besonders eindrucksvoll in einer Figur im „Veitsaltärchen“ aus dem späten 15. Jahrhundert.

Veitsweiler: Die Pfarrkirche „St. Veit“ in dem Ortsteil des Marktes Weitingen im Landkreis Ansbach ist eine Chorturmkirche. Die Untergeschosse des Turmes datieren um 1400, wohingegen das Langhaus 1667 über älterem Mauerwerk neu errichtet wurde. Der Turm hat ein Fachwerkoktogon (wohl 17. Jahrhundert).

Weimersheim ist ein Ortsteil von Weißenburg i. Bayern im Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen. Die Weihe der Kirche „St. Vitus“ nahm Bischof Gundekar II von Eichstätt zwischen 1057 und 1075 vor. Die Chorturmkirche ist mittelalterlich und besitzt einen Turm mit Spitzhelm.

Wieseth: Die Gemeinde im Landkreis Ansbach entstand an einer Furt über den gleichnamigen Fluss. Auf der Wiesethbrücke stand eine Wallfahrtskapelle mit dem Bild des hl. Veit, in der die Wallfahrer Wasser, dem besondere Heilkraft bei Augenleiden zugeschrieben wurde, durch eine Öffnung im Boden der Kirche aus dem Fluss schöpften. Die Wallfahrt wurde auch nach der Reformation bis zum Jahre 1780 fortgeführt, die Kapelle erst 1870 abgebrochen.

Veitskirchen in Oberfranken

Ahornberg: In dem Ortsteil der Gemeinde Konradsreuth im Landkreis Hof erbaute man zwischen 1200 und 1300 dem hl.

Veit eine Kapelle, die nach ihrer Erweiterung um 1300 dem hl. Martin geweiht wurde. Auch die heutige spätgotische Kirche hat das Martins-Patrozinium.

Bamberg: Auch die kreisfreie Stadt hat Bezüge zum hl. Veit, denn Kaiser Heinrich II., der Gründer des Bistums Bamberg und des Bamberger Doms, war der letzte männliche Nachkomme des sächsischen Königshauses, dessen bevorzugter Heiliger der hl. Veit war. So ist es nicht verwunderlich, dass im Bistum Bamberg einige Kirchen diesem Heiligen geweiht sind. Selbst einer der Zugänge zum Dom ist eine „Veitspforte“, die in der Nordwand des Querschiffes liegt. Benannt ist die „Veitspforte“ nach der „Sankt-Veits-Pfarrei“ für die weltlichen Bewohner des Domberges, deren liturgischer Mittelpunkt der „Sankt-Veits-Altar“ im Nordarm des Querschiffes war. Der Name des hl. Veit wurde bereits in den Altarweihen des Jahres 1012 erwähnt.

Büchenbach: Der Ortsteil der Stadt Pegnitz im Landkreis Bayreuth war im 10. Jahrhundert die Urfparrei des dortigen zur Würzburger Diözese gehörenden Sprengels. Von der romanischen Kirche aus der Zeit Bischof Ottos von Bamberg ist nichts mehr erhalten. Die derzeitige Kirche ist ein spätgotischer Saalbau, der 1740/1741 barockisiert wurde. Auf dem Hochaltar (1726) ist die Szene der Verurteilung des hl. Veit dargestellt, die Decke hingegen enthält sieben Bilder aus der Legende des Kirchenpatrons.

Burgebrach: Das Patrozinium des hl. Veit in der Marktgemeinde im Landkreis Bamberg deutet darauf hin, dass die Pfarrei Burgebrach zu den Würzburger bischöflichen Eigenkirchen gehörte und eine der Würzburger Urfparreien war. Die Pfarrkirche „St. Vitus“ enthält gotische (1454) und barocke (1731) Elemente, darunter



Abb. 9: Der hl. Veit im Deckengemälde der kath. Pfarrkirche St. Vitus in Burgebrach.

Foto: Gert Rückel.

in der Mitte des Hochaltars eine Rokoko-Figur des hl. Veit. Auch auf dem Schalldeckel der barocken Kanzel steht eine Figur des hl. Veit, ebenso taucht der Patron im Deckenfresco auf.

Gaiganz ist ein Ortsteil der Gemeinde Effeltrich im Landkreis Forchheim. Von der Vorgängerkirche (Anfang 14. Jahrhundert) sind Teile des Turms erhalten. Die heutige Kirche „St. Vitus“ (1737/1750) zeigt auf dem Hochaltar eine barocke Figur des hl. Veit, weitere Figuren des Kirchenpatrons stehen im Altarraum des neuen Volksaltars sowie vor der Kirche (2009).

Gerach: Die spätromanische Kirche „St. Veit“ in der Gemeinde im Landkreis Bamberg gilt als eine der ältesten Kirchen in Franken (vor 1300). Ein Relief des hl. Veit schmückt die Kirchentüre.

Heiligenstadt i. Oberfranken ist eine Marktgemeinde im Landkreis Bamberg. Die Pfarrkirche „St. Veit und St. Michael“ soll auf dem Platz einer früheren Zehntscheune stehen, der freistehende Glockenturm jedoch auf den Resten einer früheren Burg. Ursprünglicher Kirchenpatron war der hl. Kilian, was zusammen mit Zehntrechten des Bistums Würzburg auf eine Würzburger Urfparrei hinweist. Das Veitspatrozinium wird erstmals im Jahre 1470 erwähnt, weiterhin wurden aber der hl. Kilian, der Erzengel Michael sowie die hl. Katharina verehrt. Das Gotteshaus besitzt einen spätgotischen Chor (1483/1484), ein Langhaus mit Tonnengewölbe (1656) und barocker Innenausstattung. An der Empore findet sich eine barocke Darstellung des hl. Veit.

Hirschaid: Der Vorgängerbau der heutigen gotischen Pfarrkirche „St. Vitus“ in dieser Marktgemeinde im Landkreis Bam-



Abb. 10: Hl. Veit vor der kath. Pfarrkirche St. Vitus Gaiganz.

Foto: Gert Rückel.



Abb. 11: Der hl. Veit in der evang.-luth. Pfarrkirche St. Veit und St. Michael in Heiligenstadt i. Oberfranken. Foto: Gert Rückel.

berg war ab 1410 als Kirchenburg befestigt. 1420 wurde er zur eigenen Pfarrei mit dem hl. Veit als Kirchenpatron. Die Kirche weist einen Turm mit Spitzhelm (2. Hälfte 13. Jahrhundert) und ein Langhaus mit Chor (1725–1728) auf. Der barocke Hochaltar zeigt ein Gemälde „Verherrlichung des hl. Veit“ (nach 1700). An der Decke des Langhauses aufwendige Illustrationen der Vituslegende.

Hof in Bayern: In der kreisfreien Stadt befand sich auf dem Friedhof nördlich der Kirche St. Lorenz, der ‚Mutterkirche‘ ganz Nordostoberfrankens, die ehemalige „St. Veits-Kapelle“. 1442 wird diese Kapelle zum ersten Mal historisch greifbar, um nach 1575 als Beinhaus verwendet zu werden. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie als Bahrhaus genutzt und dann restlos abgebrochen.

Hüttstadt-St. Veit ist ein Ortsteil der Gemeinde Fichtelberg im Landkreis Bayreuth. Die eigentliche Entwicklung Fichtelbergs und seiner Ortsteile begann erst im Jahre 1602, als dort Eisenerz abgebaut und verhüttet wurde. Auch in Hüttstadt-St. Veit errichtete man einen Hochofen. Die Kapelle mit einem kleinen Glockenturm steht am Ortsrand, über der Tür die Jahreszahl 1827.

Kupferberg ist eine Landstadt im Landkreis Kulmbach. Das ursprüngliche Patrozinium der Stadtpfarrkirche „St. Vitus“ war die hl. Maria. Die heutige spätgotische Hallenkirche (1511) wurde zum Dank nach überstandenen Kriegen im 16. und 17. Jahrhundert dem hl. Veit, dem Schutzpatron der Kupferschmiede, geweiht. Denn, wie der Name schon andeutet, wurde in Kupferberg vom 13. Jahrhundert an Kupfer gefördert und verarbeitet. Es gibt daher auch das Besucherbergwerk der St.-Veits-Zeche.

Leppelsdorf ist ein Ortsteil der Gemeinde Lauter im Landkreis Bamberg. Die Leppelsdorfer Kapelle „St. Vitus“ ist ein moderner Satteldachbau (1968) mit Fassadenturm (1992) und historischer Ausstattung. So gibt es einen Schlussstein aus dem Jahr 1772.

Naila: In der Kleinstadt im Landkreis Hof wurde bereits eine Vorgängerkirche der heutigen Stadtkirche 1435 als „St. Veit-Kirche“ bezeichnet. Nach dem großen Brand der Stadt 1862 hat man die Kirche im neugotischen Stil mit einem dreischiffigen Langhaus (1869/1871) errichtet. Eine Innenrenovierung erfolgte 2007/2010.

Obernsees: In dem Ortsteil der Gemeinde Mistelgau im Landkreis Bayreuth stand schon weit vor 1390 an der Stelle der heutigen Kirche ein Gotteshaus, das nach dem hl. Veit benannt war. Im 17. Jahrhundert fand ein Patroziniumswechsel zum

hl. Jakob statt, dem Schutzheiligen der Pilger, Kaufleute und Reisenden. Die heutige Kirche ist ein Saalbau von 1727/1729.

Oesdorf ist ein Ortsteil der Gemeinde Heroldsbach im Landkreis Forchheim. Das Gebäude der Filialkirche „St. Veit“ stammt im Wesentlichen aus der Mitte des 15. Jahrhunderts.

Röbersdorf: Eine erste Kirche in dem Ortsteil der Marktgemeinde Hirschaid im Landkreis Bamberg wurde vermutlich bereits im 12. Jahrhundert errichtet, die spätere barocke Kirche 1733 (Turm 1756). Der Neubau der heutigen Filialkirche „St. Veit“ entstand 1972 bis 1975 unter Wiederverwendung der barocken Ausstattung. Vorhanden sind ein Gemälde und eine Sandsteinflur des hl. Veit.

Sparneck ist eine Marktgemeinde im Landkreis Hof. Der Ritter Friedrich von Sparneck stiftete 1462 ein Kloster, dessen Kirche wohl schon 1477 dem hl. Veit geweiht worden war. Da die Schlösser Sparneck und Waldstein böhmische Lehen waren, kann vermutet werden, dass der Stifter deshalb diesen Heiligen als Schutzpatron wählte. Das Kloster selbst, in dem Karmelitermönche wirkten, wurde dem hl. Ägidius geweiht, ging jedoch im Zuge der Reformation zu Grunde. Die ehemalige Klosterkirche bildet heute den Altarraum der Pfarrkirche „St. Veit“, die 1825 bis 1862 neugotisch restauriert wurde.

Veitlahm ist ein Ortsteil der Gemeinde Mainleus im Landkreis Kulmbach. Die Pfarrkirche „St. Veit“, eine ehemalige spätmittelalterliche Wehrkirche, entstand wohl im 15. Jahrhundert über einem älteren Kern. Sie besitzt zwei Treppentürme von 1597, deren südlicher freisteht und über eine Holzgalerie der Herrschaft den Zugang zur Empore ermöglichte.

Veitsberg (eigentlich Ansberg): Die Anhöhe liegt bei Dittersbrunn, einem Orts-

teil der Gemeinde Ebensfeld im Landkreis Lichtenfels. Auf einer Bergkuppe steht, umgeben von über 200 Jahre alten Lindenzäumen, die um 1700 von Johann Dientzenhofer geplante und 1717/1719 erbaute barocke Wallfahrtskirche „St. Veit“. Schon die Vorgängerkapelle, die Teil einer verschwundenen Burganlage war und auf dem Platz einer früheren keltischen Opferstätte stand, war dem hl. Veit geweiht. Da der Veitsberg im 11. und 12. Jahrhundert Sitz derer von Ansberg gewesen ist, kann man vermuten, dass diese den hl. Veit als Schutzheiligen wählten, weil er auch als Patron des Adels fungiert.

Wunsiedel ist eine Kreisstadt im gleichnamigen Landkreis im Fichtelgebirge. Eine erste Kirche „St. Veit und St. Martin“



Abb. 12: Die Pfarrkirche St. Veit in Veitlahm, Gemeinde Mainleus.

Foto: Von Benreis – Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=10285756>.

entstand wohl schon im 12. Jahrhundert. 1476 brannte mit einem Teil der Stadt auch die gotische Pfarrkirche ab. Nach dem großen Stadtbrand von 1731 baute man die Kirche zwar wieder auf, 1903 jedoch brannte sie abermals aus und wurde wiederhergestellt. Die Kirche mag aus einer Burgkapelle hervorgegangen sein, die zunächst wohl dem hl. Martin geweiht war, zu dem später aber der hl. Veit als Schutzheiliger hinzukam.

Gert Rückel, Regierungsdirektor a. D., beschäftigt sich seit Jahren mit heimatkundlichen und ortsgeschichtlichen Themen, so im „Literarischen Spaziergang durch Bayreuth“ (2. Aufl. 1994), im „Stadtführer Bayreuth“ (2. Aufl. 1992) oder zusammen mit Bernd Mayer in „Rundwege Bayreuth“ (4. Aufl. 2016). Seine Anschrift lautet: Jupiterstraße 20, 95448 Bayreuth, E-Mail: gert.rueckel@gmail.com.

Literatur (Auswahl):

Deinhardt, Wilhelm: Frühmittelalterliche Kirchenpatrozinien in Franken. Erlangen 1933.
 Dipping, Walter: Auf Spurensuche. Heilige und Namenspatrone fränkischer Dorfkirchen. Scheinfeld 2008.
 Guttenberg, Erich Frhr. v./Wendehorst, Alfred: Das Bistum Bamberg. Zweiter Teil. Berlin 1966.
 Hiller, Friedrich: Die Kirchenpatrozinien des Erzbistums Bamberg. Diss. Bamberg 1938. Im Netz

zu finden unter: https://archive.org/details/MN42039ucmf_3/page/n5 [Aufruf am 22.1. 2020].
 Königs, Heinrich: Der hl. Vitus und seine Verehrung. Diss. Münster/Westfalen 1939.
 Kolb, Karl: Heiliges Franken. Würzburg 1973.
 Zimmermann, Gerd: Patrozinienwahl und Frömmigkeitswandel im Mittelalter. Nachdruck Bamberg 1994.

Anmerkungen:

- 1 Frühchristliche Apologeten. Bd. II. (Bibliothek der Kirchenväter, 1. Reihe, Bd. 14). München 1913.
- 2 Flachenecker, Helmut: Patrozinienforschung in Deutschland, in: Concilium medii aevi. Bd. 2 (1999), S.145–163, hier S. 145: <https://cma.gbv.de/dr,cma,002,1999,a,08.pdf> [Aufruf am 21.1.2020].
- 3 Mayr, Markus: Geld, Macht und Reliquien. Innsbruck–Wien–München 2000.
- 4 Flachenecker: Patrozinienforschung [wie Anm. 2], S. 145.
- 5 Schäfer, Joachim: Veit, in: Ökumenisches Heiligenlexikon: https://www.heiligenlexikon.de/BiographienV/Vitus_Veit.htm [Aufruf am 21.1. 2020].
- 6 Ebd.
- 7 Beutinger, Stina: Der heilige Veit und seine bildliche Darstellung bis zum ausgehenden Mittelalter. Diss. München–Frankfurt/Main 1939.

- 8 Graul, Steffen: Die neuere Forschung zu Wudukind von Corvey. Seminararbeit. Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg 2000; s. www.grin.com/document/107993 [Aufruf am 21.1. 2020].
- 9 Veit (Heiliger) – Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Veit_\(Heiliger\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Veit_(Heiliger)) [Aufruf am 21.1. 2020].
- 10 Schriftwechsel d. Verf. im Dezember 2015 mit Frau Petra Wolters, Leiterin der archäologischen Untersuchungen auf dem Veitsberg.
- 11 Petry, Manfred (Hrsg.): Die Gründungsgeschichte der Abtei St. Vitus zu Mönchengladbach. Mönchengladbach 1974.
- 12 Pfuhlmann, Heinz: Wohlauf die Luft geht frisch und rein, in: Fränkische Heimat am Obermain. Heft 45. (Nachdruck) Lichtenfels 2008; Rückel, Gert: Das Rabeneck hängt keck und fest, in: Mayer, Bernd/Rückel, Gert: Von einem Paradies durch das andere. 2. Aufl. Bayreuth 2002.

Gerhard Jochem (Bearb.): **Blutvergiftung. Rassistische NS-Propaganda und ihre Konsequenzen für jüdische Kinder und Jugendliche in Nürnberg** (= Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg, 38. Bd.). Nürnberg [Selbstverlag des Stadtarchivs Nürnberg] 2015, ISBN 978-3-925002-38-0, 256 S., 95 Abb., 30,00 Euro.

In der bekannten Reihe der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kultur der Stadt Nürnberg ist auf einen Quellenband hinzuweisen, der anhand von unterschiedlichen Quellen die nationalsozialistische Rassenpropaganda und ihre Wirkungen aufzeigt. Ein Schwerpunkt des interessanten Text- und Photomaterials liegt dabei auf Augenzeugenberichten von zwischen 1920 und 1940 geborenen jüdischen Kindern und Jugendlichen. Auf diese Weise vermittelt der Bearbeiter einen eindrucksvollen Einblick in die jüdische Lebenswirklichkeit zwischen den Jahren 1933 und 1945. Den weitaus umfangreichsten Teil der Quellensammlung stellt die von Ursula Decker besorgte deutsche Übersetzung der Autobiographie des aus Nürnberg stammenden Juden Herbert Kolb (1922–2016) dar, der 1943 zusammen mit seinen Eltern, seiner Schwester und deren Mann in das Konzentrationslager Theresienstadt verschleppt wurde (S. 56–176). Sein eindrucksvoller Bericht ist eine herausragende Quelle über das Schicksal KZ-Überlebender, was aufgrund des Umfangs und der Bedeutung die Frage aufwirft, warum die gesamte Quellensammlung nicht als Edition dieses Berichts (mit ergänzenden Quellenstücken) publiziert wurde. Darüber hinaus vermisst man in einer archivalischen Publikation (!) ein Quellen- und Literaturverzeichnis. Ungeachtet jener konzeptionellen Fragen soll-

te der Wert dieser verdienstvollen Zusammenstellung gerade im Hinblick auf geschichtsdidaktische Fragestellungen und die Verwendung solcher Quellen im Unterricht eigens hervorgehoben werden. Über die rein stadt- und regionalhistorischen Bezüge hinaus stellen die Quellentexte und Darstellungen sowie die Autobiographie Herbert Kolbs einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Nürnbergs während der nationalsozialistischen Herrschaft dar.

Johannes Schellakowsky

Deutsches Historisches Museum (Hrsg.): **Deutscher Kolonialismus – Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart**. Darmstadt [Theiss Verlag] 2016, ISBN 978-3-86102-198-8, 336 S., 200 Farbb., 29,95 Euro.

Das Buch ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Historischen Museum, Zeughaus Berlin, Unter den Linden 2, die vom 14.10.2016 bis 14.5.2017 stattfand. Der Ausstellung und dem DIN A4-formatigen Begleitband kommt das Verdienst zu, erstmals umfassend die Zeit des deutschen Kolonialismus darzustellen. Der Band bildet in seinem Katalogteil die Ausstellung detailliert nach. Darüber hinaus werden auf ca. 150 Seiten in zahlreichen Essays vielseitige Facetten der Kolonialherrschaft sichtbar gemacht. Die Essays beschäftigen sich mit unterschiedlichen thematischen Beiträgen. Ihr räumlicher Bezug reicht von den afrikanischen Kolonien Togo, Kamerun, dt. Südwest- (heute Namibia) und dt. Ostafrika (Tansania, Ruanda und Burundi) bis nach Ostasien und den Pazifik mit Tsingtau in China, Papua-Neuguinea einschl. Inseln und dt. Samoa. Im Essay zu Togo wird auch auf die brandenburgisch-preu-

bischen Festungen im heutigen Ghana eingegangen. So wurde die afrikanische Zentrale Groß Friedrichsburg von 1683 bis 1717 von Pillau (Hafen von Königsberg in Ostpreußen) über See betreut. Es fehlt nur noch eine Darstellung der Welserzüge zwischen 1531 und 1544 im heutigen süd-amerikanischen Venezuela bzw. Kolumbien oder in der Nachkolonialzeit das Unglück der „DDR-Kinder von Namibia“.

Das Deutsche Reich war vor dem Ersten Weltkrieg eine der großen europäischen Kolonialmächte. Die Kolonien entstanden etwa ab 1884 bis zur Jahrhundertwende in sehr individuellen Entwicklungsprozessen. Erst in den letzten Jahren rückt dieser Aspekt der dt. Vergangenheit zunehmend ins öffentliche Bewusstsein. Daher wäre eine ausführlichere Hinleitung zum Thema wünschenswert, ist doch das Wissen darum in weiten Teilen der Bevölkerung seit nahezu einem Jahrhundert verschüttet. Die knappe Skizze der Einordnung in den europäischen Kolonialismus ist daher nicht ausreichend. Didaktisch fragwürdig bleibt die unvorbereitete Konfrontation mit den Völkermorden in Südwest- und Ostafrika Anfang des 20. Jahrhunderts. Das ist dem schwierigen und verschütteten Thema nicht angemessen. Es kommt der Eindruck auf, dass hier vielleicht auch die Geschichtsschreibung der Sieger aufscheint. Die ehem. dt. Kolonien sollten ja von ihnen über Jahrzehnte bis zu ihrer Unabhängigkeit geprägt werden.

Das dt. Reich fand 1870/71 zusammen, rd. 1½ Jahrzehnte später kam es zu ersten Kolonien, die längstens etwa drei Jahrzehnte bei Deutschland blieben. Da drängt sich die Frage auf, ob Deutschland als junger Nationalstaat ggf. mit dem Kolonialbesitz überfordert war? Und was ist heute tatsächlich noch auf den damaligen dt. Status zurückzuführen? Diese Fragen

werden nach einem Jahrhundert Zeitabstand nicht mehr eindeutig und erschöpfend zu beantworten sein. Der Ausstellung und dem Begleitband kommt jedoch das Verdienst zu, diese Fragen angestoßen zu haben.

Leihgeber waren u.a. das Stadtarchiv und das Institut for Biomedical und Pharmaceutical Research (IBMP), beide Nürnberg. In Schweinfurt erinnert man sich mit Carl Christian Giegler Pascha und Schwester Lamada Schweinfurth, die die Sammlung des berühmten Afrikaforschers verwahrte, an diese Zeit.

Der großformatige Band ist gut ausgestattet mit einer Übersichtskarte europäischer Kolonien vor dem Ersten Weltkrieg, Vor- und Grußwort, den Essays und dem in acht Stationen gegliederten Ausstellungs- bzw. Katalogteil. Im Anhang findet sich das Literaturverzeichnis, die Auflistung der Leihgeber, das Objektverzeichnis und das Impressum für Ausstellung und Katalog.

Die Ausstellung hat Maßstäbe gesetzt und Türen geöffnet. Daran wird man in Zukunft bei der Begegnung mit Menschen von dort nicht vorbeikommen.

Thomas Voit

Siegfried Kett: **Erhellung und Beschleunigung. Vom Glasrohr zum Dynamo und Telefon. Nürnbergs Rolle in der Elektroggeschichte** (= Buchfranken, Bd. 3). Röttenbach [Schrenk-Verlag] 2016, ISBN 978-3-924270-83-4, 154 S., zahlr. Abb., 14,90 Euro.

„Diese Spielerey hat noch kein Ende, ohne dass man einen Nutzen davon siehet. Doch Nutzen genug; Schlag-Fluß und hitzige Fieber!“, kommentierte ein Zeitgenosse die frühen Experimente mit Elektrizität im

18. Jahrhundert, die sich an den deutschen Universitäten und Höfen zu einer regelrechten Modewissenschaft und zu einem Unterhaltungsfaktor entwickelt hatten. Der Wittenberger Physiker Georg Matthias Bose (1710–1761) und der französische Abt Jean-Antoine Nollet (1700–1770) entwickelten immer attraktivere Versuche, in Wien interessierte sich Kaiser Franz I., der Gemahl Kaiserin Maria Theresias, für Experimente mit Elektrizität und in Leipzig besuchte die sächsische Fürstenfamilie die Universität, um sich elektrische Vorführungen zeigen zu lassen.

Das erste Lehrbuch für Elektrizität in deutscher Sprache aus dem Jahre 1744 stammt jedoch von dem bekannten Nürnberger Mathematiker, Physiker und Astronomen Johann Gabriel Doppelmayr (1677–1750), dessen „Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern“ (1730) bis heute zu den Standardwerken wissenschaftshistorischer Arbeiten gehört und dessen Himmelsgloben und astronomische Karten im 18. Jahrhundert sehr begehrt waren. Seine Beschäftigung mit der Elektrizitätslehre, was unter anderem die Beschreibung zahlreicher Versuche umfasste, wurde in ganz Europa rezipiert und bildet den Auftakt der vorliegenden kleinen Schrift, die einen anregenden Beitrag zur Wissenschafts-, Technik- und Industriegeschichte Nürnbergs darstellt.

In der Nachfolge Doppelmayers wurde Nürnberg immer wieder zum Schauplatz bedeutender Forschungen und Experimente auf dem Gebiet der Elektrizitätslehre sowie seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem führenden deutschen Standort der Elektroindustrie. Der gebürtige Erlanger Georg Simon Ohm (1789–1854) war seit 1833 Physiklehrer und Rektor an der Polytechnischen Schule in Nürn-

berg und wurde 1849 zweiter Konservator der mathematisch-physikalischen Sammlung sowie Professor an der Universität München. Das nach ihm benannte Gesetz, das heute alle Schüler lernen müssen, wurde für die Entwicklung der elektrischen Messtechnik und der Starkstromtechnik richtungweisend. Die internationale Maßeinheit Ohm für die elektrische Größe des Widerstandes wurde 1881 eingeführt.

Mit der Stadt Nürnberg verbunden sind ferner frühe Ansätze von Telegraphie und Starkstromtechnik; der Mechaniker Johann Friedrich Heller (1836–1911) entwickelte die ersten Anlagen für Nachrichtenübermittlung und gilt bis heute als entscheidender Innovator in dieser Branche. Seine Firma in Nürnberg hatte bis 1888 an die Reichspost und die Reichsbahn rund 1.700 Apparate für „*Telephonie und Signalwesen*“ geliefert. Sein erster Lehrling Sigmund Schuckert (1846–1895), der später bei Siemens & Halske in Berlin und in der Telegraphenfabrik von Thomas Alva Edison in New Jersey berufliche Erfahrung sammeln konnte, wurde durch die Konstruktion eines Dynamos und durch die Gründung eines eigenen Unternehmens 1872 zum Pionier der Industrialisierung in Nürnberg. Seine Experimente mit Bogenlampen führten zum Einbau der ersten fest installierten elektrischen Beleuchtung in Bayern in Schloss Linderhof. 1882 stellte er mit drei Bogenlampen in der Nürnberger Kaiserstraße die erste dauernd betriebene elektrische Straßenbeleuchtung Deutschlands auf. In Nürnberg (und anderen deutschen Großstädten) begann die Elektrifizierung des Alltags mit dem Ausbau der elektrischen Straßenbeleuchtung, der Umstellung auf elektrische Antriebe und dem Ausbau der Stromversorgung und der Stromnetze. Einen Anschluss an

das elektrische Stromnetz erhielten alle Nürnberger Wohnbezirke aber erst am Ende der 1940er Jahre.

Das informative und sprachlich gut formulierte Büchlein, das den Leser über kurze Einschübe mit den naturwissenschaftlichen Grundkenntnissen vertraut macht, ist sehr lesenswert, vermittelt die historische Entwicklung zwischen dem 18. Jahrhundert und der Wende zum 20. Jahrhundert überaus kenntnisreich und ordnet die Fakten stets in größere Zusammenhänge ein. Leider fehlt ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis für die weitere Lektüre, darüber hinaus wäre für eine solche Darstellung, die einen wichtigen Beitrag zur Geschichte Nürnbergs darstellt, eine bessere Ausstattung des Buches und insbesondere eine höhere Qualität der Abbildungen wünschenswert gewesen.

Johannes Schellakowsky

Dieter Buck: **Radeln im lieblichen Taubertal**. Tübingen–Karlsruhe [Silberburg-Verlag] 2018; ISBN 978-3-8425-2081-3, 159 S., viele Farb-Abb., 14,99 Euro.

Anders als erwartet führen die Radtouren bis ins benachbarte Unter- und Mittelfranken (z.B. südliches Mainviereck, Würzburg, Röttingen, Rothenburg) sowie in den Neckar-Odenwald-Kreis. Der Schwerpunkt bleibt aber im Taubertal mit seinen Nebentälern.

Die 20 Genießer-Touren reichen von der anspruchsvollen Kompletttour mit 120 Kilo- und fast 1.000 Höhenmetern bis zum Nachmittagsfamilienausflug mit 24 km. Was der Radexperte Dieter Buck unter Genussradeln versteht, ist eben sehr unterschiedlich und abwechslungsreich. Etwas zu sehen, zu erfahren und zu erleben, gibt es bei allen Touren, denn sie führen kreuz und quer durch das als lieb-

lich vermarktete Taubertal. Der Klassiker ist ebenfalls in der Tourenbeschreibung enthalten.

Zu Fuß oder mit dem Rad erlebt man einen Landstrich regelmäßig aus einer anderen Perspektive viel intensiver und authentischer, als wenn man motorisiert unterwegs ist, und einige Zeitgenossen schwören darauf! Bei dieser Anleitung, das Taubertal zu erleben, können wir ebenfalls genau darauf bauen. Für uns vom FRANKENBUND von besonderem Interesse sind die im Radführer farblich gekennzeichneten Abschnitte der Tourenbeschreibungen, die sich im Wesentlichen mit den Sehenswürdigkeiten befassen. Kurz und knapp kann hier sicher keine ausführliche Würdigung z.B. der Baudenkmäler erwartet werden, weil das den Rahmen sprengen würde und eines Radwanderführers auch nicht angemessen wäre. Es wird aber immer wieder – pro Tour auch durchaus in angemessener Weise mehrmals – auf Sehens- und Besuchenswertes hingewiesen.

Die Themen der Touren reichen dabei von Fachwerk bis Grünkern oder von Bildstock bis Obstbau. Zusätzlich zur detaillierten Beschreibung der Touren mit Ausgangspunkt, Schwierigkeitsgrad, Kurzinfo, empfohlenen Karten, Tipps für Unterwegs, Sonstiges sowie Öffentliche Verkehrsmittel gibt es auch Hinweise auf Ladestationen für E-Räder, Reparaturstopps, Wegbeschaffenheit und Fahrplanauskunft. Tipps für Ausrüstung und Vorbereitung runden den Führer ab.

So vorbereitet wird das Radfahren im Taubertal ein reines Vergnügen. Insgesamt eine gelungene Aufschlüsselung der Region Tauberfranken nicht nur für den Radfahrenden. Die stimmungsvollen Bilder laden ein, sogleich die historisch ungemein abwechslungsreiche Landschaft neu zu erkunden oder noch intensiver kennen zu lernen.

Thomas Voit

Andreas Plackinger/Martin Schawe (Hrsg.): **Staatsgalerie in der Neuen Residenz Bamberg: Barockmalerei**. Berlin–München [Deutscher Kunstverlag] 2017; ISBN 978-3-422-07417-0, 160 S., kart., 113 Farb- und 4 s/w-Abb., 12,90 Euro.

Dass kein fränkischer, also in Franken geborener oder in Franken arbeitender Maler vertreten ist, verschlägt nichts. Mit der Filialgalerie der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, die 2013 in der Neuen Residenz zu Bamberg eröffnet wurde, hat Oberfranken (um die anderen fränkischen Staatsgalerien einmal beiseite zu lassen) nach der Neueröffnung der Galerie des Neuen Schlosses in Bayreuth, die sich auf äußerst qualitätvolle Gemälde eines relativ klassizistisch orientierten Spätbarock konzentriert, einen zweiten Schwerpunkt in Sachen Barockmalerei hinzugewonnen.

Nun wurde endlich der fällige Sammlungskatalog veröffentlicht, der jedes der 65 Bilder der Galerie und die 16 Supraporten der „Kavalierszimmer“ in den Blick nimmt. Anders als in Bayreuth, wo heute ausschließlich Gemälde aus anderen als den ursprünglichen Beständen die Galeriewände besetzen, weil schon im 18. Jahrhundert starke Abgänge in die von Markgraf Alexander favorisierte Residenzstadt Ansbach verzeichnet werden mussten, hängen in der Bamberger Residenz nicht weniger als 25 Gemälde, die sich schon im 18. Jahrhundert am authentischen Ort befanden. Weitere neun Bilder stammen ursprünglich aus Schloss Seehof (von ihnen wanderten einige später in die Residenz), nicht weniger als zehn, die im 19. Jahrhundert der Stadt gestiftet wurden, gehörten zu einer Bamberger Privatsammlung, und weitere zwei befanden sich einst in anderen Bamberger Beständen. Notabene: Sechs Gemälde hingen ursprünglich in der Kurfürstlichen Galerie in Schloss

Schleißheim, weitere zwei waren in München daheim. Dies nur als Hinweis für diejenigen, die grundsätzlich davon ausgehen, dass „die Münchner“ im Verlauf der Geschichte – spätestens seit der Säkularisation im Jahre 1803 – die fränkischen Besitztümer systematisch geplündert hätten. Im Fall der Bamberger Galerie haben die Bearbeiter des Katalogs feststellen können, dass mit der Enteignung der kirchlichen Güter, soweit es die Bamberger Gemälde betraf, oft nur eine Umwidmung, aber kein Abtransport oder Verkauf verbunden war. Eine öffentliche Galerie hat es hier auch schon im frühen 19. Jahrhundert gegeben.

Das Ergebnis der Sammeltätigkeit der Fürstbischöfe, von denen zwei – Friedrich Karl von Schönborn-Buchheim (1674–1746) und Adam Friedrich von Seinsheim (1708–1779) – in der Bamberger Galerie *in effigie* vertreten sind, war berückend. Man sammelte an der Regnitz durchwegs erstklassige Kunst des Barock aus den Niederlanden, Italien und den deutschen Landen, offenbar weniger aus Frankreich. Auch der Domvikar Joseph Hemmerlein (1766–1838), dessen gesammelte Werke in seinem Todesjahr der Städtischen Sammlung gestiftet wurden, wusste, was hohe malerische Qualität ist.

Erste konstruktive Überlegungen zu einer sinnvollen Neugestaltung der alten Galerie fallen in das Jahr 1922. Damals machte der Generaldirektor der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen, Friedrich Dörnhöffer, dem Bamberger Oberbürgermeister Adolf Wächter den Vorschlag, die besten Bilder aus der staatlichen Zweiggalerie und der städtischen Sammlung zusammenzulegen, um eine Galerie zu schaffen, „die vom 15. Jahrhundert bis in die Gegenwart hineinreichen könnte und für Bamberg eben das böte, worauf diese alte Kulturstätte berechtigten Anspruch hat“.

Doch erst 1933 wurde die Galerie nach den sinnvollen Überlegungen neueröffnet. Eine neue Konzeption konnte dann nach den Verwerfungen des Kriegs und Nachkriegs realisiert werden, doch auch die Neuordnung von 1968, wie sie noch im Heft des Schnell & Steiner Verlags von 1986 ausschnitthaft dargestellt wurde, hielt nicht ewig.

Stand die Altdeutsche Galerie aufgrund ihrer klimatischen und räumlichen Situation immer (und zu Unrecht) an zweiter Stelle, so setzte man bei der 2013 beendeten Neuorientierung der Barockgalerie auf eine Vertiefung dessen, was 90 Jahre zuvor zum ersten Mal angedacht worden war: *„Leitgedanke bei der Zusammenstellung der Gemälde war, den bereits im frühen 19. Jahrhundert einsetzenden und im Abstand von einigen Jahrzehnten immer wieder aufs Neue notwendigen Prozess der kritischen Sichtung des Bestandes und der zeitgemäßen Anpassung der Präsentation fortzuführen. Das Konzept sollte gestrafft, das Niveau nochmals angehoben und die Tradition des Ortes dabei zitathaft eingebunden werden“*, wie Martin Schawe (Mitarbeiter der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen) schreibt. Wer durch die Räume geht und das schöne, erstaunlich preiswerte Buch studiert, sieht also auch auf eine quasi historische Hängung, mit der das ikonographische Denken und die ästhetischen Vorstellungen der einstigen Käufer und Besitzer rekonstruiert wurden.

Anders als in der anderen oberfränkischen Galerie, wo eine Rekonstruktion des alten Sammlungsinhalts aufgrund der Verluste nur unter Preisgabe der Qualität oder eines überzeugenden Ausstellungskonzepts möglich gewesen wäre, konnte man in Bamberg tatsächlich die Gemäldekunstwelt der Fürstbischöfe rekonstruieren. Diese verstanden sich nicht als „frän-

kische“, sondern in ihren politischen Zielen und ihren Kunstinteressen als international auftretende Regenten. Beides hing im Medium des „weltlichen“ wie „geistlichen“ Schaustücks eng miteinander zusammen. Das spezifische Ergebnis ihrer in jedem Sinne barocken Hof- und Repräsentationskultur nun auch in Buchform genießen zu können, dürfte für den Kunstliebhaber wie für den Historiker der fränkischen Landesgeschichte beglückend sein.

Frank Piontek

Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St. Lorenz (Hrsg.): **500 Jahre Engelsgruß in St. Lorenz Nürnberg**. Lindenberg i. Allgäu [Kunstverlag Josef Fink] 2018; ISBN 978-3-95976-145-1, 104 S., 64 Farb-Abb., 14,80 €

Im Sommer 2018 war es wieder soweit, aber diesmal stand das Herablassungsfest unter einem besonderen Stern. Immerhin galt es, ein rundes halbes Jahrtausend zu feiern. Vor genau 500 Jahren wurde das vermutlich berühmteste, vielleicht auch das kunstgeschichtlich bedeutendste Kunstwerk der Stadt Nürnberg zum ersten Mal in die Höhe gehoben. Am 12. März 1517 hatte der höchst einfluss- wie steinreiche Patrizier Anton II. Tucher die ersten Ausgaben für das exzeptionelle Bildwerk in seinem Haushaltsbuch notiert: *„ein lintten czu einem Mariapild dem Veit Stoß im wald hat lassen hawen und per Wirtt czu Puch hat lassen herein furn.“* 15 Monate später konnte das Meisterwerk den Nürnbergern präsentiert werden.

Anlässlich des 500. Geburtstages des Englischen Grußes, der seit 500 fast ununterbrochenen Jahren im vorderen Chorraum zu St. Lorenz schwebt, kam die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde St.

Lorenz auf die gute Idee, eine Monographie des Kunstwerks vorzulegen, die sowohl den sog. Fachmann wie den interessierten Laien anzusprechen vermag. Zunächst sei eine Kritik angebracht: unter den sechs Beiträgen vermisste ich einen Aufsatz zu konservatorischen Fragen – denn nachdem der Engelsgruß (nach einem Interim auf der Burg und in der Frauenkirche) 1817 zu Boden stürzte und in Hunderte von Stücken zerbarst, wäre es interessant, zu erfahren, welchen Schaden die Gruppe nahm und wie die konservatorischen Maßnahmen zumal der frühen 1970er Jahre aussahen. Dafür hätte man, um den vermutlich angepeilten Rahmen von gut 100 Druckseiten nicht zu sprengen, freilich auf einen anderen Aufsatz verzichten müssen. Man wäre ein Schelm, würde man dafür einen der beiden theologisch motivierten Beiträge ersetzt haben, weil die Bedeutung eines kirchlichen Kunstwerks sich bekanntlich nicht in seiner kunstgeschichtlichen und ästhetischen Bedeutung erschöpft, oder anders gesagt, kann ein Engelsgruß nicht ohne seine theologische und liturgische Funktion begriffen werden. Insofern haben die beiden Beiträge von Wolfgang Beinert („Maria – eine katholische Perspektive“) und Karin Ulrich-Eschemann („Der Engelsgruß zwischen Himmel und Erde im Gottesdienst“) einen Sinn: so wie die theologische Bedeutung des Engelsgrußes im Widerspiel von Vergangenheit und Gegenwart, vom Nürnberg des 16. bis zur Metropole des 21. Jahrhunderts.

Führt Ines Pelzl zunächst allgemein in Leben und Werk des Veit Stoß ein, um dem Werk seinen biographiegeschichtlichen Raum zu geben (der Engelsgruß fungierte auch als Rehabilitationsstück des verfemten Meisters), so erläutert Frank Matthias Kammel den Engelsgruß in seinem histo-

rischen Werdegang. Als mit 500 Gulden sündhaft teure Opfergabe des Anton II. Tucher und als Beweis für seine intensive Marienverehrung fungierte der Gruß als das letzte gewaltige Denkmal für eine spezifische, im reichen Nürnberger Patriziat verwurzelte Frömmigkeit und Jenseitsvorsorge – kurz, bevor die Reformation damit aufräumte, dabei aber auch den Gruß unangetastet ließ und nur länger verhüllte, als es zuvor üblich war. Nürnberg und die Welt rückten im Zeichen des Engelsgrußes stets zusammen, wenn hoher Besuch die Lorenzkirche betrat. Cosimo III. de Medici, der als „Türkenlouis“ bekannte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der bayerische König Ludwig I.: sie alle künden vom Ruhm des Werks und seines Meisters, auch von der kaum zu überschätzenden Bedeutung des Stifters.

Dem Publikum eher unbekannt dürfte dagegen die enge Beziehung des in der Stoß-Werkstatt geschaffenen Marienleuchters sein, der mit Vera Henkelmann eine genaue Interpretin gefunden hat. Beide Werke hängen in ihrer Entstehungs- und Bedeutungsgeschichte so eng zusammen, dass der Leser sich darüber wundern darf, warum dieser Aspekt bislang kaum so intensiv, ja: ausgeleuchtet wurde. Die Ikonographie beider Werke verweist, im Zeichen des Rosenkranzes und der Mariologie, systematisch aufeinander und hatte im Mittelalter eine genaue liturgische Bedeutung. Außerdem ist sie – im Kreis der anderen mittelalterlichen Marienleuchter – zudem so gestaltet, dass man von einem einzigartigen Ensemble sprechen muss.

Geradezu augenöffnend ist schließlich der letzte kunsthistorische Beitrag zum Engelsgruß. Sarah Nienas widmet sich der „*materialen Erscheinung*“, also den „*Aspekten zu Raum und Polychromie*“ des Englischen Grußes. Dabei wird zweierlei

herausgearbeitet: zum einen die unglaubliche Kunstfertigkeit, mit der der Schnitzer und Fassmaler die Gesamterscheinung und zugleich die kleinsten, ästhetisch wie theologisch verbindlichen Details des Bildwerks herstellte, und zum anderen die Wirkung, die diese Kunstfertigkeit nicht zuletzt dank des Spiels von Licht und Schatten, Farbe und Form, bis heute zu provozieren vermag.

In diesem Sinne ist die Meinung des Germanisten Friedrich Heinrich von der Hagen, der 1817 das Bildwerk sah, nicht mehr als eine witzige Erinnerung: *„Die riesengroßen angemalten und vergoldeten Figuren, mit bauschigen Gewändern, sind gemein, und das Mädel, welche sie zeigte, war in der Tat hübscher.“* Was nicht bedeutet, dass es nicht auch heute noch „hübsche Mädels“ in Nürnberg gibt.

Frank Piontek

Christoph Pitz: **Das Würzburger Jahrtausend. Die Zeit des Mittelalters in Geschichte und Geschichten.** Würzburg [Echter Verlag] 2018; ISBN 978-3-429-04476-3, 352 S. mit Abb., 19,90 Euro.

Zu den grundlegenden Elementen von Geschichtsdarstellung und zu den Lernzielen im Geschichtsunterrichts gehört seit längerer Zeit die von der Bildungsforschung eingeforderte narrative Kompetenz. Die Fähigkeit, historisch zu erzählen oder *„sich durch historisches Erzählen in der Zeit zu orientieren“* (Jörn Rüsen), muss also vorausgesetzt werden, um tausend Jahre Würzburger Stadtgeschichte im Mittelalter in einem Band abzuhandeln. In methodischer Hinsicht widmet der ansprechend gestaltete Band bestimmten Persönlichkeiten, historischen Ereignissen

oder bekannten Würzburger Bauten einzelne Abschnitte: Von den Missionsbemühungen im Frankenreich und der Gründung des Bistums über die bekannte Hochzeit Kaiser Friedrich Barbarossas mit Beatrix von Burgund, bedeutenden Hoftagen oder der Verleihung der „Gülden Freiheit“ bis zur komplexen Baugeschichte des Domes und der ersten Universitätsgründung vermittelt dieses breite Panorama zahlreiche Einblicke in die mittelalterliche Entwicklung Würzburgs und unterstreicht mit den Bezügen zur Reichsgeschichte und zu den Entwicklungen in Europa die herausragende Bedeutung Würzburgs in dieser Epoche. Mit der langen Regierungsperiode des Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg, dessen kluge und besonnene Politik zu einer Phase des Wohlstandes und der Stabilität führten, bahnte sich um das Jahr 1500 eine Zeitenwende an, mit der die Darstellung endet.

Geschichte erzählen bedeutet auch immer, Geschichte erklären, und dies ist hier auf weite Strecken und mit dem Blick auf ein breites Publikum kompetent und überzeugend gelungen, wenn man einmal von den zahlreichen (umgangs-)sprachlichen Eigenwilligkeiten und manchen unpräzisen Begrifflichkeiten absieht. Ein sorgsames Lektorat wäre hier hilfreich gewesen. Angesichts der zahlreichen überflüssigen Floskeln und Phrasen, einer Reihe von unnötigen Gegenwartsbezügen und kaum nachvollziehbaren Verallgemeinerungen, die die Lektüre der einzelnen Kapitel erschweren, mag man dem Verfasser durchaus zustimmen, wenn er an anderer Stelle (S. 275) betont: *„Manchmal ist solches dann kaum noch aus den Köpfen zu bringen oder braucht seine Zeit, bis wieder einmal genau hingeschaut und verbreitet wird.“*

Johannes Schellakowsky



Peter A. Süß

Die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES

Als am 11. Oktober 1920 der Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider (1882–1958) in Würzburg aus Sorge um das mangelnde Heimatbewusstsein der Bewohner Frankens den Frankenbund gründete, trat mit diesem Gründungsakt zugleich auch die Gruppe Würzburg unserer Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege ins Leben. Damit ist die Würzburger Gruppe die älteste im Gesamtbund.

Bis auf den heutigen Tag sind für die Würzburger Gruppe die Motive und Zielsetzungen, die der Gründer damals ins Auge gefasst hatte, aktuell geblieben: Eine Selbstbesinnung auf unsere heimatlichen Charakteristika und ein kräftiges fränkisches Selbstbewusstsein sollen gepflegt werden, weshalb wir uns mit Geschichte, Kunst und Kultur – auch der Gegenwartskultur – unserer Region in allen Bereichen beschäftigen. Dazu gehören alle Facetten der fränkischen Kultur wie beispielsweise auch Volkskunde und Brauchtumpflege, regionale Musik, aber ebenso Veranstaltungen zur hiesigen Mundart, Dichtung und Literatur. Im Sinne des Gründers und seiner damaligen Anliegen stellen auch Naturkunde und Landschaftsschutz einen wichtigen Teil des Programms dar. Mit dieser programmatischen Ausrichtung erreichte die Gruppe Würzburg seit ihrer Gründung eine beachtliche

Verwurzelung in der Region und vermittelt das Gefühl der heimatlichen Geborgenheit.

Deshalb ist es der Würzburger Gruppe des Frankenbundes ein Herzensanliegen, kein bloßer Heimatverein zu sein, vielmehr wollen wir zu einer gesamtfränkischen Vernetzung der innerhalb unseres Raumes bestehenden Geschichts- und Kulturvereine beitragen, was sich stets in zahlreichen erfolgreichen Kooperationen mit anderen Kulturvereinen und Institutionen widerspiegelt und vielfältige Synergieeffekte erzielt. Unsere Leitidee ist immer noch die einer Einheit Frankens jenseits der historisch geprägten Kleinräume. Damit wollen wir unseren Verein über Geschichtskunde und Traditionspflege hinaus auf aktuelle Probleme ausrichten, um durch Bewusstseinsbildung Zukunft mitzugestalten.

Schon immer zählte die Würzburger Gruppe, was ihre Mitgliedszahlen betrifft, zu den größeren innerhalb des Gesamtbundes. Derzeit kann sie voll Stolz auf rund 1.200 Mitstreiter verweisen, die quer aus allen Schichten und Berufszweigen der Bevölkerung Würzburgs und seines Umlandes stammen. Die Stärkung des fränkischen Selbstbewusstseins und die Intensivierung der Kenntnis der Geschichte und Schönheiten des fränkischen Landes durchzieht alle Jahresprogramme der Würzbur-



Abb.: Die Gedenktafel an die Gründung des Frankenbundes vor 100 Jahren.

ger Gruppe, die mit zu den aktivsten Kulturträgern in Würzburg und Umgebung gehört und alljährlich mehrere Tausend Besucher respektive Teilnehmer zählen kann. Jedes Jahr werden zwischen 50 und 60 Veranstaltungen geplant und durchgeführt, wobei der Reigen von Vorträgen, Ausstellungsbesichtigungen und Führungen sowie Konzert- und Theaterbesuchen über Wanderungen, Exkursionen und Tagesfahrten bis hin zu Wochenend- bzw. längeren Studienreisen im In- und Ausland reicht.

Überdies kann die Gruppe Würzburg – dank ihrer geschickt erwirtschafteten finanziellen Rücklagen – auch immer wieder in vielerlei Hinsicht unterstützend und fördernd tätig sein: bei Restaurierungen oder Objektankäufen für Museen, bei der Unterstützung der lokalen Museumspädagogik, bei der Drucklegung von Buchprojekten und bei Ausstellungs-, Tagungs- bzw. Vortragsfinanzierungen bis

hin zur Übernahme von Personalmitteln der fränkischen Geschichtsforschung an der Julius-Maximilians-Universität.

Schon aus der Anfangszeit vor hundert Jahren ist immer wieder überliefert, typisch für den Frankenbund sei die herzliche, freundschaftliche, ja familiäre Atmosphäre, die die Veranstaltungen und die Arbeit im Vorstand geprägt habe. Daran hat sich bis heute kaum etwas geändert, was Programmgestaltung, Anspruch, Teilnehmerkreis sowie die engagierte und freundschaftliche Zusammenarbeit im Vorstand anbetrifft. Aus und mit diesem Geist kann man seine Heimat wirklich kennen lernen! Und dies ist ja das Ziel, das alle Mitglieder wie Freunde des Frankenbundes beseelt und eint!

Abschließend sei hier noch ein Blick in die nähere Zukunft auf die Wiederkehr unseres Gründungstags am 11. Oktober 2020 geworfen. Anlässlich des Jubiläums möchte die Gruppe Würzburg des Frankenbundes öffentlichkeitswirksam an dem Ort in Würzburg, wo unsere Vereinigung für fränkische Landeskunde und Kulturpflege vor hundert Jahren gegründet wurde, an die Entstehung des Vereins erinnern. Daher wird an diesem erwähnten Oktober-Sonntag am traditionsreichen Restaurant – Hotel Franziskaner eine Gedenktafel feierlich enthüllt werden. Zur Teilnahme an der Enthüllung und an dem anschließenden Orgelkonzert in der Universitätskirche möchten wir Sie, liebe Freunde im Frankenbund, bereits jetzt herzlich einladen.

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzende: Dr. Verena Friedrich M.A. / Frankenbund – Gruppe Würzburg
Friedrich-Ebert-Straße 201a, 90766 Fürth,
Telefon 0911/97 32 776,
E-Mail: verena.friedrich@t-online.de.

Klaus-Peter Gäbelein

Der Heimatverein Herzogenaurach e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

1906 beschlossen heimatgeschichtlich interessierte Bürger, den „Heimat- und Verschönerungsverein Herzogenaurach“ zu gründen. Ihr Hauptaugenmerk bestand darin, das verschlafene Städtchen mit seinen knapp 4.000 Einwohnern attraktiver zu gestalten und für den Fremdenverkehr zu öffnen. Die Bevölkerung lebte damals von der Landwirtschaft sowie von den „*Schlappenschustern*“, einfachen Schuhmachern, die in Heimarbeit Filzhausschuhe (Schlappen) und teilweise derbe Lederschuhe produzierten, die man hauptsächlich im Hausierhandel und auf dem Markt in Nürnberg verkaufte. Die 1894 eröffnete Bahnlinie nach Erlangen mit dem Anschluss nach Nürnberg erleichterte den Transport in die Noris. Da durch die Bahnverbindung immer mehr Touristen in die Stadt gelockt wurden, wollte man diese auch für den Fremdenverkehr attraktiver gestalten.

Mit der Werbung „*mittelalterliches Städtchen und Stadt der Türme*“ gelang dies. Es wurde sogar noch verstärkt durch den Bau des öffentlichen Freibads 1937, als man immerhin mit dem Slogan „*Badestadt Herzogenaurach*“ warb und damit Touristen aus dem Nürnberg-Erlanger Umland anlockte.

Nach der Auflösung des Vereins in der NS-Zeit schritten bereits im Dezember 1945 ca. 100 Heimatfreunde zur Gründung eines neuen Vereins unter dem alten Namen „Heimat- und Verschönerungsverein“. Voller Engagement fanden die ersten Wanderungen und Tagesausflüge per Bahn oder Bus in das fränkische Umland statt. Doch ab den 1970er Jahren

schwächelte der Verein. Oberlehrer Richard Tille, gleichzeitig Kreisheimatpfleger hielt das Häuflein der Aufrechten am Leben und gewann schließlich den knapp 40jährigen Realschulkonrektor und Ausbildungslehrer für Geschichtsreferendare, Schulbuchautor und Leiter von Fortbildungsveranstaltungen an der Uni Erlangen, Klaus-Peter Gäbelein, als neuen Antriebsmotor für den „Heimatverein und Verschönerungsverein“.

Klaus-Peter Gäbelein, ein „*Reingschmeckter*“ wie man ihn anfangs in Herzogenaurach titulierte, ging mit Feuereifer an seine neuen Aufgaben: eine Satzung musste erarbeitet, der Verein ins Vereinsregister eingetragen werden, eine alte Dame kassierte noch monatlich 50 Pfennige Beitrag und warb auf Bitten des neuen Vorstands inständig um neue Mitglieder, folglich musste der Bankeinzug der Mitgliedsbeiträge organisiert werden, eine Vielzahl von Aufgaben wie das Erstellen eines Jahresprogramms standen an und eine neue, verjüngte Vorstandschaft musste gewonnen werden, denn der Verein war hoffnungslos überaltert.

In dieser Phase erinnerte sich der in München lebende Herr von Possanner, Mitglied in der dortigen Frankenbundgruppe, seiner Kindheit im Herzogenauracher Waisenhaus, dem „Liebfrauenhaus“. Er bewog Gäbelein bei einer Zusammenkunft mit Vertretern des Frankenbunds, darunter der damalige 1. Bundesvorsitzende Dr. Helmuth Zimmerer, dem Frankenbund beizutreten. Das Ergebnis ist bekannt: der Herzogenauracher Verein wurde Mitglied und mauserte sich in der Fol-

ge zu einem der Mitglieder stärksten historischen Vereine in Mittelfranken, ja in ganz Franken und vor allem im Frankenbund. Heute ist man stolz auf über 750 Mitglieder. Gäbelein ist seit Jahren Mitglied der Bundesleitung und hat 2015 mit Erfolg den 86. Bundestag in seiner Heimatstadt Herzogenaurach ausgerichtet.

2018 durfte die Gruppe Herzogenaurach des Frankenbundes aus der Hand von Heimatminister Albert Füracker den Bayerischen Heimatpreis entgegennehmen. An der Jahreshauptversammlung des Heimat-

vereins im Januar 2020 hat Gäbelein die Vereinsgeschäfte an seinen Nachfolger Herbert Dummer abgegeben.

Kontakt zum Verein:

Ehem. 1. Vorsitzender: Klaus-Peter Gäbelein / Heimatverein Herzogenaurach e.V., Höchstadter Weg 11, 91074 Herzogenaurach,

Telefon: 09132/99 77,

E-Mail: gaebelein@heimatverein-herzogenaurach.de.

Bernhard Weber

Der Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

Das Jahr 2019 stand für den Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V. ganz im Zeichen des 25jährigen Jubiläums. Am 8. Mai 1994 wurde der Verein im Schelfenhaus gegründet. Zehn Jahre später wurde der Heimatverein Mitglied im Frankenbund.

Aufgabe des Vereins ist die Förderung kultureller Zwecke. Er will bei den Bürgern der Volkacher Mainschleife die Liebe zur Heimat wecken und vertiefen sowie die bodenständige Eigenart, das Brauchtum und die Sitten pflegen. Vieles konnte durch Erforschung, Sammlung und Sicherung zur Geschichte und Kulturlandschaft der Mainschleife sowie durch Förderung entsprechender Veröffentlichungen verwirklicht werden.

Veröffentlichungen

Unter der regen Leitung von Herrn OStD Herbert Meyer, bis 2017 Erster Vorsitzen-

der, wurde monatlich im Volkacher Kurier ein historischer Aufsatz veröffentlicht. Diese Aufsätze von 46 Autoren der Jahre 1978 bis 2017 wurden in drei Sammelbänden als „Volkacher Hefte“ Nr. 16, 17 und 18 herausgegeben. Die „Volkacher Hefte“ 1 bis 15 beschreiben weitere geschichtliche und kulturelle Themen über Volkach und Umgebung aus den Federn vieler Autoren, u.a. des früheren Stadtarchivars Gerhard Egert und dessen Nachfolgerin Dr. Ute Feuerbach. Als „Volkacher Heft“ Nr. 19 erschien im Jahr 2018 nach umfangreichen Archivstudien unseres Vereinsmitgliedes Günther Schmitt die „Häuserchronik der Stadt Volkach als Spiegel des Bürgertums vom 17. Jh. bis heute“. Als Fortsetzung der eingestellten monatlichen Kurzbeiträge gibt es seit 2019 die Broschüre „Unsere Mainschleife“ als Jahresbericht für die Vereinsmitglieder.

Die Herausgabe der Bücher wurde auch durch eine vertrauensvolle Zusam-

menarbeit mit der Stadt Volkach ermöglicht. Hier sei die Herausgabe des „Volkacher Salbuchs“ als Teilfaksimile mit Beitragsband hervorgehoben. Ausgangspunkt dazu war ein wissenschaftliches Kolloquium im Juli 2008 anlässlich des 750jährigen Stadtjubiläums, auf dem sich namhafte Landes- und Fachhistoriker mit dem Folianten des Volkacher Stadtschreibers Niclas Brobst aus dem Jahre 1504 befassten. In diesem Werk hat der Stadtschreiber handschriftlich – und mit kolorierten Zeichnungen illustriert – das juristische und geschäftliche Leben seiner Zeit festgehalten. Vor allem rege tätige Nutzer von Wikipedia nutzen die Schriften, um die Geschichte der Stadt und der Mainschleife in alle Welt zu schicken.

Museum Barockscheune

Ein weiteres Ziel des Vereins war, zusammen mit der Stadt Volkach, ein Museum zur Stadtgeschichte einzurichten. Dieses Vorhaben konnte mit der Einweihung des „Museums Barockscheune“ in der Weinstraße in der Altstadt im Jahre 2003 verwirklicht werden. Unter Leitung von Herrn Herbert Meyer wurde die Museumsarbeit vom Heimatverein übernommen. Zahlreiche Veranstaltungen und Sonderausstellungen – z.B. in der Adventszeit und am Weihnachtsmarkt – wurden im Erdgeschoß des Museums von den Mitgliedern organisiert.

Hinzu kommen Vorträge von Gastreferenten und aus den eigenen Reihen. Nach dem Ausscheiden von Herrn Meyer hat im Auftrag des Hausherrn Stadt Volkach Frau Margit Hofmann, Beirätin im Heimatverein, die Leitung des Museums übernommen, die nun unabhängig vom Heimatverein das Haus bespielt, personell weiterhin unterstützt von Mitgliedern des Vereins.

Aktivitäten

Zur Förderung kultureller Zwecke dienen auch zahlreiche Exkursionen ins Umland oder z.B. die jährliche ökumenische Traubensegnung im Weinberg beim Ratsherrnhäusle im September. Der Beitritt zum Frankenbund als überregionaler Vereinigung aller Geschichtsinteressierten Franken ermöglicht es uns, den Mitgliedern auch ein Programm außerhalb der Stadtgrenzen zu bieten. Über Rundbriefe, aber auch über ein digitales Netz erfahren unsere Mitglieder von den Aktivitäten. So finden auch die Dialektforschung oder die Denkmalpflege hier einen Ort, wo Mitglieder unmittelbar aus der Hand der Experten Informationen erhalten.

Einzelne Mitglieder nutzen auch die Mainschiffahrt des Frankenbundes, um lokale und geschichtliche Informationen ihrer Heimat zu gewinnen. In der Kooperation mit den Geschichtsvereinen in Würzburg und mit der Volkshochschule Volkach-Gerolzhofen können auch Themen aus der unmittelbaren Geschichtsforschung angeboten werden. Damit strahlt der Heimatverein auch im unmittelbaren Gespräch Kompetenzen aus, die gerade heute als besonders wichtig erscheinen.

25jähriges Jubiläum

Wie andere Geschichtsvereine in Franken steht der Heimatverein vor der Frage, wie neue Mitglieder gewonnen werden können, die uns in der Geschichtsforschung unterstützen, sei es durch ihr Interesse an verschiedenen kulturellen Veranstaltungen oder auch durch eigene Forschungs- bzw. Sammlungsarbeit. Da alles zukünftig im Gespräch sein wird, was die Kultur- und Geschichtsarbeit betrifft, hatte der neue Vorstand zur Jubiläumsveranstaltung im

Mai 2019 Experten nach Volkach geladen, damit sie aus ihrem Arbeitsbereich berichten bzw. ihre Ideen zur Zukunft der lokalen und regionalen Geschichtsarbeit vorstellen konnten.

Prof. Dr. Erich Schneider, Direktor des „Museums für Franken“, hat sehr anschaulich über die Einrichtung des neuen Museums auf der Würzburger Festung berichtet. Die „Freunde Mainfränkischer Kunst und Geschichte“ (1. Vorsitzender Prof. Dr. Matthias Stickler) haben wie der „Diözesangeschichtsverein“ (1. Vorsitzender Prof. Dr. Wolfgang Weiß) über ihre Aktivitäten zur Entwicklung der Vereine berichtet und eine Kooperation zugesagt. Der Frankenbund wurde bei unserem Jubiläum von Frau Dr. Bergerhausen vertreten. Alle Frankenbund-Veranstaltungen stehen selbstverständlich auch unseren Mitgliedern offen. Abgeschlossen wurde der Jubiläumsreigen mit zwei besonderen Veranstaltungen außerhalb der sonst üblichen Versammlungsräume im Schelfenhaus und im Museum Barockscheune.

Im Juli kamen wir im Weingut Pfaff-Dücker zusammen, um mit Dr. Eva Pleticha-Geuder, der Leiterin der Fränkischen Landeskunde an der Universitätsbibliothek Würzburg ins Gespräch zum Thema: „Fränkische Literatur in der Universitätsbibliothek Würzburg – Wo Wikipedia noch lernen kann!“ zu kommen. Sie präsentierte die Recherchemöglichkeiten zur fränkischen Literatur im Internet umfassend und zeigte uns auch, wie umfangreich die Aufgaben ihres Referats sind. Mitgebracht hatte sie zum Gespräch ihre Nachfolgerin Dr. Katharina Boll-Becht, die uns in Aussicht stellte, wieder nach Volkach zu kommen, um dann die Fortschritte in der

Digitalisierung alter Bibliotheksbestände vorzustellen.

Im Juli hatten wir zu einer neuen Veranstaltungsreihe nach Obervolkach geladen. Unter der Überschrift „Geschichte vor Ort“ führte Frau Feuerbach eine interessierte Schar in die Ergebnisse der Geschichtsforschung zu Obervolkach ein, wobei auch die Anliegen des Heimatvereins bekannt gemacht wurden. Die Zusammenkunft unter den Linden hat die Mariensäule zum Andenken an die beiden Kriege von 1866 und 1870 in nähere Betrachtung kommen lassen.

Zukunft

Unser „Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V.“ hat 69 Mitglieder, davon zehn Familienmitgliedschaften. Wir hoffen darauf, weitere Mitglieder oder Unterstützer für unsere Aufgaben zu gewinnen, sei es mit einem Beitrag oder auch mit Forschungsinteressen. Um auch in der heutigen Zeit mit unseren Vereinszielen ansprechbar zu werden, steht nun eine eigene Homepage vor der Eröffnung, auf der wir Informationen zum Verein, aus der Geschichtsforschung und zu unseren Veranstaltungen – und denen von Kooperationspartnern – zur Verfügung stellen können.

Kontakt zum Verein:

1. Vorsitzende Dr. Ute Feuerbach / Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V.

Gründleinsstraße 3, 97332 Volkach-Obervolkach,

Telefon: 09381/71 65 81,

E-Mail: upia-feuerbach@t-online.de.

Marlise DÜX

„Der Pfeifer“ – Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V.

„Der Pfeifer“ – Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V. beschäftigt sich seit etwa 30 Jahren mit der Geschichte unseres Dorfes, einem Ortsteil der Gemeinde Werbach im Taubertal. Hier zog der Viehhirte und Prediger Hans Böhm im Jahr 1476 mit seinen sozialrevolutionären Reden gegen die weltliche und kirchliche Obrigkeit Zehntausende von Wallfahrern in seinen Bann. Seine Predigten für soziale Gerechtigkeit musste er mit dem Tod auf dem Scheiterhaufen in Würzburg bezahlen. Heute erinnert im Würzburger Mainviertel nahe der Don Bosco-Kirche eine Stele an das Wirken des „Pfeiferhannes“.

Die Erinnerung an Hans Böhm möchte der Verein aufrecht halten. Deshalb richtete der Verein im alten Rathaus von Niklashausen unter Mithilfe interessierter Bürger ein Heimatmuseum ein. Hier wird in der „Pfeiferstube“ das Leben und Wirken von Hans Böhm dokumentiert. Ein weiterer Raum des Museums ist dem Leben und der Arbeit der Vorfahren gewidmet, die hier in der Gegend in Steinbrüchen roten Sandstein abbauten. Eine Stube mit ländlichem Hausrat aus den letzten Jahrhunderten und ein Raum mit einer Dorfchronik ergänzen die Ausstellung. Mittlerweile kommen Besucher sogar aus Australien, deren Vorfahren Mitte



Abb.: Das alte Rathaus in Niklashausen.

Foto: „Der Pfeifer“.

des 19. Jahrhunderts dorthin ausgewandert sind, und lassen sich über das Leben ihrer Ahnen im Taubertal berichten.

Führungen durch das Museum und die spätgotische Kirche, dem „kleinen Dom im Taubertal“, sind nach Absprache jederzeit möglich. Anfragen bitte an die Gemeinde (www.niklashausen.de) richten. Die Kirche ist als Radwegekirche offen.

Der Verein organisiert gut angenommene kulturelle Veranstaltungen wie Lesungen, Konzerte und Theateraufführungen vor Ort. So wurde 2017 zum Reformationsjubiläum ein „Luthermahl“ aufgeführt; zum Repertoire gehört ferner ein Theaterstück über den Pfeifer. Dank Finanzmitteln aus einem LEADER-Projekt und privaten Kleiderspenden besitzt der Verein inzwischen fast 50 mittelalterliche

Gewänder, die er bei Anfrage auch verleiht.

Ferner unterhält der Verein zwei Wanderwege:

- den „Pfeiferweg“ (<http://www.niklashausen.de/pfeiferweg/>) und
- einen Teilbereich des Europäischen Kulturweges (<http://www.niklashausen.de/europaeischer-kultur-und-wanderweg/>);

Beide Wege verknüpfen Kultur und herrliche Landschaft miteinander.

Kontakt zum Verein:

Vorsitzende: Marlise Dux / „Der Pfeifer“ – Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V.

Bergstraße 18, 97956 Werbach-Niklashausen,

Telefon 09348/46 0,

E-Mail: marlise.dux@t-online.de.

Manfred Schneider

Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V. [GHK] wurde am 8. Juli 1988 gegründet und am 29. August 1988 als gemeinnützig anerkannt. Er feierte 2018 also sein 30-jähriges Bestehen. Seitheriger Vorsitzender ist – ohne Unterbrechung – Manfred Schneider.

Die Geburt des GHK geht auf die Initiative eines früheren Heimatforschers zurück, der in hohem Alter sein Werk fortgesetzt sehen wollte und deswegen eine Vereinsgründung anregte. Peter Hofmann, Wirt des damals in der Region legendären Cafés „Zum Sepp“, wollte damit seine Anstrengungen fortgesetzt wissen, das

Geschichtsbewusstsein vor Ort zu stärken, Denkmale und andere erhaltenswerte Bausubstanz im Ortsbild zu sichern und die Liebe zur angestammten Heimat zu stärken. Zugleich übergab Peter Hofmann seine heimatkundliche Sammlung in die Obhut des Vereins.

Seit 2018 ist der GHK selbstständige Gruppe des Frankenbundes. Zweck und Ziel des Vereins umreißt seine Satzung folgendermaßen: Er wurde „*gegründet in dem Bestreben, das Verständnis für Geschichte, Volks- und Heimatkunde in Kreuzwertheim zu wecken und zu pflegen*“. Dazu gehören der „*Schutz des baulichen Erbes*“ und des

„*Brauchturns*“. Die Präambel der Vereinsatzung zitiert dazu Siegfried Lenz: „*Heimat – der Winkel vielfältiger Gewohnheit, der Platz, auf dem man aufgehoben ist, in der Sprache, im Gefühl, ja selbst im Schweigen aufgehoben, und der Flecken, in dem man wiedererkannt wird.*“

Das Jahresprogramm des GHK, das sich in 32 Jahren so entwickelt und bewährt hat, umfasst zwei Vortragsveranstaltungen in den Wintermonaten und in der warmen Jahreszeit acht Exkursionen, monatlich eine. August und Dezember sind traditionell veranstaltungsfrei. Die meisten Exkursionen führen zu bedeutsamen Zielen in der näheren und weiteren Umgebung. Thematisch sind sie an reizvollen Landschaften, historisch bedeutsamen Baudenkmälern oder naturkundlichen Themen orientiert. Viel Zuspruch haben diverse Veranstaltungsreihen erfahren, so

- Radtouren („*Mit dem Fahrrad in die Geschichte*“);
- Städtetouren (Bamberg, Dresden, Kassel usw.);
- Stadterlebnisse per Kostümführung („*Mit dem Nachtwächter durch ...*“);
- Exkursionen zu markanten Naturdenkmälern („*Grüne Patriarchen im Spessart, im Tauberland, Hohenlohe*“ usw.);
- Exkursionen zu Tatorten spektakulärer Kriminalfälle des Umlandes („*Mordgeschichten*“);
- Exkursionen, die wichtigen Persönlichkeiten nachspürten („*Auf den Spuren von ...*“);
- Lesungen (mit heimischen Autoren);
- Mundartabende („*Sou hasst's ba uns in Kreuz om Moa*“);
- Gesellige Zusammenkünfte („*Kochkäs om Kaffelstoa*“).

Einmal im Jahr wird auch eine Studienfahrt als Mehrtagesexkursion angeboten.

Sie führt an fünf bis sieben Tagen zu ferneren Zielen ins In- und Ausland und ist meist an wichtige historische Ereignisse geknüpft. So ging es z.B. 2005 nach der Wahl des deutschen Papstes nach Rom; oder 2014 – 100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs – auf die Schlachtfelder Lothringens rund um Verdun. Zwischen Frankreich und Tschechien, Holland und Polen, Irland und Italien, aber auch zwischen dem Saarland und Sachsen, der Mosel und der Mecklenburger Seenplatte, zwischen Vogesen und Vogtland war der GHK schon unterwegs. Zuletzt im Harz und in Südböhmen. Für 2021 ist Deutschlands Waterkant mit dem „Alten Land“ ausgemacht.

Aushängeschild des GHK ist die Herausgabe diverser Publikationen, darunter eines umfangreichen Jahrbuchs, das regelmäßig um die 400 Seiten stark ist und 2020 zum 31. Male erschien. Es beinhaltet die Ortschronik des abgelaufenen Jahres und widmet sich weiteren aktuellen und historischen Themen. Mitglieder erhalten diese Schrift kostenlos. Die Herausgabe dieses Werks folgt aus der Erkenntnis „*Heimatspflege braucht Öffentlichkeit*“.

Hinzu kommen in unregelmäßiger Folge Sonderveröffentlichungen zu unterschiedlichsten Themen. Etwa 20 sind es inzwischen geworden, so z.B. das Buch über die ehemalige Lohrer Bahn. Zur Ausstellung mit ca. 120 Gemälden des Kreuzwertheimer Heimatmalers Hans Lechner (1878–1957) wurde ein Buch zu Leben und Werk des Künstlers publiziert. Die vierbändige, 1.600 Seiten starke Chronik zum Jubiläum „*1000 Jahre Markt Kreuzwertheim*“ ist vom GHK angeregt und erarbeitet worden. Erwähnenswert sind außerdem Bild-, Film- und Tondokumentationen über markante Persönlichkeiten am Ort oder die heimische Mundart.

Anlässlich der turnusmäßigen Hauptversammlungen wurden in den letzten zwölf Jahren vertonte Bildpräsentationen mit den wichtigsten Ereignissen in der Marktgemeinde während der vorangegangenen zwölf Monate erstellt (zuletzt: In Kreuzwertheim durch Jahr und Zeit – 2019). Diese Präsentationen finden großen Anklang und bewirken, dass die Jahreshauptversammlungen des GHK regelmäßig zu dessen besucherstärksten Veranstaltungen zählen.

Der GHK zählt rund 250 Mitglieder, darunter auch komplette Familien, wobei Kinder und Jugendliche beitragsfrei geführt werden. Nachwuchs scheint gerade in einem Verein, der sich geschichtlichen und volkskundlichen Themen verschrieben hat, unverzichtbar. Für die Vereinsammlung stehen drei Räume in einem früheren Schulhaus zur Verfügung, die auch zu Vorstandssitzungen und als Vereins-Depot genutzt werden.

Gegenseitige Unterstützung in gemeinsamen Anliegen, die man für wichtig und

unverzichtbar hält, ist der Grund, weshalb der GHK zu anderen mit Geschichte und Heimatkunde befassten Vereinen in den Landkreisen Main-Spessart und Main-Tauber enge Kontakte pflegt, ebenso wie mit der „*Kommunalen Allianz Marktheidenfeld*“, dem „*Tourismusverband Liebliches Taubertal*“ und natürlich dem Frankenbund. Der Umstand, dass ein Mitbegründer der Zeitschrift Frankenland, der Historiker und Archivar Dr. Hans Walter, in Kreuzwertheim wohnhaft war, schlägt einen bemerkenswerten Bogen zwischen der Zeitschrift des Frankenbundes und dem GHK und sollte das Band zwischen beiden Gruppierungen auf Dauer festigen.

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Manfred Schneider / Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V.

Kaffelsteinweg 1 b, 97892 Kreuzwertheim, Telefon 09342 / 32 16,

E-Mail: maschn-kwh@t-online.de.



Wir drucken alles für Sie!

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

FRANKENBUND-Gruppe Augsburg löst sich auf!

Am Donnerstag, den 23. Januar 2020, fand die Jahreshauptversammlung der Augsburger Gruppe statt. Auf der Tagesordnung stand die Neuwahl der Vorstandschaft an. Leider hat sich kein Mitglied der Gruppe bereit erklärt, den Vorsitz zu übernehmen. Die Auflösung der Gruppe ist zwingende Folge. Dies haben die Teilnehmer der Versammlung (88 Prozent der Gesamtmitglieder) einstimmig beschlossen. Dass sich die Gruppe auflöst, haben die Mitglieder sehr bedauert.

Nach knapp 33 Jahren Bestehens ist nun das Ende der Gruppe gekommen. Die Gruppe wurde 1987 von 13 Mitgliedern gegründet. Die Vorsitzenden (Frau Schmitter, Herr Prommersberger, Frau Prommersberger, Herr Gruber) waren bestrebt, neue Mitglieder für den FRANKENBUND zu gewinnen und für die Ziele des Bundes zu begeistern. Dies ist den Vorsitzenden gelungen, denn die Mitgliederzahl stieg von ursprünglich 13 Mitgliedern auf derzeit 43 Mitglieder. Die Mitglieder, die aus allen bayerischen Regionen und auch aus verschiedenen Bundesländern kommen, sind freundschaftlich verbunden, und in der Gruppe herrschte Harmonie, Freundlichkeit und Zusammenhalt. Deshalb ist das Ende der Gruppe für die Mitglieder schmerzlich.

Die Vorsitzenden der Gruppe haben sich bemüht, den Mitgliedern Franken mit seiner Kultur und Kunst näher zu bringen. Bestes und wirksamstes Instrument waren die Besichtigungsreisen nach Franken, denn die Südbayern bevorzugten Reisen nach Österreich und Südtirol, bevor sie Regionen nördlich der Donau („Weißwurstäquator“) erkunden. Die Augsburger Gruppe besuchte nicht nur touristische Zentren wie Bamberg, Bayreuth, Nürnberg und Würzburg, sondern viele andere Mittel- und Kleinstädte in allen fränkischen Regierungsbezirken.

Die Mitglieder waren begeistert vom Reiz der Städte und Dörfer mit ihren bedeutenden Bauwerken. Auch die Kunst und Kultur Frankens beeindruckte. Interessant war auch die landschaftliche Vielfalt der fränkischen Lande. Nicht zuletzt erfreuten die fränkische Küche sowie der gute Frankenwein die Gaumen der Mitglieder. Wenn nun auch das Vereinsleben der Gruppe endet, so bleiben die Mitglieder weiterhin einander freundschaftlich verbunden und werden auch künftig das Frankenland besuchen.

Zum Schluss darf ich jedoch bemerken, dass die Augsburger Gruppe ein Exot oder Fremdling innerhalb der Vereinsgruppen war. Dass es eine FRANKENBUND-Gruppe außerhalb Frankens gab, war schon außergewöhnlich und bemerkenswert. Aufgrund dieser Besonderheit wäre es schön gewesen, wenn der Kontakt anderer Gruppen zur Augsburger Gruppe intensiviert und vertieft worden wäre. Auch eine Bundesbeiratssitzung in Augsburg hätte die Zugehörigkeit und Verbundenheit der Augsburger Gruppe zum Gesamtverband aufgezeigt. Deshalb unser Rat und Vorschlag: Sollte sich außerhalb Frankens wieder eine FRANKENBUND-Gruppe bilden, dann sollte diese Gruppe besondere Aufmerksamkeit und Wertschätzung seitens der Verbandsführung und der FRANKENBUND-Gruppen erhalten.

Die Gruppe Augsburg dankt der Bundesleitung und der Bundesgeschäftsführerin für die angenehme und vertrauensvolle Zusammenarbeit. Die Mitglieder der Gruppe wünschen dem FRANKENBUND weiterhin ein erfolgreiches Wirken. *Anton Gruber*

Johannes Schellakowsky

„Würzburgs Zauber packt uns wieder“

Bundesfreund Dr. phil. Peter A. Süß zum 6. Juni 2020

Mit der ersten Zeile des bekannten studentischen Liedes, mit der sich der ehemalige Würzburger Verbindungsstudent und spätere Rektor der Universität Freiburg im Breisgau, Professor Dr. Dr. Bernhard Panzram (1902–1998), schwungvoll und geradezu euphorisch an seine eigene Studienzeit in Würzburg erinnerte, soll der Blick der geneigten Leserschaft auf einen runden Geburtstag gelenkt werden, den es in dieser Ausgabe der Zeitschrift „FRANKENLAND“ zu würdigen gilt. Mit dem fröhlichen Überschwang des Studentenliedes, das heute auch zum festen Bestandteil der bürgerlichen Vereins- und Festkultur in Würzburg gehört, seien dem Schriftleiter dieser Zeitschrift, der am 6. Juni 2020 seinen 60. Geburtstag begehen kann, die herzlichsten Glück- und Segenswünsche übermittelt. Die zahlreichen wissenschaftlichen wie publizistischen Studien zur Geschichte seiner Heimatstadt und Frankens, die hier nur ausschnittsweise gewürdigt werden können, und das langjährige ehrenamtliche Wirken von Bundesfreund Dr. Peter A. Süß weisen immer wieder auf den gemeinsamen Fluchtpunkt der Veranschaulichung und Beschreibung jenes Zaubers, der von dieser Landschaft und der Stadt Würzburg ausgeht.

„*Franken ist wie Zauberschrank; immer neue Schubfächer tun sich auf und zeigen bunte, glänzende Kleinodien, und das hat kein Ende*“, notierte der aus Magdeburg gebürtige Schriftsteller, Lyriker und Dramatiker Karl Immermann (1796–1840) auf seiner „Fränkischen Reise“ im Herbst 1837. Die unterschiedlichen Facetten Frankens, seine landschaftlichen Reize sowie die historischen Grundlagen und die Fülle der kunsthistorischen Höhepunkte Würzburgs und Frankens hat Dr. Peter A. Süß in zahlreichen Vorträgen und Führungen, Exkursionen und Studienfahrten sowie bei Weinproben im Hofkeller vielen Menschen nahe gebracht. Wer als Fremder oder Einheimischer seine inspirierenden Stadtführungen miterlebt, dem wird nachhaltig bewusst, wie ihm Würzburg und Franken eine Herzensangelegenheit sind und wie tief und intensiv seine Verwurzelung mit der regionalen Frömmigkeit und Kultur ist.¹ Dies gilt gerade und besonders auch für seine Führungen durch den Würzburger Dom, der für ihn lebendiges Zeugnis des Glaubens und zugleich ein historisches und künstlerisches Schatzhaus darstellt, weshalb ihm im Jahre 1988 die Organisation und Konzeption eines eigenen Domführungsdienstes und die Ausbildung der Führerinnen und Führer anvertraut wurden. Darüber hinaus zeichnete er für das Fremdenverkehrsamt der Stadt Würzburg (CTZ/CTW) von 1985 bis 2008 für die Ausbildung der Teilnehmer von acht Würzburger Stadtführerkursen verantwortlich.

Der gebürtige Würzburger, dessen familiäre Wurzeln ins fränkische Grabfeld und nach Homburg am Main zurückreichen, erlebte im Stadtteil Heidingsfeld seine Kinder- und Jugendtage. Nach dem Besuch der Grundschulen Steinbachtalschule und Walther- schule von 1966 bis 1970 wechselte er auf das Röntgengymnasium Würzburg, wo er

im Jahre 1979 das Abitur ablegte. Seine Vorliebe für die Geschichte seiner Heimatstadt und Frankens erhielten bereits in der Schulzeit entscheidende Prägungen durch die Bekanntschaft mit dem viel zu früh verstorbenen Würzburger Stadtarchivar Heinrich Dunkhase (1941–1982).

Im Wintersemester 1980/81 nahm er nach der Ableistung seines Wehrdienstes 1979/80 das Studium der Geschichte, Kunstgeschichte, Anglistik und Romanistik an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg auf, deren Geschichte und Entwicklung später zu einem seiner Forschungsgebiete zählten. Seine Magisterarbeit und seine Dissertation im Jahre 2005, die beide unterschiedliche Themen der Würzburger Universitätsgeschichte behandeln, wurden von Professor Dr. Peter Baumgart, Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Geschichte I am Würzburger Institut für Geschichte von 1967 bis 1999 betreut.² Sein akademischer Lehrer, ehemaliger langjähriger Vorsitzender der später leider aufgelösten „Kommission für die Geschichte der Bayerischen Julius-Maximilians-Universität“, lenkte seine Interessen seit dem Beginn des Studiums auf die Bildungs- und Universitätsgeschichte, die fränkische und bayerische Landesgeschichte und darüber hinaus auf die grundlegenden Fragen der deutschen und europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit und insbesondere Brandenburg-Preußens und seiner Provinzen. Mit der wissenschaftlichen Analyse dieser Themen verband sich am Lehrstuhl für Neuere Geschichte I in enger Kooperation mit dem von Professor Dr. Peter Herde besetzten Lehrstuhl für Geschichte, insbesondere Mittlere Geschichte, Landesgeschichte und historische Hilfswissenschaften, stets die Organisation von Exkursionen in den Jahren 1983 bis 1999, an denen Dr. Süß als Studierender und später als Lehrbeauftragter des Institut für Geschichte teilgenommen hat.³

Bereits während seiner Tätigkeit als Mitarbeiter der Verwaltung der Bayerischen Schlösser, Gärten und Seen von 2003 bis 2012 übernahm Dr. Süß 2009 den Aufbau und die Leitung des englischsprachigen „Würzburg English Language Programme“ an der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg, dessen Konzeption, Ausstattung mit Lehraufträgen und beachtlicher Erfolg auf sein Wirken zurückzuführen sind. Dabei verbinden sich für ihn die Begeisterung für das Fach Geschichte und die Disziplinen der Philosophischen Fakultät, die reiche Erfahrung in der Lehre und die Begabung für moderne Fremdsprachen in einer glücklichen Weise. Ferner wirkte er als Lehrbeauftragter am Institut für Geschichte der Universität Würzburg von 1990 bis 2004 und der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt von 1995 bis 2006.

Im Rahmen seines intensiven ehrenamtlichen Engagements steht der Frankenbund, dem er im Jahre 1991 beitrug, an erster Stelle. Im Jahre 1995 wurde er 3. Vorsitzender der Gruppe Würzburg, von 2005 bis 2009 war er 1. Vorsitzender der Gruppe Würzburg und übernahm 2007 die Schriftleitung der Zeitschrift „Frankenland“. Seit 2009 ist er stellvertretender Vorsitzender der Gruppe Würzburg.⁴ Von 2002 bis 2017 war er Mitglied im Beirat des Verschönerungsvereins Würzburg und wurde zum Schriftführer der im Jahre 1990 gegründeten Freunde der Würzburger Residenz e.V. berufen. Aus der intensiven historischen Beschäftigung mit den baulichen Zeugnissen der Würzburger Vergangenheit und dem tiefen Bewusstsein für „*das Ensemble der sonntäglichen Stadt mit ihren romantischen Winkeln und malerischen Gassen*“, das am 16. März 1945 teilweise unwiederbringlich zerstört wurde, resultiert auch sein immer wieder vorgetragenes En-

gement für den Erhalt und die Sanierung von Baudenkmälern.⁵ Die daraus entstandenen historischen wie kunstgeschichtlichen Miniaturen, wie beispielsweise über den Staatlichen Hofkeller Würzburg, das Würzburger Spiegelkabinett oder die Hofkirche der Residenz,⁶ stellen wichtige Beiträge zur Stadtgeschichte Würzburgs dar. Mit einem umfangreichen Aufsatz war Dr. Peter A. Süß im Jahre 2005 an der wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der Stadt Heidingsfeld beteiligt,⁷ ferner sind seine Beteiligung an den Editionsprojekten der Bischofschronik des Lorenz Fries und der Chronik des Paulus Papius über die Grafen von Castell hervorzuheben.

Der herzlichste Dank und die besten Wünsche des Frankenbundes gelten einem langjährigen Mitstreiter, dessen fachliche Kenntnisse, dessen nachhaltiges Engagement und dessen Begeisterung den Frankenbund und die Gruppe Würzburg im letzten Vierteljahrhundert entscheidend mitgeprägt und getragen haben. Wer ihn kennt, der weiß um das gute menschliche Miteinander und um seine Begabung, Menschen für die Sache des Frankenbundes zu gewinnen und zu motivieren. Die Bundesleitung und der Vorstand der Gruppe Würzburg sind ihrem Schriftleiter und Mitvorstand anlässlich seines Geburtstages zu Dank verpflichtet und verbinden dies mit einem ebenso kraft- wie schwungvollen „*ad multos annos!*“

Anmerkungen:

- 1 Die Texte des offiziellen Stadtführers stammen von Peter A. Süß, vgl. Der offizielle Stadtführer Würzburg. Text von Peter A. Süß. Würzburg, vollständig aktualisierte, neu bebilderte 18. Auflage 1995. In diesem Zusammenhang sei auch auf die Würzburger Stadtrundfahrten-Bimmelbahn verwiesen, deren Texte aus der Feder von Dr. Peter A. Süß stammen.
- 2 Peter A. Süß: Grundzüge der Würzburger Universitätsgeschichte 1402–2002. Eine Zusammenschau (Quellen und Beiträge zur Geschichte der Universität Würzburg, Bd. 10). Neustadt an der Aisch/Rothenburg ob der Tauber 2007; vgl. ferner ders.: Kleine Geschichte der Würzburger Julius-Maximilians-Universität. Würzburg 2002. Außerdem ders.: Die Entwicklung der Würzburger Hochschulen im 19. und 20. Jahrhundert, in: Geschichte der Stadt Würzburg. Band 3: Vom Übergang an Bayern 1814 bis zum 21. Jahrhundert. Herausgegeben von Ulrich Wagner. Stuttgart 2007, S. 549–580 u. S. 1309–1315.
- 3 Peter A. Süß: „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen ...“ Die Studienreisen von Prof. Peter Baumgart als akademischem Lehrer an der Universität Würzburg, in: Würzburger Diözesangeschichtsblätter 75 (2012), S. 133–141.
- 4 Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum 11.10. 1920–11.10. 1995 im Auftrag des Vorstandes der Frankenbundgruppe Würzburg hrsg. v. Peter A. Süß. Würzburg 1995.
- 5 Vgl. Peter A. Süß: Das alte Würzburg. Würzburg 1995, Zitat S. 10.
- 6 Peter A. Süß: 875 Jahre Staatlicher Hofkeller Würzburg. Würzburg o.J. [2003]; ders.: Ein Vorgeschmack des Paradieses. Die Hofkirche der Würzburg Residenz, in: Pfarreiengemeinschaft Würzburg Innenstadt, Pfarrbrief Herbst 2012, S. 18–24; ferner erweiterter Wiederabdruck: ders.: Ein Vorgeschmack des Himmelsreiches – Die Hofkirche der Würzburger Residenz. Zur architektonischen und religiösen Bedeutung sowie zur frisch abgeschlossenen Restaurierung eines Meisterwerkes von Balthasar Neumann, in: Frankenland, Heft 1, März 2013, S. 48–56. Zum Spiegelkabinett vgl. ders.: „... daß aus tausend guten ein neues Besseres sich schaffen lassen müsse ...“ Das Spiegelkabinett der Würzburger Residenz, in: Oliver van Essen (Hrsg.): Lebensart genießen in und um Würzburg. Bamberg 2012, S. 198–203.
- 7 Peter A. Süß: Heidingsfeld zur Barockzeit (1650–1815), in: Rainer Leng (Hrsg.): Die Geschichte der Stadt Heidingsfeld. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Regensburg 2005, S. 145–169.

Geschichte

Claudia Wieland

Aus der Dienstadter Ortsgeschichte – Ein Beitrag zur über 700-jährigen Geschichte einer tauberfränkischen Gemeinde 147

Alwin Reindl

Hans Wölfel: Ein Mann im Widerstand gegen die NS-Diktatur 160

Kunst

Hartmut Schötz

Die Architektur des Ansbacher Schlosses 174

Kultur

Erich Schneider

Geschichten und Geschichte rund um die Alte Kitzinger Mainbrücke 181

Aktuelles

Israel Schwierz

Neues Denkmal für unterfränkische Juden, die in der Schoa ermordet wurden 194

Bücher zu fränkischen Themen 197

Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

Benhard Wickl

Die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES 201

Martin Weichmann

Die Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES 208

Anne Bauerfeld

Der Historische Verein in Gerolzhofen e.V. – Gruppe im FRANKENBUND 213

Wolfgang Jäger

Der Historische Verein Landkreis Haßberge e.V. – Gruppe im FRANKENBUND ... 214

Frankenbund intern

Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2021 .. 216

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Anne Bauerfeld	1. Vorsitzende des Historischen Vereins in Gerolzhofen e.V. Bürgermeister-Weigand-Straße 8, 97447 Gerolzhofen bauerfeld@kk-software.de
Wolfgang Jäger	1. Vorsitzender des Historischen Vereins Landkreis Haßberge e.V. Waldblick 14, 97437 Haßfurt info@historischervereinlandkreishassberge.de
Dr. Frank Piontek	Kulturpublizist Leuschnerstraße 13, 95447 Bayreuth drpiopiontek@gmx.de
Dr. Alwin Reindl	Studiendirektor a.D. Am Weingarten 5, 96117 Memmelsdorf alwin.reindl@t-online.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Prof. Dr. Erich Schneider	Gründungsdirektor des Museums für Franken i.R. Obere Heide 50, 97525 Schwebheim erich.schneider54@web.de.
Hartmut Schötz	Stadtheimatspfleger der Stadt Ansbach Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach haschoetz@googlemail.com
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Dr. Martin Weichmann	1. Vorsitzender der Frankenbund Gruppe Weißenburg Arzt Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg DrWeichmann@aol.com
Dr. Bernhard Wickl	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppen Nürnberg, Schwabach, Neunhofer Land Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@online.de
Claudia Wieland	Referatsleiterin Kreisarchiv u. stellv. Abteilungsleiterin Staatsarchiv Wertheim im Verbund mit dem Stadtarchiv Wertheim und dem Archiv des Main-Tauber-Kreises Bronnbach Nr. 19, 97877 Wertheim claudia.wieland@la-bw.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Claudia Wieland

Aus der Dienstadter Ortsgeschichte – Ein Beitrag zur über 700-jährigen Geschichte einer tauberfränkischen Gemeinde¹

Dienstadt, heute der kleinste Ortsteil von Tauberbischofsheim mit rund 315 Einwohnern,² konnte im Jahr 2014 auf 700 Jahre Ortsgeschichte zurückblicken. Damals wurde die erste urkundliche Erwähnung der Gemeinde im Jahr 1314 mit einem Festakt und einem großen Dorffest im Juli gefeiert. Doch existiert der Ort genau seit diesem Datum, dem 11. Oktober 1314, an dem eine Urkunde für das Kloster Bronnbach ausgestellt wurde, in der der Name Dienstadt auftaucht? Natürlich nicht, Geschichtskundige wissen dies. Was letzten Endes meist gefeiert wird, ist die urkundliche Ersterwähnung – mangels eines genaueren Hinweises auf die Entstehungszeit des Ortes.

Wann sich die ersten Anwohner am Rinderbach niedergelassen haben, liegt im Dunkel der Geschichte verborgen. Dass es bereits eine lange zurückreichende, wohl jedoch nicht ununterbrochene Besiedlung auf der heutigen Dienstadter Gemarkung gab, belegen die noch heute sichtbaren Grabhügel.

Nach den aus zahlreichen Ausgrabungen und Lesefunden gewonnenen Erkenntnissen der Vor- und Frühgeschichtsforscher *„zeigt sich eine kontinuierliche Besiedlung des Taubergrundes vom frühen Neolithikum [d.h. der Steinzeit] bis heute, wobei das Taubertal um Tauberbischofsheim früher wie heute ein Zentrum der Besiedlung des Taubergrundes bildet.“*³ Die zeitlich später anzusetzende Besiedlung der abseits der Tau-

ber liegenden Areale hat verschiedene Gründe: Die Bodenqualität ist gegenüber der Taubertalaue und deren Randterrassenbereichen schlechter. Solange die Anbauflächen dort für die Versorgung der Bevölkerung ausreichten, blieb man dort. Auch ist das Klima der Höhenzüge längs der Tauber rauer, die Frostgefahr größer. Das zieht einen Ackerbauern ebenfalls nicht ohne Anlass in solche Regionen.

Die bereits in den 1920er und 1930er Jahren von Ernst Wahle, Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität in Heidelberg, beschriebenen vier Grabhügel im Dienstadter Wald werden der Hallstattzeit zugerechnet. Diese nach einem wichtigen Fundort im Salzkammergut benannte Epoche umfasst den Zeitraum von ca. 800 bis 450 v.Chr. Die Bevölkerung dieser auch ‚ältere Eisenzeit‘ genannten Periode lebte in Einzelhöfen oder beieinanderliegende Gehöften, deren Gräber nahe bei den Siedlungen lagen. Eine nähere Untersuchung der Dienstadter Grabhügel hat wohl nicht stattgefunden, so dass es keine konkreten Grabungsfunde und Aussagen zu den dort vorhandenen Bestattungen gibt. Auch eine zugehörige Siedlung wurde archäologisch bisher nicht nachgewiesen.

Nähern wir uns also der Entstehungszeit Dienstadts auf anderem Wege. Über die Ortsnamenforschung können Aussagen zum relativen Alter einer Siedlung gemacht werden. Es gibt bestimmte Namensformen, die in einer Epoche gehäuft auftauchen und somit für eine zeitliche Einordnung verwendet werden können. So wie die Orte, die auf „-heim“ und „-in-



Abb. 1: Urkunde der ersten schriftlichen Nennung des Ortsnamens Dienstadt.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-R US 1314 Okt. 11.

gen“ enden, wie Tauberbischofsheim oder Königheim sind auch Ortsnamensbildungen mit „-stet“ bzw. „-stat“ am Ende und einem Personennamen am Anfang in das vor- und frühkarolingische Mittelalter zu datieren. Es ist also mit gutem Recht anzunehmen, dass Dienstadt, dem der Personennamen Diho oder Dioto zugrunde liegt, zum Zeitpunkt der ersten urkundlichen Erwähnung bereits ein paar Jahrhunderte existierte.

Was steht nun in dieser Urkunde, die erstmals von einem Ort namens Dienstadt berichtet?⁴ Es handelt sich bei der in lateinischer Sprache, der internationalen Sprache der Gelehrten, der Wissenschaft, der Kirche und des Rechts abgefassten Urkunde um einen Schenkungsvertrag.

Eberhard der Ältere von Rosenberg und seine Frau Irmentrudis schenken Güter und Einkünfte in zwei Orten an das Kloster Bronnbach, der eine Ort ist Königheim, der andere „Distad“. Dabei erfahren wir gleich noch etwas mehr: Der Hof („curiam nostram“) des Rosenbergers in Dienstadt wird von einem Mann namens Bruno bewirtschaftet und bewohnt. Ob dieser Bruno Familie hatte, in welcher Beziehung er zu Eberhard von Rosenberg stand, ob er aus Dienstadt stammte oder vielleicht von auswärts zugezogen war, entzieht sich allerdings unserer Kenntnis. Dass er ohne Familienname erwähnt wird, ist zu dieser Zeit jedoch durchaus noch üblich. Erst allmählich entwickelten sich zunächst in den dichter besiedelten Städ-

ten Nachnamen für bürgerliche Personen. Ein zeitnahes Beispiel dafür aus Dienstadt ist der in einer Urkunde von 1343 genannte Lutz Lederhose,⁵ ein sehr sprechender Nachname.

Neben dem eigentlichen Rechtsakt der Schenkung erfahren wir aus der Urkunde auch etwas über die damalige Landwirtschaft. Bruno hatte von seinem Hof jährlich Einkünfte abzugeben, bis zum Zeitpunkt der Urkundenausstellung an den Rosenberger, künftig an das Zisterzienserkloster im Taubertal. Da ist zum einen die Rede von Korn „*siligo*“ (gemeint ist hier wohl der Roggen), dann von Weizen „*tritricum*“ und Hafer „*avena*“, die abzugeben sind. Dazu muss jener Bruno Milchviehhaltung betrieben haben, denn auch eine bestimmte Menge Käse war jährlich abzuliefern. Zuletzt wird neben einem Bargeldbetrag noch ein sogenanntes Fastnachtshuhn als Abgabe aufgeführt. Das war nun kein besonders lustiges Huhn, sondern damit wurde eine um die Fastenzeit zu erhebende Naturalabgabe bezeichnet. Weitere Geflügelabgaben konnten beispielsweise Sommerhühner – also im Sommer zu liefernde Hühner – oder die berühmte Martinsgans sein.

Zur Bestätigung seiner Schenkung hatte Eberhard von Rosenberg nicht nur sein eigenes Siegel, das leider verloren gegangen ist, an die Urkunde gehängt. Er bat auch den amtierenden Bronnbacher Abt um Mitsiegelung. Je größer die Anzahl der Urkundenzeugen und Mitsiegler, umso größer die Legitimität in den Augen der Zeitgenossen, desto sicherer auch die Durchsetzung der in den Verträgen dokumentierten Schenkungen, Testamente und Kaufhandlungen. Gerade in unserem vorliegenden Fall überlebte der Schenker seine Schenkung wohl nur kurz, hatte sie vielleicht sogar im Angesicht seines be-

vorstehenden Endes erst verfügt. Denn ein Ritter Eberhard wird unter dem Jahr 1314 im Nekrolog, im Totengedächtnisbuch, des Klosters Bronnbach aufgeführt, und die Forschung⁶ identifiziert diesen mit eben jenem Eberhard von Rosenberg aus der Dienstadter Urkunde.

Als dritter Zeuge siegelte Arnold von Uissigheim, ein Verwandter des Eberhard von Rosenberg, die Urkunde. Arnold von Uissigheim ist in der Geschichtsforschung kein Unbekannter – er wurde als Anführer der sogenannten Armleder-Bewegung identifiziert.

Ihren Anfang nahm diese blutige Volksbewegung im Juli des Jahres 1336 in Röttingen, wo die dort wohnhaften Juden von einem bewaffneten Haufen unter ihrem Anführer Armleder getötet wurden. Von Röttingen aus zog der Trupp mordend weiter zu Städten im Bereich von Tauber und unterem Maindreieck, in denen jüdische Gemeinden existierten.

Dies war leider nicht die erste Judenverfolgung in Franken. Bereits 1298 fanden zahlreiche Juden, darunter 131 aus Tauberbischofsheim, den Tod, als ein Ritter Rindfleisch mit seinen Genossen eine angebliche Hostienschändung rächen wollte. Der erneute Versuch im Jahr 1336, die wieder aufgebaute jüdische Gemeinde in Tauberbischofsheim niederzumetzeln, schlug glücklicherweise fehl. Dreimal berannte Armleder die Stadt, aber ohne Erfolg. Da zu befürchten stand, dass auch die große jüdische Gemeinde in Würzburg in das Visier Armleders geraten könnte, formierte sich dort bürgerschaftlicher Widerstand. Mit Unterstützung des Würzburger Bischofs führte dieser auch zum Erfolg: Armleder alias Arnold von Uissigheim wurde gefangengenommen und vom Kitzinger Zentgericht für seine Vergehen zum Tode verurteilt. Mit dem



Abb. 2: Grabmal des Ritters Arnold von Uissigheim in der Pfarrkirche des Kilsheimer Ortsteils.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-S V 10, Fotosammlung, 0013-04-346.

Schwert wurde er am 14. November 1336 vom Leben zum Tod gebracht, wie es zeitgenössische Quellen formulieren würden.

Arnold von Uissigheim erfuhr noch eine besondere Form des Nachlebens bzw. der Erinnerung. In der Pfarrkirche Uissigheim wurde wohl bald nach seinem Tod ein Grabdenkmal für ihn errichtet, welches ihn als gefesselten Ritter zeigt, dem

vom Richter das Schwert an den Hals gelegt wird. Ebenso ungewöhnlich wie diese Darstellung ist die Bezeichnung Arnolds als „*beatus*“, d.h. selig. Seine Zeitgenossen des adeligen wie bürgerlichen Standes müssen ihm eine gewisse Hochachtung entgegengebracht haben, die sich in dieser Grabgestaltung ausdrückte. Heute befindet sich das einstmals zentral im Kirchenraum stehende Grabmal an der Kircheninnenwand.

Werfen wir im Folgenden einen Blick auf das allgemeine politische Geschehen des Jahres 1314, das ereignisreich war: In diesem Jahr starb ein amtierender Papst, zwei deutsche Könige wurden gleichzeitig gewählt, und auch in Würzburg fand eine Doppelwahl des Bischofs statt.

Papst Clemens V. (reg. 1305–1314), aus altem südfranzösischem Adel, war 1305 zum Papst gewählt worden. Er residierte jedoch nicht in Rom, wie man das aus heutiger Sicht als selbstverständlich annehmen würde, sondern in Avignon. Dorthin hatte er bald nach seiner Wahl den päpstlichen Sitz verlegt. Diese Entscheidung ging als das ‚babylonische Exil der Kirche‘ in die Annalen ein und sollte bis 1377 fort dauern. Seine nicht nur räumliche Nähe zum französischen König veranlasste ihn, ein Konzil einzuberufen, das sich mit der Frage befassen sollte, ob der vor allem in Frankreich, Deutschland sowie England verbreitete und begüterte Templerorden wegen Häresie und Ketzerei aufzulösen sei. Genau deswegen umweht diesen Ritterorden bis heute ein Hauch von Mystik und Geheimnis. Als literarische Inspiration ist er bis in unsere Gegenwart wirksam und wurde beispielsweise von Dan Brown für seinen Thriller „Sakrileg“ verwendet.

Hintergrund des königlichen Wunsches nach Auflösung und Zerschlagung des

Templerordens war jedoch ein ganz profanes Bedürfnis: Die Einziehung des Vermögens der Tempelritter würde nämlich den in Geldnöten befindlichen französischen König Philipp IV. (* 1268, reg. 1285–1314) entlasten. Obwohl das Konzil keinen entsprechenden Beschluss fasste, hob Papst Clemens V. den Orden schließlich 1312 doch auf. Der letzte Großmeister der Templer wurde 1314 in Paris auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Dass sowohl Papst Clemens V. als auch König Philipp IV. noch im selben Jahr starben, wurde von manchen Zeitgenossen mit einem angeblichen Fluch des Templergroßmeisters in Zusammenhang gebracht.

Im Deutschen Reich stellten sich die politischen Verhältnisse des Jahres 1314 ebenfalls komplex dar. Erstmals war 1308 ein Luxemburger Graf zum deutschen König gewählt worden. Um auch die Kaiserkrone zu erlangen, war dieser Heinrich von Luxemburg (* 1278/79, reg. 1308–1313) nach Italien gezogen. Wie schon Karl der Große und nach diesem die Staufer wollte auch Heinrich nicht nur die Königswürde in den deutschen Fürstentümern und Grafschaften bekleiden, sondern die Nachfolge des Imperium Romanum antreten. Dieses Ziel erreichte er nach Kämpfen und Auseinandersetzungen mit seiner Krönung in Rom im Jahr 1312. Doch bereits im nächsten Jahr auf dem Rückweg nach Norden verstarb er bei Siena wohl an den Folgen einer Malariaerkrankung. Damit war der deutsche Königsthron vakant, und es stritten verschiedene Interessensgruppen um Herrschaft und Einfluss. Die zur Wahl des Königs, zur Kür, berechtigten Kurfürsten waren sich uneins, wen sie wählen sollten. So kam es 1314 zur Doppelwahl von Herzog Friedrich von Österreich (* 1289, 1314–1330) einerseits und Herzog Lud-

wig von (Ober-) Bayern (* 1282, reg. 1314–1347) andererseits. Da die Königswahl zu dieser Zeit keine Mehrheitswahl war, bei der derjenige Kandidat mit den meisten Stimmen das Amt erhielt, ließen sich beide Gewählten zum König krönen.

In der Folge kam es zu ständigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Königen und ihren Parteigängern, die erst in der Schlacht bei Mühldorf im Jahr 1322 zugunsten König Ludwigs beendet werden konnten. Das Problem solch einer Doppelwahl sollte erst rund 40 Jahre später durch Ludwigs Nachfolger in der Königswürde gelöst werden, als Karl IV. (* 1316, reg. 1346–1378) im Einvernehmen mit den Kurfürsten das künftige Wahlverfahren regelte.

Die in der sogenannten Goldenen Bulle von 1356 niedergeschriebenen Bedingungen – Wahl durch ein aus sieben Kurfürsten bestehendes Gremium, festgelegtes Wahl- und Krönungszeremoniell, Mehrheitsentscheid bei Uneinigkeit der Kurfürsten – hatten dann Gültigkeit bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation im Jahr 1806.

Eine Doppelwahl hatte es 1314 auch im benachbarten Würzburg gegeben. Das Domkapitel einigte sich dort zunächst auf Gottfried von Hohenlohe (1314–1322) als neuen Bischof. Doch bald wählte eine Minderheit im Domkapitel einen Gegenkandidaten, Friedrich von Stolberg, in dieses Amt. Wie man sieht, ging es in den Jahren um 1314 in vielerlei Hinsicht drunter und drüber.

Was war von all dem in Dienstadt bekannt? Interessierte es die dortige Bevölkerung, hatte es Auswirkungen auf den Ort? Das war vermutlich eher nicht der Fall. Was die unmittelbare Nachbarschaft zu Würzburg betraf waren die dortigen politischen Verhältnisse eher nicht maßge-

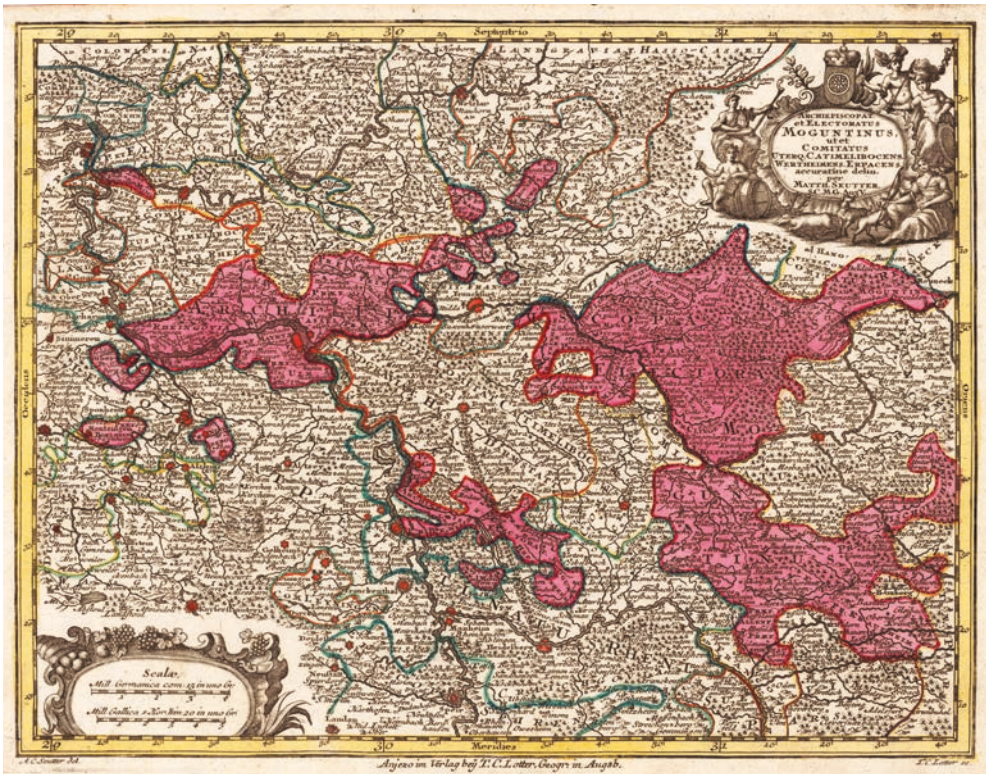


Abb. 3: Karte des Erzstifts Mainz, nach 1762.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K N 18 Nr. 35.

bend, denn Dienststadt gehörte zum Herrschaftsbereich des Erzstifts Mainz.

Da war es viel wichtiger, dass mit dem Mainzer Erzbischof Peter von Aspelt (reg. 1306–1320) ein fähiger Mann an der Spitze des Mainzer Kirchenstaats stand. Er war ein „Mann von ungewöhnlicher Bildung und weitgespannten Interessen sowie gutentwickeltem Sinn für Geld und Vermögen“.⁷ Vormalig war er Bischof von Basel, Leibarzt Kaiser Rudolfs von Habsburg und Kanzler des böhmischen Königs Wenzel II. gewesen. Diese Auflistung zeigt schon, in welchen Bereichen sich Peter von Aspelt bewegte. Im Laufe seines Lebens und Wirkens war er an nicht weni-

ger denn drei deutschen Königswahlen beteiligt. Dass dies schon den Zeitgenossen bemerkenswert erschien, zeigt sein Grabmal im Mainzer Dom, das ihn mit den Königen Johann von Böhmen, Heinrich VII. und Ludwig von Bayern abbildet. Das Monument „preist seine Freigebigkeit, seinen Weitblick und scharfsinnigen Rat“.⁸

Im Reich ging es kriegerisch zu, und auch in Dienststadt lebte man nicht nur friedlich beieinander, was wir aus einer Abrechnung des Tauberbischofsheimer Pfarrers und Kellers, quasi des Finanzverwalters des mainzischen Amts Bischofsheim, wissen. Keller Petrus verbuchte im Jahr 1340/1341 u.a. Einkünfte im Betrag von

30 Pfund Heller, sechs Malter Weizen und 15 Malter Korn aus einer Totschlagsbuße in Dienstadt. Wer hier wen aus welchen Beweggründen erschlug, lässt sich aus dieser Rechnung nicht ersehen. Auch nicht, ob als weiterer Bestandteil der Buße ein Steinkreuz gesetzt werden musste. Das heute noch erhaltene Steinkreuz auf Dienstadter Gemarkung stammt jedenfalls erst aus späteren Jahrhunderten. Durch die meist sehr schlichte und universelle Gestaltung dieser Sühnekreuze ist deren Alter oft nur schwer einzuschätzen. Manche Kreuze tragen einfache Zeichen, Berufs- und Standessymbole wie beispielsweise die Pflugschar oder das Schwert, aber auch christliche Symbole, in der Regel ein einfaches Kreuz.

Nachdem bis hierhin eher auf die allgemeinen politischen Gegebenheiten aus der Zeit der urkundlichen Ersterwähnung Dienstadts eingegangen wurde, soll natürlich auch Konkretes zu diesem Dorf berichtet werden. Dabei beschränke ich mich auf Unterlagen, die im Kreisarchiv verwahrt werden. So sind es gleichsam Schlaglichter, die einzelne Punkte der Vergangenheit erhellen sollen.

Warum gibt es in Bronnbach überhaupt Archivgut zu Dienstadt, abgesehen natürlich von der Ersterwähnungsurkunde, die ja aus der Überlieferung des Klosters stammt? Dies liegt daran, weil das Hospital Tauberbischofsheim, die Vorgängerinstitution des heutigen Kreiskrankenhauses, über Jahrhunderte hinweg herrschaftliche Rechte in Dienstadt ausübte. Seine schriftlichen Dokumente gehören durch die Übernahme der Institution durch den Landkreis diesem und werden folglich heute im Kreisarchiv verwahrt.

Die Mitte des 14. Jahrhunderts durch eine bürgerliche Stiftung entstandene Einrichtung des Hospitals erwarb in den nach-

folgenden Jahrzehnten zusätzliche Besitzungen, Einkünfte und Güter, sei es durch weitere Zustiftungen, sei es durch Kauf. Aus den Urkunden lässt sich eine gewisse zielgerichtete Erwerbspolitik im Bereich Dienstadts ablesen, denn dort wurden nicht nur Grundstücke und die darauf haftenden Zehntabgaben erworben, sondern auch Gerichts- und Herrschaftsrechte. So konnte in einer Beschreibung der für Dienstadt geltenden Rechte im Jahr 1668 festgestellt werden, dass die „*Landsfürstliche Geistliche Kriminal Vogteiliche Obrigkeit und Jurisdiction ihrer Churfürstlichen Gnaden zu Mayntz allein und dero Hos-*

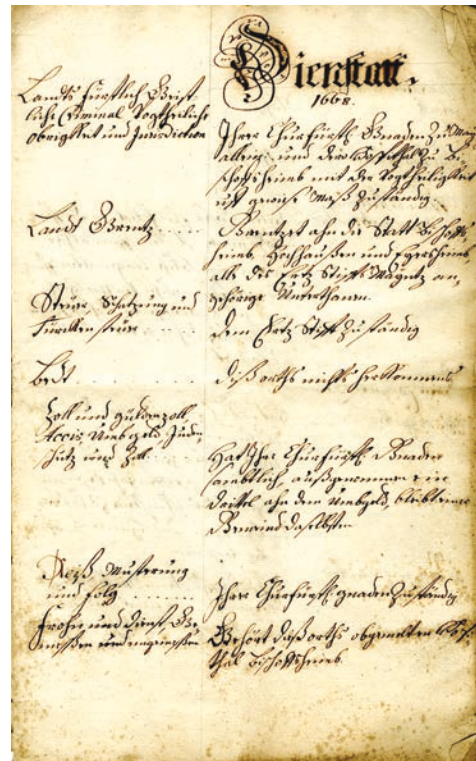


Abb. 4: Beschreibung der Rechts- und Besitzverhältnisse in Dienstadt, 1668.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K LRA 50 Nr. 863.

pithal zu Bischoffsheim mit der Vogtheiligkeit uff gewiesene Maß zuständig“ sei.⁹

Unter der Rubrik Kirchenbau führt der Bericht an: *„Die Kirchen ist vor undencklichen Jahren erbauet worden, weiß niemand wer solche zu bauen schuldig.“* Nicht nur seltene Gottesdienste, auch das Fehlen eines geweihten Friedhofs machten den Dienstadtern zu schaffen. So reichte die Gemeinde 1671 beim Tauberbischofsheimer Amt eine Eingabe ein, man möge doch den in der Gemeinde bereits vorhandenen *„Kirch- oder Leichthoff“* weihen.¹⁰ Zwar seien dort schon *„bei die 50 christliche Seelen ohne Pfarrn und gantz nit christlichem Geprauch nach begraben“*. In der Regel müssten die Dienstadter *„die absterbendte Seelen oder todte Leichnahm jedesmahlen nach Bischoffsheim, so ein ganze Stundt abgelegen, auf den Karren oder Wagen [abführen] und daselbst christlichem Geprauch nach begraben“* lassen. Wenn nun aber *„ein Pest oder andere schwere Seucht [...] einreyssen sollte“*, so wird befürchtet, dass die Stadt Tauberbischofsheim solche Leichenzüge nicht mehr einlassen würde. Dem Gesuch der Gemeinde wurde daraufhin stattgegeben.

Mit der Abhaltung von Gottesdiensten in zweiwöchigem Turnus wurden die in Tauberbischofsheim ansässigen Franziskanerpatres beauftragt. Aus einem Kirchenvisitationsbericht und den dort vorgeschlagenen baulichen Verbesserungsmaßnahmen kann man auf das Aussehen des alten Kirchleins um das Jahr 1683 schließen.¹¹ So sollten z.B. große hohe und breite Fenster eingebaut werden, *„damit der Dag besser in die Kirch einfahle“*. Das Chorgitter möge abgebrochen und stattdessen eine Kommunikantenbank errichtet werden. Das vorhandene Sankt-Jakobus-Bildnis solle auf ein kleines Tischchen gestellt werden, und für einen schönen, voll tö-

nenden Kirchengesang müssten die *„Mägdelein, so singen können, wie auch die jungen Weiber“* vorne sitzen, damit sie dem Schulmeister beim Gesang helfen könnten.

Gut hundert Jahre später wurde die Kirche weitgehend neu errichtet. Das kirchliche Filialverhältnis zur Tauberbischofsheimer Pfarrei endete im Jahr 1684. Dienststadt wurde nun Königheim zugeordnet, das für Pfarrer und Kirchgänger näher liegt und besser zu erreichen war.

Wie und wovon lebten die Dienstadter Einwohner? Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war Dienststadt wie die meisten Gemeinden in der Tauberregion ein Bauerndorf. Die Landwirtschaft bildete die Grundlage des Broterwerbs, wobei sich die Arbeitsweise in der Landwirtschaft jahrhundertlang nur wenig veränderte. Die Gemarkung war in drei Großfluren eingeteilt, die abwechselnd mit Sommergetreide, Wintergetreide und einem Brachjahr bewirtschaftet wurden.

Für die Äcker und Weinberge, die das Hospital in Tauberbischofsheim und Umgebung selbst bewirtschaftete, mussten Frondienste, also Arbeitsleistungen erbracht werden. Etwa fünf bis sechs Arbeitstage pro Jahr musste jeder Einwohner Dienstads, ob Mann oder Frau, dem Hospital frönen. Er erhielt an diesen Tagen dafür im Gegenzug eine Verköstigung mit Brot und Wein sowie einen kleinen Geldbetrag. Auch bei der Weinlese waren die Dienstadter für das Hospital im Einsatz. Im Gegensatz zu heute war der Weinbau noch deutlich weiter verbreitet, sowohl günstige als auch ungünstige Lagen waren mit Reben bepflanzt. In einer Zwangsversteigerungssache des verstorbenen Schultheißen Hans Krug in Dienststadt im Jahr 1642 hat sich eine Liste der Weinlagen erhalten. Sie nennt Weingärten im Kirchberg, im Wolffahrt, im Steinberg,

einen Mauerweingarten und den Pfarrweingarten.¹²

Modernisierungen standen unsere Alvorderen oft skeptisch gegenüber. Auch dafür findet sich ein Beispiel in den Akten.¹³ Im Jahr 1713 gab es Streit um die Verwendung der sogenannten Beetpflüge, also von Pflügen, die die Erde mit der Pflugschar auf eine Seite umwenden. Dadurch konnte man dem Nachbarn an seinem Acker Erde abgraben, die Erde „abzwacken“. Es hätten sich einige Einwohner unterstanden, Beetpflüge zu führen, „welche in alhiesiger Marckung sehr schedtlich weren undt nim[mer]mehr keine geführet worden“. Man fragte in der Nachbarschaft, in Königheim und Kulsheim, nach, wie es dort mit diesem Ackergerät gehalten würde. Schließlich musste eine Entscheidung des Dienstadter Freigerichts dazu her. Dieses beschloss Folgendes: „weilen dieselbige [Beetpflüge] in alhiesiger berigten [bergigen] Gemarkung gar nicht dienlich, sondern mehr schedtlich erkandt worden, zumahlen auch nicht Herkommens sey solche zu führen, also sollen dieselbige hiermit gantzlich abgeschaffet undt verboten sein.“ Es sollte also beim althergebrachten traditionellen Pflügen bleiben.

Doch nicht alle Dienstadter lebten ausschließlich von der Landwirtschaft. Es gab natürlich auch dörfliches Handwerk, welches Dinge des täglichen Gebrauchs herstellte. Manche verdienten ihr Geld zumindest zeitweise auch außerhalb des Dorfes. Jacob Faulhaber erwarb als Steinhauergeselle in der Fremde sein Einkommen „mit saurem Schweis undt Mühe in Taglohn“, wie er schrieb.¹⁴ Die heimischen Weinberge wurden von den Eltern mitbetreut, der Weinmost davon verkauft. Nun kam es zum Streit: Die Mutter würde ihm sein zustehendes Geld nicht auszahlen, auch die Beträge, die er ihr zur Bestreitung des

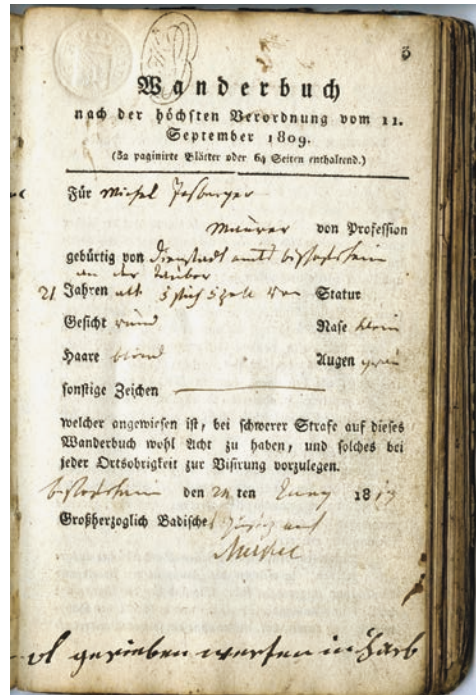


Abb. 5: Wanderbuch des aus Dienstadt gebürtigen Maurergesellen Michel Jesberger, 1813.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-KN 20 Nr. 1.

Lebensunterhalts gegeben hätte, nicht zurückzahlen. Aus seiner Zusammenstellung der ausstehenden Beträge kann man sehen, wo Faulhaber sich berufsmäßig aufhielt: Heidelberg, Heubach, Grünsfeld.

Die Gegenrechnung der Mutter zeigt hingegen ein anderes Bild dieses Gesellenlebens. Im Winter, in dem es wenig Arbeit für den Steinhauer gab, quartierte sich Faulhaber daheim bei seiner Mutter ein. Er investierte zwar in die Ausstattung des landwirtschaftlichen Betriebs, verwendete aber einen Teil seines Einkommens für die Anschaffung von teurer Bekleidung und gab auch den Spielleuten an der Kirchweih Geld. Fünf Gulden hatte seine Mutter auch „seiner alten Liebsten“ zukommen

lassen, da scheint etwas im Busch gewesen zu sein. Wie dieser Familienstreit zwischen Mutter und Sohn letztlich ausging, geben die Akten leider nicht preis.

Doch nicht nur Männer arbeiteten außerhalb der Gemeinde, auch Frauen taten dies. Bei einer weiteren Finanzauseinandersetzung innerhalb einer Familie – ums Geld drehte sich auch früher schon Vieles – listete Maria Marschall 1734 auf, was sie ihrem Vater Julius Krug von ihren Lohnzahlungen *„aus kindlichem Mitleiden“* nach und nach vorgestreckt hatte.¹⁵ Damit bekommen wir einen Einblick, wie junge Frauen vor ihrer Verheiratung in fremde Dienste traten, um Geld zu verdienen: ein halbes Jahr arbeitete sie bei ihrem Vetter Niclaus Krug, ein Jahr bei Jörg Heffner, drei Jahre bei Anton Heffner (dies alles in Dienstadt), dann ein halbes Jahr in Külsheim beim Stadtschreiber, ein Jahr zu Bischofsheim und dann erneut ein Jahr bei Anton Heffner wieder in ihrem Heimatort. An Jahreslohn bei wohl freier Kost und Logis erhielt Marie Marschall dafür auf ihrer ersten Stelle als noch junges Mädchen 5 Gulden, als Erwachsene dann auf ihrer letzten Stelle 14 Gulden. Um eine Vorstellung vom damaligen Geldwert zu geben, seien hier ein paar Preise genannt: ein gemästeter Ochse kostete damals rund 20 Gulden, ein Kalb 2 ½ Gulden, ein Schaf 2 Gulden und ein Zentner Wolle 21 Gulden.

Dass den Frauen bei solchen Dienststellen auch Unbill und Gefahr drohte, belegt ein weiterer Fall aus den Klagakten.¹⁶ Barbara Ruppert aus Gissigheim trat um 1703 beim Dienstadter Schultheiß Velten Heffner in Dienst. Dessen lediger Sohn Jacob habe ihr *„Tag und Nacht an-gehangt“*, ihr die Ehe versprochen und sie schließlich *„zum Fall gebracht“*. Das Eheversprechen wurde jedoch nicht ge-

halten, Barbara Ruppert musste als allein-erziehende Mutter sehen, wie sie sich und ihr Kind ernährte und dessen Schulbesuch finanzierte. Deswegen wurde sie bei der Hospitalverwaltung mit der Bitte vorstellig, den Jacob Heffner anzuhalten *„dem Kindt seinen ehrlichen Nahmen zu geben, solches zu ernehren, seine Kleydung undt dergleichen zu schaffen“*. Der Ausgang dieser Angelegenheit bleibt leider auch hier offen.

Auch dafür, dass ein Eheversprechen gerichtlich eingeklagt werden konnte, findet sich ein Dienstadter Beispiel, nämlich aus dem Jahr 1736.¹⁷ Die Beamten des Erzbischöflich Mainzischen Kommissariats zu Aschaffenburg schrieben in der Angelegenheit der Agnes Kranz, der Tochter des Dienstadter Hirten, gegen Philipp Köhler an den Hospitalverwalter. Dieser solle den *„Beklagten zu Eheligung der Klägerin mit allen nöthigen Zwangsmitteln“* anhalten oder im Widerstandsfalle diesen an das Kommissariat ausliefern lassen. Allerdings hatte Köhler schon vier Jahre zuvor einer anderen Frau die Ehe versprochen. Da er Agnes Kranz partout nicht heiraten wollte, ging er *„stante pede“* beim Vikariat gegen das Urteil in Berufung. Man möchte sich gar nicht vorstellen, wie eine solche Zwangsehe im Alltag ausgesehen hätte.

Ein rechtschaffener Lebenswandel, ehrliche Herkunft und eheliche Geburt waren üblicherweise die Grundvoraussetzungen, um in einer Gemeinde als Bürger aufgenommen zu werden. Schultheiß und Gericht zu Dienstadt bezeugten dies 1616 auch Martin Häffner, der sich nach auswärts verheiraten wollte. Diesen sogenannten Geburtsbrief, zu dem man heute Führungs- oder Leumundszeugnis sagen würde, legte Häffner dem Gemeinderat seines neuen Wohnorts vor. Das Dokument wurde zu den Akten genommen



Abb. 6: Geburtsbrief für Martin Häffner aus Dienstadt.

Vorlage: Archivverbund Main-Tauber, StAWt-K G 20 U 213.

und findet sich daher heute im Stadtarchiv Freudenberg, wohin Häffner gezogen war.¹⁸ Solche Geburtsbriefe sind gerade für Familienforscher eine wunderbare Quelle, nennen sie doch in der Regel Kinder, Eltern und manchmal sogar die Paten des Antragstellers.

Sicher musste Häffner in Freudenberg ein Bürgereinzugsgeld bezahlen. In Dienstadt belief sich dieses auf sechs Gulden.¹⁹ Damit erwarb der neue Bürger einen Anteil an den allgemeinen Gütern, die der Dorfgemeinschaft zustanden. Dies konnte beispielsweise ein jährlicher Brennholzbezug aus dem Gemeindewald sein oder die Nutzung einer Allmende. Ein Zuzugswilliger musste zudem nach einem im Dienstadter Dorfrecht niedergeschriebenen mainzischen Erlass einen Bargeldbetrag von 90 Gulden mitbringen.²⁰ Vermögenslose hatten somit wenig Chancen, in die Dorfgemeinschaft aufgenommen zu wer-

den. „Bettelleute, deren es ohnedem genug gibt“, wie der Hospitalmeister 1736 konstatierte, stellten nämlich für eine Gemeinde durchaus ein finanzielles Problem dar, mussten mittellose Mitbürger doch von der Gemeinde unterstützt werden.

In den Geburtsbriefen wurde auch immer die Leibeigenschaftsfreiheit bzw. die erfolgte Ablösung dieses herrschaftlichen Rechts bestätigt. Auch die Dienstadter waren der Leibeigenschaft unterworfen. Man darf sich diese spätmittelalterliche Leibeigenschaft allerdings nicht so vorstellen wie die Sklaverei in Amerika. Auswirkungen hatte dieses Recht v.a. in finanzieller Hinsicht. Es musste eine jährliche Abgabe von den leibeigenen Personen an die jeweilige Leibherrschaft entrichtet werden. Bei einem Todesfall war ebenfalls eine Abgabe fällig, das sogenannte Besthaupt. Abgesehen davon gab es natürlich die Möglichkeit, sich von dieser Leibeigenschaft mit

einem größeren Betrag freizukaufen. Interessant am Leibeigenschaftsregister des Hospitals Tauberbischofsheim aus dem Jahr 1675 ist der Einblick, den dieses in Familienkonstellationen gewährt.²¹ Das Hospital repräsentierte in Dienstadt weitgehend, bis auf wenige Ausnahmen, die Leibherrschaft. Es sind daher fast alle Einwohner aufgeführt, zusammen 56 Familien bzw. Haushalte mit insgesamt 173 Personen. Eine Durchschnittsfamilie bestand dabei aus vier bis fünf Personen, nur ganze zwei Familien hatten eine große Kinderschar von acht Kindern. Unsere heutige Vorstellung kinderreicher Familien in früheren Jahrhunderten berücksichtigt freilich nicht die große Kindersterblichkeit jener Zeit.

Die Leibeigenschafts-, Zins- und Gültrechte des Hospitals Tauberbischofsheim, des Klosters Bronnbach und anderer kirchlicher Institutionen in Dienstadt bestanden bis ins 19. Jahrhundert. Der neue badische Staat – seit 1806 gehörte die tauberfränkische Region großenteils zum Großherzogtum Baden – förderte eine Ablösung dieser althergebrachten Feudal-lasten. Die Einwohner des Landes hatten diese ja zusätzlich zu den allgemeinen Landessteuern zu bezahlen. Noch 1766 hatten die Dienstadter beispielsweise das Recht des Klosters Bronnbach auf Lieferung von drei Malter Korn, einem Malter Hafer und 25 Kreuzern Zinsen anerkannt und diese Naturallieferung in eine *„auf ewige Zeiten und alljährlich auf heiligen*

Weihnachtstag“ abzuliefernde Barzahlung von 10 Gulden umgetauscht.²²

Die jährlichen Geldzahlungen an Weihnachten fanden mit dem Gültablösungsvertrag vom 10. September 1863 ihr Ende. Vertragspartner waren die Gemeinde Dienstadt und das Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim-Rosenberg als Rechts-nachfolger des Klosters Bronnbach. Gegen eine Einmalzahlung von 180 Gulden, also des 18-fachen Betrags, wurden die Einwohner Dienstadts von dieser *„ewigen Rentenzahlung“* befreit.²³ – Damit schließt sich der Kreis. Denn diese 549 Jahre, also gut 20 Generationen währende Zahlungsverpflichtung hatte mit der eingangs erwähnten Schenkung von 1314 ihren Anfang genommen.

Claudia Wieland ist seit 1990 Kreisarchivarin des Main-Tauber-Kreises und seit 2017 Kreisheimatpflegerin. Zum Aufgabengebiet des Kreisarchivs gehört die Betreuung der Bestände des Landkreises sowie der nicht fachlich besetzten Archive der kreis-angehörigen Gemeinden. Die Beratung der Kommunen in historischen Fragestellungen und historische Bildungsarbeit sind weitere Bestandteile des Aufgabenspektrums. Ihre Anschrift lautet: Staatsarchiv Wertheim, Bronnbach Nr. 19, 97877 Wertheim, E-Mail: claudia.wieland@la-bw.de.

Anmerkungen:

- 1 Für die Druckfassung leicht überarbeiteter Text des anlässlich des 700-jährigen Ortsjubiläums am 30.05.2014 in Dienstadt gehaltenen Festvortrags.
- 2 Vgl. <https://www.tauberbischofsheim.de/Lde/>

start/stadt+_politik/dienstadt.html (Aufruf am 20.07.2018).

- 3 Fundberichte aus Baden-Württemberg 7, S. 108.
- 4 Staatsarchiv Wertheim [künftig: StAWt]-R US 1314 Okt. 11.

- 5 StAWt-R US 1343 April 9.
- 6 Neumaier, Helmut: Geschichte der Stadt Boxberg. Boxberg 1987, S. 92.
- 7 Heinig, Paul-Joachim: Die Mainzer Kirche im Spätmittelalter (1305–1484), in: Jürgensmeier, Friedhelm (Hrsg.): Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte 1/1 (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte, Bd. 6). Würzburg 2000, S. 452.
- 8 Jürgensmeier, Friedhelm: Das Bistum Mainz. Von der Römerzeit bis zum II. Vatikanischen Konzil (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte, Bd. 2). Frankfurt 2. Aufl. 1989, S. 126.
- 9 StAWt-K LRA 50 Nr. 863.
- 10 StAWt-K LRA 50 Nr. 469.
- 11 Ebd.
- 12 StAWt-K LRA 50 Nr. 499.
- 13 Wie Anm. 10.
- 14 Ebd.
- 15 Ebd.
- 16 Ebd.
- 17 Ebd.
- 18 StAWt-K G 20 U 213.
- 19 Wie Anm. 9.
- 20 StAWt-K LRA 50 Nr. 1620.
- 21 StAWt-K LRA 50 Nr. 1619.
- 22 StAWt-R Lit. C Nr. 877.
- 23 StAWt-R Lit. C Nr. 1513.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte an, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – de Gruyter Oldenbourg – Elmar Hahn Verlag – Frankenbund – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de

Hans Wölfel: Ein Mann im Widerstand gegen die NS-Diktatur

In der ersten Nummer des Fränkischen Tages, die nach dem Zusammenbruch der Hitlerherrschaft und dem Ende des Zweiten Weltkrieges am 8. Januar 1946 erschien, schrieb Thomas Dehler, damals Generalstaatsanwalt am Oberlandesgericht Bamberg: *„Unsere Jugend muss des Schicksals des Hans Wölfel und der Umstände seines Todes immer eingedenk sein. [...] Hans Wölfel, der um der Wahrheit Willen einen ungerechten Tod erlitt, lehrt uns, die Wahrheit lieben und das Unrecht verachten, die Wahrheit bekennen, auch wenn sie den Machthabern nicht gefällt, und wissen, dass Unrecht Unrecht bleibt, auch wenn der Machthaber vorgibt, es nütze dem Volke und werde dadurch zum Recht. In diesem Geiste wollen wir einen neuen Staat der Freiheit, der Gerechtigkeit und des Friedens schaffen.“*¹

Thomas Dehler, der langjährige Freund Hans Wölfels, trug selbst das Seine dazu bei, dass dessen Gedenken in der Nachwelt verankert wurde. Er war Mitinitiator der Gedenktafel für Hans Wölfel im Treppenhaus des Oberlandesgerichtsgebäudes; er veranlasste, dass die Aschurne Wölfels vom Friedhof der Gefängnisanstalt Brandenburg-Görden nach Bamberg gebracht wurde; er veranlasste die Stadt Bamberg dazu, der Asche Wölfels ein Ehrengrab zu geben.

Das vergangene Jahr und auch 2020 geben Anlass, des Krieges und des Endes des Nationalsozialismus zu gedenken: 2019/2020 jährten bzw. jähren sich das Stauffenberg-

Attentat am 20. Juli 1944, die Befreiung des KZ Auschwitz am 27. Januar 1945 und das Kriegsende am 9. Mai 1945 zum 75. Male. Auch die Bamberger Öffentlichkeit schließt sich diesem Gedenken an.

In Zusammenarbeit mit der Stadt Bamberg errichtete die Willy-Aron-Gesellschaft ein Denkmal für die Bamberger Opfer des Nationalsozialismus, für den jüdischen Rechtsanwalt Willy Aron, für Claus Schenk Graf von Stauffenberg, für Hans Wölfel. Auch gründete sich ein Förderkreis zur Pflege des Erinnerns an Hans Wölfel e.V., und im Jahre 2016 erschien die Wölfelbiographie.

Die Vorfahren Wölfels stammen aus dem Itzgrund, aus Untermerzbach. Wölfels Großvater war Schneider. Seinen ältesten Sohn schickte er nach Bamberg in das Erzbischöfliche Knabenseminar Ottonianum; er wurde Priester. Sein zweiter Sohn erlernte das Schneiderhandwerk, ging, wie damals üblich, auf die Walz, kam bis nach Bad Hall in Oberösterreich und fand dort sein Glück: Er heiratete eine Einheimische, gründete ein Blumengeschäft für die Kurgäste der Stadt und wurde ein angesehener Bürger. Er hatte neun Kinder. Sein viertes, geboren am 30. März 1902, getauft auf den Namen Johann Wilhelm, schickte er zu seinem Bruder Johann Wölfel, dem Pfarrer von Ebing. Dort verbrachte Hans seine Kindheit und Jugend. Er war dort gut aufgehoben, denn die Haushälterin des Pfarrers wurde zur zweiten Mutter des heimwehkranken Buben.

In Erinnerung an jene Zeit schrieb Wölfel später – es ist mit „6. XI. 1925 Würzburg“ datiert – dieses Gedicht:²

*„Mutter, liebe, gute Mutter,
Warum bist Du mir so fern?
So wie Du, so treu und innig,
Hat mich keine Seele gern.*

*So wie Du, so küßt mich niemand,
Drückt mir warm und gut die Hand,
So besorgt schaun keine Augen,
wenn ich wandre aus dem Land.*

*Und wenn alle mich verlassen,
Du allein bleibst ewig treu,
Du vergibst, wenn andre rechten,
Du, Du liebst mich immer neu.*

*So, wie Du ist keine Liebe
Sei's in Freude oder Schmerz,
Mutter, liebe gute Mutter,
Du hast doch das beste Herz.“*

Pfarrer Wölfel schickte seinen Neffen auf das Alte Gymnasium in Bamberg. Wölfel wurde Zögling des Aufseesianums.

Den Ausbruch des Weltkrieges erlebte die studierende Jugend als eine nationale Erhebung. Wölfel war damals gerade zwölf Jahre alt, doch er wollte dabei sein, und mit den Jahren wuchs seine kindliche Kriegsbegeisterung zum Willen, Dienst für das Vaterland auch als Soldat zu tun. Er war überzeugt, dass Deutschland einen gerechten Krieg führe, die Feinde hätten Deutschland den Krieg aufgezwungen. Er wollte das Vaterland auch unter Einsatz des Lebens als Soldat verteidigen. Das war nicht verwunderlich, denn nicht nur an den Schulen, nicht nur am Alten Gymnasium in Bamberg, herrschte damals eine nationale und monarchische Stimmung: Auch sein Onkel, der Pfarrer von Ebing, war Monarchist, Nationalist und – das muss ebenfalls erwähnt werden – Antisemit. Er schrieb ein Tagebuch seiner Pfarrei und beschrieb darin das „Kriegsgeschehen“,

wie er es von seiner Warte aus sah und wie er es in seiner Pfarrei Ebing erlebte. Die Lektüre dieser Kriegschronik vermittelt dem Leser die politische Atmosphäre, in der Hans Wölfel aufwuchs.

Wölfel meldete sich zur Jugendwehr seiner Schule. Es war nicht nur Abenteuerlust, die Wölfel trieb, Soldat zu werden, es war eine tiefgründige nationale Gesinnung und die Überzeugung, dass der Krieg Deutschland von seinen Feinden aufgezwungen worden sei. Überdies war diese Überzeugung religiös begründet. Schon für den jungen Wölfel waren das Vaterland und Gott die höchsten Werte. Das Vaterland aber konnte von seinen Bürgern alles verlangen, auch den Dienst als Soldat bis zum Tode – wenn Staat und Vaterland auf Gottes Gebot und Weltordnung beruhte. Für den jungen Wölfel war dies der Fall, und daher meldete er sich, nachdem er gerade 17 Jahre alt geworden war, im April 1919, als Freiwilliger zum Freikorps Berthold, um die Kräfte zu bekämpfen, die seiner politischen Überzeugung nach den Zusammenbruch des Kaiserreiches herbeigeführt hatten: Sozialdemokraten und Kommunisten.

So marschierte Wölfel im Mai 1919 mit dem Freikorps Berthold nach München, um die bayerische Räterepublik niederzuschlagen. Als das Freikorps in München eintraf, war die Revolution jedoch schon vorbei. Wölfel hat also nicht an Kampfhandlungen teilgenommen. Im Herbst 1919 saß er wieder auf der Schulbank des Alten Gymnasiums. Er blieb jedoch Mitglied des Freikorps und setzte sich auch persönlich für dessen Ziele ein. Auch am Gymnasium war er aktiv. Bei der Einweihung des Denkmals für die gefallenen Schüler des Gymnasiums wurde er ausgewählt, als Vertreter der Schülerschaft zu sprechen, ebenso zur 50-Jahrfeier der

Reichsgründung im Januar 1921. Was er aus letzterem Anlass sagte, ging über die allgemeinen Vorstellungen der Zeit nicht hinaus, doch Wölfel nahm den Anlass wahr, seine persönliche Auffassung darzulegen. Er richtete eine höchst persönliche Aufforderung an seine Mitschüler: *„Kameraden! Wer ist schuld an unserer Not, dem sittlichen Tiefstand unseres Volkes? Fragt nicht immer, keiner will eine Schuld auf sich nehmen, doch trägt fast jeder daran.“*³ Wölfel weigerte sich also, die Schuld an der gegenwärtigen Lage einer unbestimmbaren Klasse der *„Kriegsgewinnler, Schieber u Wucherer“*⁴ zuzuschieben. Er machte vielmehr den einzelnen verantwortlich. Er wandte sich an das Verantwortungsbewusstsein seiner Mitschüler, jedes einzelnen, und forderte dessen Bereitschaft zu entsprechendem Handeln.

Dass Wölfel zum Sprecher der Schülerschaft auserwählt wurde, verweist nicht nur auf dessen nationale Gesinnung, sondern auch auf die gesellschaftlichen Fähigkeiten, die diesen jungen Mann auszeichneten: er war redegewandt, sicher im Auftreten und fest in seiner Überzeugung. Offensichtlich war es auch der Wille des jungen Mannes, in die Gestaltung des öffentlichen Lebens einzugreifen.

Allerdings zeigen die politischen Aktivitäten des jungen Wölfel, dass er auf dem besten Weg war, ein Rechtsradikaler zu werden. Warum wurde er es nicht? Die Antwort ist, dass Wölfel neben dem Vaterland noch einen anderen höchsten Wert kannte, nämlich den höchsten Wert einer religiösen Werteskala, Gott. Die religiöse Werteskala aber war, nach Wölfels Überzeugung, der irdischen übergeordnet und damit in allen Fragen letztlich entscheidend. Gott war der höchste Wert, und dem göttlichen Recht waren alle anderen gesellschaftlichen und staatlichen Werte unter-

geordnet. Das war die Richtschnur seines Lebens, das war das Kriterium, nach dem er alle anderen Forderungen, Zielsetzungen und Werte, mit denen er konfrontiert wurde, maß.

Wann sich der politische Wandel Wölfels von einem radikalen Nationalisten zum national gesonnenen, auf dem Boden des Rechts und der Religion stehenden Bürgers vollzog, ist schwer zu sagen. Es war kein Erweckungs- oder Wendeerlebnis, es war der Entwicklungsprozess des werdenden, reifenden, ins Leben ausgreifenden jungen Menschen.

Im Sommer 1922 immatrikulierte sich Wölfel zum Jurastudium in München und trat einer katholischen Studentenverbindung bei, der Ottonia im Kartellverband katholischer deutscher Studentenvereine. Im selben Jahr fand in München auch der 62. Deutsche Katholikentag statt. Es ist anzunehmen, dass Wölfel damals die Reden der führenden deutschen Katholiken hörte, des Oberbürgermeisters von Köln Konrad Adenauer und des Münchener Kardinals Michael von Faulhaber, und dass er sich von diesen begeistern ließ. Jetzt reifte in ihm der Entschluss, als Staatsbürger aktiv in das öffentliche Leben eingreifen zu wollen und es nach seinen katholischen Idealen zu gestalten.

Im Wintersemester 1922/1923 setzte Wölfel das Studium in Würzburg fort. Über sein Studium ist nichts Näheres bekannt. Besondere wissenschaftliche Bestrebungen hatte er offensichtlich nicht. Doch als Mitglied einer katholischen Studentenverbindung war er aktiv. Damals gründete sich an der Universität Würzburg der Katholische Akademikerbund, ein Zusammenschluss aller katholischen Studentenvereine, also der „Unitas“ (Verband der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas), des „KV“ (Kartellver-

band katholischer deutscher Studentenvereine) und des „CV“ (Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen). Der Zusammenschluss sollte jedoch nicht nur akademische Gruppen vereinen, er sollte alle katholischen Vereine jedweden Standes und jedweden Berufes umfassen. Ein hochgestecktes Ziel!

Wölfel war an der Führung des Katholischen Akademikerbundes maßgeblich beteiligt. Am 17. Januar 1924 hielt er die Gründungsrede des Bundes vor Vertretern der Universität und der Stadt Würzburg, des Kultusministeriums und zahlreicher katholischer Vereine. Es war ein erfolgreicher Start für ein aussichtsreiches Unternehmen! Am Pleicher Kirchplatz in Würzburg hatte es ein Sekretariat. Doch schon in Jahresfrist war es vorbei. Der Vorstand, und auch Wölfel, erklärten ihren Rücktritt.

In Bamberg gab es einen Altherrenzirkel des KV. Dieser veranstaltete jährlich einen „Vaterlandstag“, zu dem die Bamberger Abiturienten geladen waren. Auf dem Vaterlandstag des Jahres 1923 hielt Wölfel die Vaterlandsrede. Wölfel sagte: *„Kein KVer kann Mitglied einer nationalistischen Partei sein, die sich anmaßt, unserer religiösen Überzeugung Schranken zu setzen, weil sie nach ihrer Anschauung dem sittlichen Empfinden der germanischen Rasse nicht entspreche. Wir verweigern einer völkischen Bewegung jede Unterstützung, die den Völkerhaß von vorne herein zur Pflicht macht, schon allein deswegen, weil es unchristlich ist und auch alles was auf Haß und völkischem Egoismus aufgebaut ist, auf tönernen Füßen steht und zusammenbricht [...].“*⁴⁵ Das war eindeutig und kompromisslos, und es blieb Wölfels politisches Bekenntnis.

Maßgeblich beigetragen zu Wölfels Gesellschafts- und Politikverständnis hat das 1924 erschienene Buch von Hartmann

Grisar: „Der deutsche Luther im Weltkrieg und in der Gegenwart“. Wölfel hat es erworben und gründlich gelesen. Das zeigen die zahlreichen Unterstreichungen im Text und die Bemerkungen am Rand. Was Wölfel aus der Lektüre lernte? Wohl, dass die Kulturkampfzeiten noch nicht vorüber waren, und dass es für die Katholiken Deutschlands nach wie vor galt, die gesellschaftliche und politische Gleichberechtigung mit der protestantischen Mehrheit zu erstreiten.

Nach den üblichen acht Semestern legte Wölfel das Erste Staatsexamen mit durchschnittlichem Erfolg ab. Es folgte die zweijährige Referendarzeit am Oberlandesgericht Bamberg. Im zweiten Staatsexamen erreichte er wiederum einen Durchschnittsplatz.

Nun ist es wohl an der Zeit, nach Wölfels Privatleben zu fragen. Was beschäftigte ihn neben Studium und Studentenverein? Noch als Schüler am Alten Gymnasium hatte Wölfel Elisabeth, die Tochter des Lehrers Andreas Rauh in Pödeldorf kennengelernt. Als er das Abitur in der Tasche hatte, lud er sie zum Abschiedsball ein, und seitdem gingen beide gemeinsame Wege. Man mag einwenden, das sei eigentlich zu viel gesagt, denn wie bereits dargelegt, war die Studentenpolitik an der Universität Würzburg Wölfels Betätigungsfeld, Elisabeth aber war in Pödeldorf zu Hause und wartete auf ihren Bräutigam. Wie oft ging dieser – zu Fuß – den 8-km-Weg vom Bahnhof Bamberg durch den Hauptsmoorwald nach Pödeldorf? Elisabeth wartete auf ihren Bräutigam. Die langen Wartejahre verbrachte sie damit, die Reden ihres Geliebten in ein Tagebuch zu schreiben: die Reden des Schülers am Alten Gymnasium, die Verteidigungsrede des Freikorpskämpfers und die Reden, die Wölfel als Korporationsstudent hielt. So

gibt sie dem heutigen Leser gut Bescheid über Wölfels gesellschaftliche und politische Auffassungen, über seine tiefe Frömmigkeit und über seine Lust daran, Worte und Gedanken in gefällige oder auch gedankentiefe Verse zu bringen.

Tatsächlich hatte Wölfel auch eine poetische Ader: er konnte reimen und nutzte diese seine Fähigkeit, um gesellschaftlichen Ereignissen eine besondere Würze zu verleihen. Das gereimte Wort ging ihm offensichtlich leicht vom Mund. Dies zeigt auch das Gedicht, das er seiner Freundin Elisabeth zum Namenstag am 19. November 1923 schrieb:

*„Schau nicht auf diese kleinen Dinge,
Die ich zum Feste Dir gegeben.
Frag nur: Warum? Dann wird die Freude
Dich erst im Innersten beleben.*

*Frag diese zarten, dunklen Blüten,
Die liebend dir entgegen scheinen,
Sie werden es ganz leise flüsternd
Dem Herzen heimlich anvertrauen.*

*Und wenn sie gar zu leise sprechen
Und sie es Dir nicht deutlich sagen,
Dann kannst Du ja, Du mein Herzliebchen,
Am Schlusse mich ja selber fragen.“⁶*

Auch Naturschilderungen gelangen Wölfel. Im Grunde jedoch waren seine Gedichte eine Selbstschau. Indem Wölfel das Gedicht schrieb, wurde er sich seiner Person und seiner Eigenheit bewusst. Seine Gedichte sind wie ein Spiegel, in dem er sein Ich schaute und sich seiner eigenen Person versicherte.

„Der neue Mensch“, Wzbg. 20. I. 1925, fol. 91

*Mitten durch das Weltenchaos
Erdeborner Leidenschaften
Geht der Christ mit festen Schritten*

*Zielbewusst und ohne Zagen
Still, bescheiden, ohne Klagen
Seinen goldenen Weg der Mitte.*

*Aus dem Sumpf und Schmutz der Sünde
Blüht empor die Lotosblume.
Es berühr'n die Lilienkerne
Nicht die erdgeborenen Triebe.
Ihre reine, heilige Liebe
Legt sie vor des Schöpfers Throne.*

*Über öden Trümmerstätten
Irdischer Errungenschaften
Steht das Kreuz der Christen wieder.
Vor ihm knien in tausend Nöten
Die Verlass'nen, die da beten.
Vor ihm fällt ‚der neue Mensch‘ auch nieder!“⁷*

Elisabeth Rauh sammelte die Gedichte ihres Geliebten und hielt sie in der Reihenfolge ihres Entstehens mit feiner Schrift in einem „Poesiealbum“ fest. Der letzte Eintrag ist das Gedicht „Ergebung“, entstanden am 11. X. 1925, Würzburg.

*„Herrgott, nimm meine Seele
In Deine Vaterhand,
Form sie nach Deinem Willen
Und frei von allem Tand!
Nimm sie und schlage wacker drein
Und haue sie zu Fels und Stein,
Auf den Dein Glaube ist gestellt,
An dem der Lüge Meer zerschellt!
Herrgott, schlage drein!*

*Herrgott, halt meine Seele in ihrer Angst
und Not,
wenn alle sie verlassen, gib ihr das Morgenrot,
die Hoffnung auf dein Gnadenlicht, in
Finsternis verlaß mich nicht.
Gib ihr die Kraft die nie verzagt, auf daß
es leuchtend wieder tagt,
Herrgott gib Licht.*

Herrgott, führ meine Seele zu deinem Vaterherz

und trockne ihre Tränen, nimm ihrer Liebe Schmerz.

Schlag zu mit Deinem letzten Hieb! Ich hab nur eine große Lieb,

Sie soll für dich geopfert sein. Wenn du es willst, so schlage drein!

Herrgott, nur Deine Lieb!“⁸

Das also war der junge Wölfel, der Wölfel, der bei seinem Pfarreronkel im Dorf Ebing mit anderen Bauernburschen im bäuerlich katholischen Milieu zu Hause war, der als Gymnasiast am Alten Gymnasium in die humanistische, nationale und katholische Bildungstradition einer katholischen fränkischen Bischofsstadt hineingeführt wurde, der 17jährige Wölfel, der im Revolutionsjahr 1919 den Dienst für das Vaterland als Freikorpskämpfer leistete, der als Student nicht nur Rechtswissenschaft studierte, sondern aktiv in das öffentliche Leben eingreifen, die Gesellschaft nach seinen Grundsätzen demokratisch, national und christlich gestalten wollte. Er war kein Mitläufer. Er ging nicht einfach mit seiner Zeit, er wollte seine Zeit verstehen, und er wollte sie gestalten.

Doch auch er musste seinen Lebensunterhalt durch Arbeit verdienen, auch er wollte eine Familie gründen. Im Oktober 1929 übernahm er die Stelle eines Anwalts des Oberfränkischen Bauernvereins. Damit hatte er die Basis für Ehe und Familie gelegt. Hochzeit war im November 1929. Am 10. April 1931 kam die Tochter Irmgard zur Welt. Im Laufe der Jahre konnte sich Wölfel als Rechtsanwalt selbständig machen. Seine Kanzlei hatte er in der Bamberger Luitpoldstraße 16; im zweiten Stock des Hauses befand sich seine Wohnung. Wölfel hatte sich etabliert, und dabei hätte es bleiben können, wenn, ja

wenn, Wölfel ein Mensch gewesen wäre, der sich mit gesicherten wirtschaftlichen Verhältnissen zufrieden gab und sich in privater Atmosphäre zu Hause fühlte.

Zwei Sachverhalte waren es jedoch, die Wölfel nicht zur bürgerlichen Ruhe kommen ließen: Zum einen war dies sein Temperament, zum anderen sein Verständnis der Rolle des Bürgers als Staatsbürger. Was hatte er gesagt, als er als Schüler des Alten Gymnasiums die Ehre hatte, am 50. Jahrestag der Reichsgründung vor Lehrern und Schülern zu sprechen? Den Aufruf, den er damals an Schüler und Lehrer richtete, richtete er auch jetzt an sich selbst. Es drängte ihn, das öffentliche Leben zu gestalten.

Die gesamtgesellschaftliche Entwicklung Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg war in beständiger unruhiger Veränderung und verlangte nach gestaltenden Kräften. Wölfel sah, dass die Weimarer Republik von radikalen politischen Kräften, von Kommunismus und Nationalsozialismus, bedroht war, und gegen diese Bedrohung wandte er sich. Auch er wurde zum Politiker und trat in die Bayerische Volkspartei ein. Er übernahm keine Positionen, doch er wurde auf seine Art politisch aktiv: Er hielt Vorträge, vor den Abiturienten der Oberrealschule Bamberg, vor den Lehrlingen des St. Heinrichsvereins Bamberg und vor der katholischen Jugend Bambergs anlässlich der Reichstagswahl 1930.

Befreundet war Wölfel mit Georg Werthmann, dem späteren Militärgeneralvikar in Hitlers Wehrmacht, damals jedoch erst Kaplan der Pfarrei St. Martin. Am 7. September 1930 fuhren Werthmann und Wölfel nach Waischenfeld, wo der dortige Pfarrer Michael Schütz anlässlich der bevorstehenden Reichstagswahl eine Versammlung des Katholischen Jungmännervereins angekündigt hatte. Rund 350



Abb.: Der Bamberger Rechtsanwalt Hans Wölfel (1902–1944).

Jungmänner stellten sich ein und auch einige Braunhemden, SA-Männer in Uniform, unter ihnen Hans Schemm, der spätere Gauleiter der Bayerischen Ostmark. Es kam zum Wortwechsel, und unvermittelt entstand eine der damals nicht unüblichen ‚Saalschlachten‘. Die jungen Burschen drängten die Braunhemden zum Saal hinaus und die Treppe hinunter. Werthmann und Wölfel hielten ihre Reden.

Im Januar 1930 wurde das Ortskartell der katholischen Vereine Bambergs gegründet, ein Verband mit 50 Mitgliedsvereinen! Ein politisches Talent konnte daraus eine einflussreiche Organisation machen und das öffentliche Leben gestalten. Im Dezember 1931 wurde Wölfel Vorsitzender. Im März 1932 war Reichspräsidentenwahl. Hindenburg, Hitler und der

Kommunist Ernst Thälmann stellten sich zur Wahl. Wölfel konnte Ernst Muhler, den Pfarrer von St. Andreas, München, einen weithin bekannten Publizisten, zu einem Vortrag über den Nationalsozialismus gewinnen. Der Bericht des Fränkischen Tages kritisierte die antinationalsozialistische Einstellung des Redners, was wiederum den Leser Wölfel herausforderte. Im Bamberger Volksblatt wies er die Berichterstattung des Fränkischen Tages zurück und zitierte dabei Pater Ingbert Naab und dessen „Offenen Brief an Hitler“ vom 20. März 1932: *„Wer hat Hitler gewählt? Leute mit antirömischen Affekt! Die Masse der Suggestierten. Die wirtschaftlich Zusammenbrechenden. Die Feiglinge, die ihre Stellungen nicht verlieren wollten. Die Stellenjäger und zukünftigen Parteibuchbeamten. Menschen, die sich ihren Zahlungsverpflichtungen entziehen wollten. Eine Masse unreifer junger Menschen. Die Revolutionsmenschen. Die Untermenschen des Mordes und der Bedrohung des Nebenmenschen.“*⁹

Trotz allem, am 30. Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler, und am 5. März fand die letzte Wahl nach den Regeln der Weimarer Republik statt. Noch einmal stellten sich alle Parteien dem Wähler. Am Tag vor der Wahl schrieb Wölfel als Kartellvorsitzender im Bamberger Volksblatt: *„Aus ernster religiöser und vaterländischer Gesinnung müssen wir uns gegen dieses unverantwortliche Treiben wenden, und unsere Vereinsmitglieder und darüber hinaus den ganzen katholischen Volksteil und alle wahrhaft christlich gesonnenen Männer und Frauen warnen, durch Abgabe ihrer Stimmen zugunsten dieser radikalen Parteien deren Front zu stärken. Wir stehen zu den Männern und den Parteien, welche seit Jahren treu zu Kirche und Staat und zum Volke gehalten und mit Erfolg auch unsere Rechte vertreten haben. [...] Wir wählen jetzt*

erst recht [...] am 5. März nur Bayerische Volkspartei.“¹⁰

Doch die Bamberger wählten mehrheitlich die NSDAP. Diese erhielt 15.469 Stimmen, für die BVP stimmten 10.407 und für die SPD 5.125. In ganz Deutschland entschieden sich 44 Prozent der Wahlberechtigten für die die NSDAP. Damit hatte Hitler zwar nicht die absolute Mehrheit der Stimmen erhalten, doch eine Koalition mit der Deutschnationalen Volkspartei verschaffte ihm den Posten des Reichskanzlers. Innerhalb kürzester Zeit machten er und seine NSDAP Deutschland zu einem diktatorisch regierten Staat.

Wie lebte Wölfel zur Zeit der Hitlerdiktatur? Wölfel trat nicht in die ‚Partei‘ – die NSDAP, die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei – ein, obwohl dies von allen Personen mit öffentlicher Stellung gefordert war, doch er wurde Mitglied der NS-Volkswohlfahrt. In dieser Organisation betätigte er sich aktiv. Dem Nationalsozialismus aber stand er nach wie vor ablehnend gegenüber, und dafür war er auch bekannt.

Im August 1934 kam der Bamberger Buchhändler Ernst Schäfflein zu Wölfel und erbat dessen Hilfe. Die Gestapo hatte ein Bild beschlagnahmt, das er in seinem Schaufenster ausgestellt hatte. Es handelte sich um das graphisch gestaltete Programm der katholischen Jugend- und Jungmännervereine Deutschlands aus dem Jahre 1924. In der Angelegenheit schrieb Wölfel an den Erzbischof von Bamberg, Jacobus von Hauck: *„Es ist und muß das ehrliche Bestreben jedes deutschen Katholiken sein, an dem Wiederaufbau des neuen Staates mit allen Kräften mitzuarbeiten [...] Dieser Wille zur Mitarbeit wird aber bei einem verantwortungsbewußten Katholiken einer unlösbaren Hemmung unterworfen, wenn in diesem Staat es nicht mehr erlaubt*

*sein soll, der Losung zu folgen: Für Christus und ein neues Deutschland. [...] Die Beschlagnahme des Fuldaer Bekenntnisses ist geeignet, einen Zwiespalt zwischen den Pflichten gegenüber der Kirche und dem Staat heraufzubeschwören.“*¹¹ Wie der Bischof antwortete, ist nicht bekannt.

Der Fall Schäfflein verweist auf die politischen Zustände unter der Hitlerdiktatur. Er zeigt die Rat- und Machtlosigkeit aller Nicht-Nationalsozialisten gegenüber der Machtwillkür, mit der die neuen Herren regierten. Es brauchte außergewöhnliche Standhaftigkeit und Überzeugungstreue, wenn man der neuen Heilsbotschaft des Nationalsozialismus widerstehen wollte, allzumal diese Heilsbotschaften unter Androhung von Gewalt verkündet wurden, sollten sie nicht angenommen werden.

Wie weit muss man sich auf fremde Umweltverhältnisse einstellen, sie also bejahen und befolgen, wenn man in ihnen leben und sich selbst, die eigene Überzeugung, darin bewahren will? Das Gnadengesuch des Rechtsanwaltes Wölfel für Frau Anna Thäle ist wohl ein Lehrstück für diese Zweiseitigkeit: Einerseits Selbstbewahrung, Bewahrung der persönlichen Überzeugung, andererseits die Notwendigkeit der Anpassung, um die eigene Existenz zu behaupten.

Die in der Sutte wohnhafte Bambergerin, Anna Thäle wurde beschuldigt, eine staatsfeindliche Schrift besessen, gelesen und weitergegeben zu haben. Es handelte sich um eine Abschrift des „Offenen Briefes an den Herrn Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Josef Goebbels, unterzeichnet von Michael Germanicus“, eine sechsstellige regimekritische Schrift, die damals unter der Hand weite Verbreitung fand. Am 8. Oktober 1937 erfolgte die Anklage der Staatsanwaltschaft des Sondergerichts am Land-

gericht Bamberg gegen Anna Thäle wegen eines Vergehens nach § 2 Abs. 1 und 2 des Heimtückegesetzes vom 20. Dezember 1934. In der Hauptverhandlung am 8. November 1937 wurde sie zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten und zu den Kosten des Verfahrens verurteilt.

Wölfel reichte ein Gnadengesuch ein. Er führte aus: Die geltende Gnadenordnung wurde gegeben, *„weil es dem ureigsten und gesunden Empfinden des deutschen Menschen entspricht, im gegebenen Fall Gnade vor Recht walten zu lassen [...] Das gilt vor allem auf politischem Gebiete, wo derartige Gnadenakte als vornehmster Ausdruck des deutschen Wesens zahlreich in die Geschichte eingegangen sind. Diese große historische Linie des gnädigen Richters findet gerade in der deutschen Gegenwart ihre wesensbedingte und wesensgleiche Fortsetzung in den allgemeinen Gnadenerlassen des Führers bei großen geschichtlichen Ereignissen. [...] Die Ehre des Herrn Reichsministers Dr. Goebbels ist persönlich und politisch als ein hohes sittliches Gut der deutschen Volksgemeinschaft anzusehen. Das Urteil gegen Anna Thäle entspricht diesem Rechtsbedürfnis. Es würde den Vollzug der Strafe rechtfertigen, wenn es sich um bewußte Ehrverletzung handeln würde. [...]“*¹² *Anna Thäle pflegte in vorbildlicher Pflichterfüllung zwölf Jahre lang ihren Mann. Vier Jahre lang fuhr sie ihn täglich im Rollstuhl ins Büro, bis er ans Bett gefesselt blieb. Anna Thäle hat 11 Kinder geboren. [...] Drei von ihnen wurden Krankenschwestern. [...] Die Berufswahl der Krankenschwester bedeutet ein Höchstmaß von Aufopferung für andere. Frau Thäle dürfte auch aus einem anderen Grunde nicht staatsfeindlich behandelt haben: Ihr Sohn war parteizugehörig und zählte zur Zahl der ‚alten Kämpfer‘. Als er am 9. 10. 1935 tödlich verunglückte, geleitete ihn die Partei mit allen Ehren zu Gra-*

*be.*¹³ *Die Tätigkeit dieses jungen Mannes für seinen Führer dürfte über das Grab hinaus so weit den Dank der Partei und des Staates verdienen, daß man seiner armen Mutter Gnade für Recht gewährt. Ich appelliere mit Nachdruck an die vornehme Gesinnung der maßgeblichen Stellen.“*¹⁴ Am Schluss des Gnadengesuches heißt es: *„Die großzügige Linie der verantwortlichen Führer des Dritten Reiches in derartigen Fällen spricht dagegen, daß eine Mutter von 11 Kindern, die seit 5 Jahren Witwe ist und ihr ganzes Leben hindurch in vorbildlicher Weise für die Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder gesorgt hat, bei der gegebenen Sachlage an ihrem Lebensabend noch als Büßerin auf Monate im Gefängnis verweilen muß, nachdem sie bereits 17 Tage in Untersuchungshaft war.“*¹⁵

Das Gnadengesuch Wölfels wurde dem Bericht des Oberstaatsanwaltes an den Reichsminister der Justiz beigelegt. Das Reichsministerium der Justiz gewährte Strafaussetzung bis zum 31. Januar 1941.

Wölfel lebte das Leben eines damaligen Bürgers. Er wurde Besitzer eines Automobils. Die Sonntage verbrachte er in Ebing bei der Familie seiner Ziehmutter. Er trug dabei österreichische Lederhosen – im fränkischen Ebing eine auffallende Erscheinung.

Man kann annehmen, dass Wölfel den Anschluss Österreichs und die Gründung des Großdeutschen Reiches mit Freude begrüßte. Wölfel war immer national gesonnen. Das Vaterland war sein Ideal von Jugend auf. Doch auch als Anwalt, auch als Bürger im „Dritten Reich“ blieb er bei seiner Überzeugung, dass alle Maßnahmen des Staates und alles staatlich gesetzte Recht übereinstimmen müssen mit dem göttlichen Recht. An seiner religiösen Überzeugung, seinem Katholischsein, konnten die politischen Ereignisse und Erfolge nichts

ändern. Sonntags besuchte er die heilige Messe in seiner Pfarrkirche St. Gangolf. Seinen Stamplatz hatte er vor dem Kreuzaltar im nördlichen Querschiff. Dort hat ihn der Verfasser als Kind noch gesehen. Sein Vater sagte ihm: „*Schau 'nüber, dort sitzt der Wölfel*“.¹⁶ Warum sein Vater ihn auf Wölfel aufmerksam machte, darüber kann der Verfasser heute nur Vermutungen anstellen. Das Kreuz des Altars, ein spätgotischer Lebensbaum, hat sich Wölfel von dem Interieurmaler Karl Purrmann malen lassen.

Wölfel war zuckerkrank, weshalb er nicht zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Sein Kriegsdienst bestand darin, die Kanzleigeschäfte eingezogener Kollegen weiterzuführen. Das bedeutete eine starke Arbeitsbelastung. Im Juli 1943 suchte Wölfel Erholung bei dem Bruder seiner Frau, seinem Schwager Dr. Rudolf Rauh, der Archivar des Fürsten von Waldburg-Zeil war. Am 26. Juli 1943 fuhren die Wölfels und Hildegard Rauh zu deren Eltern nach Iggenau (Bad Wurzach). Nachmittags saß man bei Kuchen und Kaffee zusammen, als es klingelte. Vor der Haustür stand eine junge Frau, Liselotte Gerster aus Biberach. Sie war auf einer Radtour und wollte bei ihren Bekannten vorsprechen. Sie war willkommen in der Kaffeerunde. Wölfel unterhielt sich angeregt mit ihr, und offensichtlich fand er in der jungen Frau eine interessierte Zuhörerin. Liselotte Gerster war Mitglied im „Bund deutscher Mädchen“ gewesen und war, volljährig geworden, der Partei beigetreten. Ob Wölfel das wusste, als er mit ihr über politische Themen und militärische Tagesereignisse sprach, ist fraglich. Gerster sah die Dinge so, wie es von der Partei vorgeschrieben wurde, also wenig tatsachenbelastet, aber siegessicher. Wölfel schätzte die militärische Lage Deutschland wohl

etwas realistischer ein, zog aber den Endsieg der deutschen Truppen sicher nicht in Zweifel. Oder äußerte er sich vor der jungen Nationalsozialistin doch zu kritisch über die militärische Lage? Wie dem auch sei, es war ein gemütlicher Abend. Sowohl die junge Frau als auch Wölfels blieben zu Gast. Am nächsten Morgen trennte man sich in aller Freundlichkeit.

Liselotte Gerster aber muss sich viele Gedanken über Wölfel gemacht haben. Sechs Wochen später zeigte sie ihn an: Wölfel habe dies und jenes behauptet und dadurch ihre Siegeszuversicht in Frage gestellt.

Der Leiter der Gestapostelle Nürnberg, Kriminaloberassistent Josef Kühhorn, meldete die Sache dem Reichssicherheitshauptamt. Dieses ordnete die Verhaftung Wölfels an. Am 12. Oktober 1943, früh 7 Uhr läutete es an der Haustür, und zwei Polizeibeamte holten Wölfel ab. Sie gaben ihm gerade noch so viel Zeit, dass die Tochter die Mutter aus der Morgenmesse in St. Gangolf holen konnte. Wölfel wurde durch die Adolf-Hitler-Straße (Lange Straße) über die Untere Brücke zum Landgerichtsgefängnis in der Sandstraße geführt und dort inhaftiert. Das Verhör durch Kriminaloberassistent Kühhorn fand nachmittags von 3 bis 7 Uhr statt. Am Ende erklärte Wölfel: „*Es trifft tatsächlich zu, daß ich mich heute über nähere Einzelheiten der mit der Gerster geführten Unterhaltung nicht mehr entsinnen kann [...] Soweit ich in der Lage bin, Angaben zu machen, habe ich dies getan, wobei ich jederzeit abstreite, daß ich mit meinen Ausführungen staatsfeindliche Absichten zu verwirklichen versuchte. Ich gebe zu, daß ich in den Jahren vor der Machtübernahme ein fanatischer Gegner des Nationalsozialismus war und diesen auch heute in einzelnen Punkten aus religiösen Gründen nicht restlos zustimmen kann.*“¹⁷

Erschöpft unterschrieb er das Protokoll, ohne es nochmals durchzulesen.

Erst in den nächsten Tagen wurde Wölfel bewusst, in welcher Gefahr er sich befand, und verfasste eine zweite Darstellung seines Gesprächs mit Gerster, in der er ausführlicher und genauer auf die gegen ihn erhobenen Vorwürfe einging. Am 9. November wurde Wölfel nach Berlin Moabit gebracht. Wölfels Berufskollege und Freund Thomas Dehler übernahm die Führung der Kanzlei Wölfels und verschaffte Wölfel einen Rechtsanwalt in Berlin.

Am 24. Februar 1944 stand Wölfel vor dem Volksgerichtshof. Vorgeworfen wurden ihm *„defaitistische Äußerungen gegenüber einer jüngeren Volksgenossin, Wehrkraftzersetzung und Feindbegünstigung“*.¹⁸ Das Urteil wurde einstimmig gefällt. Es lautete auf Tod.

Der § 5 der Kriegssonderstrafrechtsverordnung, mit dem das Urteil begründet wurde, sah auch mildere Strafmöglichkeiten vor. Tatsächlich endeten auch viele Prozesse ähnlicher Art mit der Verhängung von Freiheitsstrafen. Warum im Fall Wölfel die Todesstrafe verhängt wurde, lässt sich nicht feststellen.

Nach dem Urteil! Wie verbrachte Wölfel die Stunden, Tage, Monate in seiner Zelle?

Eine Person, deren Identität nicht mehr festgestellt werden kann, verschaffte ihm ein Missale. Dieses Missale ist erhalten und liegt im Archiv des Erzbistums Bamberg. Wölfel las es täglich, das heißt, er feierte täglich die heilige Messe. Was ihm die Messtexte sagten, machte er deutlich, wie er das immer gemacht hatte, wenn ihn etwas, was er las, ansprach: Er unterstrich es und fügte am Rand eine persönliche Bemerkung hinzu. Daraus kann man erkennen, dass Wölfel sein Leben und

sein Schicksal als eine ‚Nachfolge Christi‘ verstand.

Im Jahre 1923, Wölfel war damals Student in Würzburg und Mitglied einer katholischen Studentenverbindung, schenkte ihm ein Alter Herr Romano Guardinis Schrift: *„Der Kreuzweg unseres Herrn und Heilands“*, ein Büchlein, das damals in katholischen Kreisen weit verbreitet war. Wölfel las darin und er las auch das folgende: *„Was er [der Christ] braucht, sind Gedanken und Anregungen, die ihm helfen, täglich sein Kreuz auf sich zu nehmen und in dieser mühseligen, nüchternen Arbeit den Mut nicht zu verlieren.“*¹⁹ Wölfel hat es – wie immer, was ihm besonders zusagte – unterstrichen. Nun wurde sein Lebensende ein Weg zum Schafott. Man darf annehmen, dass Wölfel ihn als Mann und Christ gegangen ist.

In Bamberg muss sich die Nachricht, dass Wölfel zum Tode verurteilt worden sei, in Windeseile verbreitet haben. Der Bamberger Parteiführung wurde es jetzt bewusst, dass mit diesem Urteil doch etwas schiefgelaufen war. Oberbürgermeister und Kreisleiter Lorenz Zahneisen schrieb ein Gnadengesuch an die Parteileitung in Berlin; es blieb jedoch, wie auch die Gnadengesuche und Leumundszeugnisse zahlreicher Bamberger Bürger, erfolglos. Eine gewisse Frau Elisabeth Rudhart, eine entfernte Verwandte des Reichsführers SS und Reichsminister des Inneren Heinrich Himmler, sammelte 200 Unterschriften für Ihre Bitte um Gnade bei Himmler, doch auch sie bemühte sich vergeblich.

Die Hinrichtung erfolgte am 3. Juli 1944. Die bevorstehende Hinrichtung wurde Wölfel eine Stunde zuvor mitgeteilt. Über den Verlauf der Hinrichtung liegt das offizielle Protokoll vor. Das Fallbeil fiel um 15.56 Uhr. Wie hat Wölfel seine letzte Lebensstunde verbracht? Was

Christa Thomas über das Ende Wölfels schreibt – ein Priester habe ihm noch die Kommunion reichen können und Wölfel sei der letzte in einer Reihe von 14 Todeskandidaten gewesen – lässt sich nicht belegen. Man kann aber annehmen, dass Wölfel in christlicher Überzeugung gefasst in den Tod ging. Die Leichen der Hingerichteten wurden in Brandenburg-Görden verbrannt, die Urnen auf dem dortigen Gefängnisfriedhof beigesetzt.

Am 10. Juli 1944 fand in der Pfarrkirche Wölfels, St. Gangolf in der Theuerstadt, der Trauergottesdienst für Hans Wölfel statt. Der damalige Diözesanjugendseelsorger Jupp Schneider hielt das Requiem. Er lehnte das schwarze Messgewand ab und wählte das rote. Rot ist die liturgische Farbe der Märtyrer.

Im Januar 1946 wurde das Oberlandesgericht Bamberg wiederbegründet. Die Wiederbegründung war der Anlass, Wölfels zu gedenken. Präsident Lorenz Krapp enthüllte die Gedenktafel für Hans Wölfel im Treppenaufgang des Gerichtsgebäudes. Sie trägt die Inschrift: „*Vindex. Juris. Perit.*“ – Er musste sterben, weil er das Recht verteidigte. Diese Inschrift geht wohl auf Krapp, der ein umfassend gebildeter Mann war, zurück.²⁰

Thomas Dehler, der Generalstaatsanwalt des neu gegründeten Oberlandesgerichts, veranlasste, dass die Aschurne Wölfels vom Gefängnisfriedhof Brandenburg-Görden nach Bamberg gebracht wurde. Frau Gertrud Stranz, eine Verwandte Wölfels, Reichspostangestellte in Berlin, brachte die Urne im Rucksack vom Gefängnisfriedhof Brandenburg-Görden durch die sowjetische Besatzungszone nach Bamberg. Am 3. Juli 1947, dem dritten Todestag Wölfels, erfolgte die Beisetzung seiner Aschurne in einem Ehrengrab der Stadt Bamberg.

War Wölfel ein Widerstandskämpfer?

Mit dem Wort ‚Widerstand‘ und ‚Widerstandskämpfer‘ geht die Öffentlichkeit heute etwas großzügig und auch gedankenlos um. Nochmals sei auf den Fall Ernst Schäfflein verwiesen. War es Widerstand, dass Schäfflein das Bekenntnis der katholischen Jugend in seinem Schaufenster der Öffentlichkeit zur Schau bot? Ja, denn es war eine Form des öffentlichen Bekenntnisses und des Protestes. Er, Ernst Schäfflein, stimmte in gewissen Angelegenheiten mit der Meinung und den Maßnahmen der Partei des NS-Staates nicht überein und zeigte dies auch. War es Widerstand, dass sich seit November 1942 einige Bamberger Bürger in unregelmäßigen Abständen in ihren Wohnungen trafen, um über ..., ja worüber sprachen sie denn?

Christa Thomas, die schon 1947 eine Biographie Hans Wölfels veröffentlichte, nennt als Themen: „*Die Anwendung der christlichen Grundsätze im Leben. Die restlose Durchführung des Rechts. Die Jugendverführung im Hitlerreich. Die kommende Not der Jugend*“.²¹ Sind das politische Themen, Aufforderungen zum Widerstand, Umsturzpläne? Entscheidend war, dass man von einander wusste, dass man sich aufeinander verlassen konnte, dass man bereit war, sich der Aufgabe eines Wiederaufbaus Deutschlands unter Einsatz des Lebens zu stellen.

Wer waren die Personen, die sich trafen? Doch gut bürgerliche Menschen, gediegene Juristen und verantwortungsbewusste Geistliche: Georg Angermeier, Justitiar der Diözese Würzburg, und Hans Wölfel, Lorenz Krapp, Landgerichtspräsident, sowie Hans Heinrich Sommerock, Richter am Landgericht, der Jugendseelsorger Jupp Schneider und die Franziska-

nermönche Bruno und Herigar Mekes. Hätte die Gestapo etwas davon erfahren, die Betroffenen wären sofort verhaftet worden und einem ungewissen Schicksal ausgesetzt gewesen. Ihr Mut und ihre Bereitschaft, nach dem abzusehenden Zusammenbruch des „Dritten Reiches“ politische Verantwortung zu übernehmen und dazu beizutragen, einen neuen Staat zu schaffen, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Der politische Neubau Deutschlands nach dem Zusammenbruch des Hitlerreiches wurde von Männern wie die der Wölfelgruppe geleistet.

Im Grunde aber ist das, was jene unter außergewöhnlichen Bedingungen taten, nichts anderes als das, was auch heute von jedem Staatsbürger gefordert wird: Die Verpflichtung jedes Bürgers, sich zu informieren über die Geschehnisse im öffentlichen Leben, sich Gedanken zu machen über die Probleme des öffentlichen Lebens und mitzuwirken bei der Gestaltung des öffentlichen Lebens.

Nicht Rückzug in die Privatsphäre und ein selbstgenügsames Leben ohne Gedanken daran, dass jeder von den gesellschaftlichen und staatlichen Leistungen abhängig ist, ist die Lebensweise Wölfels gewesen. Vielmehr wollte Wölfel teilnehmen und gestalten: Das Wohl des Vaterlandes, das in göttlichem Recht gründet, war von Jugend an sein Ziel. Dieses Ziel konnte zu Wölfels Zeiten nur unter Einsatz des Lebens verwirklicht werden. Heute leben wir im Frieden, in einem Rechtsstaat, in einer Demokratie. Friede, Freiheit und Recht aber verwirklichen sich nicht von selbst. Sie müssen verwirklicht werden von jedem Staatsbürger. Das fordert Verständnis und Bejahung, möglicherweise auch persönlichen Einsatz und Verzicht. Danken wir Männern wie Hans Wölfel, dass wir heute diese Ideen weitgehend verwirklicht ha-

ben. Nehmen wir uns ein Vorbild an diesen Männern damit auch unsere Zukunft in ihrem Geiste gestaltet wird.

2016 erschien eine Biographie zu Hans Wölfel. Der Buchdeckel zeigt eine eigenartige Farbgebung für ein Opfer des Nationalsozialismus. Kein dunkles Braun oder Rostbraun, kein Blutrot, auch kein liturgisches Violett. Im Gegenteil: ein lebendiges, hoffnungsvolles Grün. Es ist das Grün des Bamberger Friedhofes und darin das Ehrengrab Hans Wölfels. Darüber liegt Grau, leeres, helles Grau. Ein krummes, fragwürdiges Kreuz – offensichtlich zwei schmale Tuchstreifen – liegt darin. Die Tuchstreifen tragen eine Inschrift: „Hans Wölfel 7.7.44“. Es sind die zwei Tuchstreifen, die die Aschurne Wölfels verschlossen. Grau und Grün sind die Farben des Buchdeckels. Grau steht für die Aufgabe, die Ungewissheit der Zukunft zu gestalten. Grün steht für die Hoffnung, dass wir die Zukunft nach den Grundsätzen gestalten, für die Hans Wölfel gestorben ist.

Dr. phil. Alwin Reindl (geb. 1930 Amberg/Opf.) studierte die Fächer Deutsch, Geschichte und Englisch an der Universität Würzburg. 1968 Promotion zum Dr. phil. Seit seiner Pensionierung als Studiendirektor nach 40jähriger Dienstzeit am Franz-Ludwig-Gymnasium (Neuen Gymnasium) Bamberg 1995 ist er bestrebt, die Märtyrer des 20. Jahrhunderts aus dem Erzbistum Bamberg, insbesondere Alfred Heiß aus Triebenreuth bei Stadtsteinach und den Bamberger Rechtsanwalt Hans Wölfel, einer möglichst breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen. Seine Anschrift lautet: Am Weingarten 5, 96117 Memmelsdorf, E-Mail: alwin.reindl@t-online.de.

Literatur:

- Bocksch, Mechthildis (Hrsg.): Hans Wölfel 1902–1944. Ein Bamberger im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Leben und Erinnerung. Bamberg 2004.
- Braun, Lothar: Hans Wölfel als Korporationsstudent, in: Mainfranken-Blätter. Nachrichtenblatt der K.St.V Mainfranken und des KV-Philisterzirkels Nr. 99 (April 2012), S. 10–13.
- Braun, Lothar: Hans Wölfel und sein politischer Prozeß, in: 144. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (2003), S. 399–410.
- Reindl, Alwin: Hans Wölfel – Rechtsanwalt. Katholik. Gegner des Nationalsozialismus. Ein Bürger Bambergs. Hrsg. v. Förderkreis zur Pflege des Erinnerns an Hans Wölfel e.V. Bamberg 2016.
- Reindl, Alwin: Hans Wölfel als Anwalt vor dem Sondergericht Bamberg, in: 149. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (2013), S. 291–320.
- Zeißner, Werner: Hans Wölfel, in: Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts. Hrsg. im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz von Helmut Moll. Paderborn 1999, Bd. I, S. 87–90.
- zialismus. Ein Bürger Bambergs. Hrsg. v. Förderkreis zur Pflege des Erinnerns an Hans Wölfel e.V. Bamberg 2016, S. 264.
- 2 Reindl: Wölfel (wie Anm. 1), S. 31.
- 3 Ebd., S. 53.
- 4 Ebd., S. 49.
- 5 Ebd., S. 70.
- 6 Ebd., S. 97.
- 7 Ebd., S. 207.
- 8 Ebd., S. 212f.
- 9 Ebd., S. 138f.
- 10 Ebd., S. 140.
- 11 Ebd., S. 165.
- 12 Ebd., S. 174f., nach Staatsarchiv Bamberg, Rep. K 105, Sondergericht Bamberg, Abgabe 1996, Nr. 864.
- 13 Staatsarchiv Bamberg [StAB], Rep. K 105, Sondergericht Bamberg, Abgabe 1996, Nr. 864.
- 14 Reindl: Wölfel (wie Anm. 1), S. 175.
- 15 StAB, Rep. K 105, Sondergericht Bamberg, Abgabe 1996, Nr. 864.
- 16 Reindl: Wölfel (wie Anm. 1), S. 122.
- 17 Ebd., S. 222.
- 18 Ebd., S. 236.
- 19 Ebd., S. 84.
- 20 Ebd., S. 260f.
- 21 Thomas, Christa: Das Leben Hans Wölfels, des Bamberger Blutzeugen. Nürnberg–Bamberg–Passau 1947.

Anmerkungen:

- 1 Thomas Dehler, in: „Neuer Fränkischer Tag“ v. 08.01.1946; Reindl, Alwin: Hans Wölfel – Rechtsanwalt. Katholik. Gegner des Nationalso-



halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Hartmut Schötz

Die Architektur des Ansbacher Schlosses

Das Ansbacher Schloss, heute der Sitz der Regierung von Mittelfranken, dessen Schauräume nach wie vor museal genutzt werden, wandelte sich von einer gotischen Wasserburg an der Mündung von Rezat und Onolzbach als Fortifikation der Stadt durch Umbauten verschiedener markgräflicher Hofbaumeister vor und nach dem Brand von 1710 in ein barockes Residenzschloss. Wir erfahren, wen die Figuren auf der Balustrade darstellen und wer das Deckenfresko im Festsaal geschaffen hat.

Phasen zum Baubestand

Charakteristisch zur Baugeschichte ist das weitgehende Fehlen von Abbildungen und Plänen. Die ältesten Darstellungen stammen aus der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts (1557 und 1589).

Die gotische Wasserburg an der Mündung der Rezat und des Onolzbaches existierte 1397 bis 1409 als Fortifikation der Stadt errichtet von den Bürgern. Die Stadt entwickelte sich in Richtung Süden und Osten und hatte am Ende des Mittelalters den Umfang der heutigen Residenz zum Teil überschritten.

Als Burggraf Friedrich I. von Brandenburg (1371–1440) 1397 den Hof erwarb und ihn seiner Gemahlin Elisabeth von Bayern-Landshut (1383–1442) als Wittwensitz verbriefte, war die „*Veste*“ in einem bewohnbaren Zustand. Sie hatte damals schon die Lage der späteren Markgrafenresidenz. Ihr wurde 1417 eine Schlosska-

pelle hinzugefügt. Als die Neustadt 1450 angelegt wurde, errichtete man in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auch eine neue Stadtmauer. Dabei wurden Gebäudeteile unterschiedlicher Zeiten zu einem Baukörper zusammengeschlossen.

Die gefundenen Pläne zum Schlossbau stammen aus dem 18. Jahrhundert und zeigen die Residenz nach der Umgestaltung in eine Vierflügelanlage. Sie war ein Komplex aus verschiedenen Bauteilen. Der prachtliebende Markgraf Albrecht Achilles (1414–1486) verlegte seine Residenz im 15. Jahrhundert vollständig und dauerhaft nach Onolzbach, und seine Mutter, die oben erwähnte „Schöne Else“ von Bayern, zog mit ihrer Hofhaltung auch nach Onolzbach, wo sie 1442 verstarb. Aus Köln an der Spree schrieb im Jahre 1471 Albrecht an seine Räte zu Onolzbach, man solle dafür sorgen, dass der Schlossbau tüchtig fortschreite. Der junge Fürst veranstaltete hier 1482 und 1485 zwei glänzende Turniere. Während der Regierungszeit des Albrecht Achilles (1440–1486 in Ansbach) wurde die Burg um einige Gebäude erweitert und im 15. Jahrhundert eine neue Befestigung errichtet. Der Neubau der Stadtmauer verschob das östliche Stadttor an die Nordwestfront des Schlosses.

Eine weitere wichtige Schlossbauphase war die unter Hans Behaim d.Ä. (1455/60–1538) um ungefähr 1528. Behaim war von 1522 bis 1528 Stadtbaumeister, ab 1528 unterstützt von seinem Sohn. In den Jahren 1587/1588 wurde unter Albrechts Urenkel Markgraf Georg Friedrich d.Ä. (1539–1603) eine Vielzahl von

Baumaßnahmen zunächst von Blasius Berwart (1530–1589), der zuvor auch in Königsberg im Herzogtum Preußen gewirkt hatte, und dann nach 1580 von Baumeister Gideon Bacher (1565–1619) aus Ulm durchgeführt. Man begnügte sich in der Hauptsache damit, das äußere Erscheinungsbild des mittelalterlichen Baukomplexes nach den Vorstellungen der nordeuropäischen Renaissance umzugestalten.

Markgraf Georg Friedrich ließ schließlich im Jahre 1565 den größten Teil des alten Schlosses abbrechen und in folgenden Jahren ein neues an dessen Stelle ausführen. Dieses präsentierte sich als ein teils vier-, teils zweistöckiges Quadrat mit der Hauptachse gegen Westen. In jeder Ecke war ein Turm eingebaut; außerdem erhob sich im östlichen Teil ein hoher Turm, derjenige der Schlosskapelle. Der ganze Bau war von Wasser umgeben und hatte mehr das Aussehen einer Burg als eines Schlosses.

Kurz vor 1725, vor seiner Umgestaltung in eine regelmäßige Vierflügelanlage,

zeigte sich das Schloss immer noch als ein Geviert aus unterschiedlichen Bauteilen. Bei der Umgestaltung zur regelmäßigen Vierflügelanlage im 18. Jahrhundert sollten dann fünf Baumeister an der Verwandlung des Ansbacher Schlosses mitwirken: Gabriel de Gabrieli, die Brüder Karl Wilhelm und Karl Friedrich von Zocha, Leopoldo Retti sowie Johann David Steingruber.

Die erste Bauperiode von 1694 bis 1716 ist dem Architekten Gabriel de Gabrieli (1671–1747) (Abb. 1) zuzuordnen. Er errichtete am Schloss zu Ansbach die Hofgalerie der Nordostfront und zwei Bogenstellungen an der Nordwestseite, wobei ihm als Vizebauinspektor der Hofmaurer Johann Braunstein zur Seite stand. Unter Gabrieli wurde weiterhin der Haupteingang des Schlosses von der Reitbahnseite auf die Südostfront verlegt. Zwischen den Jahren 1695 und 1703 konnte Gabrieli keine eigentlichen Baumaßnahmen durchführen; vielmehr erfolgten mit den sogenannten „Grünen Plänen“ nur Planungen. Nach Christian Eichinger sollten sich die beiden

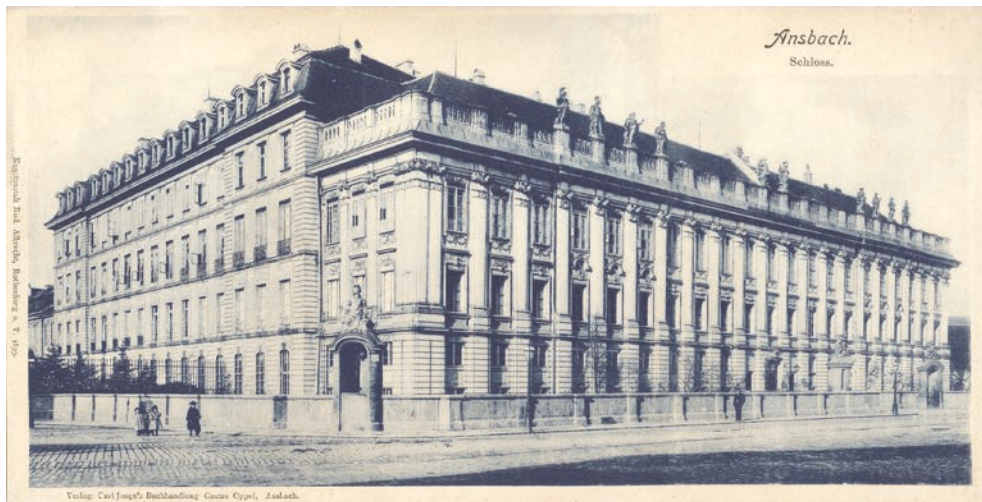


Abb. 1: Die markgräfliche Residenz zu Ansbach.

schon existierenden Flügel im Nordosten und Nordwesten symmetrisch spiegeln und eine trapezförmige Vierflügelanlage entstehen lassen. Für die gelungene Gestaltung des Schlosshofes belobigte Markgraf Wilhelm Friedrich (1686–1723) 1709 den Baumeister Gabrieli.

Schlossbrand

Am Abend des 26. April 1710 wurde die Schlossanlage durch einen Brand stark beschädigt. Da das Feuer aber glücklicherweise nur auf der Südostseite wütete, blieben die von Gabrieli ausgeführten Bogenstellungen im Hof verschont. Am 2. März 1713 begann Gabrieli dann mit dem Bau des im Südosten vorgelagerten Traktes.



Abb. 2: Der Architekt Gabriel de Gabrieli (1671–1747).

Schon unter Markgraf Wilhelm Friedrich hatte der Umbau mit dem Hof, in dem Gabrieli die alten Galerien erneuerte, indem er ihnen Arkaden vorlegte, begonnen. Gabrieli plante, vor dem alten Südwesttrakt der Residenz eine Riesenfront von 21 Achsen Länge und vier Achsen Tiefe zu errichten. Von 1709 bis 1715 wurden aber zunächst nur die östlichen neun Achsen aufgeführt. Der Fortgang des Schlossbaues verzögerte sich auch wegen Streitigkeiten zwischen dem Bauschreiber Müller und Gabrieli. Schließlich verließ Gabrieli im Januar 1716 den Ansbacher Hof und ging als fürstbischöflicher Baumeister nach Eichstätt. Dort entstanden neben dem Domportal zahlreiche eigenständige Bauten.

Gabrieli ist in Ansbach mit der Renaissance-Ausgangssituation und ihren Elementen sehr spielerisch umgegangen. Dabei hat er einzelne Ideen dieser Periode nicht einfach nachgebaut, sondern nur in Anspielungen zitiert. So werden beispielsweise Arkaden mit aufstrebenden, hervorgehobenen Pilastern unterbrochen.

Noch im gleichen Jahr ernannte der Markgraf Karl Wilhelm von Zocha zum Obristbaudirektor. Allerdings verstarb dieser nach guten zwei Jahren im Amt schon im Dezember 1718 in Lyon in Frankreich. Daraufhin wurde sein jüngerer Bruder Karl Friedrich von Zocha (1683–1749) dessen Nachfolger. Er war seit März 1719 Obristbaudirektor der Markgräfin Christiane Charlotte (1694–1729), die 1725 für den Schlossbau 60.000 Gulden aus ihrem Privatvermögen zur Verfügung gestellt hatte. 1726 wurde durch Zocha mit der Errichtung eines neuen Marstalls (siehe Abb. 3) am Schloss weitergebaut. Zwar wurde noch im Jahre 1729 die 1417 errichtete und 1622 erweiterte Schlosskapelle abgebrochen, da die kunstsinnige



Abb. 3: Luftaufnahme des Ansbacher Schlossareals.

Markgräfin Christiane Charlotte aber am 25. Dezember 1729 verstarb, blieb der Baufortgang ein weiteres Mal stecken. Erst im Jahre 1732 unter ihrem Sohn, dem Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich (1712–1757), wurde der Bau fortgeführt.

Unter diesem Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich, dem sog. „wilden Markgrafen“, trat die Residenz in Ansbach in ihre letzte Bauetappe. Zunächst wurde der von Zocha begonnene Südwestflügel bis ins Jahr 1731 unter Dach und Fach gebracht, und spätestens 1735 war die Außenfront des Nordwesttraktes fertiggestellt. Bis 1738 waren der Arkadenhof und alle Außenfronten vollendet. Leitender Baumeister dieser Phase war Leopoldo Retti (1704–1751). Trotz seiner italienischen Herkunft und französischer Schulung gehört Retti ganz dem deutschen Spätbarock an. Von

März 1740 bis zum Jahre 1742 zog sich der Abbruch des alten Marstalls hin. Retti zog schließlich 1749 nach Stuttgart, wo er 1751 verstarb. Sein Nachfolger im Amt, jedoch nicht in der Bezahlung, wurde der Bauinspektor Johann David Steingruber (1702–1787), der schon unter von Zocha und Retti am Schloss tätig gewesen war. Im Jahre 1755 errichtete Steingruber eine neue Schlossbrücke über die Rezat. Zur Tätigkeit Steingrubers ist festzustellen, dass es sich bei ihnen wohl vorwiegend um Ausbesserungsarbeiten handelte. In der preußischen Zeit, zwischen den Jahren 1771 bis 1806, hielt der Klassizismus seinen endgültigen Einzug in die Ansbacher Residenz. Am 20. Mai 1806 ergriff dann König Maximilian I. Joseph von Bayern (1756–1825) Besitz vom Fürstentum Ansbach.



Abb. 5: Prudentia (Klugheit) mit Spiegel und Schlange.

Die Figuren auf dem Ansbacher Markgrafenschloss

Der Hauptbau der Markgrafenresidenz besteht aus einer einheitlichen, trapezförmigen Vierflügelanlage, dem der sogenannte Gabrielibau vorgelagert ist. Dieser ist um eine Geschosshöhe niedriger ausgeführt als die anderen Flügel. Gabrieli hat die Südostseite zur Hauptfront entwickelt. Der Fassadentrakt (Corps de Logis) der Residenz wurde dazu dem alten Südostflügel der Wasserburg vorgeblendet. Der Bildhauer Charles Charpentier schuf 1731 die vier Statuen über dem vom Platz aus gesehenen linken Seitenrisalit, nämlich von links nach rechts Minerva, Mars, Fortuna/Juno und Imperator/Jupiter. Im folgenden Jahr 1732 skulptierte er die beiden Trophäen über dem Hauptportal.

Die Figuren der Gruppe auf dem rechten Seitenrisalit stellen hingegen Justitia (Gerechtigkeit), Hercules, Prudentia (Klugheit) und Mucius Scaevola dar. Diese Figuren waren bereits 1756 so beschädigt, dass sie damals von dem Bildhauer Johann Christoph Berg (1729–1807) instandgesetzt werden mussten. Die Deutung dieser Figuren ist kunsthistorisch umstritten.

In einem Artikel der Fränkischen Landeszeitung vom 7. September 1956 wurden die Figuren der rechten Gruppe als Justitia (Gerechtigkeit), Hercules, Vanitas (Eitelkeit, Hoffahrt) und Mucius Scaevola gedeutet. Die Justitia ist die Grundlage des Staates: „*Justitia est fundamentum regnorum.*“ Die Göttin der Gerechtigkeit steht mit dem Schwert, der Waage und einer Maske an erster Stelle von links.

Die folgende Figur wurde damals als die „Eitelkeit“ (Vanitas) missdeutet. Dazu verführte wohl, dass sie in ihrer rechten Hand einen falsch verstandenen Spiegel hält. Dabei wurde übersehen, dass schon spätestens seit der „Iconologia“ (1603) des



Abb. 4: Charpentiers Statuen auf dem linken Seitenrisalit der Ansbacher Residenz. Vom Dach aus gesehen von links nach rechts: Imperator/Jupiter, Fortuna/Juno, Mars und Minerva.



Abb. 6: Herakles oder Hercules. Foto vom 31.08.1956.

Cesare Ripa (um 1555–1622) die Tugend der Klugheit mit den Symbolen des Spiegels und der Schlange charakterisiert wird.

Höchst eigenartig ist der aus der Antike gewählte Repräsentant des Starkmutes. Bei ihm handelt es sich um eine Gestalt, die aus der römischen Heldensage der frührepublikanischen Zeit genommen ist: Der junge Held Mucius Scaevola, der „Linkshand“, verbrannte nach der Sage, als sein Mordanschlag auf den etruskischen König Porsenna fehlgeschlagen war und dieser ihn gefangen nehmen ließ, seine Hand im Feuer, um seinen Mut zu beweisen. Daraufhin ließ der davon tief beeindruckte König ihn frei und gab auch die Belagerung Roms auf.

Auf der linken Seite steht das Herrscherpaar des Götterstaates Jupiter (Imperator) mit dem Römeradler, der auch zum

Wappentier des ansbach-brandenburgisch-preußischen Staates geworden war und Juno (Fortuna), seine Gemahlin. Ihr zu Füßen sitzt der Löwe als Sinnbild der Kraft und Stärke. Das Götterpaar mag damit das Herrscherpaar des Markgrafenstaates repräsentieren. Ihm zur Seite stehen die Gottheiten, d.h. die göttlichen Mächte und Gewalten, auf die sich der Staat stützen muss: die Wehrhaften, dargestellt durch Mars und der Wissenschaft und Technik, dargestellt durch Minerva mit der Eule und Büchern zu ihren Füßen, aber auch mit Helm und Lanze. Damit scheinen schon an der Fassade thematische Anspielungen auf, die dann Carlo Carloni (1686–1775) in seinem allegorischen Deckenfresko „Die Gute Herrschaft“ des Markgrafen Carl Wilhelm Friedrich 1734 ebenfalls aufgriff, als er unter Hinweis auf die Tugenden die Regierung des Markgrafen malerisch zu verherrlichen hatte.

Hartmut Schötz begann nach seiner Bundeswehrzeit seine Tätigkeit 1981 beim Bezirk Mittelfranken. 1986 wurde er Mitarbeiter des damaligen Bezirksheimatpflegers Dr. Kurt Töpner, mit dem er auch von 1989 bis 2003 die jährlich erschienenen Begleitbände zu den Denkmalprämierungen des Bezirks Mittelfranken zusammenstellte. Seit 1981 schreibt er heimatgeschichtliche Beiträge für die „Fränkische Landeszeitung“, das „FRANKENLAND“ sowie weitere Organe. Über die jüngere Geschichte seiner Heimatstadt Ansbach erschienen zahlreiche Veröffentlichungen. Seit 2017 ist er auch Ansbachs Stadtheimatpfleger. Seine Anschrift lautet: Feuchtwanger Straße 9, 91522 Ansbach, E-Mail: haschoetz@googlemail.com.



Abb. 7: Der Festsaal mit dem Deckenfresko von Carlo Carlone.

Literatur:

Eichinger, Christian: Zur Architektur des Ansbacher Schlosses. Privatdruck 2014.

Bachmann, Erich: Residenz Ansbach. München 1962.

Martin, A.: Versuch einer Sinndeutung der Figuren auf dem Ansbacher Markgrafenschloss. Schriftsatz von 1956.

Erich Schneider

Geschichten und Geschichte rund um die Alte Kitzinger Mainbrücke

Von Anfang an bildeten die Brücke über den Main und die Stadt Kitzingen eine Einheit. Seit 1338 ist sie sogar als Bild im Siegel der Stadt belegt und ziert bis heute das Wappen Kitzingens. Die Brücke verbindet die Stadt mit der Gärtnerstadt Etwashausen. Sie war aber auch ein wichtiger Grenzposten. Über die Brücke zogen seit dem Mittelalter Reisende, Händler und häufig genug auch Kriegsvolk; zuletzt wurde sie 1945 sogar gesprengt. Manchmal, wie bei der Einweihung der Kreuzkapelle oder dann, wenn die Reichskleinodien auf ihrem Weg zur Kaiserkrönung nach Frankfurt über sie transportiert wurden, war sie auch Bühne glanzvoller Staatsakte.

Die Alte Kitzinger Mainbrücke gehört zu den drei mittelalterlichen Steinbrücken am mittleren Main in Unterfranken. Aber ausgerechnet Friedrich Bernbeck, der allseits geschätzte Kitzinger Chronist, führt uns beim Alter der Mainbrücke auf eine falsche Fährte. Er behauptet, dass ein König Pippin in der Mitte des 8. Jahrhunderts auf Wunsch seiner Schwester Hadeloga in 32-jähriger Bauzeit diese „*herrliche steinerne Brücke mit gewölbten schwibögen*“ habe errichten lassen, damit „*andächtige Leute*“ das um das Jahr 745 von Hadeloga¹ gestiftete Kloster besuchen könnten.² Leider hat die Geschichtsschreibung die Errichtung der Kitzinger Mainbrücke durch den im Jahr 768 verstorbenen Vater Karls d.Gr. nicht bestätigen können. Das hat den

Volksmund freilich nie daran gehindert von ihr stets als der „Pippins-Brücke“ zu sprechen. Früh schon vermischen sich somit bei diesem Bauwerk Geschichten und Geschichte. Das bietet jedoch eine willkommene Gelegenheit, in einer Art Bilderbogen einen Überblick über das wechselvolle Schicksal dieser Mainbrücke im Lauf der Jahrhunderte zu versuchen.

Beim Kitzinger Benediktinerinnenkloster und der zugehörigen Ansiedlung führte eine der wichtigen mittelalterlichen Handelsstraßen von Frankfurt über Würzburg sowie Nürnberg und Regensburg über den Main. Erstmals erfahren wir um das Jahr 1070 aus einem Besitzverzeichnis von einer Fährde über den Fluss, die den Nonnen damals einen jährlichen Ertrag von vier Pfund Silber erbrachte.³ Im Laufe der Zeit scheint diese Fährde dem zunehmenden Verkehr aber nicht mehr genügt zu haben, weshalb im späteren 13. Jahrhundert eine Brücke über den Fluss errichtet worden ist. Die Kitzinger Brücke ist also jünger als die Würzburger, die Meister Enzelin im Episkopat des Bischofs Embricho bereits im Jahr 1130 erbaut hatte.⁴ Auch in Ochsenfurt gab es 1133 schon eine – vermutlich hölzerne – Brücke, deren Ausführung in Stein für 1254 erstmals schriftlich bestätigt ist.⁵

Die älteste urkundliche Erwähnung der Kitzinger Brücke stammt aus dem Jahr 1300. In dem Dokument versprach ein Crafo von Hohenlohe zur Verhütung künftigen Schadens auf dieser Brücke, keine heizbare Badestube zu errichten.⁶ Da die Brücke somit offensichtlich nicht feuersicher war, kann man schließen, dass da-



Abb. 1: Ältestes Kitzinger Stadtsiegel, 1338.
Staatsarchiv Würzburg, WU 5239.

Foto: Staatsarchiv Würzburg.

mals wenigstens ein Teil von ihr aus Holz und nicht aus Stein erbaut war.

Zugleich mit der Brücke ist im Jahr 1300 auch Kitzingen als Stadt erstmals archivalisch fassbar. Die junge, bereits mit einer Mauer befestigte „Civitas“ und die Mainbrücke waren so eng miteinander verbunden, dass die Bürger im Jahr 1338 für ihr ältestes erhaltenes Stadtsiegel eine Darstellung der Mainbrücke wählten: Sie zeigt im Hochoval eine mit fünf Zinnen bewehrte, auf drei Pfeilern ruhende Brücke mit zwei Schwibbögen und deutlich ausgeformtem Mauerwerk. Noch bis in die Gegenwart ziert die Mainbrücke Siegel und Wappen Kitzingens.⁷

Wie man auf der Vogelschauansicht des Malers Georg Martin von 1628 sehen kann, behielt man auf der Etwashäuser Seite bewusst ein kurzes Stück aus Holz bei, das man im Verteidigungsfall rasch abwerfen konnte, um Feinde daran zu hindern, in die Stadt einzudringen. Aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs wissen wir zum Beispiel, dass die hölzerne Brücke im Jahr 1641 auf Befehl des Würzburger Fürstbischofs wegen Kriegsgefahr eingerissen werden musste.⁸

Aber auch ohne kriegerische Bedrohung war die Mainbrücke regelmäßig gefährdet. Für das Jahr 1443 berichtet der Chronist Friedrich Bernbeck von ihrer Beschädigung durch Eisgang:⁹ Nach einem harten Winter hatte sich das im Frühjahr brechende Eis „allenthalben vor die Brücke gelegt, daß sich das Wasser daran geschwellet und in die Stadt über den Markt [...] bis ans Rathaus drang.“ Da auch „ganz Etwashäuser und das Siechhaus in eitel Wasser gestanden, dass die Leute auf die Dächer geflohen,“ fürchtete man um das Leben der Bewohner des Siechhauses. Daher ist der Ratsherr Jobst Berbing „zu Roß über die Brücke geritten,“ um diese zu bergen. „Kaum aber ist er von der hölzernen Brücke nächst vor dem Brückenturm abgeritten gewesen, da hat das große Eis dieselbe hinweggestoßen [...] Man hat sich selbigmal kaum eines größeren und gräßlicheren Wassers in Kitzingen erinnert, wo sich das Eis so gewaltig an die steinerne Brücke gelegt und das Wasser so hoch daran geschwellet, daß man um die Brücke große Sorg gehabt.“

Ungeachtet solcher Katastrophen machten diese Brücke über den Main, die dort verlaufende Fernstraße und nicht zuletzt das Frauenkloster Kitzingen zu einem Juwel im Hochstift Würzburg. Das weckte auch die Begehrlichkeiten der Ansbacher Markgrafen, die sich über Jahrhunderte

mit dem Bischof um den Titel eines Herzogs – und damit um die Vormacht in Franken – stritten. Markgraf Albrecht Achilles nutzte im Jahr 1440 die wieder einmal drängenden Finanznöte der Würzburger und zwang den Bischof dazu, ihm die Stadt zu verpfänden. Ungeachtet des vertraglich vereinbarten Rechts der ewigen Wiedereinlösung Kitzingens blühte

die Stadt unter den Markgrafen auf und wurde mit diesen 1522 ebenfalls evangelisch. Niemand glaubte mehr daran, dass der Würzburger Bischof jemals die gewaltige Pfandsomme von 39.000 Gulden wieder aufbringen könnte.

Einer Auseinandersetzung von 1477 um Reparaturen an der Mainbrücke entnehmen wir Hinweise darauf, wie sich de-

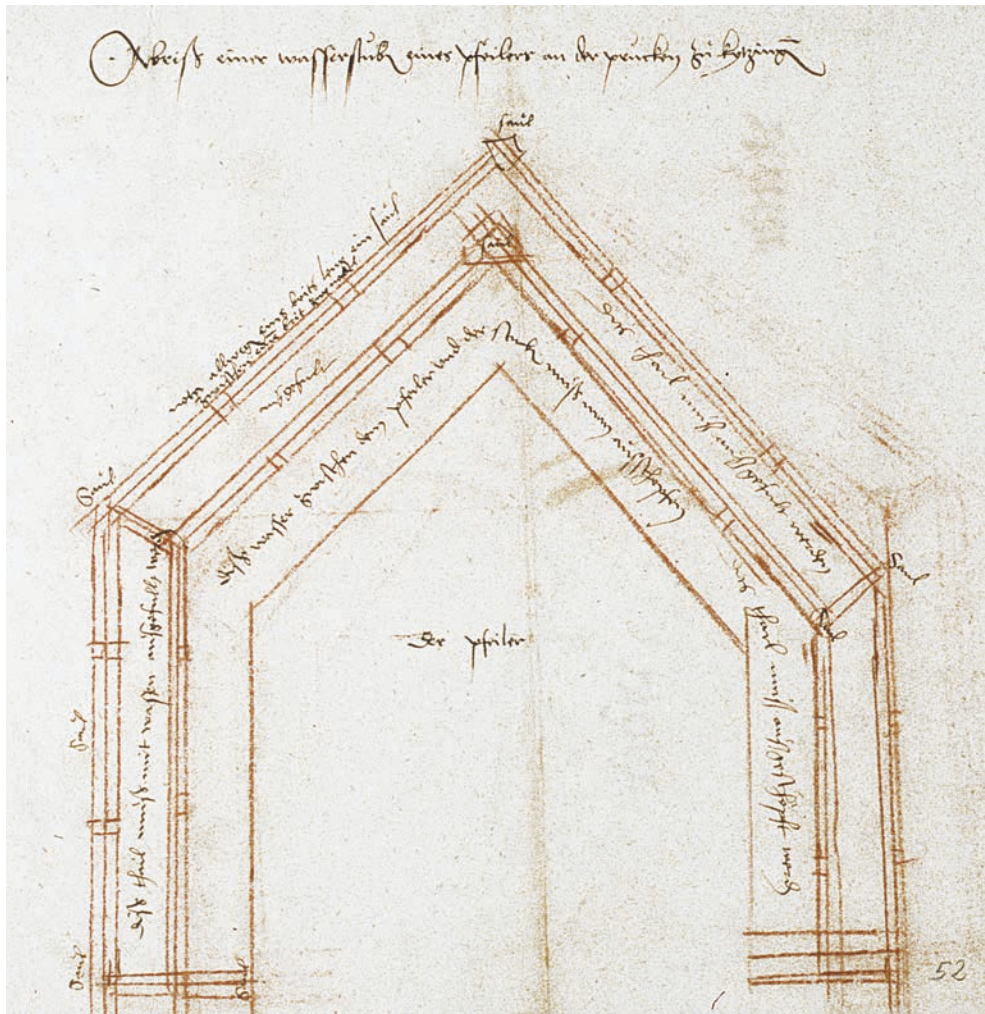


Abb. 2: „Abriß einer wassertube eines Pfeilers an der Prucken zu Kitzingen“, 1577. Staatsarchiv Würzburg, Gericht 242, S. 51f.

Foto: Staatsarchiv Würzburg.

ren Einkünfte zusammensetzten.¹⁰ Danach hatte die Äbtissin des Klosters altem Herkommen zufolge das Recht, einen Brückenmeister einzusetzen. Zu dessen Aufgaben gehörte es, die *„bruckenguter, nemlichen die bruckenberge und ander weingarten, die zu der brucken gehören, auch zwei heusser bei dem heiligen grabe, einen morgen holz im burgerholz inhaben, die nutz davon, auch den zole uf der brucken fursparen und niergent anderswo hinwenden, sundern die brucken davon in guten, redlichen beuen und wesen halten“* zu sollen.¹¹ Der Fonds zur Reparatur der Kitzinger Mainbrücke gründete sich somit aus dem Brückenzoll sowie aus dem Erlös zahlreicher Liegenschaften, die ein Brückenmeister im Auftrag des Frauenklosters verwaltete.

Wenige Jahre später übertrug Kaiser Friedrich III. 1488 den Markgrafen Friedrich und Siegmund von Brandenburg diese Einkünfte der Mainbrücke zu Kitzingen mit dem förmlichen Auftrag, sie *„ietzo und füran peulich und wesentlich zu halten“*.¹² Offenbar nahmen die neuen Herren es mit der Baulast an der Brücke aber nicht ganz so ernst. Als 1546 größere Schäden zu reparieren waren, suchten sie die Kosten wenigstens teilweise von *„unserer gnedigen Herrschaft und gemainer Stat und Landschaft zu und umb Kitzingen“* auf *„aller Reichsstende untertanen“* abzuwälzen.¹³ Obwohl der Brückenzoll für die Reparatur nicht reichte, durfte aus den Einkünften des 1544 säkularisierten Kitzinger Klosters lediglich der Wein, der in den Klosterkellern nicht mehr gelagert werden konnte, für die Reparatur der Brücke verkauft werden.

Wie wir aus diversen Berichten wissen, waren durch Hochwasser oder Eisgang verursachte Schäden an der Brücke gar nicht so selten. Zum Beispiel hat sich für das

Jahr 1577 im Staatsarchiv Würzburg der *„Abriß einer wasserstuben eines Pfeilers an der prucken zu kytzingen“* erhalten.¹⁴ Diese für das 16. Jahrhundert als Vorbereitung eines Bauwerks noch recht seltene Federzeichnung wurde anlässlich der erneuten Ausbesserung von *„zwen ganz bußwirdigen [– also beschädigten –] Pfeilern“* angefertigt, die aus den Einkünften des aufgehobenen Klosters finanziert wurde.¹⁵

Nehmen wir nach diesen zwei Pfeilern wieder die ganze Brücke in den Blick. Obwohl wir in der realistischen Darstellungsweise im Siegel von 1338 durchaus so etwas wie ein Porträt dieser Brücke sehen dürfen, stammt die älteste, kurze Beschreibung der Kitzinger Mainbrücke doch erst aus der Zeit um 1500. Damals suchte der deutsche Humanist Ladislaus Sunthaym die Mainstadt auf und notierte sich unter anderem, dass es *„da ain schöne stainerne pruckhen mit ettlichn swigpogen“* gibt. In heutigem Deutsch ausgedrückt, beschrieb Sunthaym *„eine schöne steinerne Brücke mit mehreren gewölbten Bögen“*.¹⁶ Im Fortgang des Textes finden sich weitere Angaben. Danach hatte sie *„17 gewölbte Schwibbögen“* und zwei Türme: den Brückenturm und den Masantzerturm gegen die Vorstadt Etwashausen.¹⁷

Vervollständigen wir diese wenigen Sätze über die Kitzinger Brücke aus der Zeit um 1500 mit den zwei Generationen später von Friedrich Bernbeck verfassten Zeilen:¹⁸ Danach reichte sie von der sogenannten Burg auf der Stadtseite *„mit gewölbten Schwibbögen bis an den äußeren Brückenturm“* gegen die Vorstadt Etwashausen zu. Auf dem äußeren, von Sunthaym *„Masantzerturm“* genannten Brückenturm wohnte ein Türmer, zu dessen Aufgaben es gehörte *„Reiter anzuzeigen und anzublasen. Von da führt“*, so Bernbeck weiter, *„eine hölzerne Brücke, auf drei*



Abb. 3: Unbekannter Künstler (Johann Heinrich Zang?), Kopie nach Georg Martins Vogelschau-ansicht von Kitzingen von 1628, frühes 19. Jahrhundert. Städtisches Museum Kitzingen, Inv. Nr. kiz02294. Foto: Städtisches Museum Kitzingen.

von gehauenen Quaderstücken erbauten Pfeilern ruhend, über den Main bis gen Etwashausen.“ Den Brückenzoll „sammelt einer, der mitten auf der Brücke in einem Zollhäuslein sitzt.“

In Ergänzung dieser Beschreibungen ziehen wir das Bild der Mainbrücke aus der 1628 von Georg Martin nach Anweisung von Salomon Codomann gemalten Ansicht von Kitzingen aus der Vogelschau im Staatsarchiv Nürnberg heran.¹⁹ Zunächst finden wir die von Sunthaym um 1500 gezählten 17 Bögen der Brücke nicht und entdecken lediglich elf gemauerte Gewölbe, die 1628 den Main über-

spannten. Auf festem Grund sind noch zwei Bögen zu erkennen, die das stadtseitige Mainufer queren. Möglicherweise gab es weitere Bögen, die die Brückenbahn zum tiefer liegenden Markt fortsetzten und auf der von Martin gewählten Perspektive durch die Häuser verdeckt sind. Vielleicht hatte sich Sunthaym aber auch einfach verzählt?

Das Gemälde wird durch die von dem Kitzinger evangelischen Dekan Salomon Codomann verfasste „Topographia Kitzingae“ ergänzt, in der der Verfasser der Mainbrücke ein ganzes Kapitel gewidmet hat.²⁰ Von Etwashausen kommend, passierte der

Reisende zunächst das äußere Brückentor mit einem Torhaus, das der Rat der Stadt Kitzingen 1467 hatte neu erbauen lassen. Aus der Bernbeck-Chronik erfahren wir, dass „von Rathes wegen damals Baumeister Thomas Heule“ war.²¹ Dazwischen lag ein erster gemauerter Schwibbogen. Darauf folgte der 1552 neu errichtete Hohe Brückenturm, den wir schon als Masantzerturm kennen gelernt haben. Er wies als Besonderheit eine Schlaguhr auf, die Zeiger sowohl gegen die Vorstadt als auch nach Kitzingen hin besaß. Auf den Turm folgten zehn „von Quaterstücken aufgeführte [...] bis an das mittlere Brückentor und äußere Stadtmauer reichende Schwibbogen samt beiderseits zwischen denselben beigelegten Pfeilern.“ Zwischen dem fünften und sechsten Bogen erhob sich das Zollhaus mit ziegelgedecktem Krüppelwalmdach. Der nächste Brückenpfeiler war Ort der „Clo-

aca Publica“, wenn man so will: Kitzingens erste Toilette mit Wasserspülung! Auf dem folgenden Pfeiler hatten die Stadtväter 1574 einen Naschkorb errichtet. Wein-, Obst- oder Gemüsediebe bestrafte man dadurch, dass der in den Käfig eingesperrte Delinquent in den Main getaucht wurde. Am Kitzinger Mainufer bildete dann das 1523 erbaute mittlere Brückentor mit seinen fünf Zinnen den Zugang zur Stadt. Dieses wurde 1864 abgebrochen. Auf zwei weitere Schwibbogen folgte schließlich die „hohe Burck“. Der in den Jahren 1606 und 1607 erneuerte Turm mit seiner schiefergedeckten Haube diente zu Codomanns Zeiten als markgräfliche Amtsregistratur.

Auch die wohl bekannteste historische Ansicht der Stadt Kitzingen von 1648 in Matthäus Merians „Topographia Franconiae“ bestätigt im Wesentlichen das von Codomann beschriebene Aussehen der

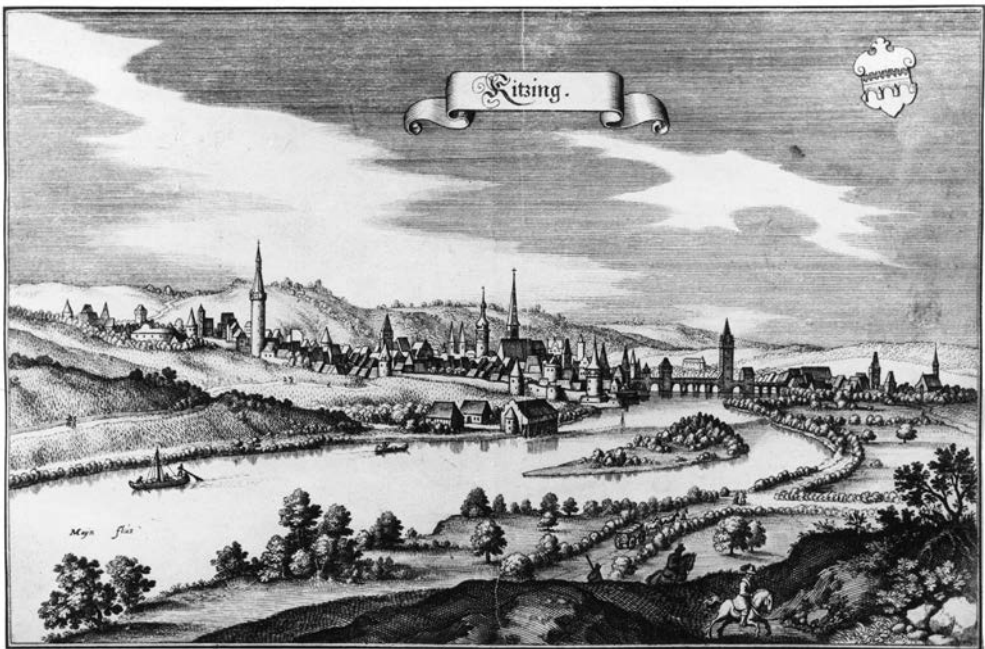


Abb. 4: Matthäus Merian, Kitzingen, 1648.

Privatbesitz.



Abb. 5: Torhaus und äußeres Brückentor auf der Mainbrücke, vor 1891.

Bildarchiv Foto Marburg, Nr. X 123885.

Mainbrücke.²² Obwohl sich äußerlich kaum etwas geändert hat, war Kitzingen inzwischen doch zum Hochstift Würzburg zurückgekehrt. Mitten im Dreißigjährigen Krieg hatte Fürstbischof Adolf von Ehrenberg 1629 die Ansbacher Pfandschaft wieder eingelöst und rund 1100 Bürger, die nicht zum katholischen Glauben zurückkehren und evangelisch bleiben wollten, zum Verlassen der Stadt gezwungen. Viele von ihnen mögen diese Flucht aus der Heimatstadt über die Mainbrücke angetreten haben.

Gleichgültig aus welcher Himmelsrichtung sie die Stadt darstellten, auch spätere Ansichten von Kitzingen kamen nie ohne die Darstellung der Mainbrücke aus. Schauen wir uns zum Beispiel die beiden von Lorenz Schmidt 1705 beziehungsweise 1706 geschaffenen Veduten etwas genauer an. Der Gebäudebestand mit Toren und Türmen hat sich nur scheinbar nicht verändert. Wir wissen nämlich, dass Fürstbischof Johann Philipp von Greiffenklau (1699–1719) im Jahr 1700 das Brückentor auf der Etwashausener Seite prunkvoll

hatte erneuern lassen. Obwohl dieses Tor mit allen anderen damals noch vorhandenen Aufbauten auf der Mainbrücke 1891 abgebrochen worden ist,²³ hat sich wenigstens eine frühe Fotografie davon erhalten.²⁴ Das von Pfeilern gesäumte und mit einer Bandrustika bewehrte Tor wies im dreieckigen Giebel oberhalb einer Fratze das Wappen Greiffenklau auf. Auf dem Giebel waren zahlreiche Rüstungen, Kanonen und sonstiges Kriegsgerät in der Art von Trophäen versammelt. Sie sollten etwaigen Feinden davon künden, wie viele schon daran gescheitert waren, Kitzingen zu erobern.

Wenn wir die Brücke auf Lorenz Schmidts Kitzinger Vedute von 1705 noch etwas genauer betrachten, dann entdecken wir in der Mitte des Flusses nach dem sechsten Schwibbogen stadteinwärts eine aus Holz gezimmerte Brückenbahn. Die vom gleichen Autor gezeichnete Ansicht der Stadt aus der Vogelschau aus dem Jahr 1706 weist an dieser Stelle eben-

falls einen hölzernen Aufbau auf, der von einer damals durchgeführten Reparatur der Brücke zeugt. Möglicherweise hängt die für das Jahr 1710 überlieferte Sanierung der Brücke damit zusammen.²⁵

Als 1744 wieder einmal ein Pfeiler der Mainbrücke durch Hochwasser beschädigt worden war, kümmerte sich kein Geringerer als der große Balthasar Neumann um die Reparatur und eilte im März nach Kitzingen, um den Schaden „bei fallendem Wasser [zu] besichtigen“.²⁶ Als man schließlich im Oktober Spundwände gesetzt hatte und der Pfeiler trocken lag, konnte Neumann in rund drei Metern Tiefe das Widerlager eines Schwibbogens sichern und den Vorpfeiler instand setzen. Im Mai 1745 besserte der Baumeister auch noch das schadhafte Brückenpflaster aus. Von weiteren Reparaturen an der Kitzinger Mainbrücke hören wir 1766, als der Kitzinger Maurermeister Geiger daran arbeitete. 1769 wurden die fünf mittleren Bögen der Brücke unter der Leitung von



Abb. 6: Lorenz Schmidt, Vedute von Kitzingen, 1705 bzw. nach 1737.

Privatbesitz.

Franz Ignaz Michael Neumann neu erbaut.²⁷ Die Ausführung besorgte damals der Kitzinger Maurermeister Kleinholz. Trotz einiger Schäden hielt die Mainbrücke aber dem großen Hochwasser von 1784 im Wesentlichen stand.²⁸

Im Laufe des 18. Jahrhunderts hatte die Mainbrücke mit dem mittleren Tor und mit dem hohen Masanterturm gegen Etwashäusern zu einige ihrer Aufbauten verloren. Immerhin bildete das im Jahr 1700 erbaute und sehr prachtvoll instrumentierte äußere Brückentor einen gewissen Ersatz dafür. Auf der Stadtseite wurde eine steinerne Statue des Brückenheiligen Nepomuk aufgestellt, und in der Brückenmitte stand ein eisernes Kreuz, das Johann Christian Schumm als Ansteuerungspunkt für die Mainschiffer gestiftet hatte.²⁹

Noch immer aber musste sich der aus Richtung Mainbernheim, also aus dem ‚Ausland‘ kommende Reisende, an der Kitzinger Mainbrücke ausweisen, bevor er nach Kitzingen – und damit in das Hochstift Würzburg – passieren durfte. Einer, der das sicher mit einigem Herzklopfen getan hat, dürfte 1767 der junge Conrad Geiger gewesen sein.³⁰ Im festen Willen Maler zu werden, hatte er eine Lehre als Schankkellner in Nürnberg hingeworfen und reiste nach Würzburg, wo er darauf zu hoffen wagte, sein Talent als Künstler kultivieren zu können. Als entlaufener Stift hatte er natürlich keine Handwerkskundschaft, die ihm als Pass hätte dienen können, und geriet deshalb auf der Kitzinger Mainbrücke in gehörige Schwierigkeiten. Die folgenden Sätze aus den Lebenserinnerungen Geigers, der später in der Reichsstadt Schweinfurt Karriere machte, möchte ich hier nicht vorenthalten: *„Endlich erreichte ich Kitzingen, sah von dessen schöner Brücke den Mainstrom prachtvoll unter mir dahin fluthen,*

sah zum ersten Mal Schiffe mit Masten, und sah mich so recht nach Herzenslust und unbefangen um, ohne zu ahnen, dass ich schon eine geraume Zeit von der Torwache mit scharfen Blicken beobachtet wurde. Als ich durch das Tor in die Stadt schreiten wollte, rief mich ein Schnurrbart an: Heda! Landsmann! Woher des Wegs? Von Neustadt – erwiderte ich – da ich Nürnberg nicht nennen mochte. – Wo hat er seine Kundschaft? Fragte der Soldat weiter. – Ich habe keine und ich brauche keine, antwortete ich keck. Ich bin eines Malers Sohn und Farbenreiber. Marsch mit Ihm zum Herrn Officier! Hieß es darauf.“ Nach einigen Verhandlungen *„gewann der Officier ein Einsehen, dass durch mich Kitzingen nicht in sonderlichen Schaden kommen werde und entbot einem Grenadier, mich durch die Stadt bis vor das Würzburger Tor zu geleiten.“*³¹

Aber nicht nur der angehende Maler Conrad Geiger war 1767 über die Mainbrücke nach Kitzingen eingezogen. Sogar gekrönte Häupter hatten sie mit ihrer Entourage ebenfalls schon passiert: Von Friedrich Bernbeck erfahren wir, dass 1558 der in Spanien geborene, nachmalige Kaiser Ferdinand I. auf dem Weg zur Kaiserkrönung in Frankfurt mit großem Gefolge und 1.400 Pferden durch Kitzingen kam, wo er sogar übernachtete. Mit einem Seufzer der Erleichterung notierte der Stadtchronist und Zeitzeuge nach dessen Weiterreise: *„Haben sich Ihrer Majestät Gesinde züchtig und wohl gehalten, wiewohl sich jedermann sehr vor ihnen als ausländisches Gesind fürchtete.“*³² Vor und nach jeder Krönung eines Kaisers des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation reisten stets auch die Reichskleinodien über die Kitzinger Mainbrücke. Sie wurden zwischen 1423 und 1797 in Nürnberg aufbewahrt und mussten deshalb mit *„Geleit“* und *„Dragonerbegleitung“* jedes Mal von

Nürnberg nach Frankfurt und zurück gebracht werden.

Im Zuge der Weihe der nach Plänen Balthasar Neumanns erbauten Kreuzkapelle wurde die auch Mainbrücke selbst zu einer Art festlicher Bühne.³³ Diesen Akt zeichnete hundert Jahre später der Frühmessbenefiziat Adam Michael Schmitt mit pathetischen Worten nach:³⁴ „Es war der düstere Morgen des siebenzehnten im Oktober des Jahres 1745, an welchem das Wogen ungewöhnlicher Menschenmassen aus der Nähe und Ferne mehr und mehr der langen Mainbrücke sich zudrängte, wo der Feierzug der zahlreichen Geistlichkeit und der theilnehmenden Glieder der Pfarrgemeinde nahete. [...] An Ort und Stelle angekommen, reichte der ehrwürdige Zug von dem festlich geschmückten Brückenportale bis zu der bräutlich geschmückten Kirche. Da schallt stärker das harmonische Glockenge-

läute von sieben Kirchen den Main entlang, in dasselbe mischt sich der Donner des städtischen Geschützes, und verkündet die Abfahrt des hochwürdigsten Fürsten und Bischofs aus der Stadtvogtei. Es nahet durch die Reihen der Landmiliz der Erhabene, der diese Kirche als Braut widmen will dem göttlichen Lamme. Glänzender Hofstaat umgibt den gefeierten Friedensfürsten, der eben im zweiundsiebzigsten Lebensjahr stehend, von jugendlichem Eifer beseelt ist, die anstrengende Funktion vorzunehmen.“

Im Laufe des weiteren 18. Jahrhunderts sah die Kitzinger Mainbrücke aber nicht nur solche kirchlichen Feste oder gut gesicherte Transporte der Reichsinsignien. Bald danach zog Kriegsgewölk auf, und immer häufiger marschierten Soldaten über die Brücke. Besonders dramatisch wurde es im Vorfeld der Völkerschlacht bei Leipzig, als im Jahr 1813 französische Soldaten



Abb. 7: Johann Heinrich Städtler, Kitzingen von Nordwesten, vor 1817. Städtisches Museum Kitzingen.

Foto: Georg Badum Auktionen, Bamberg.



Abb. 8: Eduard Gerhardt/Johann Poppel, Kitzingen mit Mainbrücke, 1846.

Privatbesitz.

damit begannen, sich in der Kreuzkapelle zu verschanzen: Es wurden dort „Staffeln angebracht, um aus den Fenstern schießen zu können, auf der Brücke wurden vom Thore an bis zur Stelle, wo das Wasser beginnt, Bretterwände mit Schießscharten aufgestellt, am Sternwirtshaus und um die ganze Stadt, Pallisaden eingeschlagen. Am 23. [August] war in der Kapelle die letzte Messe. Am 31. wurden 90 Mann Jäger in die Kapelle gelegt, am 9. Septbr. kamen Grenadiere zu Pferd. Am 25. marschierten alle französischen Truppen nach Schwarzach und die Schanze stand leer.“³⁵

Abgesehen von ständigen Einquartierungen hatte Kitzingen die unruhige Zeit der Napoleonischen Kriege einigermaßen unbeschadet überstanden. War die Stadt seit 1629 wieder fürstbischöflich gewesen, so kamen nun im September 1802 die

Bayern als neue Herren; zwischen 1806 und 1814 war auch Kitzingen Teil des Großherzogtums Würzburg, bis es dann endgültig bayerisch werden sollte. Dabei gehörte stets die Mainbrücke dazu, wie man auf der Schützenscheibe auf Großherzog Ferdinand von Toskana aus dem Jahr 1806 sehen kann. Sogar als 1848/1849 ein Hauch von Revolution in der Stadt aufkam, waren Main und Brücke dabei.

Als die Künstler der Romantik Kitzingen entdeckten, bildete die Alte Mainbrücke nicht nur bei Adrian Ludwig Richters bekanntem Stahlstich von 1849 ein unentbehrliches Requisit des historischen Stadtbildes. Als biedermeierliche Idylle schilderte sie der Münchner Maler und Graphiker Eduard Gerhardt in der von Johann Poppel in Stahl gestochenen Vedute Kitzingens von Erwashausen aus. Das Blatt

erschien im Jahr 1846 als Beilage zu der Publikation „Das Königreich Bayern“: Reges Treiben herrscht auf der Brücke. Auf dem Main hat ein Schiff am diesseitigen Ufer festgemacht, ein anderes schickt sich an, die Brücke zu passieren. Dort flanieren etliche Passanten, und manche stehen in kleinen Gruppen zusammen und plaudern. Außerdem strebt ein schwer beladener und von einem Pferd gezogener Karren in Richtung Altstadt.

Wenige Jahrzehnte später begann sich diese Idylle immer mehr aufzulösen: Eine neue Zeit forderte ihren Tribut: 1891 wurde die Fahrbahn erweitert und an Stelle der gemauerten Brüstungen beiderseits Gehsteige mit eisernen Geländern angebracht.³⁶ Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kamen die ersten ‚Benzinkutschen‘ auf, die über das Kopfsteinpflaster der Mainbrücke holperten. An der unübersichtlichen Kurve beim „Nieser-Haus“ ereigneten sich zahlreiche Unfälle. Eine 1929 in Erwägung gezogene Verbreiterung der Brückenbahn wurde nie realisiert, weil sich Stadt und Staat nicht über die Verteilung der Kosten einigen konnten. Entlastung brachte letztlich erst der Bau der Neuen Mainbrücke im Jahr 1938.³⁷

1925 wurde auf einem Pfeiler mitten auf der Brücke ein Denkmal für die Opfer des 1. Weltkrieges errichtet. Die von dem Kitzinger Bildhauer Richard Rother geschaffene Skulptur aus hartem Muschelschale zeigt einen knienden nackten und „gefesselten Krieger“ mit gleichwohl unbeugsam zum Himmel gerecktem Haupt. Die ikonographische Aussage dieser Figur erinnert an die bei römischen Triumphzügen mitgeschleppten und versklavten Krieger der besiegten Völker. Anders als viele andere Mahnmale ist Rothers Arbeit kein Aufruf zur Besinnung, sondern demon-

striert trotzigen Widerstand: „*Denkt stets an des Vaterlandes Knechtung nach dem Weltkrieg 1914–18*“ heißt es auf einer Inschrift. Wenige Jahre nach Aufstellung der Skulptur rüsteten die Nazis Deutschland ab 1933 tatsächlich wieder auf und stürzten die Welt in noch einen weiteren sinnlosen Weltkrieg. An dessen Ende standen Millionen Tote und mit den am 4. Mai 1945 von deutschen Soldaten der Kampfgruppe Moritz zum Glück nur teilweise gesprengten beiden Pfeilern der Kitzinger Mainbrücke³⁸ verschwand zunächst auch Rothers unseliger Krieger.

Drei Jahre lang musste ein hölzerner Notsteg die Passage der Brücke gewährleisten. Zusätzlich war zeitweise auch eine Fähre im Einsatz.³⁹ Am 15. Mai 1948 konnte endlich die wieder aufgebaute Mainbrücke dem Verkehr übergeben werden. Wenig später wurden die vier mittleren Bögen der Brücke den Bedürfnissen der Großschifffahrt geopfert und am 26. sowie 27. Mai 1955 gesprengt. Bereits ein Jahr später war die Brücke für die Schifffahrt erneut passierbar. Im Mai 1956 wurde Rothers Krieger mit Unterstützung „*eines Kranwagens der US Army*“ unter Anbringung einer zusätzlichen Tafel, die ihn der Erinnerung an die Gefallenen und Vermissten beider Weltkriege widmete, wieder aufgestellt.⁴⁰ Für Fahrzeuge oder Fußgänger blieb jedoch die Passage der Brücke wegen der viel zu schmalen Fahrbahn während der Hauptverkehrszeiten ein häufig lebensgefährliches Unterfangen. Die immer breiter werdenden Lastkraftwagen blieben oft genug aneinander hängen, was stets lange Staus verursachte. Erst mit der Errichtung der Nordtangente konnte die alte Kitzinger Mainbrücke im Oktober 2011 endlich vom Fahrzeugverkehr befreit werden.

Erich Schneider (geb. 1954 in Kitzingen) war bis zum 31. Juli 2020 Gründungsdirektor des Museums für Franken auf der Festung Marienberg in Würzburg. Der Kunsthistoriker hat sich in seiner Museumsarbeit und in seinen zahlreichen Publikationen stets mit der ganzen Breite fränkischer Kunst und Geschichte auseinandergesetzt und die zeitgenössische Kunst in Deutschland dabei selbstverständlich mit einbezogen. Ausgehend von seiner Dissertation über die Benediktinerabteikirche Münsterschwarzach bildete das Schaffen von Balthasar Neumann einen Schwerpunkt. Daneben hat er aber auch über barocke Malerei in Franken gearbeitet. Immer wieder hat er sich mit Themen aus seiner Vaterstadt Kitzingen beschäftigt. Seine Anschrift lautet: Erich Schneider, Obere Heide 50, 97525 Schwebheim, E-Mail: erich.schneider54@web.de.

Anmerkungen:

- 1 S. hierzu Arnold, Klaus: Kitzingens Anfänge. Die erste Erwähnung in der *Vita Sturmi* des Eigil von Fulda und die Frühzeit des Klosters Kitzingen, in: Walter, Helga: „*apud Kizinga monasterium*“. 1200 Jahre Kitzingen am Main (= Schriften des Stadtarchivs Kitzingen, hrsg. v. Helga Walter [künftig: SSK], Bd. 4). Kitzingen 1995, S. 21f.
- 2 Bachmann, Leopold (Hrsg.): *Kitzinger Chronik des Friedrich Bernbeck 745–1565*. Kitzingen 1899, S. 18.
- 3 Staatsbibliothek Bamberg, Msc. Bibl. 41, fol. 28vb/29ra. Vgl. Arnold, Klaus: 1250 Jahre Kitzingen. Aus dem Schatten des Klosters zur Stadt am Main (= SSK, Bd. 5). Kitzingen 1996, S. 46–52.
- 4 Weber, Dieter/Zimmermann, Gerd (Hrsg.): *Otto Meyer: Religion und Politik um die Alte Mainbrücke zu Würzburg*, in: Meyer, Otto: *Varia Franconiae Historica*. Aufsätze, Studien, Vorträge zur Geschichte Frankens (= Mainfränkische Studien, Bd. 24/II). Würzburg 1981, S. 568–621, hier S. 569–576.
- 5 Vgl. Scherzer, Walter: Die alten Mainbrücken Unterfrankens und ihre Baulasträger, in: *Würzburger Diözesangeschichtsblätter* 20 (1958), S. 154–177.
- 6 Staatsarchiv Würzburg [künftig: StA Wü], WU 5230.
- 7 Bachmann: Bernbeck (wie Anm. 2), S. 14.
- 8 Badel, Doris/Christof, Klaus D.: 700 Jahre Alte Mainbrücke Kitzingen. Kitzingen 2000, S. 7.
- 9 Bachmann: Bernbeck (wie Anm. 2), S. 46.
- 10 Vgl. Scherzer: Mainbrücken (wie Anm. 5), S. 158.
- 11 StA Wü, Standbuch Nr. 552, fol. 12'. Vgl. Scherzer: Mainbrücken (wie Anm. 5), S. 158.
- 12 StA Wü, WU Nr. 113/42. Vgl. Scherzer: Mainbrücken (wie Anm. 5), S. 157–158.
- 13 StA Wü, Gericht Kitzingen, Nr. 242. Vgl. Scherzer: Mainbrücken (wie Anm. 5), 1958, S. 158–159.
- 14 StA Wü, Gericht 242, S. 51/52.
- 15 StA Wü, Gericht Kitzingen, Nr. 376. Vgl. Scherzer: Mainbrücken (wie Anm. 5), S. 159.
- 16 Arnold, Klaus: Kitzingen um 1500. Die älteste Stadtbeschreibung des Humanisten Ladislaus Sunthaym, in: Walter: *Kizinga* (wie Anm. 1), S. 127–134, hier S. 128 u. S. 133.
- 17 Ebd., S. 129 u. S. 133.
- 18 Bachmann: Bernbeck (wie Anm. 2), S. 8.
- 19 Schneider, Erich: „*Kitzing am Mayn, darüber da ein starcke steinerne Bruck gehet*“. Bilder und Beschreibungen der Stadt Kitzingen von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts (= Kitzinger Museumsschriften, begr. v. Helga Walter, Bd. 2, hrsg. v. Stephanie Nomayo). Kitzingen 2007, Abb. 2 u. 16.
- 20 Ebd., S. 36–60, hier S. 41–43.
- 21 Badel/Christof: *Alte Mainbrücke* (wie Anm. 8), S. 6.
- 22 Schneider: *Kitzing* (wie Anm. 19), S. 64–69.
- 23 Kohlert-Wilken, Birgit: *Bewegte Geschichte einer alten Dame*. Vor 700 Jahren wurde die alte Mainbrücke urkundlich erwähnt, in: *Die Kitzinger*, 12./13.08.2000, S. 6.
- 24 Foto Marburg, Bildarchiv, Nr. X 123885.
- 25 Badel/Christof: *Alte Mainbrücke* (wie Anm. 8), S. 9.
- 26 Schneider, Erich: Balthasar Neumann (1687–1753). Die Werke des Barockbaumeisters in

- Kitzingen (= SSK, Bd. 1). Kitzingen 1989, S. 26.
- 27 Badel/Christof: Alte Mainbrücke (wie Anm. 8), S. 9.
- 28 Scherzer, Walter: Brückenbaukunst vor 200 Jahren, in: Die Mainlande 5 (1954), S. 43–44 u. S. 48.
- 29 Badel/Christof: Alte Mainbrücke (wie Anm. 8), S. 9.
- 30 Schneider: Kitzing (wie Anm. 19), S. 112–113. S. außerdem Schneider, Erich: Conrad Geiger. Ein fränkischer Maler am Ende des Alten Reiches (1751–1808). Nürnberg 1990.
- 31 Zit. nach Bechstein, Ludwig: Kunstfleiß und Gewerbefleiß in einigen einfachen, wahrheits-treuen Lebensbildern. Leipzig 1860, S. 14.
- 32 Bachmann: Bernbeck (wie Anm. 2), S. 205.
- 33 Schneider: Neumann (wie Anm. 26), S. 31–63.
- 34 Schmitt, Adam: Jubiläum der Kreuzkirche in Erwashausen, der Vorstadt von Kitzingen a/M. Kitzingen 1845, S. 10.
- 35 Schmitt, August: Chronik der Stadt Kitzingen. Kitzingen 1873, S. 181.
- 36 Badel/Christof: Alte Mainbrücke (wie Anm. 8), S. 9.
- 37 Ebd., S. 13.
- 38 Willmann, Hans: Kitzingen im Schicksalsjahr 1945. Kitzingen 1948, S. 65. Verf. dankt der Stadtarchivarin, Frau Doris Badel M.A. sowie Herrn Prof. Dr. Klaus Arnold für zahlreiche Hinweise in dieser Angelegenheit.
- 39 Badel/Christof: Alte Mainbrücke (wie Anm. 8), S. 15 u. S. 21.
- 40 Kitzinger Zeitung, 25.05.1956 (freundlicher Hinweis der Stadtarchivarin Frau Doris Badel M.A.).

AKTUELLES

Israel Schwierz

Neues Denkmal für unterfränkische Juden, die in der Schoa ermordet wurden

Genau 77 Jahre nachdem der letzte Deportationszug Juden aus Würzburg und Umgebung vom Bahnhof Aumühle in die Vernichtungslager der Ostens transportiert hatte, wurde am Würzburger Hauptbahnhof ein wundervolles Denkmal eingeweiht – erstellt auf Veranlassung des Vereins „DenkOrt Deportationen“ unter Vorsitz von Benita Stolz, das alle an dieses schlimme Ereignis erinnern soll.

Am Mittwoch, den 17. Juni 2020 – genau 77 Jahre nach dem letzten Deportationszug aus Würzburg in die nationalsozialistischen Vernichtungslager des Ostens – wurde am Vorplatz des Würzburger Hauptbahnhofs ein neues Denkmal eingeweiht, das an die unterfränkischen jüdischen Opfer erinnern soll. Zu diesem Ereignis hatten sich ca. 50 Personen am Bahnhofsvorplatz versammelt, denn mehr durften es wegen der aktuellen Corona-Krise nicht sein. Die



Abb.: Der neue „DenkOrt Deportationen“ vor dem Würzburger Hauptbahnhof.

Foto: Israel Schwierz.

Anwesenden gedachten aber durch ihre Anwesenheit der insgesamt 2.061 Juden aus der Stadt und dem Landkreis Würzburg, die in der Zeit zwischen 1941 und 1943 vom Bahnhof Aumühle in den Tod deportiert worden waren.

Das neue Denkmal „DenkOrt Deportationen“ verdankt seine Existenz Benita Stolz, der Vorsitzenden des gleichnamigen Vereins. Die Vorsitzende des achtköpfigen Vereins, der den Ort des Gedenkens angeregt hatte und seit 2015 für dessen Planung zuständig war, sagte bei der Einweihung: *„Wir haben einen langen Weg hinter uns, aber es liegt auch ein langer Weg vor uns.“* Der Verein war es übrigens auch,

der im Jahr 2011 mit 3.000 Menschen aus ganz Unterfranken den sogenannten „Weg der Erinnerung“ in einem Gedenkzug vom Platz'schen Garten bis zum Bahnhof Aumühle gegangen war. Dabei vollzogen sie den Weg derjenigen Juden nach, die im April 1942 aus Würzburg deportiert worden waren. Auf 852 Tafeln, die in das damals noch vorhandene Gleisbett gelegt worden waren, standen die Namen der Juden aus Unterfranken, die bei der dritten Deportation hier die Waggons hatten besteigen müssen. *„Niemand kam zurück, alle wurden im KZ ermordet“*, stellte Benita Stolz fest. Der Verein setzte sich daher seit 2015 dafür ein, dass ein „DenkOrt“ in

Würzburg geschaffen werden sollte. „*Nun haben wir es geschafft*“, bekundete Benita Stolz glücklich.

In der Grünanlage am östlichen Rand des Bahnhofsvorplatzes erkennt man Stelen und Sitzgelegenheiten, die an einen Bahnsteig erinnern sollen. Hier wurden jetzt 47 symbolische Gepäckstücke sowie ein Koffer mit einem Gedicht des deutsch-israelischen Lyrikers Yehuda Amichai (1924–2000), der aus Würzburg stammte, aufgestellt. Sie sollen an die Stadt Würzburg und an die Orte in Unterfranken erinnern, in denen im sog. „Dritten Reich“ Juden lebten und von wo sie deportiert wurden. Parallel dazu soll in den jeweiligen unterfränkischen Orten (es sind aber mehr als 47!) ein identisches Gepäckstück als Erinnerung an die jüdischen Einwohner einen Platz finden.

Während der Eröffnung des Denkmals hielten Teilnehmer der Veranstaltung Fotos und Tafeln mit Bildern von Juden aus der damaligen Zeit in den Händen, die zum Nachdenken darüber anregen sollten, was damals in den Köpfen der Menschen vorgegangen sein mag, die abtransportiert wurden. Welche Ängste hatten sie? Wussten oder ahnten sie, was ihnen bevorstand?

Bei der Eröffnungsfeier sagte Dr. Josef Schuster, der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinde Würzburg und Unterfranken sowie Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, sichtlich beeindruckt von den „DenkOrt“: „*Hier ist etwas sehr Gutes entstanden*.“ Hiermit habe man den NS-Opfern ein Stück Würde zurückgegeben. Er sprach den Wunsch aus, dass sich mehr Menschen heute mit der Vergangenheit auseinandersetzen sollten, anstatt wegzusehen. Denn dies sei die blei-

bende Verpflichtung und Aufgabe nach der Schoa: „*Die Erinnerung wach zu halten und an die nächste Generation weiterzugeben. Das schulden wir unseren ermordeten Großeltern und Verwandten, von denen nur ein Gepäckstück am Wegesrand zurückgeblieben ist*.“

Ähnlich äußerte sich Ludwig Spaenle, Beauftragter der Bayerischen Staatsregierung für jüdisches Leben und gegen Antisemitismus, für Erinnerungsarbeit und geschichtliches Erbe: „*Erinnerung ist in diesen Tagen mehr als notwendig!*“ Genauso sahen es auch Erwin Dotzel, Präsident des Bezirkstages von Unterfranken, und Christian Schuchardt, Obermeister der Stadt Würzburg: „*Erinnerung ist der Schlüssel zu einer besseren und einer menschlicheren Zukunft*.“

Inspiziert zu der Gestaltung als eine Art Gepäckband wurde Architekt Matthias Braun durch ein historisches Foto vom Gepäck der Deportierten am Güterbahnhof Aumühle, welches auch auf einer Gedenktafel zu sehen ist. Architekt Braun bekam für seinen Denkmalsentwurf an diesem Tag sehr viele Dankesworte zu hören.

Israel Schwierz ist Rektor i.R. und „Lay Leader der US-Militärgemeinde Würzburg ret.“ Außerdem ist er Vorsitzender der Jüdischen Reformgemeinde Mischkan ha-Tfila in Bamberg sowie Autor von Dokumentationen über Jüdische Gemeinden und über Denkmäler für jüdische Gemeinden in Bayern und Thüringen. Seine Anschrift lautet: Postfach 25 01 39, 97044 Würzburg, E-Mail: DL2NAI@t-online.de.

Pieter Kohnstam: **Mut zum Leben. Eine Familie auf der Flucht in die Freiheit.** Aus dem Amerikanischen übersetzt, mit einem firmengeschichtlichen Anhang versehen und herausgegeben von Helmut Schwarz (= Franconia Judaica, Bd. 10). Würzburg [Ergon Verlag] 2016; ISBN 978-3-95650-159-3, 266 S., zahlr. Abb., 19,00 Euro.

„Man muss einfach mit Hochachtung jener ungezählten, ganz normalen Menschen gedenken, die sich für andere eingesetzt haben, ungeachtet der Gefahren, in die sie sich und ihre Familien dadurch gebracht haben.“ Mit diesen Ausführungen endet die bewegende und detailreiche Geschichte der außergewöhnlichen Flucht des Fürther Unternehmers Hans Kohnstam und seiner Familie vor dem nationalsozialistischen Regime. Hans Kohnstam verließ Fürth im September 1933 und lebte fortan in Amsterdam, das als bedeutendes jüdisches Zentrum in Westeuropa für zahlreiche Juden aus Deutschland zu einem ersten Fluchtpunkt wurde. Nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Niederlande im Mai 1940 und der Verschärfung der anti-jüdischen Maßnahmen entschied sich die Familie mit dem 1936 geborenen Sohn Pieter erneut zur Flucht. Die nur wenige Türen weiter lebende Familie von Anne Frank, mit der die Familie Kohnstam eine enge Freundschaft verband, entschied sich für ein Leben im Untergrund und fiel vor Kriegsende dem nationalsozialistischen Holocaust zum Opfer. Von den insgesamt mehr als 100.000 Deportierten kehrten nur rund 5.000 aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern zurück.

Die Aufzeichnungen des Vaters, die Pieter Kohnstam um die Berichte seiner Mutter und um eigene Erinnerungen ergänzte, erschienen erstmals 2006 in den USA unter dem Titel „A Chance to Live“ und

wurden zwei Jahre später ins Holländische übersetzt. Es ist das Verdienst von Helmut Schwarz (1994 bis 2014 Leiter des Spielzeugmuseums in Nürnberg), diese bedeutende Quelle, deren Spannung aus der Konfrontation von Erinnerung und Geschichte erwächst, nun auch der deutschen Leserschaft zugänglich zu machen. Die einfühlsame Übersetzung beruht auf der zweiten Auflage des englischen Textes und stellt über die Perspektive der Lokal- und Regionalgeschichte ein eindrucksvolles Beispiel für die jüdische Erinnerungsliteratur dar. Nach einer nahezu einjährigen und gefährvollen Flucht durch Holland, Belgien und Frankreich gelangte die Familie im Frühjahr 1943 nach Barcelona und konnte von dort nach Argentinien auswandern. Die Eltern von Pieter Kohnstam bauten sich in Buenos Aires nach der Scheidung eine neue Existenz auf. Sein Vater kam 1966 wieder nach München zurück, während Pieter bereits 1963 aus beruflichen Gründen in die USA gezogen war.

„Ich frage mich oft, warum wir Glück gehabt haben“, betonte Pieter Kohnstam angesichts der Vorstellung des überaus lezenswerten Buches im Jüdischen Museum in Fürth. Es kann auch als ein Glücksfall bezeichnet werden, dass der Bezirk Mittelfranken die Realisierung des Projektes ermöglichte. Dabei sollte eigens auf die ganz aus den Quellen gearbeitete und mit zahlreichen Abbildungen ausgestattete Studie des Herausgebers über die Geschichte des 1865 in Fürth gegründeten Unternehmens M. Kohnstam & Co. verwiesen werden, das bis Ende der 1920er Jahre zu den führenden deutschen Exporthäusern für Spielwaren zählte. Darin findet sich auch ein eindrucksvolles biographisches Portrait von Hans Kohnstam (1903–1990), dessen schriftlicher und künstlerischer Nachlass durch weitere Forschungen erschlossen werden sollte. *Johannes Schellakowsky*

Arno Kröniger: **Das neue Schloss der Eremitage – zerstört und vergessen. Eine Suche nach der Welt der Wilhelmine.** Bayreuth [Akron Verlag] 2018, ISBN 978-3-9808215-9-9, broschiert, 83 S.

„Die Rekonstruktion der Räume ist anhand der einschlägigen Literatur sowie des vorhandenen Bildmaterials möglich“: Der an der Bayreuther Hofkultur des 18. Jahrhunderts interessierte Leser fragt sich, wieso vorher noch keiner auf diese Idee kam.

Der Titel „Das neue Schloss der Eremitage – zerstört und vergessen“ trifft die Sachlage, denn keines der Prunkgebäude, die in der Regierungszeit Markgraf Friedrichs II. und Wilhelmines in Bayreuth errichtet wurden, erhielt von Seiten der Forscher in den letzten Jahrzehnten eine derartig stiefmütterliche Behandlung. Im Ausstellungskatalog der Bayreuther Wilhelmine-Ausstellung von 1998 wurde zwar das Ensemble, doch kaum die Innenausstattung betrachtet. Das war kein Wunder, denn die Herrlichkeit sank 1945 in Schutt und Asche. Wer heute das Neue Schloss besucht, begibt sich zu einem stark vereinfachten, die Innenstruktur ignorierenden Wiederaufbau, der 1967 abgeschlossen war. Damals wurde allerdings der Gott Apollo auf seinem Sonnenwagen, der den Sonnentempel krönt, nach einer bildlichen Vorlage rekonstruiert. Er aber, übrigens schon die zweite Figur in der Geschichte des Tempels, wurde bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts abgeräumt, bevor ab 1908 ein gewaltiger Adler das Gebäude bekrönte, der sich passenderweise mit der Nazi Herrschaft in Staub auflöste. Als die Schlösserverwaltung in den 1930er Jahren im ehemaligen Audienzzimmer der Markgräfin eine Porträtgalerie Maria Theresias und ihrer Kinder aufhing, passte dies zwar zur Zuneigung Wilhelmines zur österrei-

chischen Kaiserin, doch, so Kröniger, „dem Kunstempfinden des Rokoko hätte eine solche Behängung sicher nicht entsprochen“. So erfährt der Leser nebenbei, dass nichts ewig ist und selbst der schönste Bau Veränderungen unterworfen wird. Es ist eben alles relativ, schon gar die Gestalt historischer Bauten, mehr noch aber ihre mehr oder weniger kritische Einschätzung von Seiten der Zeitgenossen.

Nun aber darf man sich mit Arno Kröniger, seines Zeichens Naturwissenschaftler und versierter Hobbyhistoriker, die Baugeschichte der Anlage und eine genaue Beschreibung der Wohnräume des Schlosses erlesen und erschauen. 1748 wurde unter dem Hofarchitekten Saint-Pierre (dem wir auch die Fassade des Markgräflichen Opernhauses verdanken) mit den Arbeiten begonnen, etwa 1753 der Ausbau der Seitenflügel zu Wohnräumen gestartet. Der Autor erläutert die Baugeschichte mit Hilfe von vier Plänen, von denen zwei bislang noch nicht oder nur in minderwertigen Schwarzweißreproduktionen bekannt waren. Er korrigiert einige Daten und entwirft den konzisen Ablauf der Anlage: vom Gartennutzraum zum Rückzugsort des markgräflichen Paares, dem der Sonnentempel (der zwar gleichfalls 1945 zerstört, aber innen rekonstruiert wurde) gleichsam die symbolische Krone aufsetzte.

Erst in den 1770er Jahren kam unter dem letzten Bayreuther Markgrafen Alexander ein Gartenraum dazu, der in seinem stilistischen Eigenwert so bemerkenswert war wie die beiden Figuren des Raubs der Sabinerinnen. Lokalpatriotismus kommt auf, wenn man – völlig zurecht – diese Skulpturen mit denen des Salzburger Mirabellgartens, des Dresdner Zwingers und des Schlossparks Nymphenburg verglichen sieht. Anderes aber ist für immer verschwunden: die kostbaren Raumausstattun-

gen, die Chinesischen Zimmer, die Schlafzimmer und das Kupferstichkabinett. Kröniger hat Fotos fast aller 15 Innenräume gefunden und komplett publiziert, fast jedes Zimmer bildlich nachgewiesen und somit ihre Gestalt und die der Außenbauten mit Hilfe von bislang unbekannten Abbildungen aus v.a. überregionalen Archiven so vollständig wie noch nie festgehalten. Interessant sind insbesondere die Hinweise auf die architektonischen Vorbilder der zunächst als reine Orangerie mit Wasserbecken geplanten Anlage. Sie finden sich nicht allein im Amphitheater in Kleve, sondern auch in Unterfranken, in der von Leonhard Dientzenhofer entworfenen Orangerie des Schlosses in Gaibach; beide Anlagen existieren, im Gegensatz zur Bayreuther Eremitage mit ihrem prominenten Wasserbecken, heute nicht mehr. Was bei Kröniger fehlt, ist eine Ideengeschichte des Neuen Schlosses – aber sie kann man im Katalog von 1998 bequem nachlesen. Sein Augenmerk lag auf einer Fehlstelle, die nun endlich ausgefüllt wurde.

Wieso also kam eigentlich noch nie jemand auf die glänzende Idee, das gesamte Bildmaterial einschließlich der frühen Planzeichnungen zusammenzustellen? Schließlich strahlt ja das UNESCO-Welterbe Markgräfliches Opernhaus auch auf die „Nebenbauten“ in der Eremitage aus.

Frank Piontek

Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen (Hrsg.): **Der jüdische Friedhof in Erlangen.** Erlangen 2018; ISBN 978-3-00-060968-8, 144 S., 10 Euro (bestellbar über die jüdische Gemeinde in Erlangen, Tel. 09131/97 30 940).

Kurz vor Jahresende 2018 erschien die Dokumentation „Der Jüdische Friedhof in

Erlangen“, herausgegeben vom Freundeskreis der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen unter tatkräftiger Mitarbeit zahlreicher Persönlichkeiten. Die in Wort und Bild äußerst beeindruckende Arbeit zeigt auf den Umschlagbildern vorne das alte und das neue Gräberfeld des Friedhofes, während auf der Rückseite das inzwischen renovierte Tahara-Haus und das Denkmal für die Opfer in der Zeit des Nationalsozialismus zu sehen sind.

Nach Impressum und Inhaltsangabe folgen Vorworte von Dr. Hans Markus Horst, dem 1. Vorsitzenden des Freundeskreises der Jüdischen Kultusgemeinde Erlangen, Dr. Florian Janik, dem Oberbürgermeister der Stadt Erlangen, und ein Geleitwort von Dr. Josef Schuster, dem Präsidenten des Landesverbandes der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern.

Danach folgt eine äußerst schön bilderte und sehr gut erklärte Arbeit von Christof Eberstadt mit dem Titel „Der Friedhof der jüdischen Gemeinde von Erlangen an der Rudelsweiherstraße“, in der alle wichtigen Punkte des Friedhofs – besonders das alte (historische) und das neue Gräberfeld der früheren und der heutigen Kultusgemeinde sowie das 1891 erbaute und 2016 renovierte und restaurierte Tahara-Haus ausgezeichnet und sehr gut verständlich beleuchtet werden. Dabei werden auch das Leben und Sterben einzelner Mitglieder der Gemeinde und ihrer Angehörigen sehr eindrucksvoll dargestellt. Äußerst beeindruckend werden auch die auf dem Friedhof vorhandenen Denkmäler dem Betrachter in Wort und Bild nahegebracht: Das Ehrenmal der Stadt Erlangen zur Erinnerung an die ausgelöschte ehemalige jüdische Gemeinde, das „Denkmal der Erlanger Jüdischen Kultusgemeinde zur Erinnerung an die Opfer in der Zeit des Nationalsozialismus“, das Denkmal für die

Opfer der Euthanasie und – eine absolute Einmaligkeit – ein Denkmal für die jüdischen Soldaten der Roten Armee, die im „Großen Vaterländischen Krieg“ 1941 bis 1945 zur Befreiung Europas von der nationalsozialistischen Diktatur gefallen sind und deren Familienangehörige heute der im Jahre 1997 neu gegründeten IKG Erlangen angehören. Ihre Namen sind auch in dem Gedenkbuch zu finden, ebenso wie zahlreiche wichtige Angaben über den Friedhof in drei Anlagen.

Das zweite Kapitel der Dokumentation „Sterben im Judentum und der Ritus im Umgang damit“ von Ester Limburg-Klaus beschäftigt sich sehr erhellend und recht eingängig mit dem Tod und allem, was damit zusammenhängt: Mit den verschiedenen Bezeichnungen für das Wort „Friedhof“, mit den Reinigungen beim Verlassen eines jüdischen Friedhofes, mit der Chewra Kadischa – der Heiligen Bruderschaft/Schwesternschaft – die die Verstorbenen durch die Tahara für den Sarg und die Bestattung vorbereiten, die Levaja (= Bestattung), das Kaddisch, den Grabstein und Kulturtraditionen, die im Judentum nicht erlaubt sind (Einbalsamierung, Autopsie, Urnenbeisetzung).

Im dritten Kapitel mit der Überschrift „Ha-olam ha-ba. – Eschatologie im Judentum: Endzeit- und Jenseitsvorstellungen“ erklärt Rabbinerin Dr. Antje Yael Deusel vom Mishkan Ha-Tfila in Bamberg ausgezeichnet und für jeden äußerst schlüssig alles Wichtige, was im Judentum mit dem Jenseitsdenken und dem Leben nach dem Tode in Verbindung gebracht wird. Ein schwieriges Thema, das sich auch mit den Maschiach-Vorstellungen im Judentum auseinandersetzt, wird für den Leser hier leicht greifbar dargestellt.

Der nächste Beitrag von Detlev Müller „Dr. med. Jakob Herz – Eine Spurensuche

in Erlangen und Baiersdorf“ hat das Leben und Sterben des großen Gelehrten, Universitätsprofessors und Ehrenbürgers der Stadt Erlangen zum Inhalt, der auf dem jüdischen Friedhof zu Baiersdorf seine letzte Ruhestätte gefunden hat, während im nachfolgenden Kapitel „Spuren der Familie Herz auf dem Erlanger Friedhof – Das Grab der Brigitte Neustädter (Grab AT, Nr. A-9)“ Christof Eberstadt Interessantes über die Verwandtschaft des Dr. Herz zu berichten weiß.

Das letzte Kapitel der Dokumentation von Dr. Andreas Jakob „Das Denkmal für Jakob Herz in Erlangen – Ein Beispiel für die Überwindung der Ausgrenzung von Juden im 19. Jahrhundert“ ist wiederum diesem großen Sohn der Stadt Erlangen gewidmet, der dort Professor der Medizin an der Universität und auch Erlangens Ehrenbürger wurde. Dessen ihm von den dankbaren Bürgern 1875 errichtetes Denkmal zerstörten die Nationalsozialisten jedoch 1933. Daran erinnern heute ein neues Denkmal mit der Inschrift „Wir denken an Jakob Herz, dem Bürger dieser Stadt ein Denkmal setzten und zerstörten“ und eine Gedenktafel am ehemaligen Standort des Jakob-Herz-Denkmal am Hugentotenplatz.

Ein Glossar wichtiger hebräischer Ausdrücke, eine Liste der Autoren in Wort und Bild, ein Lageplan des jüdischen Friedhofes und ein übersichtlicher Bildnachweis runden diese in der Tat einmalige und ganz hervorragende Dokumentation harmonisch ab. Allen, die am Zustandekommen dieser exzellenten Arbeit beteiligt waren gebührt Dank und Anerkennung derer, denen die Beschäftigung mit der jüdischen Vergangenheit und Gegenwart ihrer Heimat etwas Wertvolles ist.

Israel Schwierz

1920-2020 100 Jahre Frankenbund

Bernhard Wickl

Die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES

Obwohl es nicht mit letzter Sicherheit gesagt werden kann, wurde die Gruppe Nürnberg des Frankenbundes e.V. wohl bereits 1921 gegründet, da es in diesem Jahr schon einen ersten Vorsitzenden namens Franz Schmidt gegeben haben soll. Über Aktivitäten aus der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg besitzen wir jedoch keine Unterlagen.

Laut einem Bericht des damaligen Gruppenvorsitzenden Hans Wörlein (1932–2019) über den Tod des Nürnberger Kunsthistorikers Dr. Wilhelm Schwemmer (1901–1983)¹ erfolgte die Neugründung der Gruppe Nürnberg nach dem Zweiten Weltkrieg am 10. März 1957. Dr. Schwemmer übernahm damals kommissarisch den Vorsitz, wurde aber schon im



Abb. 1: Der von den „Freunden des Neunhofer Landes“ gepflegte Wasserturm in Lauf-Tauchersreuth am Tag des Offenen Denkmals 2014.
Foto: Bernhard Wickl.

Jahr darauf durch den Freiherrn von Welser aus Schloss Neunhof abgelöst, dem Ende 1959 Conrad Scherzer folgte, der bis heute bekannte Verfasser einer zweibändigen fränkischen Landeskunde. Im Gegensatz zu seinen beiden Vorgängern im Amt war Conrad Scherzer jedoch kein kommissarischer Vorsitzender mehr, so dass der Tag seiner Wahl (15. Dezember 1959) ebenfalls als Datum der Wiedergründung der Gruppe Nürnberg genannt wird. Nach dem plötzlichen Tod Conrad Scherzers im August 1965 übernahm Dipl.-Ing. Gottlieb Pfeiffer den Gruppenvorsitz, den er 1974 an Hans Wörlein weitergab. Fast 40 Jahre lang übte dieser sein Amt mit großer Hingabe und Begeisterung für fränkische Kunst und Kultur aus, so dass er anlässlich seiner 50-jährigen Mitgliedschaft beim Frankenbund im Jahr 2009 zum Ehrenvorsitzenden der Gruppe Nürnberg ernannt wurde.

Lange führte unsere Frankenbund-Gruppe die Ortsbezeichnung „Nürnberg-Erlangen“; vereinzelt war auch „Nürnberg-Fürth-Erlangen“ zu lesen. Da wir in unserer nördlichen Nachbarstadt inzwischen jedoch nur mehr wenige Mitglieder haben, wurde Erlangen vor einigen Jahren aus unserem Gruppennamen genommen. Dennoch sind wir auch weiterhin über unsere Stadtgrenzen hinaus aktiv. Nach dem überraschenden Tod des langjährigen stellvertretenden Bundesvorsitzenden Dr. Gerhard Schröttel aus Schwabach im Jahr 2000 konnte die dortige Frankenbund-Gruppe bald kein Vorstandsteam mehr stellen, so dass die Schwabacher Mitglieder der Gruppe Nürnberg zufielen. Aus genau dem gleichen Grund kam es 2012 zur Fusion der Gruppe Nürnberg mit den „Freunden des Neunhofer Landes e.V.“ Nach dem Zusammenschluss der beiden Gruppen hatten wir eine Mitgliederzahl

von ziemlich genau 400 wie auch bereits im Jahr 2004. Seitdem ist die Zahl unserer Mitglieder gesunken, hat sich aber in den letzten Jahren bei knapp unter 300 stabilisiert. Bei der Vielzahl an Vereinen mit zum Teil ähnlichen Zielsetzungen im Großraum Nürnberg ist das Leben für den Frankenbund nicht immer einfach. Dennoch haben wir in den vergangenen Jahren einige erfolgreiche Initiativen gestartet, die uns von anderen Vereinen unterscheiden.

Einer der wesentlichen Vereinszwecke der „Freunde des Neunhofer Landes“ war die Pflege und Instandhaltung des Tauchersreuther Wasserturms (Abb. 1). Durch die Fusion mit den Neunhöfern ist diese Aufgabe nun der Frankenbund-Gruppe Nürnberg zugefallen. Wir sind sehr froh und dankbar, dass die ehemalige Vorsitzende der „Freunde des Neunhofer Landes“, Frau Hedwig Barthel, ihr Sohn Franz sowie Frau Helga Adelman sich weiterhin um ihren Wasserturm kümmern, ihn zweimal im Jahr der Öffentlichkeit zugänglich machen und Führungen anbieten.

Der 1907 errichtete Turm brachte den Bewohnern von Tauchersreuth einen echten Fortschritt in der Wasserversorgung, da er ihnen Unabhängigkeit von den vor allem in Zeiten der Trockenheit unzuverlässigen Dorfbrunnen garantierte. Dabei stellt der Wasserturm ein nahezu einzigartiges technikgeschichtliches Denkmal dar, denn das Wasser, das einer gut einen Kilometer vom Dorf entfernten Quelle entspringt, wurde mit Hilfe eines „Widders“, einer nur mit dem Fließdruck des Wassers arbeitenden Pumpe, in den am höchsten Punkt der Stadt Lauf liegenden Wasserturm transportiert.

Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal der Frankenbund-Gruppe Nürnberg sind die Informationstafeln, die in den vergangenen Jahren an Flurdenkmälern wie Stein-

kreuzen oder Martersäulen im Raum Nürnberg errichtet wurden, um Spaziergänger historische Zusammenhänge zu dem jeweiligen Denkmal zu vermitteln. Solche Tafeln konnten bereits an 14 Standorten realisiert werden, z.B. an der „Kunles-Marter“ in Nürnberg-Buch, der Steinkreuz-Gruppe in Nürnberg-Neunhof oder beim so genannten „Schwedenkreuz“ (Abb. 2) unmittelbar an der Feuerwache 4 im Nürnberger Hafengebiet; drei weitere Projekte sind gerade in Arbeit.

Viele Räder müssen ineinandergreifen, bis eine solche Informationstafel steht: Die Texte werden verfasst von unserem Mitglied Prof. Dr. Hermann Rusam; der Schmiedemeister Dieter Lindner aus Nürnberg-Buch fertigt die Gestelle, auf denen die Tafeln befestigt werden, unentgeltlich an; die Aufstellung der Tafeln übernehmen die Servicebetriebe Öffentlicher Raum (SÖR) der Stadt Nürnberg. Dass dieses Informationsangebot auch angenommen wird, zeigt die Tatsache, dass wir aufgrund der Tafeln schon einige neue Mitglieder gewonnen haben. Ein Standortverzeichnis kann von unserem Kassenwart, Herrn Wilfrid Muscat, angefordert werden.

Auch eine ganze Reihe von Buchprojekten erhielt durch unsere Frankenbund-Gruppe maßgebliche Förderung:

- Die Herausgabe des Buches „Gostenhof (Muggenhof, Eberhardshof & Kleinweidenmühle) – Geschichte eines Stadtteils“ durch den Nürnberger Verein „Geschichte für alle“ im Jahr 2005 wurde von uns mitfinanziert.

- Walter Dippings kenntnisreiches Werk „Auf Spurensuche: Heilige und Namenspatrone fränkischer Dorfkirchen“ (2008) bietet jedem Leser zahlreiche Anregungen, fränkische Kirchen zu besuchen und kennenzulernen. Dieses Buch



Abb. 2: Das „Schwedenkreuz“ in der Nähe des Nürnberger Kanalhafens.

Foto: Bernhard Wickl.

erschließt Schätze, die direkt vor unserer Haustür liegen.

- Im Jahr 2009 startete der Allersberger Lehrer, Heimatforscher, Kreisarchivpfleger und Autor Robert Unterburger sein Projekt der Darstellung der Geschichte aller Orte im Landkreis Roth. Der erste Band der Reihe „Geschichtliche Spaziergänge zu den Orten des Landkreises Roth“, der sich mit Abenberg, Aberzhausen, Albersreuth und Alfershausen beschäftigt, wurde von uns finanziell gefördert und ging als Jahresgabe an unsere Mitglieder.

- Anlässlich des Tags der Franken 2012, der in Schwabach stattfand, ermöglichten wir einen Sonderdruck von Aufsätzen über „Frauen in Franken“, die auf eine vom Frankenbund ausgerichtete Tagung zu diesem Thema zurückgehen.

- 2016 beging der östliche Nürnberger Vorort Erlenstegen seine 800-Jahr-Feier und der Bürgerverein Jobst-Erlenstegen lud zu einer großen Festveranstaltung ein, bei der unser Mitglied Prof. Dr. Hermann Rusam den Festvortrag hielt. Anlässlich des Jubiläums gab der Bürgerverein das

von Hermann Rusam verfasste Buch „Die acht Sitzlein von Alt-Erlenstegen“ heraus, das die damalige Nürnberger Kulturreferentin Prof. Dr. Julia Lehner bei der Festveranstaltung vorstellte und dessen Erscheinen auch durch die finanzielle Beteiligung unserer Frankenbund-Gruppe ermöglicht wurde.

– Im Jahr 2017 feierte der südliche Nürnberger Stadtteil Krottenbach den 750. Jahrestag seiner Ersterwähnung. Zu diesem Anlass veröffentlichten Dr. Manfred Scholz und die Arbeitsgemeinschaft der Reichelsdorfer und Mühlhofer Vereine, Organisationen und Initiativen ein sehr ansprechend gestaltetes Buch.

– Anton Boesch und der Bürgerverein Nürnberg-Worzeldorf e.V. haben Ansichten aus dem Nürnberger Süden zusammengetragen und 2019 in dem sehr betrachtens- und lesenswerten Buch „Die Entdeckung des Nürnberger Südens durch

Künstler des 17. bis 20. Jahrhunderts“ publiziert.

– Schon mehrfach haben wir Werke der Schriftstellerin Ingeborg Höverkamp aus Leerstetten unterstützt, die mit Vorträgen und Lesungen auch Beiträge zu unserem Veranstaltungsprogramm liefert. Im Jahr 2019 haben wir ihr Buchprojekt über Wolfgang Buhl bezuschusst, den ehemaligen Leiter des Studios Franken des Bayerischen Rundfunks und den Herausgeber der bekannten Literaturgeschichte „Fränkische Klassiker“.

– Auch wenn es sich hierbei nicht um ein Buchprojekt handelt, zeigt auch die Unterstützung eines Konzerts des Windsbacher Knabenchores in der Paul-Gerhardt-Kirche in Nürnberg-Langwasser kurz vor dem Ausbruch der Corona-Krise unser kulturelles Engagement.

Eine weitere Säule unserer Arbeit stellt die Beteiligung an Gebäudesanierungen so-



Abb. 3: St. Stephanus in Mindorf bei Hilpoltstein.

Foto: Bernhard Wickl.



Abb. 4: Herbstkonzert 2014 des Schwabacher Kammerorchesters in der Spitalkirche.

Foto: Bernhard Wickl.

wie die Unterstützung anderer Vereine dar, die ähnliche Ziele wie der Frankenbund verfolgen. So haben wir Beiträge zur Renovierung der kunsthistorisch bedeutsamen Filiationkirche St. Stephanus in Mindorf bei Hilpoltstein (Abb. 3) sowie der St. Peter und Paul-Kirche in Entenberg, Pfarrei Leinburg, im Nürnberger Land geleistet.

An der Rekonstruktion des Pellerhofes durch die Nürnberger Altstadtfreunde haben wir uns ebenso beteiligt wie an der Wiederherstellung der Burgmauer in Hohenstein in der Hersbrucker Schweiz. Eine Spende von uns erhielten auch die Nürnberger Bauernhausfreunde e.V., die sich unter anderem für die Sanierung des 1557 erbauten Schwedenhauses in der Großreuther Straße einsetzen. Obwohl das ehemalige Birgittenkloster Gnadenberg in

der Oberpfalz liegt, haben wir die Ausstattung des dortigen Museums mit modernen Ausstellungselementen unterstützt, weil zwischen Gnadenberg und der Freien Reichsstadt Nürnberg sehr enge Beziehungen bestanden.

Da das Adam-Kraft-Gymnasium (AKG) in Schwabach Schulmitglied des Frankenbundes ist, sind wir darum bemüht, die Schule in unsere Arbeit einzubinden. So haben wir 2008 dort einen „Schwabach-Tag“ veranstaltet, bei dem unter anderem Herr Prof. Dr. Werner K. Blessing einen Vortrag über die Industrialisierung in Schwabach gehalten hat. Anlässlich des 500. Todestages von Adam Kraft, dem Namenspatron der Schule, informierte uns Frau Dr. Verena Friedrich über Leben und Werk des berühmten Nürnberger Künst-



Abb. 5: Bundesfreunde bei einer Tagesfahrt in Wemding im Juni 2013 (v.l.n.r.): Frau Sommer, Herr Zöller, Frau Barthel und Herr Angerer.

Foto: Bernhard Wickl.

lers, der zu Beginn des Jahres 1509 in Schwabach starb. Auch des 900. Jahrestages der Ersterwähnung Schwabachs sowie des Reformationsjubiläums (beide 2017) wurden durch Vortragsveranstaltungen am AKG gedacht. Zusätzlich konnten drei Facharbeiten aus einem W-Seminar in Geschichte in unserer Zeitschrift *FRANKENLAND* veröffentlicht werden.² In diesem Heft findet sich übrigens auch der oben bereits erwähnte Vortrag von Herrn Prof. Dr. Blessing. Eine Broschüre über das ehemalige Kasernengelände in Schwabach, Ergebnis eines P-Seminars im Fach Geschichte, wurde ebenfalls von unserer Frankenbund-Gruppe finanziert.

Vor einigen Jahren hat sich eine weitere Verbindung zwischen unserer Frankenbund-Gruppe und Schwabach ergeben. Der ukrainische Dirigent und Chorleiter Vladimir Kowalenko hat vor mehr als zehn Jahren das Schwabacher Kammerorchester ins Leben gerufen, ein sehr engagiertes Laiensembel, das sich inzwischen durch mindestens zwei große Konzerte pro Jahr einen festen Platz im Schwabacher Kulturleben erspielt hat (Abb. 4). Seit einiger Zeit spenden wir dem Kammerorchester

jährlich einen festen Betrag, wofür unsere Mitglieder bei den Konzerten freien Eintritt erhalten. Da für die einzelnen Konzerte immer wieder namhafte Solisten gewonnen werden können und das Orchester eine bemerkenswerte Qualität erreicht hat, konnten unsere Mitglieder schon einige wirklich begeisternde Aufführungen miterleben.

Obwohl die Frankenbund-Gruppe Nürnberg im Jahr 2011 den Bundestag in Hilpoltstein ausgerichtet hat, mit Franz Kornbacher aus Abenberg, Eva Schultheiß aus Heideck, Irmgard Prommersberger aus Unterrödel und Robert Unterburger aus Allersberg bereits vier Mitglieder des Frankenbundes mit dem im Landkreis hochgeschätzten „Landersdorfer Stier“, einer seit 1985 jährlich verliehenen Auszeichnung für Verdienste in der Heimatpflege, geehrt worden sind, der Heimatverein Unteres Schwarzachtal in Wendelstein körperschaftliches Mitglied im Frankenbund ist und wir uns immer wieder um Veranstaltungen dort bemühen, ist es uns bislang noch nicht so recht gelungen, im Landkreis Roth Fuß zu fassen. Dies wäre wünschenswert, weil es dort si-

cherlich viele Leute gibt, die die Ziele des Frankenbundes teilen.

Wir geben Halbjahresprogramme heraus, wobei wir uns im Sommer auf Tages-, Halbtagesfahrten und Führungen (Abb. 5) konzentrieren, im Winterhalbjahr auf Vorträge, von denen wir in der Regel einen pro Monat anbieten. Das ganze Jahr über finden Wanderungen statt, die Herr Dr. Hansgünter Müller in vorbildlicher Weise organisiert und durchführt (Abb. 6).

Herr Dr. Müller hat das Amt des Wanderführers Anfang 2013 von Herrn Angerer übernommen und zeigt uns seitdem einmal im Monat sehenswerte Orte und Landschaften in Franken und der angrenzenden Oberpfalz. Meist ist die Wandergruppe, durch die immer wieder auch neue Mitglieder gewonnen werden können, im Gebiet des VGN unterwegs; doch

haben sich in den letzten Jahren vereinzelt auch Zusatzwanderungen eingebürgert, bei denen die Ziele mit dem Auto angesteuert werden, weil sie mit dem ÖPNV nicht oder nur schlecht zu erreichen sind.

Kontakt sowie Auskünfte zur Gruppe und zu deren Programm über:

1. Vorsitzender: Dr. Bernhard Wickl / Frankenbund – Gruppe Nürnberg
Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach,
Telefon: 09122 / 77 394,
E-Mail: bwickl@online.de
Schatzmeister: Wilfrid Muscat
Josef-Simon-Straße 85, 90473 Nürnberg,
Telefon: 0911 / 800 96 35,
E-Mail: wilfrid.muscat@nefkom.net.

Anmerkungen:

- 1 Siehe Frankenland *online* 1984_216.pdf.
- 2 Heft 3, Juni 2011.



Abb. 6: Wanderung in der Hersbrucker Schweiz im August 2014; die Geiskirche in der Nähe von Neukirchen bei Sulzbach-Rosenberg.

Foto: Bernhard Wickl.

Die Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES

Die Ursprünge

Die Weißenburger Gruppe im Frankenbund ging aus einer Bürgerinitiative hervor, die sich anlässlich der 1100-Jahr-Feier der Stadt im Jahr 1967 die Wiedererrichtung und Neukonzeption eines Heimatmuseums zum Ziel gesetzt hatte. Nachdem das Ziel der Initiative nach wenigen Jahren mit der Eröffnung des Museums erfüllt war, beschlossen die Museumsfreunde am 29. Januar 1973 die Auflösung und gleichzeitige Neuausrichtung ihres Vereins. Maßgeblich beteiligt an der Entwicklung der Ereignisse war der damalige Oberbürgermeister Weißenburgs, Dr. Günter W. Zwanzig. Er wollte knapp vier Jahrzehnte nach der Auflösung des „Vereins für Heimatkunde von Weißenburg i.B. und Umgebung“ in der Stadt wieder einen „Heimatverein mit größerem Aufgabenbereich“ ins Leben rufen.

Bezirksheimatpfleger Dr. Ernst Eichhorn sah durch eine „*mögliche überörtliche Verknüpfung mit gegenseitiger Beratung auf dem Gebiet der Heimatpflege*“, welche die Gründung mit sich bringen sollte, eine große Chance für Weißenburg. Er war es auch, der für die Einbindung der neu zu gründenden Gruppe in die überregionalen Strukturen des Frankenbundes plädierte. In diesem Akt sah Eichhorn, seinerzeit zugleich Bezirksvorsitzender des Bundes für Mittelfranken, laut eines zeitgenössischen Presseberichts auch die Möglichkeit, Einfluss und Wirkspektrum des seiner Meinung nach stark „*Unterfranken-lastigen Bundesverbandes*“ auf das Gebiet des Bezirks Mittelfranken auszudehnen.



Abb. 1: Zeitgenössischer Pressebericht von der Gründungsveranstaltung. Im Bild: Bezirksheimatpfleger Dr. E. Eichhorn und OB Dr. G. W. Zwanzig. Foto: Stadtarchiv Weißenburg.

Als weiteren Aspekt, den Beitritt zum Frankenbund schmackhaft zu machen, stellte der Bezirksheimatpfleger finanzielle Anreize in Aussicht: „*Zuschüsse winken!*“ Zu ihrem ersten Vorsitzenden wählte die Gründungsversammlung den Gymnasiallehrer Gustav Mödl, der dieses Amt bis zu seinem Ableben im Jahr 2005 mit großer persönlicher Hingabe ausfüllte und das Gesicht der Gruppe nachhaltig prägte.

Die Anfangsjahre

Den ersten größeren öffentlichen Auftritt hatte die neu gegründete Gruppe 1976, als sie sich bei den Feierlichkeiten zum Jubiläum „500 Jahre Weißenburger Rathaus“ maßgeblich an der Organisation und Durchführung des flankierenden Altstadtfestes beteiligte. In den Folgejahren prägten Ausstellungen wie „Weißenburg und Karl IV.“ (1978) oder „Wittelsbach

und Bayern“ (1980) die öffentliche Wahrnehmung der Gruppe. Ab 1979 organisierte Gustav Mödl im Namen des Frankenbundes Führungen auf der Festung Wülzburg und in der Weißenburger Altstadt, später auch im Römermuseum und den Römischen Thermen. Dabei infizierte der engagierte Pädagoge eine ganze Generation von Schülerinnen und Schülern mit seiner Begeisterung für die Heimat und deren reichhaltiger Geschichte. Zahlreiche seiner Eleven trugen die vorgelebten Ideale weiter und engagieren sich bis heute beruflich oder im Ehrenamt für die von Mödl vertretenen Ziele.

Weitere Schwerpunkte der Arbeit Gustav Mödls sowie seiner Nachfolgerin Evelyn Gillmeister-Geisenhof, die der Gruppe von 2006 bis 2012 vorstand, waren der Einsatz für denkmalpflegerische Belange (z.B. die erfolgreiche Verhinderung des Abrisses der klassizistischen „Doerfler Villa“ in Weißenburg) oder die finanzielle Unterstützung von wissenschaftlichen Publikationen wie der Monographie „Die Wülzburg“ (Th. Biller) beziehungsweise von Promotions- und Dissertationsarbeiten mit lokalhistorischem Schwerpunkt.

Gruppe Weißenburg heute

Aktuell umfasst die Gruppe 140 Mitglieder, die zum Teil seit der Gründung vor knapp 50 Jahren der Vereinigung die Treue halten. Das Jahresprogramm der Gruppe umfasst neben den klassischen Angeboten wie Besichtigungen, Vorträgen, Führungen, Tagesfahrten auch den traditionellen Jahresabschluss, einer gemeinsamen „Musikalischen Adventsandacht“, die in kunsthistorisch besonders interessanten Gotteshäusern der Region gefeiert wird. Dank der aktiven Unterstützung zahlreicher Mitglieder, die sich immer wieder

bereitwillig in den Dienst der Gruppe stellen, ist es seit Jahren möglich, ein abwechslungsreiches Angebot fast ausschließlich mit Kräften aus den eigenen Reihen zu organisieren. Das Programm, in dem versucht wird, ein möglichst breites Spektrum an Interessensgebieten abzudecken, wird regelmäßig von erfreulich vielen Mitgliedern und Nicht-Mitgliedern angenommen. Der kontinuierliche Zuwachs der Mitgliederzahlen mag als Ausdruck der allgemeinen Akzeptanz der Bemühungen der Weißenburger Gruppe zu sehen sein.

Großen Raum bei den Aktivitäten nimmt die Betreuung etlicher ‚Langzeitprojekte‘ ein. Unterstützt werden die Jahresarbeit, aber vor allem die aufwendigeren Projekte seit Jahren durch die treue Begleitung und großzügige finanzielle Förderung lokaler Stiftungen, die sich der Kulturarbeit in der Region verschrieben haben. Diesen möchte die Gruppe an dieser Stelle ausdrücklich herzlich danken.

Langzeitprojekte

Flachsbrechhaus Göhren

In den Jahren 1989 bis 2008 wurde auf Initiative des damaligen Vereinsvorsitzenden und Kreisheimatpflegers Gustav Mödl in Göhren bei Pappenheim ein Flachsbrechhaus mit Mitteln der Gruppe restauriert. Erbaut zwischen 1820 und 1838 befand sich das Gebäude in desolatem Zustand. Nach der ersten Grundsicherung der Mauern und des traditionellen Legschieferdaches wurde von 2006 bis 2008 nach archäologischen Befunden ein Darrofen mit deutschem Kamin rekonstruiert und eingebaut. Die Leistungen der Weißenburger Gruppe im Zusammenhang mit der gelungenen Renovierung eines der letzten Vertreter dieses in früheren Zeiten in der



Abb. 2: Das Flachsbrechhaus in Göhren.

Foto: Frankenbund Weißenburg.

Region häufig vorzufindenden Haustyps wurden im November 2009 vom damaligen Generalkonservator Prof. Johannes Greipl in der jährlichen Denkmalprämierung des Bezirks Mittelfranken gewürdigt. Eine kleine Sammlung von altem Werkzeug erinnert an die Zeiten, als im Flachsbrechhaus noch dem mühsamen Geschäft der Flaxsbearbeitung – dem „Hecheln“, „Brechen“ und „Darren“ – nachgegangen wurde. Diese stehen wie anderes historisches landwirtschaftliches Gerät an den Backtagen zur Besichtigung.

Wie bereits in der Zeit, als die Darre noch ihrer ursprünglichen Bestimmung diene, nutzen die Vereinsmitglieder heute den Ofen regelmäßig zum Brotbacken. Im Herbst stellt der inzwischen traditionelle

Backtag des Vereins den stimmungsvollen Rahmen für ein Fest dar, an dem neben frisch gebackenem Brot, selbstgebrautem Bier und Brotzeiten gemeinsam bei traditioneller Blasmusik gefeiert wird.

Streuobstwiese

Der Erhalt der Kulturlandschaft rund um Weißenburg und der damit verbundene Brückenschlag von der Kulturpflege zur Landschaftspflege ist eines der ausgewiesenen Ziele der Gruppe. Diesem Ziel widmen sich Vorstand und Mitglieder nicht nur theoretisch, sondern auch in praktischer Weise. Um einen aktiven Beitrag zur Bewahrung der für die Region Altmühlfranken landschaftsprägenden Streuobstwiesen mit ihren alten, oft vom Ausster-

ben bedrohten Obstsorten zu leisten, hat die Gruppe im April 2012 die Betreuung einer Streuobstfläche unweit von Weißenburg übernommen. Ausdrückliches Ziel dieser Maßnahme war und ist der „*Erhalt und [die] Vermehrung alter Kernobst-, also Apfel- und Birnensorten aus der Region*“. Mit dem Landschaftspflegeverband Mittelfranken (LPV) und dem Pomologen Wolfgang Subal, die der Gruppe mit Rat und Tat zur Seite stehen, konnten kompetente Ansprechpartner für das Projekt gewonnen werden.

Wichtigstes Ziel neben der Pflege des vorhandenen Altbaumbestandes ist die Nachzucht und Anpflanzung von Bäumen seltener, für die Region charakteristischer Sorten. Zwischen 2012 und 2019 konnten in mehreren Gemeinschaftsaktionen zahlreiche Apfel- und Birnenbäumchen gesetzt werden. Nicht zuletzt bei „Streuobstfesten“ auf der Wiese soll auch das Bewusstsein um die vielfältigen Verwendungsmöglichkeiten der alten Kultursorten erhalten und die Kenntnis darum weitergegeben werden.

Hammerklavier

Über eine Anfrage des „Historisch-technischen Museums“ in Sömmerda erfuhr die Gruppe im Jahr 2009 das erste Mal von der Existenz eines Tafelklaviers aus den Werkstätten des Weißenburger Klavierbauers Friedrich Mautterer (* 1813 in Weißenburg, † 1881 ebd.). Nach seiner Entstehung um 1850 landete das Instrument englischer Bauart über verschiedene Zwischenstationen im Thüringer Museum, wo es – nicht mehr bespielbar – nurmehr reinen Dekorationszwecken diene. Nachdem dort Ende des Jahres 2014 der Entschluss gefasst wurde, das Klavier im Zuge einer Neukonzeption der Sammlung abzugeben, eröffnete sich für die Weißen-



Abb. 3: Das Mautterer-Klavier.

Foto: Frankenbund Weißenburg.

burger Gruppe die Möglichkeit, das historische Instrument zu erwerben.

Dank der großzügigen Unterstützung in der Region ansässiger Stiftungen ging das nicht nur aus stadthistorischer Sicht interessante und wertvolle Tafelklavier im November 2015 in den Besitz der Gruppe über. Nach fachgerechter Restaurierung konnte das Instrument im Rahmen einer feierlichen Soirée im Söller des alten Rathauses Mitgliedern, Sponsoren und geladenen Gästen präsentiert werden. Seither wird das Klavier regelmäßig in Originalklang-Konzerten bespielt. Ein Schwerpunkt wird bei der Programmauswahl auf die Präsentation selten gehörter Kompositionen musikalischer ‚Kleinmeister‘ (wie A. E. Forstmeyer [* 1732 in Weißenburg], Ch. Winkelmeier [* 1787 in Weißenburg], J. Strunz [* 1781 in Pappenheim]) gelegt, die aus Weißenburg oder dem Umland stammten und meist zu Unrecht weitgehend in Vergessenheit geraten sind.

Kooperationspartner Forschungsgruppe Karlsgraben

Nach einer entsprechenden Anfrage der verantwortlichen Wissenschaftler der Forschungsgruppe Karlsgraben steht die

Weißburger Frankenbund-Gruppe seit 2012 dem Team der Universitäten Jena und Leipzig sowie dem Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege als Kooperations- und Ansprechpartner vor Ort zur Seite. Ein Höhepunkt der Zusammenarbeit war die Ausrichtung eines interdisziplinären Symposiums mit Präsentation erster Ergebnisse der Arbeiten an der „Fossa Carolina“ im Weißburger Wildbadsaal im Herbst 2013. Seither hat die Gruppe wiederholt Führungen an den Ausgrabungsstätten vor Ort sowie Vorträge zum aktuellen Stand der Forschungen organisiert. Jüngstes ‚Produkt‘ der Zusammenarbeit ist ein wissenschaftliches Projekt, bei dem die Ergebnisse von Sedimentanalysen

aus Bohrkernen, die aus den natürlichen Verfüllungen des Grabens stammen, dazu beitragen sollen, eine epochenübergreifende Umweltgeschichte der Region zu schreiben und damit Möglichkeiten eröffnen, die Mensch-Umwelt-Interaktion des erweiterten Weißburger Umlandes in völlig neuer Art und Weise zu beleuchten.

Die Schriftenreihe

Seit 2008 unterhält die Gruppe auch eine eigene Schriftenreihe. In bislang sieben, meist reich bebilderten Ausgaben widmen sich die Hefte unterschiedlichen Schwerpunkten. Neben Ausgaben zum Thema „Steinkrüge von Brauereien und Gasthöfen in Weißburg und dem Weißburger Land“ sowie zu „Holzmodellen Weißburger Lebküchner und Konditoren“ erschienen in den Jahren 2015 und 2016 Begleithefte zu vielbeachteten Vorträgen, die alte Läden und Geschäfte in Weißburg zum Thema hatten. Zwei Ausgaben (Heft 4 zum merowingischen Reihengräberfeld in Weißburg und das aktuelle Heft 7 zur Präsentation der Plakatsammlung „Deutsche Freilichtbühnen-Egon Schmid“) flankierten Ausstellungen der Stadt, welche die Frankenbund-Gruppe initiierte bzw. unterstützte. Mit einer Ausnahme sind alle bisher erschienenen Hefte über die Internetseite der Gruppe erhältlich.

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Dr. Martin Weichmann /
Frankenbund – Gruppe Weißburg
Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißburg
E-Mail: DrWeichmann@aol.com,
Homepage der Gruppe: www.frankenbund-weissenburg.de.



Abb. 4: Das aktuelle Heft der Schriftenreihe der Frankenbund Gruppe Weißburg.

Foto: Frankenbund Weißburg.

Anne Bauerfeld

Der Historische Verein in Gerolzhofen e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

Wer wir sind



Wir sind der Verein, der die Geschichte Gerolzhofens am Leben hält!

Gegründet wurden wir 1981 auf Anregung von Dr. Ottmar Wolf als Förderverein für das Stadtmuseum, in dem viele Bilder restaurierungsbedürftig waren. Diese erstrahlen mittlerweile wieder in alter Pracht.

Inzwischen haben wir uns weiterentwickelt. Denn wir fördern Kunst und Kultur unserer fränkischen Heimat sowie Geschichte, Kunst, Volkskunde und Landeskunde. Unsere Pfeiler hierfür sind

- unser ehrenamtliches Engagement,
- unsere Fachkompetenz,
- unsere Bildungsarbeit in Form von kostenlosen Vorträgen und Veranstaltungen,
- die Vergabe von Spenden,
- die Vergabe eines Ehrenpreises,
- die Herausgabe von Druckschriften (u.a. die Reihe „de geroldeshova“).

Rund 200 Mitglieder bilden unseren Verein, der nun langsam auf seinen 40. Geburtstag zusteuert.

Diesen würden wir am liebsten mit Ihnen in unseren Reihen feiern!

Unser Mitgliedsbeitrag liegt bei moderaten 10 Euro im Jahr, für Schüler sogar bei nur 5 Euro. Damit helfen Sie mit, lokale Geschichte in vielfältiger Form lebendig zu halten.

Wir freuen uns auf Sie und auf unser Wiedersehen!



Geschichte für alle



**Historischer Verein
in Gerolzhofen e.V.**

Kontakt zum Verein:

1. Vorsitzende Anne Bauerfeld / Historischer Verein in Gerolzhofen e.V.
Bürgermeister-Weigand-Straße 8, 97447 Gerolzhofen,
Telefon: 09382 / 31 02 11,
E-Mail: bauerfeld@kk-software.de,
www.histor-verein-geo.de.

Der Historische Verein Landkreis Haßberge e.V. – Gruppe im FRANKENBUND

Der Historische Verein Landkreis Haßberge e.V. wurde am 14. Januar 2005 auf einer Versammlung zahlreicher geschichtlich interessierter Personen aus dem gesamten Landkreis im Landratsamt Haßberge gegründet. Der Verein trat die Nachfolge der aufgelösten Frankenbund-Gruppe „Haßberge-Steigerwald“ an; die offizielle Aufnahme in den Frankenbund erfolgte am 7. Mai 2005 anlässlich des 76. Bundestages in Miltenberg. Die Vereinsgründung geht auf die Initiative von Altlandrat Dr. Walter Keller (seit 2016 Ehrenmitglied des Vereins) und von Dr. Stephan Diller zurück, der damals bei der Stadt Haßfurt zur Erstellung einer neuen Stadtchronik angestellt war. Dr. Diller leitete dann auch von der Gründung bis zu seinem berufsbedingten Wegzug nach Brandenburg als Erster Vorsitzender den Verein. Im Jahr 2011 trat Wolfgang Jäger seine Nachfolge an.

Ziel des Vereins ist die Erforschung der Lokalgeschichte, eingebettet in den Rahmen der großen Geschichte, die wir dabei nicht aus den Augen verlieren wollen. Denn die überregionale Geschichte, die wir in der Schule lernen, mit ihrem theoretischen abstrakten Charakter und schematischen Abriss wird belebt und unmittelbar fühlbar, wenn sie mit der lokalen Geschichte verknüpft wird, die uns in vielen Denkmälern, Burgen, Schlössern, Ruinen, Gebäuden in der Umgebung begegnet. Die lokale Geschichte liefert zum theoretischen Ganzen die individuelle Tatsache und führt uns die von unseren Vor-

fahren erlebte Geschichte nachhaltig vor Augen. Die räumlichen Grenzen unserer Forschungen und Betätigungen sind durch das in der bayerischen Gebietsreform 1972 geschaffene Territorium des Landkreises Haßberge definiert, wobei jedoch auch noch die ehemaligen Teile der Altlandkreise Ebern und Hofheim, die heute zu anderen Landkreisen gehören, miteinbezogen werden. Zudem war der Raum der Haßberge, des Maintals und des nördlichen Steigerwalds in seiner Geschichte lange Zeit dadurch geprägt, dass hier nicht nur die Hochstifte Würzburg und Bamberg aneinandergrenzten, sondern die Region auch mit zahlreichen Enklaven der sächsischen Herzogtümer sowie der Reichsritterschaft einen wahren ‚Flickenteppich‘ unterschiedlicher Herrschaftsgebiete bildete. Gerade diese Vielfalt macht die Beschäftigung mit der Geschichte besonders interessant.

Bis heute (Mai 2020) hat der Verein bereits in 20 Büchern und 13 Heften, die alle von Vereinsmitgliedern verfasst wurden, neue Erkenntnisse zur Lokalgeschichte veröffentlicht. Die Liste der Veröffentlichungen kann ebenso wie die Satzung, Veranstaltungen, Nachrichtenarchiv und Historische Streiflichter auf der Internetseite des Vereins „www.historischer-vereinlandkreishassberge.de“ eingesehen werden. Kurz vor der Herausgabe stehen als neueste Publikationen erstens ein Sammelband mit Aufsätzen zu 25 lokalen historischen Themen von der Steinzeit bis zur Gegenwart sowie zweitens eine Zu-

sammenfassung der Ereignisse des Jahres 1796, als Franzosenheere durch das Gebiet des heutigen Landkreises zogen.

Weiterhin veranstaltet der Verein wissenschaftliche und zugleich allgemeinverständliche Vorträge (z.B. von Prof. Dr. Günter Dippold über die Entstehung, Kennzeichnung und Wirkung von Grenzen im Jahr 2019) und bietet Wissenschaftlern ein Podium zur Vorstellung der Ergebnisse ihrer jahrelangen Forschungen (wie z.B. Dr. Joachim Andraschke über die germanisch-frühdeutschen Ortsnamen des Regnitz- und Obermaingebietes im Jahr 2017). Im Jahr 2006 richtete der Verein die Bundesbeiratstagung des Frankenbundes in der Kreisstadt Haßfurt aus. Von 2006 bis 2016 sammelte der Verein sämtliche bis dato bekannten Flurnamen aus dem Gebiet des Landkreises Haßberge einschließlich deren räumlicher Lokalisierung. In Schülerseminaren in Zusammenarbeit mit dem Regiomontanus-Gymnasium Haßfurt regte der Verein die Bearbeitung geschichtlicher Themen in Facharbeiten und später in W- und P-Seminaren an. Viermal pro Jahr bietet der Verein in Form von Stammtischen an wechselnden Orten im gesamten Landkreisgebiet allen Heimatforschern Gelegenheit zu einem regen Meinungsaustausch. Unter dem Motto „Sommerreisen“ lädt der Verein in der Sommerferienzeit alle Dabeigebiebenen zu interessanten Zielen ein. Zahlreiche Exkursionen zu geschichtlichen Themen runden das Angebot ab.

In mehreren Projekten unterstützt der Verein das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (z.B. bei der Ordnung des archäologischen Depots in Westheim, der Verhinderung von Raubgrabereien auf Bodendenkmälern wie dem Großen Knetz-

berg). Auch förderte der Verein finanziell unter anderem die Restaurierung des Mariaburghausener Kopialbuchs in der Universitätsbibliothek Würzburg und ist Ansprechpartner für lokale Heimat- und Geschichtsforscher, die ihre Ergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich machen wollen oder ihre gesammelten Unterlagen am Ende ihrer Tätigkeit sicher aufgehoben wissen wollen.

Eine Vereinsbibliothek mit allgemeiner und heimatgeschichtlicher (Fach-)Literatur wird aus gestifteten Büchern aufgebaut und betreut von Petra Hahn-Stöhr. Daneben besitzt die Vereinsbibliothek auch zahlreiche Jahrbuch-Reihen anderer fränkischer Geschichtsvereine (MfrJb, WDGBI, JbFL, BHVB etc.) und steht allen Mitgliedern kostenlos zur Verfügung.

Der Historische Verein Landkreis Haßberge e.V. hat derzeit ca. 200 Mitglieder, von denen sich zahlreiche aktiv in das Vereinsleben mit einbringen. Unterstützt in der Vereinsarbeit wird der Erste Vorsitzende durch seinen Stellvertreter Thomas Schindler, Schatzmeister Klaus Kunkel und Schriftführer Mark Werner. Dank eines breitgefächerten Veranstaltungsangebots und seiner konkreten Unterstützung und Publizierung von wissenschaftlich fundierten Forschungsarbeiten wird der Verein auch außerhalb seines eigentlichen Wirkungskreises wahrgenommen.

Kontakt zum Verein:

1. Vorsitzender Wolfgang Jäger / Historischer Verein Landkreis Haßberge e.V.
Waldblick 14, 97437 Haßfurt,
Telefon: 09521 / 95 25 47,
E-Mail: info@historischervereinlandkreis-hassberge.de.

Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des Frankenbundes im Jahr 2021

Leider mussten wir in diesem Jahr alle vom Gesamtbund geplanten Veranstaltungen pandemiebedingt ausfallen lassen. Wir hoffen, sie im nächsten Jahr nachholen zu können – wenn es die staatlichen Vorgaben zur Eindämmung der Pandemie erlauben.

Fest geplant ist unser **9. Fränkischer Thementag** für den 24. April in Werneck und Umgebung zum Thema: Bildstöcke in Franken. Bildstöcke prägen die Kulturlandschaft in ganz Franken. Auf dieser ganztägigen Veranstaltung stehen neben Vorträgen zur Ausdeutung dieser Glaubensspuren der Besuch eines Steinmetzbetriebs sowie des Fränkischen Bildstockzentrums auf dem Programm.

Voraussichtlich ab September ist unsere **Jubiläumsausstellung „Franken um 1920“** im Museum für Franken auf der Festung Marienberg in Würzburg zu sehen. Eröffnet wird sie mit einer Diskussionsrunde zum Thema: Franken um 1920; der Termin ist noch offen.

Unsere **Jubiläumsfeier** mit Festakt in Anwesenheit des Bayerischen Ministerpräsidenten und einem Staatsempfang aus Anlass der Gründung des Frankenbundes im Jahr 1920 wird am 9. Oktober im Museum für Franken/Würzburg stattfinden.

Für den 13. November steht der **91. Bundestag** in Bamberg auf dem Programm, der zugleich den festlichen Rahmen für die in diesem Jahr ausgefallene 100-Jahr-Feier der Gruppe Bamberg bildet. Zu diesem Anlass wird unsere Jubiläumsausstellung vom 2. bis 14. November im Foyer des Landratsamts Bamberg gezeigt.

Ab Mitte November bis voraussichtlich Februar 2022 können Sie unsere Jubiläumsausstellung in Ansbach im dortigen Markgrafenmuseum besichtigen.

Die Termine für die ausgefallene **Bundesbeiratstagung** (eine interne Fortbildungstagung für die Gruppenvorsitzenden und die Bundesleitung), die **Orgelwanderung** von Stegaurach nach Bamberg und zurück mit Orgelkonzert im Bamberger Dom und Vorführung der Orgel in der Stegauracher Pfarrkirche sowie die **Oberfränkische Regionalfahrt** nach Werneck, zur Erdfunkstelle, zur Musikakademie Hammelburg und anschließend nach Bad Kissingen stehen noch nicht fest.

Ob im nächsten Jahr wieder die **Mainschiffahrt** angeboten wird, ist noch nicht entschieden. Ebenso gibt es noch keine Termine für die neu angedachten **Bildstockwanderungen**.

Weitere Informationen über unsere geplanten überregionalen Veranstaltungen finden Sie demnächst auf unserer Internetseite wie auch in der Zeitschrift *FRANKENLAND*.

Weihnachtsgruß	219
-----------------------------	-----

Geschichte

Ines Spazier

Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthüringen – I. Teil	220
--	-----

Herbert Popp

Die „Fränkische Schweiz-Autobahn“ nach den Plänen von 1934. Ein Projekt, das glücklicherweise nie realisiert worden ist	237
--	-----

Kultur

Hartmut Heller †

Der Nürnberger „Christkindlesmarkt“ – Entwicklungsgeschichte, Teilelemente und Funktionen	254
--	-----

Bücher zu fränkischen Themen	273
---	-----

Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

Reinhold Schweda

Die Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES	278
--	-----

Klaus Trendel

Die Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES	280
---	-----

Gottfried Hofmann

Die Gruppe Kitzingen des FRANKENBUNDES	282
--	-----

Frankenbund intern

Unser 1. Bundesvorsitzender wurde Ehrensensator der Universität Würzburg	284
---	-----

Johannes Schellakowsky

„Am Beginn einer neuen Zeit“ – Eine Gedenktafel in Würzburg erinnert an den 100. Jahrestag der Gründung des FRANKENBUNDES und der Gruppe Würzburg	285
---	-----

Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2021	287
---	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Prof. Dr. Hartmut Heller † (1941–2020)	Professor für Landes- und Volkskunde an der Universität Erlangen-Nürnberg i.R. Saarstraße 5, 91052 Erlangen
Gottfried Hofmann	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Kitzingen Am Weingarten 2, 97320 Mainstockheim gottfried.christa.hofmann@t-online.de
Dr. Peter Kolb	Ltd. Regierungsdirektor i. R. Felix-Dahn-Straße 6, 97072 Würzburg peterkolb@kolb-architektur.de
Prof. em. Dr. Herbert Popp	Em. Professor für Stadtgeographie und Geographie des ländlichen Raumes an der Universität Bayreuth Margaretenweg 16, 95494 Gesees family.popp@t-online.de
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Reinhold Schweda	Schriftführer der Frankenbund-Gruppe Baunach Bahnhofstraße 4, 96148 Baunach rschweda@gmx.net
Israel Schwierz	Rektor i.R. Postfach 250139, 97044 Würzburg DL2NAI@t-online.de
Dr. Ines Spazier	Gebietsreferentin und stellv. Abteilungsleiterin Archäologische Denkmalpflege am Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Humboldtstraße 11, 99423 Weimar ines.spazier@tlda.thueringen.de
Dr. Birgit Speckle	Bezirk Unterfranken / Kulturarbeit und Heimatpflege Silcherstraße 5, 97074 Würzburg b.speckle@bezirk-unterfranken.de
Klaus Trendel	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Bayreuth Balthasar-Neumann-Straße 17, 95444 Bayreuth k.trendel@gmx.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.



Abb.: Der Aschaffener Stiftsplatz im Winter.

Foto: Georg Hippeli.

*Gesegnete Weihnachten
und für das Jahr 2021
Glück, Gesundheit und Frieden
wünscht*

*allen Bundesfreunden und allen Lesern
die Bundesleitung des Frankenbundes,
Vereinigung für Fränkische Landeskunde und Kulturpflege e. V.*

P.S.: Der FRANKENBUND würde sich freuen, Sie im neuen Jahr – hoffentlich dann ohne Corona-Beschränkungen – zahlreich zu unseren Veranstaltungen (wie z.B. der im Sonderheft 2020 besprochenen nachzuholenden Jubiläumsausstellung) begrüßen zu können. Die genauen Termine unserer geplanten Veranstaltungen entnehmen Sie bitte der Übersicht auf S. 287f. in diesem FRANKENLAND-Heft.

Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthüringen – I. Teil

In diesem Artikel wird aus archäologischer, bauhistorischer, historischer und naturwissenschaftlicher Sicht der neueste Forschungsstand zur Burgruine Henneberg, Lkr. Schmalkalden-Meiningen, präsentiert, der kürzlich in einer zweibändigen Monographie publiziert wurde. Der Beitrag möchte eine breite Leserschaft informieren und Freude auf mehr zur Stammburg der Henneberger Grafen vermitteln, die zusammen mit ihren Ministerialen die mittelalterliche Geschichte Südthüringens und Frankens wesentlich mitbestimmt haben.

1. Lage und Forschungsgeschichte

Die Ortschaft Henneberg liegt ca. 10 km südwestlich von Meiningen an der Straße von Würzburg nach Meiningen direkt an der Grenze zum Freistaat Bayern und damit an der Wasserscheide von Main und Werra. Diese Straße ist ein alter Verkehrsweg zwischen Mitteldeutschland und Franken. Die Burg nimmt östlich des gleichnamigen Ortes den sog. Schlossberg, einen freistehenden Bergkegel aus Muschelkalkstein, ein (Abb. 1). Mit 527 m ü.HN überragt er die umliegende Gegend um etwa 130 m. Die Befestigung befindet sich auf einem Nord-Süd ausgerichteten Bergsporn, der nach Süden flach ausläuft, ansonsten aber steil abfällt. Das Plateau wird vollständig von einer Ringmauer umgeben, die ein Areal von 120 m (Nord-Süd) mal 65 m (West-Ost) umschließt, das sich nach Sü-

den in seiner Ost-West-Ausdehnung bis auf 20 m einengt. Die gesamte Anlage ist von einem Graben-Wall-System umgeben und wird im Süden durch weitere zwei Gräben und Wälle verstärkt.

Seit 1845 wurden verschiedene Sicherungs- und Sanierungsarbeiten vorgenommen. Ende des 19. Jahrhunderts wurden zahlreiche Fundamente entlang der Ringmauer durch den Landbaumeister Ernst Abesser abgegraben und in einem Lageplan verzeichnet. In Zusammenhang mit dieser Maßnahme wurde auch der kleine Rundturm auf der Hauptburg südlich des Palas wiedererrichtet. Weitere Untersuchungen führte der damalige Leiter des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins, Friedrich Tenner, im Jahr 1936 durch.¹ Nach der Öffnung der innerdeutschen Grenze, in deren Sperrgebiet die Burgruine gelegen hatte, fanden zwischen 1992 und 1995 vier Ausgrabungskampagnen des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologie (TLDA) in Zusammenarbeit mit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg im Nordwesten der Burg statt. Dabei wurde eine Fläche von ungefähr 750 Quadratmetern untersucht und einzelne Vorberichte dazu publiziert.² Im Jahre 2001 veranlasste die Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten eine Sanierung der südöstlichen Ringmauer. Bei den Untersuchungen durch das Thüringische Landesamt wurden 2001/2002 das Fundament eines hochmittelalterlichen Rundturmes, weitere Mauerfundamente eines spätmittelalterlichen Gebäudes und eine Steinbearbei-



Abb. 1: Blick auf die Burg Henneberg von Osten. Im Vordergrund der Bergfried aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.
Foto: S. Ittig, proofpic.gbr.

tungsgrube freigelegt.³ Nach dem neuesten Forschungsstand können fünf Bauphasen nachgewiesen werden, eine für die Hallstattzeit, zwei für das Früh- bis Hochmittelalter und zwei für das Spätmittelalter (Abb. 2).

2. Historischer Abriss

Die Ersterwähnung der Henneberger datiert in das Jahr 1096, als Godebold II., Graf von Henneberg, einem Tauschgeschäft zwischen dem Hochstift Würzburg und dem unweit Schwäbisch-Hall gelegenen Benediktinerkloster Comburg beiwohnte.⁴ Der Grundbesitz der Herrschaft baute sich auf den Besitztümern der Babenberger (Burg Bamberg, Franken) auf, von denen Poppo I. abstammte. Ihre Reichslehen lagen im Thüringer Wald von der Schleuse bis zur Hasel sowie beim Schloss Lichtenberg nebst dem zugehörigen Umland.

Außerdem hatten die Henneberger seit dem späten 11. Jahrhundert bzw. seit 1102 das Würzburger Burggrafenamt und die Würzburger Hochstiftsvogtei inne und mit diesen Reichsämtern Einfluss auf die Reichspolitik. Unter Godebold II. († 1144) wurde der Grundstein für die Bedeutung des Henneberger Grafenhauses gelegt. Er verschob den Schwerpunkt seiner Herrschaft nach Osten. In diesem Zusammenhang erfolgte 1131 die Gründung des Hausklosters in Veßra. Godebold II. strebte einen geschlossenen Grundbesitz zwischen Schleusingen und Henneberg an. Damit geriet die Stammburg an den Rand der Herrschaft. Die Henneberger Grafen gewannen seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts durch die Erbschaft der Herrschaft Nordeck (Zella-Mehlis, Thüringen) Einfluss nach Nordosten. Bis Mitte des 13. Jahrhunderts blieb der Besitz konstant. Das Grafenhaus teilte sich aber bereits 1190 in die Linien Henne-

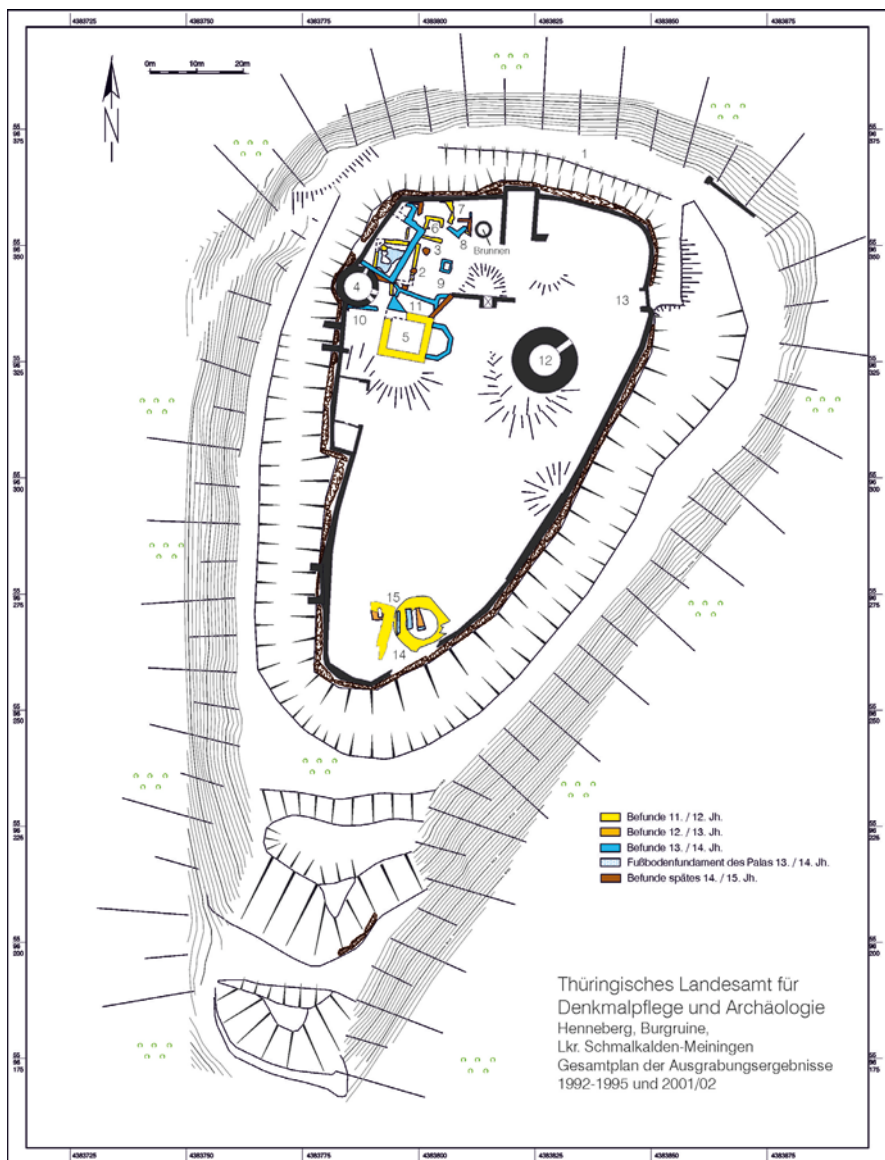


Abb. 2: Plan der Burgruine Henneberg mit den einzelnen Grabungsbefunden im Nordwesten und Süden der Burg. (graphische Umsetzung I. und Th. Spazier), Legende: 1 Zwinger, 2 Lage der Gebäude I, III, V und des Wohnbaus (Palas), 3 Gebäude II, 4 Rundturm beim Wohnbau (Palas), 5 Gebäude IV (Wohnturm)/Kapelle, 6 Gebäude VI, 7 Zangentor (zweites Burgtor), 8 Gebäude VIII, 9 spätmittelalterliche Hoforanlage, 10 Gebäude VII/Holzstube, 11 trapezförmiger Bau/Gebäude IX, 12 Bergfried II, 13 drittes und viertes Burgtor, 14 hochmittelalterlicher Rundturm (Bergfried I) und erstes Burgtor, 15 Steinbearbeitungsgrube und spätmittelalterlicher Gebäuderest (Gebäude X).

berg sowie die Seitenlinien Botenlauben und Strauf. Die erste direkte urkundliche Erwähnung der Burg als „castrum“ fällt in das Jahr 1221.

Von 1220 bis 1274 erfolgte eine kurze Blütezeit der Burg unter Poppo VII., der mit Jutta, der Witwe des Markgrafen von Meißen Dietrichs des Bedrängten (1195–1221) verheiratet war. Das 13. Jahrhundert wurde von einer regen Bautätigkeit auf der Burg begleitet, die sich archäologisch gut belegen lässt. Die Burg genügte damit als Wohnsitz offenbar den Ansprüchen Juttas, die aus dem Hause der Landgrafen von Thüringen stammte. Dazu passt, dass 1253 in der Zeugenliste einer Urkunde Albrecht, Kaplan zu Henneberg, genannt wird.⁵ Daraus lässt sich auf die Existenz einer Burgkapelle schließen, die auch archä-

ologisch nachzuweisen war. Nach Ausweis einer Urkunde vom September 1464 hatte man sie der hl. Katharina geweiht.

Im Jahr 1246 trennte sich unter Hermann I. die Nebenlinie Coburg ab. 1274 erfolgte die Teilung der Grafschaft in die Linien Schleusingen, Aschach und Hartenberg-Römhild. Als die Linie Hartenberg erlosch, fiel deren Besitz an Aschach. Mit der Teilung der Grafschaft verlor die Henneburg ihre Bedeutung als Residenz. Unter Berthold VII. (1284–1342) verlagerte sich die Herrschaft samt dem Burgsitz nach Schleusingen. Dennoch sprechen Um- und Ausbaumaßnahmen auf der Burg dafür, dass ein Bedeutungsverlust nicht mittelbar spürbar wurde. Im Jahre 1393 wurde ein Teil der Burg als Mitgift an die Linie Henneberg-Römhild verpfän-



Abb. 3: Burgruine Henneberg, Ansicht von Westen, kolorierte Federzeichnung von Christian Juncker von 1703. Die Darstellung ist mit „Rudera des Schloßes Henneberg, wie selbiges noch Anno 1703 gestanden“ beschriftet und gibt die Westseite der Ruine in scheinbar authentischer Form wieder.

Quelle: LATH-StA Meiningen, Henneberg aus Gotha Nr. 369.



Abb. 4: Ein Gräbchen sicherte im Nordwesten der Burg in der Hallstattzeit einen Hofbereich.
Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

det und verblieb dort bis zu deren Erlöschen. Weitere Baumaßnahmen sind für die Jahre 1453 bis 1516 überliefert. Nach Aussterben der Linie Aschach fiel das Gebiet 1549 an die Linie Schleusingen. 1583 starb diese schließlich mit Georg Ernst, Graf von Henneberg-Schleusingen, im Mannesstamm aus.

Seit 1576 erfolgten partielle Abrissarbeiten am Bergfried. Die Burg wurde aber teilweise noch bis zum beginnenden 17. Jahrhundert bewohnt. Danach fiel die Anlage wüst. 1784 ließ Herzog Georg I. von Sachsen-Meiningen den Burghof planieren, um darauf ein „Lusthaus“ zu errichten. Die erste detailreiche Aufnahme der Burgruine erfolgt 1703 in dem ungedruckten Werk „Ehre der gefürsteten Grafschaft Henneberg“ von Christian Juncker (Abb. 3).

3. Die Burg Henneberg – eine hallstattzeitliche Höhensiedlung

Von der hallstattzeitlichen Höhensiedlung sind zwei Gräben, zahlreiche in den Felsen eingetiefe Pfosten und eine Siedlungsschicht zu nennen. Aus den dokumentierten Pfosten ließen sich keine Hausgrundrisse rekonstruieren.

Ein einfaches Gräbchen konnte in der nordwestlichen Grabungsfläche nachgewiesen werden. Es war in den Kalkfelsen gehauen und diente der Aufnahme von Pfosten für eine Palisade oder für einen massiven Zaun. Das Palisadengräbchen wurde auf einer Länge von etwa 13 m dokumentiert und verlief bogenförmig über das nordwestliche Plateau (Abb. 4). Es folgte also nicht unmittelbar der Hangkante oder dem Hang und wurde von zwei recht massiven Pfostengruben flankiert. Es handelte sich um einen Zugang bzw. eine Pforte, die jedoch weniger als

0,80 m breit war. Ein solch enger Durchgang eignete sich zweifelsohne nicht als primärer Zugang zu einem Siedlungsareal. Die Breite für einen vierrädrigen Wagen beträgt beispielsweise 1,10 bis 1,30 m.

Zwei eisenzeitliche Höhenbefestigungen sind bekannt, deren Wohnplateau ebenfalls mit Palisadengräben befestigt waren. Zu nennen sind die etwa 4 Hektar große befestigte Höhensiedlung auf dem Goldberg bei Goldburghausen, Lkr. Ostalbkreis, und die befestigte Höhensiedlung auf der Göllersreuther Platte bei Landersdorf, Lkr. Roth.⁶ Letztere ist mit 0,60 Hektar Innenfläche von der Größe her gut mit der Henneburg vergleichbar und weist einen zumindest noch teilweise erhaltenen Ringwall auf, der die Anlage einst komplett umgab. Im Westen der Anlage fand sich zusätzlich ein das Plateau querendes Grabenwerk mit dazugehöriger Torsituation, dass ein Areal von etwa 400 Quadratmetern von der restlichen Fläche abtrennte.

Eine weitere, aber gestörte Grabenstruktur befindet sich in der südlichen Grabungsfläche und verläuft von Südosten nach Nordwesten, also annähernd quer über das Plateau. Mit einer Sohlbreite von ca. 1,50 m und einer Tiefe von bis zu 0,70 m übertrifft der Befund den Palisadengraben der Nordfläche erheblich. Der Graben war mit zahlreichen großen, plattigen Kalksteinen aufgefüllt worden. Die ältere Abschnittsbefestigung des Eiersberges bei Mittelstreu, Lkr. Rhön-Grabfeld, wies einen ähnlichen, jedoch 2,00 bis 2,80 m breiten Graben auf, welcher mutmaßlich einer Mauer vorgelagert war, von der jedoch aufgrund von Störungen durch die landwirtschaftliche Nutzung des Geländes keine Reste mehr erhalten blieben.⁷ Auch in Henneberg dürfte der Graben an der Südspitze des Burgplateaus einen

Befestigungscharakter besessen haben. In diesem Zusammenhang ist sicherlich auch das dem Halsgraben vorgelagerte, dreifach gestaffelte Wall-Graben-System zu sehen (vgl. Abb. 2). Dieses kann aber nicht sicher datiert werden.

4. Die hochmittelalterlichen Bauphasen von Mitte 10. bis Anfang des 13. Jahrhunderts

Ab Mitte des 10. Jahrhunderts wurde der Henneberger Schlossberg wieder systematisch zu einer Burganlage ausgebaut. Dies geschah ca. 100 Jahre bevor die Henneberger erstmals in den urkundlichen Quellen auftraten. Der erste Vertreter der Familie der Grafen von Henneberg war Poppo († um 1052). Sein Sohn Poppo I., zugleich Vater Gotebolds II., fiel in der Schlacht bei Mellrichstadt († 1087). Er teilte seine Besitzungen unter seine Söhne auf, und so entstanden die Goteboldische und die Popponische Linie. Gotebold II. wird als Gründer der Goteboldischen Linie angesehen.

Von dieser hochmittelalterlichen Befestigung (10.–12. Jahrhundert) lagen vor Beginn der Ausgrabungen 1992 bis 1995 und 2001/2002 keine Informationen vor. Auch die Untersuchungen Ernst Abessers im 19. Jahrhundert und Friedrich Tenners im Jahr 1936 erbrachten keine Aussagen zum hochmittelalterlichen Siedlungsgeschehen.

Beide hochmittelalterlichen Bauphasen konnten in der nordwestlichen und südlichen Grabungsfläche erfasst werden. Der Nordwesten liegt auf dem höchsten Punkt des Plateaus. Zur ersten Bauphase gehörte ein ca. 7,50 mal 7,50 m großer Fachwerkbau, der auf der höchsten Stelle der Innenfläche errichtet wurde (Gebäude I). Der hölzerne Bau brannte ab. Die Holzbalken-

konstruktionen aus dem nordwestlichen und dem südöstlichen Bereich des Hauses datieren in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts (Abb. 5).⁸ Direkt westlich schloss ein zweites Gebäude (II) an, dessen unterste Fundamentbereiche sich als Mörtelauflagen auf einer Fläche von ca. 9 mal 3 m ausdehnten und das durch Fundmaterial, aber auch durch die stratigraphische Abfolge in die erste Bauphase datiert werden kann. Zwischen beiden Gebäuden lagen zwei Feuerstellen, die im frühen 11. Jahrhundert genutzt worden sind.

Im Süden der Burg entstand nach 1000/1030 der erste Bergfried (Bergfried I) am Übergang der ersten zur zweiten Bauphase. Es wurde ein Rundturm als Schalenmauerwerk errichtet. Er hatte einen Außendurchmesser von 11,70 m bei einer Mauerstärke von 2,70 m (Abb. 6). An den

Turm schloss zeitgleich eine Mauer an, die auf einer Länge von 3,40 m und auf einer Breite von 0,70 m fassbar war und als älteste Ringmauer gedeutet werden kann. Dieser Befund lässt erahnen, dass die gesamte Burg bereits im Hochmittelalter mit einer Ringmauer befestigt gewesen ist. Höchstwahrscheinlich lag beim Rundturm das erste Burgtor. Dafür spricht vor allem die Topographie des Geländes mit dem allmählichen Anstieg zur Burg aus Südwesten im Gegensatz zu dem steileren, ab dem Spätmittelalter genutzten Westanstieg. Den südlichen Zugang sicherte man zusätzlich mit einem doppelten Wall-Graben-System, der bereits in der Hallstattzeit entstanden sein könnte.

Als Gotebold II. 1096 einem Tauschgeschäft zwischen dem Hochstift Würzburg und dem unweit Schwäbisch-Hall gelegen-



Abb. 5: Im 10. Jahrhundert entstanden die ersten Gebäude aus Holz. Im Nordwesten konnte ein 7,50 x 7,50 m großer Bau dokumentiert werden.
Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.



Abb. 6: Der 11,70 m große Rundturm (Bergfried I), der im 11. Jahrhundert erbaut worden ist, war bisher nicht bekannt. Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

nen Benediktinerkloster Comburg bewohnte, begann auf der Henneburg bereits eine zweite hochmittelalterliche Bauphase, die ab Mitte des 11. Jahrhunderts einsetzte und bis zum beginnenden 13. Jahrhundert andauerte. Unter Gotebold II. († 1144) wurde nicht nur der Grundstein für das Henneberger Grafenhaus mit den umfangreichen Besitzungen gelegt, sondern auch auf der Stammburg eine sehr rege Bautätigkeit entfaltet. Unter Gotebold II. hatten die Henneberger Grafen seit dem späten 11. Jahrhundert das Würzburger Burggrafenamt bzw. seit 1102 die Würzburger Hochstiftsvogtei inne. Er stiftete 1131/1135 das Hauskloster der Henneberger in Veßra, Lkr. Hildburghausen, als ein Prämonstratenserklöster.

Auf seinem Wohnsitz wurde im Nordwesten der Burg auf dem höchsten Punkt nach Niederlegung des Gebäudes I ein

9,0 mal 9,0 m großer Fachwerkbau (Gebäude III) errichtet, der nach Süden einen Anbau hatte. Zum Gebäude gehörten grüne Glasfenster. Es hatte eine Ziegeldachdeckung aus Flachziegeln im Spitzschnitt und weißglasierte Firstziegel wie auch der Wohnbau (Gebäude IV). Das Gebäude wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts abgebrochen. Das Mauerwerk war in Opus Spicatum-Technik gesetzt und 0,90 m breit (Abb. 7).

Nach Süden schloss ein ca. 10,0 mal 10,0 m großer Wohnbau (Gebäude IV) an. Er bestand aus Kleinsteinquadermauerwerk und wird mit einer Mauerstärke von ca. 1,70 m ein steinernes Gebäude gewesen sein (Abb. 8). Zum Innenausbau können keine Angaben gemacht werden. Er wurde im Hochmittelalter als Wohnturm erbaut, und man nutzte ihn ab Beginn des 13. Jahrhunderts als Kapellenturm.



Abb. 7: Im 12. Jahrhundert errichtete man Gebäude in Opus-spicatum-Bauweise, darunter ein 9 x 9 m großes Gebäude im Nordwesten der Burg. Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.



Abb. 8: Blick auf die Reste des spätmittelalterlichen Wohnbaus mit dem kleinen Rundturm und dem Kapellenturm, der im 14. Jahrhundert zur Kapelle umgebaut wurde. Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

Unmittelbar nördlich am Gebäude III lag ein weiteres Gebäude (V), das vor allem aus roten und hellgelben Buntsandsteinen bestand und sich auf einer Innenfläche von ca. 4,30 mal 3,50 m ausdehnte. Naturwissenschaftliche Untersuchungen datieren seine Entstehung in die Zeit um ca. 1100 und damit in die Regierungszeit Gottebolds II.

Unmittelbar nach Nordwesten folgte ein fast quadratischer Bau (3,80 mal 3,0 m), der mit einer Innenfläche von 2,40 mal 2,0 m ein kleiner Turm (Gebäude VI), vielleicht mit einem auskragenden Fachwerkbereich, war. Der im Norden liegende Brunnen entstand sicher auch im Hochmittelalter. Seine 2,50 m große Brunnenröhre wurde in den anstehenden Muschelkalk gearbeitet. Ein dokumentiertes Brunnenhaus datiert in das Spätmittelalter.

5. Die spätmittelalterlichen Bauphasen (Anfang 13. bis beginnendes 16. Jahrhundert)

Für das Spätmittelalter konnten ebenfalls zwei Bauphasen nachgewiesen werden. Sie datieren vom 13. bis zum beginnenden 16. Jahrhundert, wobei die Bauphase 3 den Zeitraum vom 13. bis Mitte des 14. Jahrhunderts einnimmt. In Folge des Bauernkrieges wurde die Burg 1525 im Wesentlichen aufgegeben.

Wohl in Zusammenhang mit der Heirat Poppo VII. mit Jutta erbaute man zu Beginn des 13. Jahrhunderts einen Wohnbau (Palas), infolgedessen die hochmittelalterlichen Gebäude III, V und VI niedergelegt wurden. Er war ca. 13,50 m lang und zwischen 7,70 bis 8,50 m breit. Im Norden fügte sich ein turmartiger Anbau an das Gebäude (Abb. 8). Im Inneren lag ein Fußboden bestehend aus Kalksteinmörtel und Buntsandsteinplatten. Das Ge-

bäude stand, wie ein Eckverband aus Buntsandsteinquadern an der Außenseite erkennen lässt, ursprünglich frei und wurde erst später in die spätmittelalterliche Ringmauer integriert, die erst nach dessen Bau entstand.

Wahrscheinlich unmittelbar nach dem Bau des Wohnbaus (Palas) wurde der kleine Rundturm errichtet, der einen Außendurchmesser von 8,70 m bei einer Mauerstärke von ca. 1,30 m hatte. Poppo VII. († 1242) baute sicher auch in den hochmittelalterlichen, 10 mal 10 m großen Wohnturm (Gebäude IV) eine Kapelle ein. So entstand im 13. Jahrhundert wie beispielsweise auf der hennebergischen Burg Botenlauben, Lkr. Bad Kissingen, ein Kapellenturm (Abb. 9).⁹ Ein Kaplan auf der Burg wurde bereits 1253 bezeugt. Im Osten des ehemaligen hochmittelalterlichen Wohnturmes wurde wahrscheinlich im 14. Jahrhundert ein 3/5-Chor mit zwei Öffnungen im Nordwesten und Nordosten angefügt.

Etwa 9 bis 10 m östlich des Wohnbaus (Palas) errichtete man eine Hoftoranlage, die von zwei fast quadratischen Gebäuden von ca. 2,90 mal 2,50 m Größe gerahmt wurde. Im 5 m breiten Zwischenraum befand sich ein Tor. Von der militärischen Bedeutung der Burg zeugen zahlreiche Militaria-Funde beim Hoftor wie Sporen, Hufeisen, Hufnägel und Spitzen von Tüllengeschossen (Abb. 10).

Ob noch unter Poppo VII. oder erst unter seinem Nachfolger Heinrich III. († 1262) und seinen Söhnen der Bergfried im Norden (Bergfried II) errichtet wurde, muss fraglich bleiben. Nach den neuesten bauhistorischen Untersuchungen wird mit der Errichtung dieses Bergfriedes um 1250 gerechnet. Er nahm ab Mitte des 13. Jahrhunderts eine zentrale Stellung im Norden der Burganlage ein. Mit einem Au-

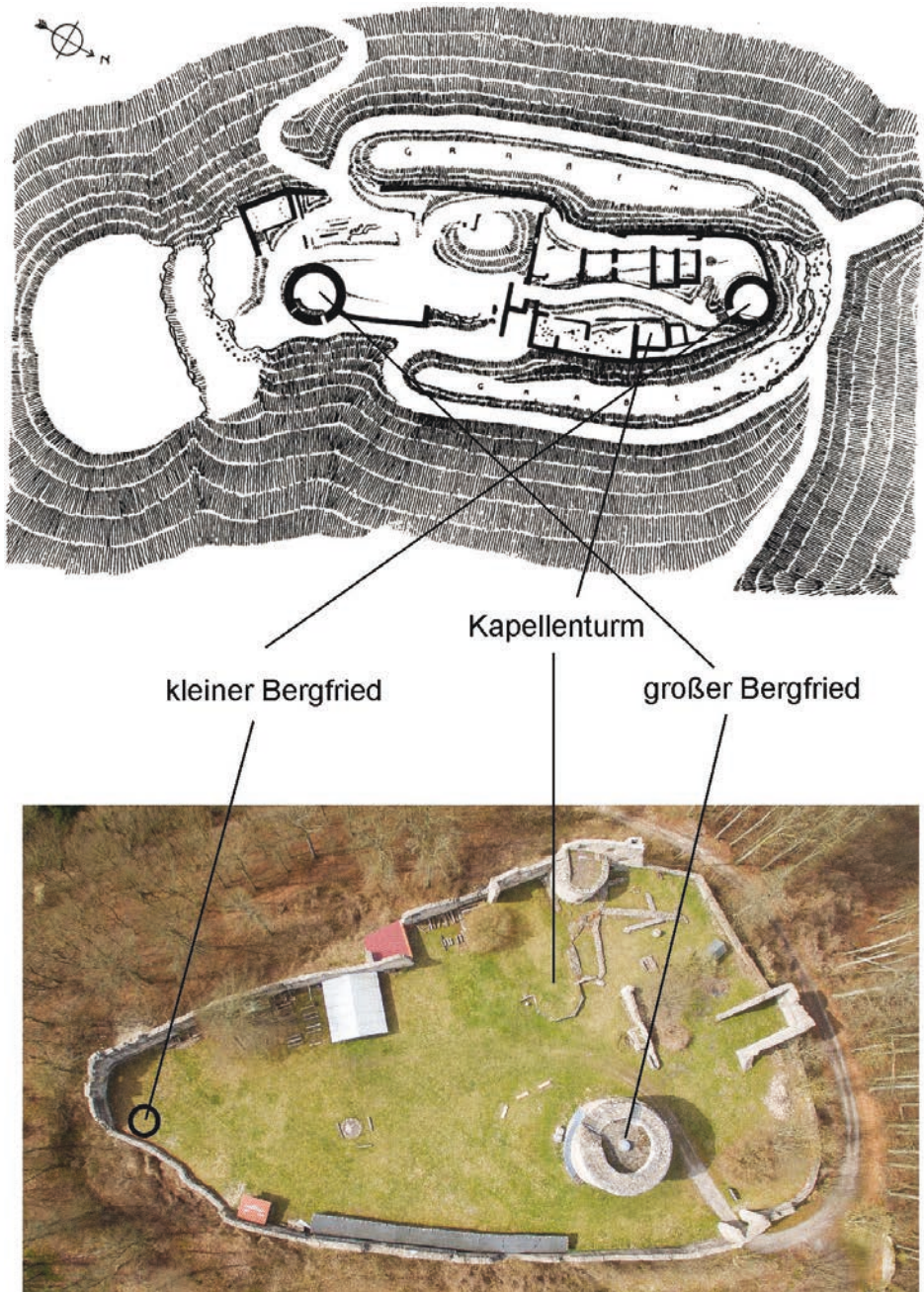


Abb. 9: Vergleich der Henneberger Burgen in Botenlauben und in Henneberg. Beide verfügten über zwei Türme im Norden und Süden und über einen Kapellenturm. Ist hier ein gewisses Burgbauschema zu erkennen?
Foto: S. Ittig, proopfic.gbr.



Abb. 10: Der Wohnbau (Palas) war durch eine zusätzliche Mauer und ein Tor gesichert. Zahlreiche Militariafunde lagen bei diesem Tor.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

ßendurchmesser von 14 m bei einer Mauerstärke von 3,40 m und einem Innendurchmesser von 7,20 m dominierte er, freistehend im Nordosten, die Burg. Erhalten hat sich sein Untergeschoss mit einer Höhe von ca. 14 m. Er besteht aus roten und weißen Buntsandsteinquadern im unteren Bereich und im oberen aus Muschelkalksteinen (Abb. 11).

Das Südareal wurde im frühen 13. Jahrhundert als Bauplatz (Steinbearbeitungsgrube), wahrscheinlich für den Bau des Wohnbaus (Palas) genutzt. Nach Aufgabe der Grube entstand dort Ende des 13. Jahrhunderts ein rechteckiges Gebäude, von dem sich ein Gebädetrakt von ca. 6 mal 5 m erhalten hat.

Graf Heinrich III. († 1262) hinterließ aus der Ehe mit Sophie von Meißen drei Söhne, die 1274 den Besitz aufteilten. Dadurch entstanden die folgenden Linien: Hartenberg (bis 1378), Aschach, später Römhild (bis 1549) und Schleusingen (bis 1583). Die Henneburg fiel dabei an Berthold V. († 1284), den Begründer der Linie Henneberg-Schleusingen. Aus seiner Ehe mit Sophie von Schwarzburg gingen zwei Söhne hervor: Berthold VI. († 1330), der in den Johanniterorden eintrat, und Berthold VII. († 1340), der der bedeutendste Vertreter des Grafenhauses war. Berthold VII. spielte in der Reichspolitik eine herausragende Rolle und war u.a. Ratgeber von König Albrecht I. (1288–1308), König Heinrich VII. (1308–1313) und Kaiser Ludwig IV. (1313–1347). Unter Berthold VII., der von 1284 bis 1340 regierte, wurde Schleusingen als Residenz ausgebaut. Somit verlor die Burg Henneberg als Wohnsitz ihre Bedeutung. Gleichzeitig stieg aber ihre Bedeutung als militärische Feste, da sie die Straße von Mellrichstadt nach Meiningen kontrollierte. Beide Städte gehörten dem Würzburger Bischof.

Im Zuge dieses Funktionswechsels kam es zu umfangreichen Baumaßnahmen auf der Burg: die Holzstube (Gebäude VII), ein wohl quadratischer Turm (Gebäude VIII), ein trapezförmiges Gebäude (Gebäude IX), die spätmittelalterliche Ringmauer und der Zwinger entstanden. Die Holzstube war mit einer Innenfläche von 8,70 mal 8,20 m fast quadratisch. Das Gebäude stellt eine bauliche Besonderheit dar und kommt auf Burgen vor allem in Süddeutschland bzw. in Böhmen im Spätmittelalter vor.¹⁰ Zu ihr gehört eine Fenstergruppe mit insgesamt neun Fenstern, die von einem 8 m spannenden Bogen aus Muschelkalkquadern in Werksteinqualität



Abb. 11: Der 15 m starke Turm (Bergfried II) wurde in der Mitte des 13. Jahrhunderts errichtet.
Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.



Abb. 12: Die Bohlenstube wurde Ende des 13. Jahrhunderts erbaut. Ein 8 m spannender Bogen und zahlreiche Fensteröffnungen künden noch von ihrem Vorhandensein.
Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

gerahmt werden (Abb. 12). Er ist noch in der westlichen Ringmauer zu erkennen. Ein hölzerner Fensterrahmen befand sich bis 1992 in situ in der Westwand des Gebäudes. Er war aus Tannenholz gearbeitet und datiert anhand der dendrochronologischen Befunde auf 1295. Drei weitere Holzbalken ergaben Dendrodaten für den Zeitraum zwischen 1295 und 1305 (Abb. 13). Damit ist die Henneberger Holzstube eine der ältesten ihrer Art auf Burgen im deutschsprachigen Raum.

Für das Jahr 1308 ist ein Blitzschlag bezeugt, durch den es zum Auslösen eines Brandes und zum Einsturz eines großen Turmes kam. Brandrötungen des Felsens zwischen dem Rundturm beim Wohnbau (Palas) und des Kapellenturmes sprechen dafür, dass vielleicht beide Türme einstürzten. Der Rundturm wurde daraufhin teilabgetragen, die Südwand des Wohnbaus verändert und dabei der Unterbau des Turmes in das Gebäude integriert. In diesem Zusammenhang entstand auch ein trapezförmiges Gebäude südöstlich davon.

Im Verlauf des 14. Jahrhunderts galt die Burg durch unsichere politische Verhältnisse im Spätmittelalter als sehr gefährdet und wurde mit Burgmannen besetzt, von denen bis zu 15 erwähnt werden.¹¹ So entstanden zahlreiche Burgmannensitze (Kemenaten). Eine Kemenate hat sich im heutigen Baubestand im Norden erhalten. Die gesamte Burginnenfläche wurde entlang der Ringmauer wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem Bau der Burgmannensitze vollständig bebaut.

Im ersten Lehenbuch A der Grafen von Henneberg, das zwischen 1317 und den 1330er Jahren datiert, wird Wilhelm von Herbstadt genannt, der vom Grafen für 30 Mark Silber das Burglehen bekam und mit seinen Kindern im „*kornhus vor der burg*“ saß.¹² Im zweiten Lehenbuch B



Abb. 13: Das Holzfenster wurde 1295 hergestellt. Es ist eines der ältesten Holzfenster in Deutschland und in der Ausstellung im Schloss Elisabethenburg in Meiningen zu sehen.

Foto: TLDA, Dienststelle Weimar.

aus dem Jahr 1383 wird neben dem Kornhaus auch eine Kemenate derer von Bibra vor dem Tor erwähnt.¹³ Die mehrmalige Erwähnung eines Kornhauses und einer Kemenate vor dem Tor sind ein Hinweis, dass zu diesem Zeitpunkt ein Zwinger im Norden der Burg bestand. Eine Verkleinerung der früh- bis hochmittelalterlichen Burginnenfläche erfolgte vor dem Bau der spätmittelalterlichen Ringmauer entweder bereits Ende des 13. oder in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Im Zusammenhang mit dem Bau der Zwingermauer entstand das dritte Burgtor. Es lag wohl unmittelbar an der heutigen Stelle.

Die Zwingermauer verlief am nördlichen Plateaurand parallel zur Ringmauer. Sie schloss im Osten an die Ringmauer an

und endete im Westen beim Zwingertor, dem „äußeren“ Burgtor. Im Zusammenhang mit dem Bau des Zwingers wurde auch die Zuwegung zur Burg nach Westen verlegt.

Im Verlauf des 15. Jahrhunderts fanden bis auf den Umbau des Wohnbaus (Palas), den Bau des Brunnenhauses und den Umbau der Hoftoranlage keine großen Neubauarbeiten statt. Die Grabungsergebnisse belegen, dass im 15. Jahrhundert der erste spätmittelalterliche Palas durch einen Brand niedergelegt und dessen Süd- und die Ostwand umgestaltet wurde. Es entstand im Osten ein Arkadengang, der sich

zum Hof öffnete. Dabei wurde der im 13. Jahrhundert erbaute Rundturm im Fundamentbereich wohl als Küchentrakt in den Wohnbau eingebaut. Der so entstandene Bau hatte eine Länge von ca. 25 m und eine Breite von 10 bis 11 m. In einer Graphik von 1803 von Walther nach Wilhelm Adam Thierry wird der spätmittelalterliche Wohnbau des 15. Jahrhunderts von Norden dargestellt. Die Graphik stellt die Arkaden mit der aufgelösten Hofwand des spätgotischen Wohnbaus (Palas) dar. Im Hintergrund ist das in den Wohnbau einbezogene Rundturmfragment zu sehen (Abb. 14).



Abb. 14: Die Darstellung zeigt die Burgruine Henneberg mit dem spätgotischen Wohnbau von Norden. Aquatinta von Walther nach Wilhelm Adam Thierry (1761–1823), um 1803.

Quelle: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg.

Ende des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts (1489, 1516) wird die Ringmauer bis auf wenige Passagen im Nordwesten weitgehend erneuert. Das heutige Tor (viertes Tor) wurde in zwei ältere Ringmauerabschnitte eingefügt und aus der Flucht nach innen versetzt. Seine Entstehung datiert auf die Zeit um 1500. Nachdem die Burg im Bauernkrieg 1525 stark in Mitleidenschaft gezogen worden war, wollte man das verwüstete Schloss 1527 wiederaufbauen, das aber nicht zur Ausführung kam.

Dr. Ines Spazier (geb. 1962) ist Gebietsreferentin und stell. Abteilungsleiterin für die Archäologische Denkmalpflege am Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Dienstsitz Weimar. In den Jahren 2000 bis 2007 war sie für den Südthüringer Raum und damit auch für die Henneburg zuständig. Sie ist zu erreichen unter: Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie, Humboldtstraße 11, 99423 Weimar, E-Mail: ines.spazier@tlda.thueringen.de.

Anmerkungen:

- 1 Tenner, Friedrich: Burg Henneberg. Der Stammsitz des Hennebergischen Grafenhauses (= Schriftenreihe des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 1). Meiningen 1936 [Nachdruck Neustadt an der Aisch 1996].
- 2 Wojaczek, Christoph: Die Burg Henneberg, in: Südliches Thüringen (= Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland 28). Stuttgart 1994, S. 222–227; – Schwarzberg, Heiner: Ausgrabungen auf der Burg Henneberg, Lkr. Schmalkalden-Meiningen. Vorbericht, in: Ausgrabungen und Funde 40 (1995), S. 265–272; – Schwarzberg, Heiner: Die Ausgrabungen auf der Burg Henneberg. Vorbericht der Kampagnen 1992–1995, in: Wissenschaftliche Festschrift zum Jubiläum „900 Jahre Henneberger Land 1096–1996“. Kloster Veßra–Meiningen–Münnerstadt 1996, S. 153–168; – Spazier, Ines: Die archäologischen Untersuchungen auf der Burg Henneberg in Südthüringen, in: Burgen und Schlösser 53 (2012), S. 67–72; – Spazier, Ines/Schwarzberg, Heiner: Die Burg Henneberg/Südthüringen im 11. und 12. Jahrhundert, in: Neue Forschungen zum frühen Burgenbau (= Forschungen zu Burgen und Schlössern 9). München u.a. 2006, S. 187–204.
- 3 Küchenmeister, Ralf: Ausgrabungen auf der Burg „Henneburg“, Lkr. Schmalkalden-Meiningen, in: Ausgrabungen und Funde im Freistaat Thüringen 6 (2002), S. 35–43; – Spazier, Ines: Der alte Turm der Henneburg, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 19 (2004), S. 23–36.
- 4 Wagner, Heinrich: Zur urkundlichen Erstnennung des Namens Henneburg, in: Jahrbuch des Hennebergisch-Fränkischen Geschichtsvereins 11 (= Wissenschaftliche Festschrift zum Jubiläum „900 Jahre Henneberger Land 1096–1996“). Kloster Veßra–Meiningen–Münnerstadt 1996, S. 25–32; – Wagner, Heinrich: Entwurf einer Genealogie der Grafen von Henneberg, in: ebd., S. 33–152.
- 5 Dobenecker, Otto (Hrsg.): *Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae* 1–4. Jena. (Bd. 1: 500–1152, 1896; Bd. 2: 1152–1227, 1900; Bd. 3: 1227–1267, 1925; Bd. 4: 1267–1288, 1939, Nachtrag Bd. 3, Nr. 96.; Mötsch, Johannes (Hrsg.): *Regesten des Archivs der Grafen von Henneberg-Römhild* (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Thüringen. Große Reihe 13). Köln–Weimar–Wien 2006, S. 40, Nr. 17.
- 6 Bartel, Kevin: Henneburg und Heldburg. Zwei ältereisenzeitliche Höhensiedlungen in Südthüringen. Unveröff. Magisterarbeit Univ. Bamberg, Bamberg 2010.
- 7 Gerlach, Stefan: Der Eiersberg. Eine Höhensiedlung der vorrömischen Eisenzeit und ihre Stellung in der Siedlungslandschaft zwischen Rhön und Thüringer Wald (= Materialhefte zur Baye-rischen Vorgeschichte A 69). Kallmünz/Opf., S. 15, Beil. 2.

- 8 Beta Analytic Radiocarbon Dating Laboratory, Labor-Nr. Beta-376406, 376405, TLDA, Inv.-Nr. 1536/96, 1560/96.
- 9 Steinmetz, Thomas: Burg Botenlaube bei Bad Kissingen. Die Burg des Minnesängers Otto von Botenlauben, in: Burgen und frühe Schlösser in Thüringen und seinen Nachbarländern (= Forschungen zu Burgen und Schlössern 5). München–Berlin 2000, S. 91–104.
- 10 Zeune, Joachim: Kleinfenstergruppen und Trichterfenster an mittelalterlichen Burgen, in: Schock-Werner, Barbara (Hrsg.): Fenster und Türen in historischen Wehr- und Wohnbauten. Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung. Stuttgart 1995, S. 51–60.
- 11 Tenner: Burg Henneberg (wie Anm. 1), S. 20.
- 12 Mötsch, Johannes/Witter, Katharina (Hrsg.): Die ältesten Lehnsbücher der Grafen von Henneberg (= Veröffentlichungen aus Thüringischen Staatsarchiven 2). Weimar 1996, S. 33, Nr. 2; S. 171, Nr. 2.
- 13 Ebd., S. 74, Nr. 9 u. S. 204, Nr. 9.

Lektorat • Korrektorat • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrektorat Ihrer Manuskripte an, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – de Gruyter Oldenbourg – Elmar Hahn Verlag – Frankenbund – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



**Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de**

Die „Fränkische Schweiz-Autobahn“ nach den Plänen von 1934.

Ein Projekt, das glücklicherweise nie realisiert worden ist

Die Beschäftigung mit in historischer Vergangenheit „gescheiterten Planungsprojekten“ ist in Geschichte und Landeskunde eher die Ausnahme, lassen doch solche Projekte meist keine sichtbaren und nachwirkenden Spuren zurück. Doch ermöglichen gerade sie eine vertiefte Einsicht in Hintergründe des (oft kontroversen) politischen Handelns. Das gilt auch für eine Betrachtung der Pläne zum Bau der „Fränkische Schweiz-Reichsautobahn“ durch das Nazi-Regime, die 1933/1934 bereits weit gediehen, dann aber doch verworfen wurden. Abschließend wird aufgezeigt, dass dieses Scheitern aus heutiger Sicht als erfreulich zu bewerten ist.

Bereits unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde eines ihrer spektakulärsten Projekte, die Fertigstellung der Reichsautobahn von Berlin nach München (über Bayreuth), im Bayreuther Raum spürbar. Es sollte das ambitionöse Vorhaben in die Tat umgesetzt werden, zum Reichsparteitag in Nürnberg im September 1937 die neue Autobahn von Berlin bis nach Nürnberg in nur vier Jahren durchgehend fertigzustellen. Dies wurde auch erreicht, wenn auch auf Teilstrecken nur für die halbe Fahrbahn. Schon 1937 war somit der Autobahnbau um Bayreuth abgeschlossen.

Auch wenn die Autobahnpläne in ihren Grundzügen bereits vor 1933 entstanden

sind, waren es doch die Nationalsozialisten, die nunmehr mit Vehemenz und mit viel Hektik das Vorhaben für den Bau eines umfangreichen Autobahnnetzes – und hierbei mit besonderer Priorität für die Strecke Berlin–München – betrieben. Die Geschwindigkeit, mit der man ans Werk ging, konnte nur dadurch erreicht werden, dass jegliche Art von Einsprüchen oder Bedenken gegen ausgewählte Trassenführungen oder Brückenbauten oder Autobahnauffahrten, von wenigen Ausnahmefällen abgesehen, unberücksichtigt blieben und abgewiesen wurden. Ich habe dieses Vorgehen am Beispiel des Raumes um Bayreuth vor einigen Jahren dokumentiert.¹

Das erste veröffentlichte Gesamtnetz an Autobahnen von 1934 (Abb. 1), das sog. „Grundnetz“, unterscheidet sich noch in Teilen von dem, was dann tatsächlich zur Ausführung gelangte. Das gilt besonders auch für den Raum um Bayreuth und die Fränkische Schweiz. Dieses uns hier interessierende Gebiet soll deshalb in einer Ausschnittsvergrößerung der Karte herausgezoomt werden. Die Achse Berlin–München entspricht bereits Anfang 1934 von Berlin bis nach Bayreuth dem Verlauf, der dann auch tatsächlich umgesetzt wurde. Der Streckenabschnitt Schleiz–Bayreuth wurde bereits im März 1934 zum Bau freigegeben (rote Signatur in Abb. 2). Südlich von Bayreuth verlief die geplante Strecke noch 1934 so, dass nach München die kürzeste Verbindung realisiert werden sollte (grüne Signatur), und diese führte an Neumarkt/OPf. und Ingolstadt vorbei

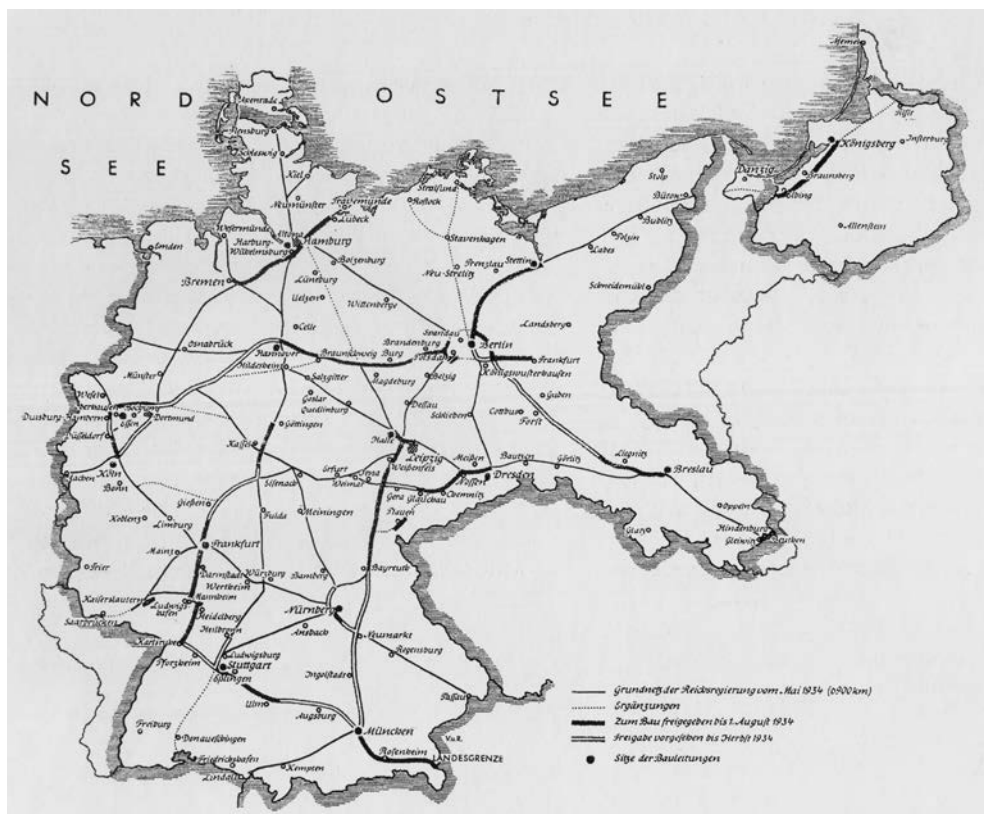


Abb. 1: Das sog. „Grundnetz“ der Reichsautobahnen von Anfang 1934 mit einer Streckenlänge von 6.900 km (aus: Kriest 2016, S. 102)².

in die bayerische Landeshauptstadt – und damit weit östlich von Nürnberg verlaufend. Somit ließ diese Trassenführung Nürnberg unberücksichtigt. Das bedeutet aber nicht, dass Nürnberg, von Norden kommend, abseits lag; die „Stadt der Reichsparteitage“ sollte vielmehr über ein Autobahndreieck bei Oberkonnersreuth und quer durch die Fränkische Schweiz (blaue Signatur) nach einer Einmündung in die Nord-Süd-verlaufende Trasse Meiningen–Bamberg–Nürnberg–Neumarkt/OPf. (gelbe Signatur) über das Autobahndreieck südlich von Forchheim (bei Kersbach) erreichbar werden. Die Strecke der

heutigen A 9 sollte dementsprechend teilweise weiter östlich als heute verlaufen.

Die in Abb. 2 dargestellte Streckenführung wurde durch die im Februar 1934 gegründete „Oberste Bauleitung Nürnberg“ (ObK Nürnberg) hinsichtlich ihrer Realisierbarkeit geprüft. Ihr wurde bereits bei ihrer Gründung der Auftrag erteilt, für die Teilstrecke Schleiz–Bayreuth die Entwurfsbearbeitung und anschließend den Bau dieser Teilstrecke durchzuführen. Wegen der genaueren Streckenführung der Linien Bayreuth–Neumarkt/OPf. und Bayreuth–Oberkonnersreuth–Forchheim besuchte eigens der Generalinspekteur für das

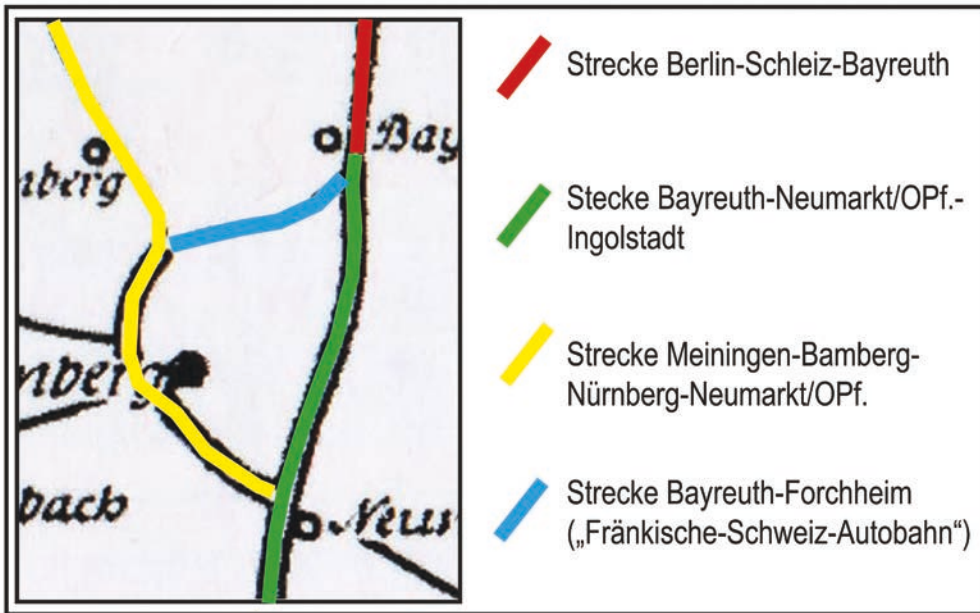


Abb. 2: Ausschnittsvergrößerung aus dem „Grundnetz“ der Reichsautobahnen von Anfang 1934 für den Raum um Bayreuth und die Fränkische Schweiz.

deutsche Straßenwesen, Dr. Fritz Todt, die ObK am 9. und 10. April 1934. Bei einer „Befliegung und Ortsbegehung“ traf er Feststellungen und Entscheidungen, die für die weitere Durchführung der Baumaßnahmen von großer Wichtigkeit wurden (Abb. 3). Zwar werden in dem Protokoll noch keine vom Planungsstand 1934 abweichenden konkreten Maßnahmen ausformuliert. Es zeichnen sich aber bereits mehrere skeptische Aussagen ab. Diese betreffen die Linienführung bis und um Nürnberg. Tatsächlich wurde dann bereits im Herbst 1934 die Trasse der Autobahn südlich von Bayreuth verändert zugunsten einer Variante, die offenbar die Abzweigung bei Oberkonnersreuth nicht mehr erwog. Sie verwendete nun auch Teile der „Fränkische Schweiz-Trasse“ für den neuen Autobahnverlauf nach München direkt an Nürnberg vorbei. Dies ist die tat-

sächlich ausgeführte, auch heute noch vorhandene Trasse. Statt bei Oberkonnersreuth war nunmehr ein Autobahndreieck bei Hohenmirsberg/Pottenstein vorgesehen. Mit der Zurückstufung der Realisierungspriorität für die Fränkische Schweiz-Strecke (und das heißt, für die völlige Streichung dieser Strecke) kam dieses Dreieck nie zustande.

Für die Fränkische-Schweiz-Autobahn war Dr. Todt enttäuscht davon, dass man beim Durchfahren „keinen besonderen Eindruck von den Schönheiten und Eigentümlichkeiten dieser Landschaft“ erhalte. Dafür seien Trassenverläufe an den Talrändern, aber noch auf der Hochfläche verlaufend, geeignet, die es aber so nicht gebe – außer im Fall einer Streckenführung am nördlichen Rand des unteren Wiesenttales im Bereich der Langen Meile.³ Der Vorschlag, die Autobahn dort verlaufen zu lassen, hät-

Betreff: Besuch des Herrn Generalinspektors

Am 9. und 10. April 1934 hat der Herr Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen die ObK Nürnberg besucht. Der Leiter der ObK hat ihn am 9. IV. bis Münchberg und am 10. IV. bis Schleis begleitet. Dabei wurden folgende Fragen besprochen:

I. Linienführung um Nürnberg und durch die Fränkische Schweiz

- a) Die Linienführung bei Nürnberg bedarf noch einer weiteren Klärung. Wenn auch diese Strecken noch nicht freigegeben sind, soll sich die ObK doch damit beschäftigen;
- b) zu prüfen wäre, ob die Kraftfahrbahn Berlin – München nicht östlich von Nürnberg, evtl auch in größerer Entfernung vorbeigeführt werden soll;
- c) der Ludwigskanal ist noch nicht freigegeben. Die Wasserstraßenverwaltung kann sich noch nicht entscheiden, wenn sie auch glaubt, daß sie später auf den Kanal verzichten kann;
- d) bei der vorgesehenen Linienführung durch die Fränkische Schweiz erhält der Reisende keinen besonderen Eindruck von den Schönheiten und Eigentümlichkeiten dieser Landschaft. Eine Linienführung am Rande eines der tief eingeschnittenen Täler würde diesen Eindruck vermitteln, sie ist aber nicht möglich;
- e) eine Linienführung über die "Lange Meile" und die alte Erlanger Straße erscheint vom Flugzeug aus vorteilhaft.

Abb. 3: Protokoll des Besuchs des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen in Nürnberg am 9. und 10. April 1934 (Archiv der Autobahndirektion Nürnberg, Akte 8/Aas vom 10. April 1934).

te eine Verlegung der Trasse Kirchehrenbach–Wiesenthau–Kersbach bedeutet. Wie aus einer Niederschrift der ObK vom 13. Juli 1934 hervorgeht, war damals aber die Trassenführung wie in Abb. 2 beschrieben immer noch gültig. Vermutlich wegen zu hoher Kosten wurde die Planung für die Fränkische-Schweiz-Autobahn dann aber 1937 durch eine alternative, weiter nördlich verlaufende und preiswertere Verkehrsführung ersetzt mit dem Verlauf Bamberg – Scheßlitz – Kleinziegenfelder Tal/Weismain – Thurnau – Langenstadt/Tal des Roten Main – Unterbrücklein/Reichsstraße 85 – Lanzendorf bei Bad Berneck.⁴ Diese, weitgehend der heutigen A 70 entsprechende Trasse blieb bis auf ein kleines, 8 km langes Anschlussstück zwischen Neudrossenfeld und dem Autobahndreieck Bayreuth/Kulmbach, jahrzehntelang im Planungsstadium stecken.⁵

Noch im Verlauf des Jahres 1934 wurden die Weichen für eine veränderte Durchführung des Autobahnbaus gestellt und bereits Ende 1934 endgültig verabschiedet. Damit war die Idee einer „Fränkische Schweiz-Autobahn“ zwar nur kurzzeitig im Spiel; sie hätte aber durchaus bei etwas anderer Akzentuierung der Entscheidungskriterien Realität werden können. Das veranlasst uns zu dem unkonventionellen Versuch, die Variante für den Fall einer Durchführung des Autobahnbaus durch die Fränkische Schweiz in ihren Auswirkungen, die nie eingetreten sind, durchzuspielen.

Der Verlauf der Fränkische-Schweiz-Autobahn

Bei den nachfolgenden Ausführungen müssen wir zunächst konzедieren, dass es keinen einzigen Verlaufsplan dieser Au-

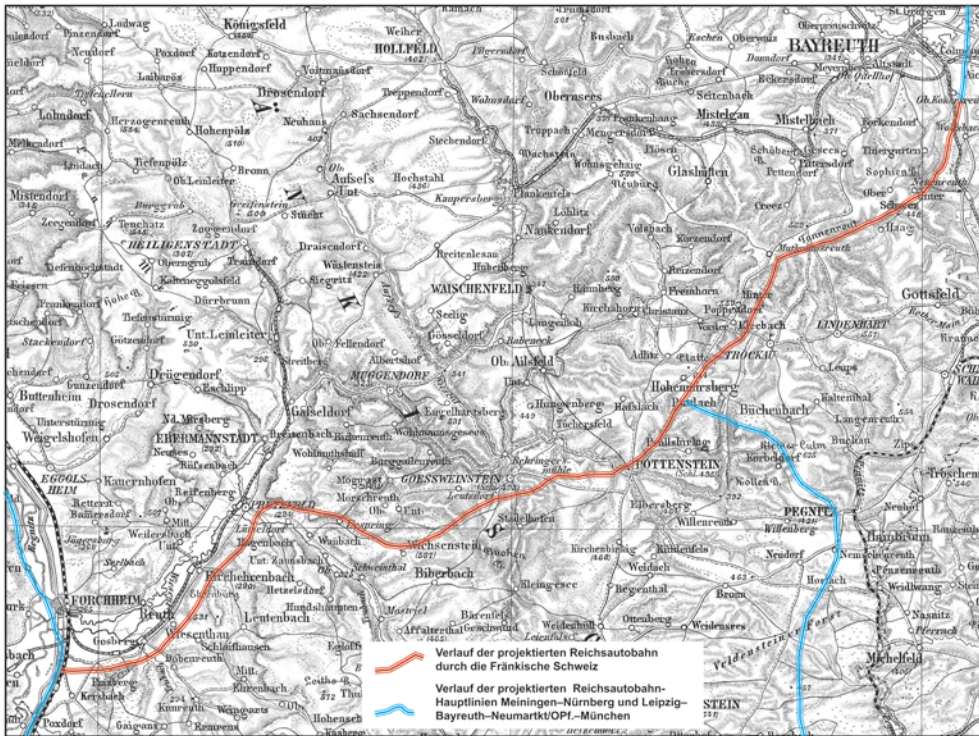


Abb. 4: Die Linienführung der geplanten Fränkische Schweiz-Autobahn im Jahr 1934
(Kartengrundlage: Karte von Südwest-Deutschland 1:250.000, Blatt 9, Ausgabe 1918).

tobahn als Kartogramm gibt, der großmaßstäbig über die eingangs vorgestellte Abb. 1 hinausgeht. Die verbalen Beschreibungen dieser Strecke lassen es aber zu, dass wir zumindest approximativ einen recht genauen Verlauf der Trasse rekonstruieren können (Abb. 4).

Auch wenn, wie erwähnt, keine genaue Kartenskizze vorliegt, ist der Text eines 1934 erschienenen, sehr linientreuen Reiseführers der Fränkischen Schweiz zur Beantwortung der Frage nach dem Autobahnverlauf eine große Hilfe.⁶ Das gilt auch für einen ganzseitigen Bericht im „Bayreuther Tagblatt“ vom 5. Juli 1934 mit dem Titel „Reichsautobahn durchquert die Fränkische Schweiz“.⁷

Es soll im Folgenden in vier Teilausschnitten die „Fränkische Schweiz-Autobahn“ in ihrem Verlauf und ihren Realisierungsproblemen herausgegriffen werden. Es wird zu zeigen sein, dass diese Autobahn aus heutiger Sicht eine besonders gravierende Beeinträchtigung des Landschaftsbildes und der Qualität der Fränkischen Schweiz als Tourismusregion ganz generell bedeutet hätte. Nur auf Texten basierend versuchen wir, mangels einer verfügbaren Karte, den genauen Verlauf der Autobahn zu rekonstruieren. Zuvor müssen wir fairerweise anmerken, dass das Verständnis und die Funktion der Autobahnen in der Ideologie der Nationalsozialisten völlig anders waren, als wir sie heute

empfinden. So wählte man bevorzugt Trassenführungen, die die Schönheit der Landschaft vom Auto aus besonders gut zur Geltung brachten. Oft waren es sogar ganz bewusst eingeplante kurvige, sich durch die Landschaft schlängelnde Straßenverläufe, die man anstrebte. Die Autobahn als Lärmquelle spielte hierbei überhaupt keine Rolle; vielfach wurde die Autobahn sogar sehr nahe an vorhandenen Siedlungen vorbeigeführt. Der Reiz der Landschaft für die Reisenden war wichtiger als ein Schutz vor Lärm für die betroffenen Autobahnanrainer. Auch war für den Autofahrer offenbar überhaupt nicht daran gedacht, derart hohe Geschwindigkeiten anzustreben, wie sie heute leider die Regel sind. Das ästhetisch-ideologische Ziel der Nationalsozialisten war es, eine Art Harmonie von Natur und Technik zu schaffen. Deshalb spielten bei ihnen auch die Brückenbauwerke eine große Rolle. Sie sollten sowohl hinsichtlich der Baumaterialien als auch der technischen Ausführung in ihre umgebende Landschaft eingepasst sein. Es versteht sich von selbst, dass dieser Anspruch natürlich nicht einzulösen war.

Dennoch sei an Beispielen um Bayreuth kurz ausgeführt, dass hier ein Anspruch da war, den man wirklich umzusetzen versuchte: Die Trasse der Autobahn am Ostrand von Bayreuth wurde vorsätzlich sehr nahe am Weichbild der Stadt in leichter Erhöhung gewählt. Der Reisende sollte beim Durchfahren das reizvolle Bayreuther Becken mit dem die Stadt überragenden Richard-Wagner-Festspielhaus erleben können. Aus heutiger Sicht verläuft die A 9 viel zu stadtnah; von dem schönen Blick auf die Stadt ist durch Lärmschutzwälle heute aber wirklich nichts mehr übrig geblieben.⁸ Bedenken der Stadt Bayreuth, dass Colmdorf zu nahe an der Autobahn liege, wurde von der ObK schroff abgewiesen,

allerdings mit dem vordergründigen Argument, eine Umplanung würde den Baubeginn um zwei bis drei Monate verzögern, was inakzeptabel sei. Schließlich ist ein besonders gut bekanntes Beispiel für die hohen ästhetischen Ansprüche der Nationalsozialisten der Abriss und „verbesserte Wiederaufbau“ der bereits fertig errichteten Autobahnbrücke an der Königsallee, der von Hitler persönlich angeordnet wurde.⁹

Das untere Wiesenttal bis Pretzfeld

Im Bereich des Regnitztales sollte die Autobahn von Meiningen nach Nürnberg an Forchheim vorbeiführen und sich südlich davon, unweit des Dorfes Siegritzau, mit der Fränkische Schweiz-Autobahn am Autobahndreieck Kersbach vereinen (Abb. 4). Im „Volksführer“ von 1934 wird diese Stelle wie folgt beschrieben: „[...] dort, bei Siegritzau, zweigt die Linie nach Bayreuth von der Hauptlinie Nürnberg–Meiningen ab“.¹⁰ Weiter nach Osten hin wird der Verlauf der Autobahn verbal ganz genau beschrieben, sodass unsere kartographische Umsetzung kaum Fragen offen ließ (Abb. 5): „[...] hinein ins untere Wiesenttal, dem sie auf dem Hang des linken Wiesentufers, südlich der alten Fahrstraße, folgt. Zwischen Pinzberg und Gosberg hindurch, vorbei an Wiesenthau und Kirchehrenbach läuft die Trasse am Fuße der Ehrenbürg gen Pretzfeld [...]“.¹¹ Diese Trasse führt zwischen Kirchehrenbach und dem Walberla hindurch, also in einem Bereich, der zu den landschaftstypischsten und prägendsten der gesamten Fränkischen Schweiz zu rechnen ist.

Die erhebliche Beeinträchtigung des Landschaftsbildes, die so zustande gekommen wäre, soll durch unsere Einfügung der hypothetischen Autobahntrasse in ein Schrägluftbild veranschaulicht werden (Abb. 6). Nicht nur die Siedlungsentwick-

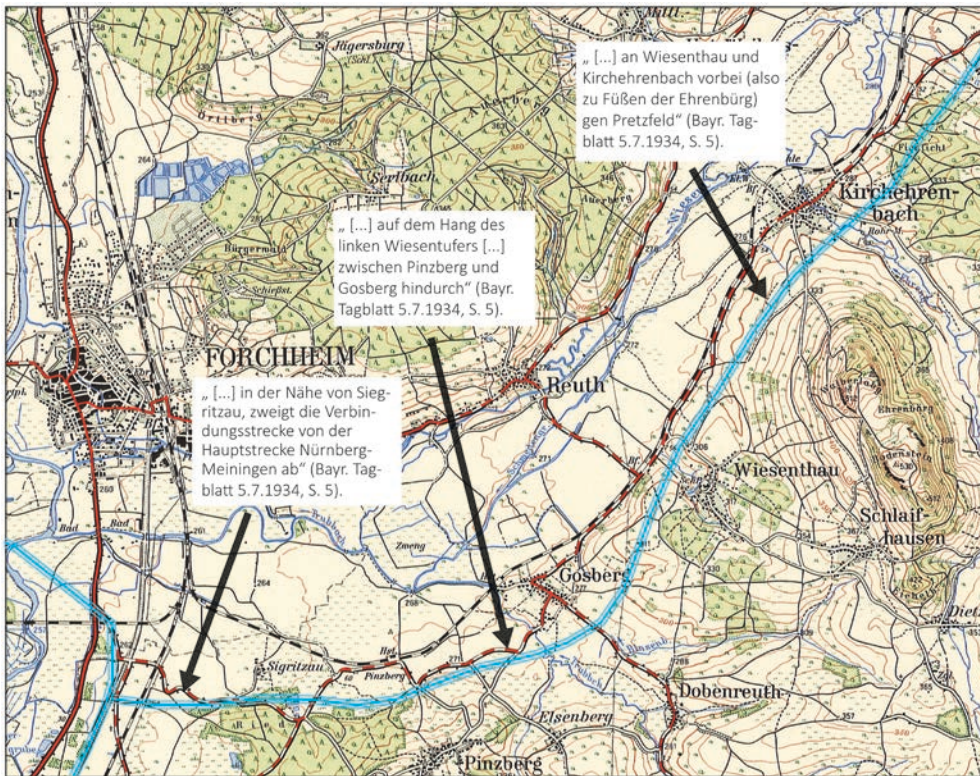


Abb. 5: Der Verlauf der projektierten Fränkische Schweiz-Autobahn von 1934 im unteren Wiesenttal (markiert in blauer Farbe). Am linken Kartenrand ist der Verlauf der (ebenfalls projektierten) Autobahn von Meiningen nach Nürnberg eingezeichnet.

(Kartengrundlage: Topographische Karte 1:50.000, Blatt L 6332 Forchheim, Ausgabe 1957).

lung von Kirchhembach wäre durch diese Streckenführung erheblich beeinflusst worden. Sie hätte ebenfalls die Qualität des Walberla als Naturdenkmal, aber auch als Ziel von Wanderern und somit den Tourismus ganz generell schwer beeinträchtigt. Die Autobahnplaner argumentierten indes anders: „Durch die Talstrecke Forchheim–Kirchhembach–Pretzfeld erhält auch der ziemlich tote Winkel zwischen dem Walberla und dem Hetzles eine verkehrspolitische Belebung.“¹²

Die bei dem Besuch des Generalinspektors für das deutsche Straßenwesen von

1934 geäußerte Feststellung, „eine Linienführung über die ‚Lange Meile‘ und die alte Erlanger Straße erscheint vom Flugzeug aus vorteilhaft“ lässt keine genaue Angabe zu der damit vorgeschlagenen Trassierung zu. Es lässt sich lediglich schlussfolgern, dass für diese Variante die Wiesent an einer Stelle weiter flussaufwärts hätte überquert werden müssen und bei einem Verlauf an der Kante zum Wiesenttal unweit der Reifenberger Kapelle vorbeigeführt hätte – was keine sehr erfreuliche Lösung für die Einbettung in das Landschaftsbild gewesen wäre.



Abb. 6: Ungefährer Verlauf der geplanten Autobahn am Fuß des Walberla.

Foto: H. Popp.

Von Pretzfeld nach Wichsenstein und Hartenreuth/Etzdorf

Nach Überschreitung des Trubachtales auf einem Damm, der den Fluss und die Straße überqueren sollte, wäre der Verlauf der Autobahntrasse „zwischen Pretzfeld und Hagenbach nördlich von Lützelsdorf und Wannbach gegen das Urspringtal“¹³ verlaufen.

Zwei alternative Linienführungen ab Pretzfeld zu der in Abb. 7 wiedergegebenen wurden abgelehnt. Das galt für einen „Durchbruch der Baulinie zwischen Pretzfeld und Streitberg auf die südlich gelegene Hochfläche von Moggast“, worunter vermutlich eine tiefe Einkerbung in den Felsen zwischen dem Judenberg und der Ruine Diederichstein gemeint ist. Diese Lösung wird als „Verschandelung des Landschaftsbildes“ bezeichnet. Ebenso abgelehnt wurde eine Linienführung in Richtung Wiesenttal „über den Bergrand des unteren

Trubachtales auf die Hochfläche, etwa über Kannndorf“; denn dies „würde eine zweimalige Ueberschreitung des Wiesenttales (bei Burggailenreuth und an der Schottermühle) sowie eine Ueberquerung des Ailsbachtales notwendig machen, was erhebliche Mehrkosten und empfindliche Störungen des Landschaftsbildes zur Folge hätte“.

Von Urspring verläuft dann die favorisierte Trasse am Hang des Altenthalsbaches entlang und führt am Talende „zwischen Altenthal und Uehleinsdorf [...] vorbei“ (Abb. 7). Als Argument für die Linienführung zwischen Pretzfeld und Wichsenstein wird genannt, dass diese Trasse „für den Bau der Reichsautobahn die geringsten Schwierigkeiten“ bereite.

Von Gößweinstein nach Pottenstein

Nun beginnt der Abschnitt mit den wahrscheinlich einschneidendsten Veränderungen

gen, die durch die Autobahnbau ausgelöst worden wären, nämlich im Raum zwischen Gößweinstein und Pottenstein. Hier wäre die Autobahn jeweils bis auf wenige hundert Meter an den beiden Orten vorbeigeführt worden. Im „Bayreuther Tagblatt“ vom 5. Juli 1934 wird dieser Routenverlauf folgendermaßen beschrieben: „Von der Wichsensteiner Hochfläche zieht die Reichsautobahn in östlicher Richtung weiter, nördlich von Hartenreuth und Etzdorf vorbei, gegen Gößweinstein, dessen Burg und Kirchtürme den Fahrer grüßen. Etwa 600 m südlich von Gößweinstein durchbricht sie die Waldabteilung Haide, überquert bei Bösenbirkig die Straße Gößweinstein–Pottenstein und wendet sich dann bei der Pottensteiner Kreuzkapelle dem Städtchen Pottenstein zu. Außerhalb von Pottensteins, auf dem Weg nach Tüchersfeld, überschreitet die Reichsautobahn auf einer 300 m langen und 80 m hohen Brücke, die dem dortigen Landschaftsbild, dem felsgeschmückten Püttlachtal, mit ganz besonderer Sorgfalt angepaßt wird, die Püttlach, wobei sie den Fahrer einen prachtvollen Blick auf Stadt und Burg

Pottenstein tun läßt. Diese Brücke wird der bedeutendste Kunstbau, der landschaftliche Glanzpunkt der gesamten Strecke zwischen Bayreuth und Forchheim sein!“¹⁴

Mit diesen wenigen beschreibenden Sätzen werden ungeheuerliche Eingriffe in das Landschaftsbild und den Charakter der Fränkischen Schweiz beschrieben. Die Tatsache, dass die Autobahn in nur 600 m Entfernung von Gößweinstein verlaufen sollte (vgl. Abb. 8), wird in unserem Text nicht nur festgestellt, sondern werbend als hohe Qualität wiedergegeben. Dass die Wahrzeichen des Ortes „den Fahrer grüßen“ sollten, bedeutete nicht nur, dass eine direkte Sichtverbindung angestrebt wurde, sondern dass die Autobahn den Ort nunmehr vollständig dominiert hätte. Dies wäre aus unserer heutigen Sicht eine Katastrophe für Gößweinstein! Zutreffend stellt der Redakteur Molter, seinen Informanten Reinhard Brendel für einen Kurzbericht über das Projekt zitierend, fest: „Die Gemeinde, die vom Fremdenverkehr lebt, hätte sich doch von Urlaubern nicht mehr als Wanderparadies anbieten können,

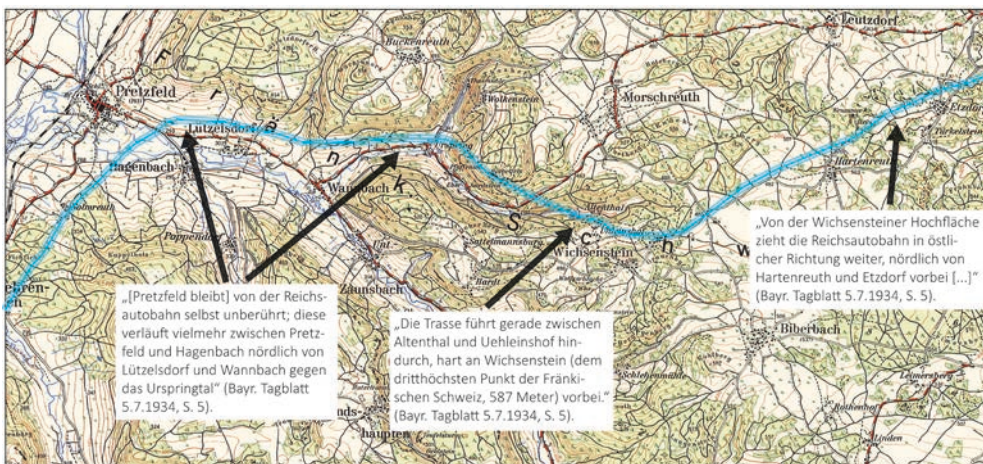


Abb. 7: Der Verlauf der projektierten Fränkische Schweiz-Autobahn von 1934 zwischen Pretzfeld und Hartenreuth/Etzdorf

(Kartengrundlage: Topographische Karte 1:50.000, Blatt L 6332 Forchheim, Ausgabe 1957).

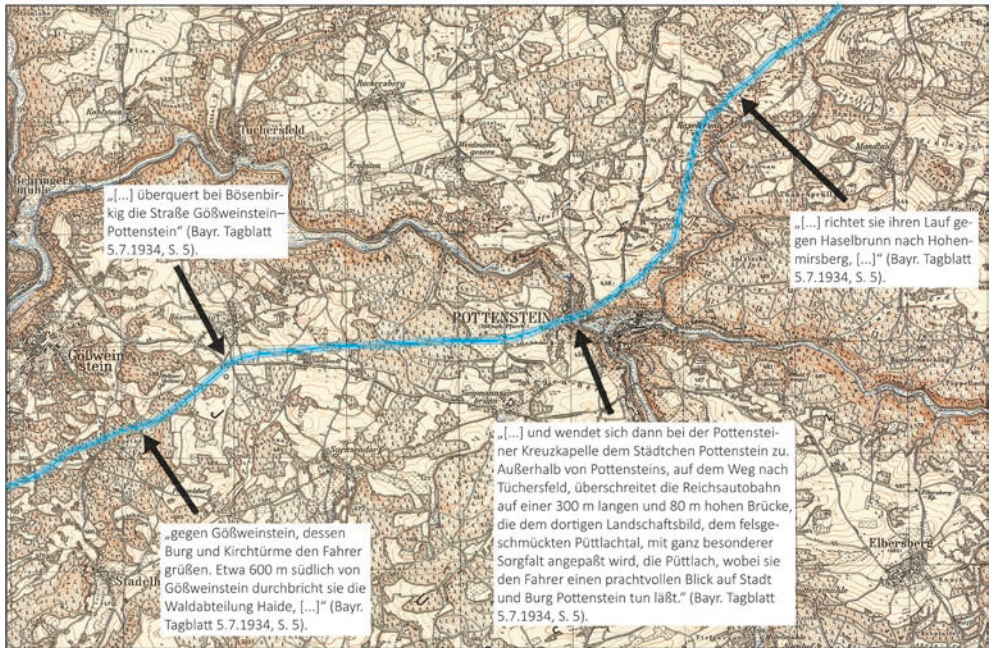


Abb. 8: Der Trassenverlauf der geplanten Autobahn von 1934 im Bereich Gößweinstein–Pottenstein (Kartengrundlage: Topographische Karte 1:25.000, Blatt 6234 Pottenstein, Ausgabe 1941).

sofern stinkende und lärmende Autolawinen an der Basilika vorbeigerauscht wären.“¹⁵

Noch gravierender wäre der Verlauf der Autobahn um Pottenstein ausgefallen. Nicht nur, dass eine Brücke über eines der reizvollsten Täler der Fränkischen Schweiz, das Püttlachtal, vorgesehen war. Die Überquerung des Flusses sollte auch so nahe am Altstadt kern und der Burg verlaufen, dass – wie auch bei Gößweinstein – die Entfernung nur 600 m betrug (vgl. Abb. 9). Wieder war die Begründung für diese Wahl einer Trasse nahe an der Kleinstadt der reizvolle Blick auf Stadt und Burg für die Durchreisenden. Doch die durch ein solches Brückenwerk resultierende negative Beeinträchtigung für Landschaftsbild und Lärmentwicklung wird in unserem obigen Zitat, aber auch ganz ähnlich im „Volksführer“, völlig anders, nämlich schwärme-

risch positiv wahrgenommen und bewertet. „Diese Brücke wird nicht nur der bedeutendste Kunstbau der ganzen Strecke, sondern auch ein landschaftlicher Glanzpunkt allerersten Ranges sein, denn sie vermittelt dem Fahrer einen unvergeßlich schönen Blick auf Stadt und Burg Pottenstein und in das felsgeschmückte Püttlachtal.“¹⁶

Nach der Brückenüberquerung „richtet sie [die Autobahn] ihren Lauf gegen Haselbrunn nach Hohenmirsberg, zu der wegen ihrer umfassenden Rundschau berühmten Hohenmirsberger Platte (615 Meter), um danach zwischen Trockau und Poppendorf, also zwischen dem obersten Püttlachtal und dem Ahorntal, den Lindenharter Forst bei Muthmannsreuth zu erreichen.“¹⁷ Die beschriebene Strecke wäre mitten durch das heutige Naturschutzgebiet „Trockenhänge um Pottenstein“ verlaufen und hätte die



Abb. 9: Blick auf Pottenstein in östlicher Richtung. Mit der roten Linie ist der Verlauf der Autobahn markiert; die weißen Linien sollen die vorgesehene Brücke über die Püttlach kennzeichnen.

Foto: H. Popp.

Hungerbrunnen von Urspring durchschnitten, was die Autobahnplaner vermutlich gar nicht wahrgenommen hatten.

Natürlich wird in Ergänzung der Beschreibung der Autobahn auch gebührend politische Werbung betrieben: „Die Heranführung der Reichsautobahn an die Hohenmirsberger Platte ist schon deshalb zu begrüßen, weil auf dieser in nicht allzuferner Zeit ein repräsentativer Adolf-Hitler-Turm erstehen wird, für den Prof. Dr. Brand-München (Pottenstein) bereits ein baufertiges Projekt ausgearbeitet hat.“ Das Projekt wurde auch in fernerer Zeit nie verwirklicht. Mit wesentlich seriöseren Motiven wurde allerdings hier am höchsten Punkt der Fränkischen Schweiz doch noch im Jahr 2008 ein Geozentrum mit Aussichtsturm und Fossilklopfplatz errichtet. Der Holzturm bietet nicht nur eine hervor-

ragende Aussicht; er erfüllt auch zugleich eine Funktion als Rundfunksender.

Muthmannsreuth, Spänfleck, Haag, Thiergarten, Oberkonnersreuth

Die Trasse der Fränkische Schweiz-Autobahn in ihrem östlichsten Bereich gibt hinsichtlich ihrer genauen Projektierung die meisten Rätsel auf. Zunächst verläuft die bereits beschriebene Trasse weiter von Muthmannsreuth durch den Lindenharter Forst und führt danach zwischen Gosen und Haag hindurch, verläuft vorbei an Unternschreez und Thiergarten, um schließlich Oberkonnersreuth zu erreichen.¹⁸ Nach Muthmannsreuth und bis Oberkonnersreuth ist dieser Verlauf (bis auf wenige Ausnahmen bei Haag)¹⁹ identisch mit der heute existierenden Trasse –

doch führt diese ja bekanntlich nicht nach Forchheim, sondern nach Nürnberg (Abb. 10). Es muss somit noch geklärt werden, wie der Zusammenhang zwischen der Strecke durch die Fränkische Schweiz und jener direkt nach München über Neu- markt/OPf. sich darstellt. Dies bedeutet auch, eine Antwort darauf zu geben, wo genau sich beide Linien hätten gabeln sollen, wo also ein Autobahndreieck zu liegen kam (siehe weiter unten). Nach unserem Kenntnisstand ist diese Frage noch nicht eindeutig zu beantworten.

– In der Niederschrift einer Besprechung der ObK Nürnberg vom 13. Juli 1934 ist von einem Autobahndreieck – in den Akten erfolgt die Bezeichnung „*Abzweigung*“ – „*in der Nähe von Oberkonnersreuth*“ die Rede. Dabei geht es um die Frage der (zunächst einzigen) Autobahnauffahrt für Bayreuth im Süden der Stadt, die offenbar mit dem Autobahndreieck konfigurierte: „*Wenn an dieser Stelle wegen der vorgesehenen Abzweigung der Linie nach Forchheim von der Linie nach Neu- markt (Opf) die Errichtung der Abzweig- stelle unzweckmäßig ist, so ist die Stadt [Bayreuth] damit einverstanden, daß die Abzweigstelle in der Nähe von Laineck im Anschluß an die neue Staatsstraße [...] er- richtet wird.*“ Dies ist zugleich der amtliche Beleg für die geplante Abzweigung bei Oberkonnersreuth. Diese Angabe passt aber überhaupt nicht zu den Berichten im „*Bayreuther Tagblatt*“ vom 5. Juli 1934. Wenn ein Autobahndreieck bei Oberkonnersreuth geplant war, ergäbe auch die beschriebene Trassierung durch die Frän- kische Schweiz östlich am Sophienberg vorbei überhaupt keinen Sinn. Denn bei einer Abzweigung an dieser Stelle müsste die Fränkische Schweiz-Trasse direkt nach Westen verlaufen: vorbei an Destuben, Rödendorf und zwischen Gesees und den

Sophienberg hindurch zur Albhochfläche. Für diese (etwas spekulative) Vermutung gibt es aber keine konkreten Hinweise.

– Im „*Volksführer*“ (und auch in der Be- schreibung im „*Bayreuther Tagblatt*“) wird behauptet, es verlaufe „*die Reichsautobahn nunmehr durch den Lindenharter Forst nach Muthmannsreuth, um schließlich über Haag am Sophienberg vorbei Bayreuth zu erreichen*“.²⁰ Die hier beschriebene Trasse ist diejenige, die zwar ab 1935 tatsächlich errichtet worden ist, die aber erst ab Spät- herbst 1934 im Rahmen der Neuausrich- tung der Planung für die Autobahnlinie Bayreuth–Ingolstadt so entschieden und freigegeben worden ist und die zudem heute mit der Fränkische Schweiz-Auto- bahn nichts zu tun hat. Ihre Zuschrei- bung zu der Autobahn Bayreuth–Forch- heim lässt die Frage offen, wo dann die Autobahn Bayreuth–Neumarkt/OPf.– München beginnt.

– Der 1934 noch gültige Streckenverlauf Bayreuth–Neumarkt (OPf.), der ja weit östlich an Nürnberg vorbeiführen sollte, hätte es eigentlich nahegelegt, südlich von Bayreuth nicht erst in südwestlicher Rich- tung mühsam die Jurastufe zu erklimmen, sondern die Trasse der Hauptlinie weiter östlich, z.B. weitgehend parallel zum Peg- nitztal verlaufend, südlich an Bayreuth an- schließend zu führen. Leider ist uns aber kein Kartogramm zu einer solchen Trasse nach Neumarkt/OPf. bekannt. Nur ver- bal gibt es die Aussage: „*Bei Pottenstein mündet die östliche Hauptverkehrsline ein, die Linie München–Ingolstadt–Neumarkt i. O.–Hersbruck–Pottenstein–Bayreuth.*“²¹ Nach dieser Quelle war es die Münchner Strecke, die von der Hauptstrecke Leipzig– Bayreuth–Forchheim–Nürnberg abzweigt, und zwar bei Pottenstein/Hohenmirsberg. Erst etwa ab Pegnitz dürfte die Trassie- rung dann derjenigen entsprochen haben,

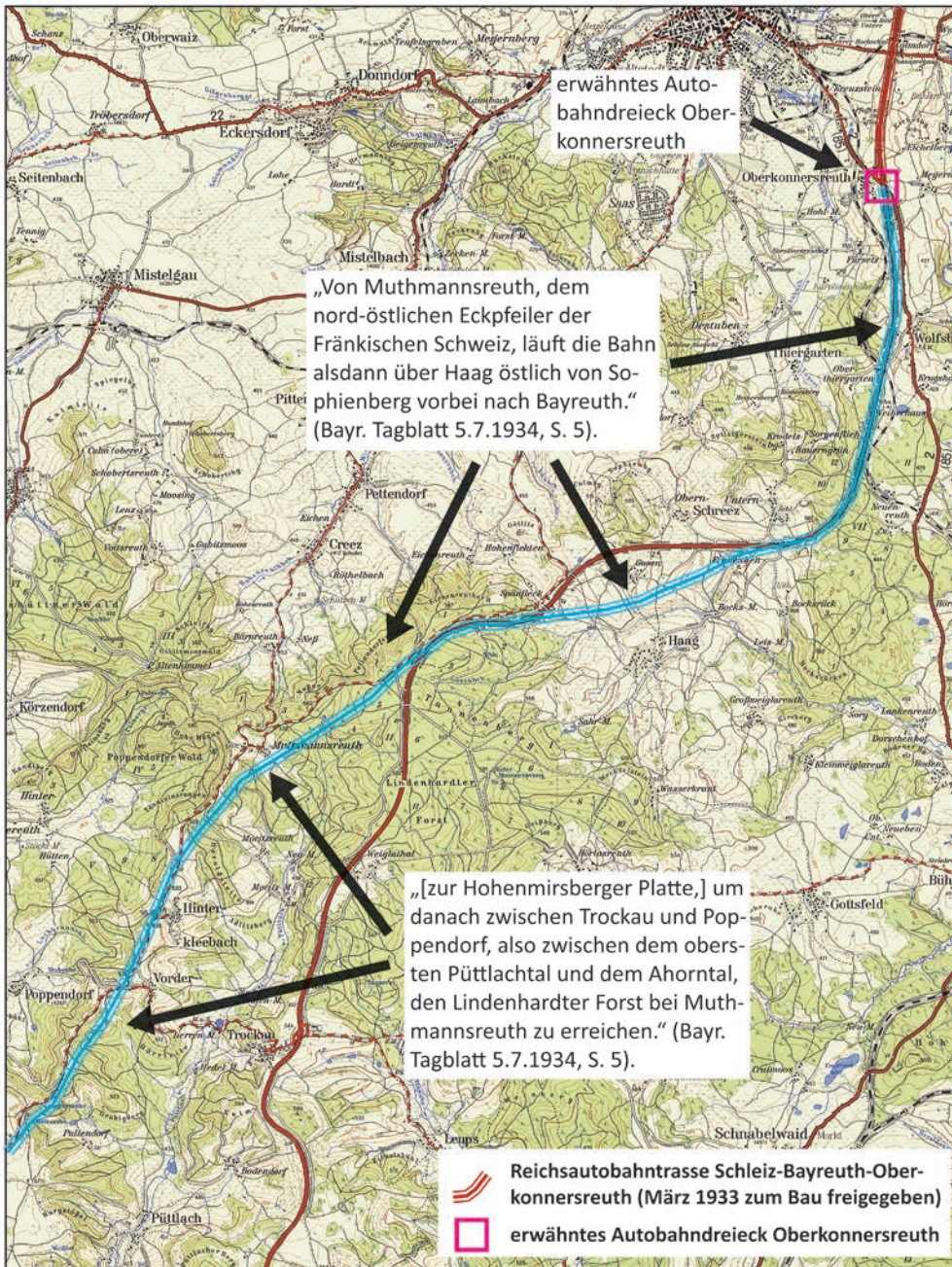


Abb. 10: Trassenverlauf der geplanten Fränkische Schweiz-Reichsautobahn (1934) zwischen der Hohenmirsberger Platte und Bayreuth

(Kartengrundlage: Topographische Karte 1:50.000, Blatt L 6334 Pegnitz, Ausgabe 1959).

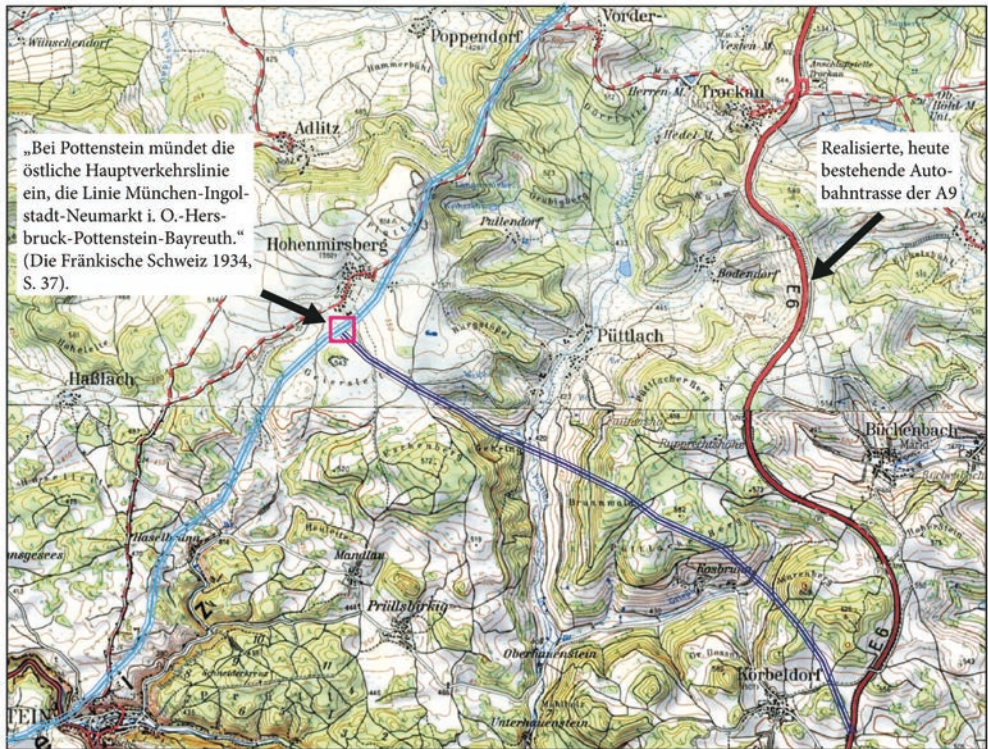


Abb. 11: Die „unübersichtliche“ Situation der Trassenverläufe (Stand: 1934) südlich von Bayreuth für die Einmündung der Autobahnen nach München und Forchheim (Nürnberg–Stuttgart). Die kartographische Wiedergabe des Autobahnrechtecks erfolgt lediglich sehr approximativ und stellt eine mit Unsicherheiten behaftete Darstellung dar

(Kartengrundlage: Topographische Karte 1:50.000, Blatt L 6134 Bayreuth, Ausgabe 1970).

wie wir sie heute tatsächlich vorfinden (Abb. 11). Merkwürdig ist für diese textlich angedeutete Strecke, dass ihr Verlauf „über Ingolstadt–Neumarkt i. O. Pf.–Hersbruck a. P.–Pottenstein nach Bayreuth“²² so weit westlich verlaufen sollte.

Zusammenfassung

Wir haben uns mit einem Themenbereich beschäftigt, der nur für eine ganz kurze Phase, nämlich wenige Monate im Jahr 1934, als Planungsmaßnahme angedacht war und dann verworfen wurde: die Er-

richtung einer Reichsautoahn durch die Fränkische Schweiz von Bayreuth nach Forchheim. Die Änderung des Trassenverlaufes zugunsten einer Strecke, die direkt über Nürnberg nach München führen sollte, war, wenn man die verkehrspolitischen und -technischen Erreichbarkeitsgesichtspunkte betont, durchaus zurecht. Hierzu wurde in einem Protokoll der ObK von Ende 1934 resümierend festgestellt: „Nachdem die Linienführung Bayreuth – Pottenstein – Forchheim – Nürnberg – Weissenburg wegen des damit verbundenen Umweges verlassen werden mußte, strebte man

zunächst danach, die Verbindung auf dem kürzesten Wege von Bayreuth über Neumarkt – Beilngries – Ingolstadt zu gewinnen. Als Mangel dieser Führung ist u.a. zu erwähnen, daß Nürnberg von dem unmittelbaren Anschluß an die große Nord-Südlinie ausgeschaltet worden wäre. Dieser Nachteil [...] veranlaßte [...] weitere eingehende Untersuchungen, als deren Ergebnis eine Führung der Nord-Südstrecke von Bayreuth über Tockau – Neudorf – Riegelstein – Schnaittach – [...] Donauübergang nächst Ingolstadt ist. Der Generalinspekteur für das deutsche Straßenwesen hat diese Linie, die als eine glückliche Lösung des bestehenden Problems bezeichnet werden kann, zur ausführlichen Entwurfsbearbeitung freigegeben.“²³ Die nunmehr südlich von Bayreuth tatsächlich zur Ausführung gelangte Trasse wird in einem Bericht der ObK vom 14. Mai 1935 geradezu schwärmerisch beschrieben: „Südlich von Bayreuth zieht die Autobahn am Hang des Sophienberges vorüber nach Tockau und steigt hier auf die Höhen des Jura. In starken Krümmungen folgt sie, herrliche Ausblicke in die tief liegenden Täler der Fränkischen

Schweiz bietend, der schmalen Kammlinie bis Büchenbach, überquert bei Beudorf[sic!] die Staatsstraße Nürnberg – Bayreuth und anschließend den Veldensteiner Forst.“²⁴

Damit war die Idee zum Bau einer Fränkischen Schweiz-Autobahn nur ein kurzes Intermezzo. Wir konnten allerdings aufzeigen, dass das „Vorhaben Autobahn Bayreuth-Forchheim“ durchaus eine mögliche Variante mit echten Realisierungschancen gewesen ist – und nicht nur eine unausgegorene Idee. Deren Durchführung hätte die Fränkische Schweiz und den südlichen Teil des Bayreuther Beckens freilich in starkem Maße verändert, und zwar, wie wir meinen, zum Negativen hin. Nicht nur wertvolle und schützenswerte naturräumliche Ensembles wären in Mitleidenschaft gezogen worden, auch landschaftliche Highlights sowie kulturelle Wahrzeichen und Landmarken der Fränkischen Schweiz wären betroffen gewesen. Der Fränkischen Schweiz als naturnaher Kulturlandschaft und als einem von ländlichem Tourismus geprägten Ferien- und Naherholungsraum ist viel Schaden und negative Beeinträchtigung erspart geblieben.

Literatur:

- Bald, Albrecht: Die Fränkische Schweiz in der NS-Zeit, in: Landschaften in Deutschland Online. URL: http://landschaften-in-deutschland.de/themen/81_V_20-die-fraenkische-schweiz-in-der-ns-zeit/Stand: 03.03.2019.
- Kriest, Michael: Die Reichsautobahn. Konzeption, räumliche Struktur und Denkmaleigenschaft eines historischen Verkehrsnetzes. Petersberg 2016.
- Molter, Hugo: Pottenstein: Hitler wollte im „Land der Wunder“ eine Autobahn bauen, in: Nordbayerische Nachrichten vom 28. August 2010 (= www.nordbayern.de/hitler-wollte-im-land-der-wunder-eine-autobahn-bauen-1.129252).
- o.V.: Die Linienführung der Autobahnstraße Leipzig – Bayreuth – Nürnberg, in: Bayreuther Tagblatt vom 28. März 1934, S. 5.
- o.V. [wahrscheinlich August Sieghardt]: Die Fränkische Schweiz. Billigster illustrierter Volksführer mit Wanderkarte. Forchheim 1934.
- o.V.: Eine Reichsautobahn über die Lange Meile, in: Wiesentbote [Ebermannstadt] vom 23. Juni 1934, S. 5.
- o.V.: Reichsautobahn durchquert die Fränkische Schweiz. Das Land der tausend Wunder wird dem großen innerdeutschen Reiseverkehr angeschlossen, in: Bayreuther Tagblatt vom 4. Juli 1934, S. 5.

- Popp, Herbert: Nicht realisierte Pläne zum Autobahnbau. Die hektischen Planungen des NS-Regimes für den Raum Bayreuth 1934–1937 (1), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 41 (3) 2008, S. 19–21.
- Popp, Herbert: Autobahnbau: Brücken und Anschlussstellen. Die hektischen Planungen des NS-Regimes für den Raum Bayreuth 1934–1937 (2), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 41 (4) 2008, S. 10–12.
- Popp, Herbert: Autobahnmeisterei – Tankstelle – Raststätte. 1934 bis 1937: Autobahn-Planungen im Dritten Reich und was daraus wurde (3), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 42 (1) 2009, S. 10–11.
- Popp, Herbert/Klaus Bitzer/Haik Porada (Hrsg.): Die Fränkische Schweiz. Traditionsreiche touristische Region in einer Karstlandschaft. Wien–Köln–Weimar 2019 (= Landschaften in Deutschland, Bd. 81).

Anmerkungen:

- 1 Popp, Herbert: Nicht realisierte Pläne zum Autobahnbau. Die hektischen Planungen des NS-Regimes für den Raum Bayreuth 1934–1937 (1), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 41 (3) 2008, S. 19–21; ders.: Autobahnbau: Brücken und Anschlussstellen. Die hektischen Planungen des NS-Regimes für den Raum Bayreuth 1934–1937 (2), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 41 (4) 2008, S. 10–12; ders.: Autobahnmeisterei – Tankstelle – Raststätte. 1934 bis 1937: Autobahn-Planungen im Dritten Reich und was daraus wurde (3), in: Heimat-Kurier. Das historische Magazin des Nordbayerischen Kuriers 42 (1) 2009, S. 10–11.
- 2 Kriest, Michael: Die Reichsautobahn. Konzeption, räumliche Struktur und Denkmaleigenschaft eines historischen Verkehrsnetzes. Petersberg 2016.
- 3 Es ist unklar, ob sich der Hinweis auf eine Trassenführung über die Lange Meile auf eine unseres Wissens sonst nicht wieder aufgetauchte Streckenführung durch die Fränkische Schweiz von Forchheim über die Lange Meile nach Norden bis nach Ludwag und dann, etwa im Bereich der heutigen A 70 nach Osten abbiegend, in den Raum Kulmbach bezieht. Eine solche Strecke wird im Wiesentboten [Ebermannstadt] vom 23.06.1934 erwähnt: „Die Straße würde von Forchheim auf die Lange Meile führen, in der Nähe der Orte Eschlipp – Kalteneggolsfeld – Oberngrub – Teuchatz – Lindach – Herzogenreuth – Ludwag vorbeiführen und dann weiter über den nördlichen Jura bei Kulmbach ins Maintal hinabführen.“ Diese Streckenbeschreibung, die im Wiesentboten erwähnt wird, steht aber sehr singulär. Es ist unklar, wie bedeutend sie bei der Trassendiskussion war.
- 4 Bald, Albrecht: Die Fränkische Schweiz in der NS-Zeit, in: Landschaften in Deutschland Online: URL: http://landschaften-in-deutschland.de/themen/81_V_20-die-fraenkische-schweiz-in-der-ns-zeit/Stand: 03.03.2019.
- 5 Kriest (wie Anm. 2).
- 6 O.V. [wahrscheinlich August Sieghardt]: Die Fränkische Schweiz. Billigster illustrierter Volksführer mit Wanderkarte. Forchheim 1934, S. 35–37; Hinter dem ohne Verfasserangabe veröffentlichten „Volksführer“ verbirgt sich als Autor mit höchster Wahrscheinlichkeit August Sieghardt, der ein Bewunderer der Autobahnidee Adolf Hitlers war und der auch nach dem Krieg als unbescholtener Bürger noch zahlreiche Führer zur Fränkischen Schweiz verfasst hat.
- 7 O.V.: Die Linienführung der Autobahnstraße Leipzig – Bayreuth – Nürnberg, in: Bayreuther Tagblatt v. 28.03.1934, S. 5.
- 8 Popp: Nicht realisierte Pläne (wie Anm. 1).
- 9 Popp: Autobahnbau (wie Anm. 1).
- 10 Die Fränkische Schweiz (wie Anm. 6), S. 35f.
- 11 Ebd., S. 36.
- 12 Bayreuther Tagblatt v. 05.07.1934, S. 5.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 Molter, Hugo: Pottenstein: Hitler wollte im „Land der Wunder“ eine Autobahn bauen, in: Nordbayerische Nachrichten vom 28.08.2010 (= www.nordbayern.de/hitler-wollte-im-land-der-wunder-eine-autobahn-bauen-1.129252).
- 16 Die Fränkische Schweiz (wie Anm. 6), S. 36.

Frankenland

Zeitschrift für fränkische Geschichte,
Kunst und Kultur
72. Jahrgang 2020

Inhalt

(Die Seitenzahlen des Sonderheftes 2020 sind mit Asteriskus [*] gekennzeichnet;
vor den Seitenzahlen steht in römischen Ziffern die Nummer des jeweiligen *FRANKENLAND*-Heftes)

0. Jubiläum 100 Jahre FRANKENBUND

100 Jahre FRANKENBUND – Das Jubiläumsjahr 2020	I/3
<i>Schellakowsky, Johannes/ „Regionen sind die Herzwurzeln der Identität“.</i>	
<i>Süß, Peter A.</i> Anmerkungen zum 100-jährigen Bestehen des Frankenbundes	I/5

I. Geschichte

<i>Dörfel, Gerald</i>	Grenzschutz Tirol 1918: ein fränkischer Schild für Bayerns Südgrenze	I/30
<i>Oertel, Hans-Ludwig</i>	<i>Porta et corda.</i> Die Erbhuldigung 1745 in Bildta- feln im Rathaussaal zu Marktbreit	I/15
<i>Popp, Herbert</i>	Die „Fränkische Schweiz-Autobahn“ nach den Plänen von 1934. Ein Projekt, das glücklicherweise nie realisiert worden ist	IV/237
<i>Reindl, Alwin</i>	Hans Wölfel: Ein Mann im Widerstand gegen die NS-Diktatur	III/160
<i>Schicklberger, Franz</i>	Weinglöckleinsschlag und Nachtschwärmerei. Zum nächtlichen Streunen und dessen Bekämpfung in Mainfranken	II/76
<i>Spazier, Ines</i>	Die Burg der Grafen von Henneberg/Südthürin- gen – I. Teil	IV/220
<i>Wieland, Claudia</i>	Aus der Dienstadter Ortsgeschichte – Ein Beitrag zur über 700-jährigen Geschichte einer tauberfrän- kischen Gemeinde	III/147

II. Kunst

<i>Tomczyk, Leonhard</i>	Sakrale Kunst im Landkreis Main-Spessart nach 1945 – III. Teil	I/42
<i>Nürnberg, Bernd</i>	Die Veste zu Erlangen	II/93
<i>Hofmann, Hans-Ulrich</i>	Michel Niklas. Leben und Werk eines tauberfränkischen Bildhauers der Renaissancezeit und seiner Söhne	II/96
<i>Schötz, Hartmut</i>	Die Architektur des Ansbacher Schlosses	III/174

III. Kultur

<i>Heller, Hartmut †</i>	Der Nürnberger „Christkindlesmarkt“ – Entwicklungsgeschichte, Teilelemente und Funktionen	IV/254
<i>Rückel, Gert</i>	Der heilige Veit in Franken	II/104
<i>Schneider, Erich</i>	Geschichten und Geschichte rund um die Alte Kitzinger Mainbrücke	III/181
<i>Welker, Manfred</i>	Konfessionsverbindend in Franken: Küchle – Kiegl – Krapfen	I/61

IV. Aktuelles

<i>Schwierz, Israel</i>	Neues Denkmal für unterfränkische Juden, die in der Schoa ermordet wurden	III/194
-------------------------	---	---------

V. Bücher zu fränkischen Themen II/123, III/197, 73*, IV/273

VI. Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

<i>Bauerfeld, Anne</i>	Der Historische Verein in Gerolzhofen e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	III/213
<i>Düx, Marlise</i>	„Der Pfeifer“, Verein für Geschichte und Kultur Niklashausen e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	II/137
<i>Gäbelein, Klaus-Peter</i>	Der Heimatverein Herzogenaurach e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	II/133
<i>Hofmann, Gottfried</i>	Die Gruppe Kitzingen des FRANKENBUNDES	IV/282

<i>Jäger, Wolfgang</i>	Der Historische Verein Landkreis Haßberge e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	III/214
<i>Menz, Stefan</i>	Der Historische Verein Heidenfeld e.V. – Verein für Geschichte, Kultur und Heimatpflege in Heidenfeld und Umgebung – Eine junge Gruppe im FRANKENBUND	78*
<i>Schneider, Manfred</i>	Der Geschichts- und Heimatverein Kreuzwertheim e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	II/138
<i>Schweda, Reinhold</i>	Die Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES . . .	IV/278
<i>Süß, Peter A.</i>	Die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES . . .	II/131
<i>Trendel, Klaus</i>	Die Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES . . .	IV/280
<i>Weber, Bernhard</i>	Der Heimatverein Volkacher Mainschleife e.V. – Gruppe im FRANKENBUND	II/134
<i>Weichmann, Martin</i>	Die Gruppe Weißenburg des FRANKENBUNDES	III/208
<i>Wesselowsky, Peter</i>	Die Gruppe Marktbreit – Ochsenfurt des FRANKENBUNDES	76*
<i>Wickl, Benhard</i>	Die Gruppe Nürnberg des FRANKENBUNDES . . .	III/201

VII. Frankenbund intern

Vorankündigung: Eröffnung unserer Jubiläumsausstellung am 17. Juli 2020	
	im <i>Museum für Franken</i> I/29
Dr. Franz Vogt und Edgar Sitzmann zum 85. Geburtstag I/70	
Unser früherer Bundesschatzmeister Theo Zimmermann ist verstorben I/71	
Vorankündigung: Tag der Franken am 5. Juli 2020 in Haßfurt I/71	
Kommen Sie mit zu unserer 4. Orgelwanderung am 9. Mai 2020! I/72	
Der FRANKENBUND in Zeiten der Corona-Pandemie II/75	
<i>Gruber, Anton</i>	FRANKENBUND-Gruppe Augsburg löst sich auf! II/141
<i>Schellakowsky, Johannes</i>	„Würzburgs Zauber packt uns wieder“ – Bundesfreund Dr. phil. Peter A. Süß zum 6. Juni 2020 II/142
Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2021 III/216	
Unser 1. Bundesvorsitzender wurde Ehrensenator der Universität Würzburg . . IV/284	
<i>Schellakowsky, Johannes</i>	„Am Beginn einer neuen Zeit“ – Eine Gedenktafel in Würzburg erinnert an den 100. Jahrestag der Gründung des FRANKENBUNDES und der Gruppe Würzburg IV/285
Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2021 IV/287	

VIII. Sonderheft 2020: „100 Jahre FRANKENBUND“

<i>Beinhofer, Paul</i>	100 Jahre FRANKENBUND – Zum Geleit	3*
<i>Beinhofer, Paul</i>	100 Jahre „Bamberger Verfassung“	8*
<i>Bergerhausen, Christina</i>	Anmerkungen zu unserer Jubiläumsausstellung ,Franken um 1920‘ – Zur Entstehung des FRANKENBUNDES	41*
<i>Gillmeister-Geisenhof, Evelyn</i>	,Franken um 1920‘ – Ein Ausstellungsprojekt des FRANKENBUNDES	52*
<i>Hoeres, Peter</i>	Franken um 1920 – Zur politischen Lage	27*
<i>Weiß, Wolfgang</i>	Franken um 1920 – Die religiöse und kirchliche Situation	33*

- 17 Bayreuther Tagblatt v. 05.07.1934, S. 5.
- 18 Linienführung laut Bayreuther Tagblatt v. 28.03.1934, S. 5.
- 19 Vgl. die Linienführung lt. Bayreuther Tagblatt v. 28.03.1934, S. 5.
- 20 Die Fränkische Schweiz (wie Anm. 6), S. 36.
- 21 Ebd., S. 37.
- 22 Bayreuther Tagblatt v. 05.07.1934, S. 5.
- 23 Archiv der Autobahndirektion Nürnberg, Akte 5/Av von Ende 1934.
- 24 Archiv der Autobahndirektion Nürnberg, Akte 5/Av vom 14.05.1935.

Univ.-Prof. Dr. Herbert Popp (geb. 1947) studierte Geographie, Germanistik und Geschichte für das Lehramt an Gymnasien in Erlangen (1968–1973). Promotion in Erlangen zu einem bevölkerungs- und sozialgeographischen Thema „Die Altstadt von Erlangen“ (1975). Habilitation in Erlangen mit der Arbeit „Moderne Bewässerungslandwirtschaft in Marokko“ (1982). Nach Jahren als Wiss. Ass. an der TU München und der Universität Erlangen Professur für Kulturgeographie mit Schwerpunkt Deutsche Landeskunde an der Universität Passau (1985–1994), Lehrstuhl für Angewandte Geographie an der Technischen Universität München (1994–1999) und Lehrstuhl für Stadtgeographie und Geographie des ländlichen Raumes an der Universität Bayreuth (1999–2012).

Neben seinem Schwerpunkt in der Nordafrikaforschung (u.a. Mitglied am SFB für Afrikaforschung der Universität Bayreuth, Leiter des Graduiertenkollegs der GTZ zwischen den Universitäten Rabat und Bayreuth; mehrere Monographien und zahlreiche Beiträge zur Humangeographie und Landeskunde Deutschlands. Tätigkeit in zahlreichen wissenschaftlichen Gremien, u.a. Sprecher des Fachkollegiums der DFG für Geographie, stellv. Vorsitzender des Instituts für Entwicklungsforschung im ländlichen Raum Ober- und Mittelfrankens, Kurator des Leibniz-Instituts für Länderkunde, Vorsitzender der Prof. Dr. Frithjof Voss-Stiftung. Seine Anschrift lautet: Margaretenweg 16, 95494 Gesees, E-Mail: family.popp@t-online.de.



Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

halbigdruck
offset digital

EGLMAIER VERLAG
Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Prof. Dr. Hartmut Heller (1941–2020)

Der Nürnberger „Christkindlesmarkt“ – Entwicklungsgeschichte, Teilelemente und Funktionen

Heute ist es doch so: Keine Stadt mehr ohne Weihnachtsmarkt! Seit den 1970er Jahren explodierte dieser Brauch geradezu, und überall nennt man diese liebenswerten Budenreihen, obwohl oft erst sehr jung entstanden, schnell ‚traditionell‘.¹ Nur in wenigen deutschen Städten gibt es wirklich solche schon aus langer Vergangenheit stammende Adventsmärkte. Dazu gehören Wien (1296), München (1310, „Nikolausmarkt“), Bautzen (1384, seit 2009 „Wenzelsmarkt“), Frankfurt/Main (1393), Dresden (1434, „Fleischmarkt“ „am Heyligen Christ Abend“, erst später „Strietzelmarkt“), Augsburg (1498), Straßburg (1570) und Nürnberg.² Der erst im 17. Jahrhundert sicher bezeugte „Nürnberger Christkindlesmarkt“ ist also zwar nicht der älteste, aber wohl der weltberühmteste. Alljährlich wird zumindest ein Ausschnitt der Eröffnungsfeier auch im Fernsehen übertragen.

1. Zur Altersfrage: Anfänge und Frühzeit ab dem 16. Jahrhundert

Als ‚Mitbegründer‘ von Weihnachtsmärkten in der frühen Neuzeit gilt indirekt der Kirchenreformer Martin Luther (1483–1546). Denn er vor allem war es, der den alten Brauch des Kinder- und Dienstbotenbeschenkens am Nikolaustag, dem 6. Dezember, (so zunächst auch in seiner eigenen Familie; daher gab es zum Kauf solcher Dinge vielerorts Nikolausmärkte)

wegschieben wollte auf den 24. Dezember, die Nacht der Geburt unseres Heilands, des größten Geschenks Gottes an uns Menschen, als Liebeszeichen für Verwandte und Bekannte quasi als Analogie. Denn in seinem religiösen Bemühen suchte Luther ja insgesamt abzukommen von aller herkömmlichen (katholischen) Heiligenverehrung. Sankt Nikolaus, der historische Bischof von Myra in Kleinasien, hatte einst deshalb als besonderer Gabenbringer fungiert (und tut es bis heu-



Abb. 1: Der verschneite Christkindlesmarkt ist eine Augenweide.

Foto: © Stadt Nürnberg/Christine Dierenbach.



Abb. 2: Die älteste Erwähnung des Christkindlesmarktes 1628 findet sich auf einer bemalten Spanschachtel im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg.

Foto: Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.

te in katholischen Landschaften), weil ihn u.a. die Legende begleitet, dass er die drei Töchter eines armen Mannes vor dem Zwang zu einem Gelderwerb als Prostituierte schützte, indem er nachts heimlich drei Goldkugeln in den Hausflur des Vaters rollte. Diese drei Goldkugeln sind in der christlichen Kunst sein Attribut geblieben.

Erst vor wenigen Jahren entdeckte man im Germanischen Nationalmuseum eine blumenbemale, ovale Spanschachtel mit schwarzer Tinten-Inschrift auf dem Boden: „Regina Susanna Harßdörfferin von der Jungfraw Susanne Eleonora Erbsin zum Kindles-Marck überschickt 1628.“³ Sie beweist, dass es Christmärkte in Nürnberg also mindestens schon im frühen 17. Jahrhundert gab. – Bis dahin hatte man in der Altersfrage stets die gedruckte Stadtgeschichte „De ... civitate Norimbergensis commentatio ...“ des Altdorfer Universitätsprofessors Christoph Wagenseil von 1697 zitiert, wo erstmals expressis verbis vom „Christkeindleinsmarck“ die Rede ist. Jedoch lassen Notizen aus Patrizierkreisen

und Ratsakten vermuten, dass sogar schon noch früher, wahrscheinlich ab 1564, in Nürnberg im Luther'schen Sinn der Besuchertermin auf den Hl. Abend rückte.⁴

Um entsprechende Einkäufe zu ermöglichen, entstand damit zugleich ein darauf spezialisierter saisonaler Sondermarkt, in alten Quellen „Kindeleinsmarckt“, „Christkindleinsmarckt“ oder „Kindeleinskräme“ genannt. Wie für alle Messen in Nürnberg kam als Standort dafür natürlich nur der 1349 durch Beseitigung des vormaligen Judenviertels geschaffene Hauptmarkt in Frage.⁵

Ein Holzschnitt „Der sogenannte Kindeleins Marckt“ (in „Vorstellung der Öffentlichen-Sehbaren Gebräuchen in Nürnberg, zu finden bey Joseph Kellner daselbst“, um 1785 [sic!]),⁶ zeigt uns die damalige Budenaufstellung: Wir zählen in drei Reihen, teilweise einander gegenübergestellt, insgesamt 25 Holzbretterstände mit schrägen Dächlein und nach vorne offener Auslage (so bis heute!) und hören im Subtext, dass auf der nahen Fleischbrücke noch ein paar weitere solche Stände aufge-

baut waren. Der Verkauf finde „zu Abendzeit bey Lichtern“ statt. Nach einer Liste von 1737 waren 140 Nürnberger Handwerker dort marktberechtigt.⁷

2. Nachrichten zur historischen Warenpalette

Welche Dinge an diesen Ständen feilgeboten wurden, erfahren wir wiederum zuerst aus dem soeben schon benutzten Subtext Joseph Kellners um 1785 und dann noch anschaulicher aus zahlreichen Kupferstichen, Musterbüchern und meist kolorierten käuflichen Bilderbögen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts.⁸ Wie fast erwartet, spricht schon Kellner zu allererst von **Spielzeug für Kinder**, das man in Nürnberg auch „*Dockenwerk*“ nannte. In den späteren Bilderbögen tritt es uns deutlich geschlechterdifferenziert entgegen: Den Mädchen als künftigen Frauen und Müttern dachte man hübsch eingekleidete Puppen, mit allem nötigen Gerät en miniature bestückte Puppenküchen oder sonstige Puppenstuben zu. Die Knaben hingegen



Abb. 3: Seit dem späten Mittelalter werden in Nürnberg Lebkuchen hergestellt.

Foto: Charley 1965 – Eigenes Werk, CC BY-SA 2.0, https://de.wikipedia.org/wiki/Nürnberger_Christkindlesmarkt#/media/Datei:Nuernberger_Lebkuchen_3183857869_0f3f7bcb3.jpg.

rüstete man gern schon früh kriegerisch aus; für sie gab es Zinnsoldaten, Ritterburgen, kleine Armbrüste und Gewehre, Marschtrommeln, ein Steckenpferd. Allgemeinere Gegenstände waren Hampelmänner, Tiere und Menschen als Holzfiguren, verkleinerte Gitarren, Trompeten oder Schüttelinstrumente zur „*Türkenmusik*“, Kulissen-theaterkästen, Bretter für Gesellschaftsspiele und bald nach 1835 auch erste Spielzeugeisenbahnen. Ein Bild dokumentiert sogar schon Federballschläger! Produziert wurde all das von Nürnberger Drechslern, Schreibern, Holzschnitzern, Töpfern, Alabasterern, Geschmeidmachern, Zinngießern, Kunstschlossern und 1905 bereits 127 Firmen für mechanisches Metallspielzeug. Viel Zufuhr kam stets auch aus den Schnitzergebieten des Erzgebirges und Berchtesgadener Landes.⁹

Was J. Kellner 1785 weiters „*Nuzliche Waare*“ nennt, meinte wohl vor allem Haushaltsartikel und Textilien. An dritter Stelle spricht Kellner von **Esßbarem** – zunächst von „*Süßigkeiten*“, was wohl stark gleichzusetzen ist mit Lebkuchen, Hutzelbrot, braunen Plätzchen oder Modelgebäck, für die Nürnberg schon im 15. Jahrhundert berühmt war. Die Lebküchnelei ist in Nürnberg, u.a. durch ein Grabepitaph von 1610 auf dem St. Johannis-Friedhof und inzwischen sogar EU-geschützt, bereits seit 1395 nachgewiesen. Täglich verlassen heute in Nürnberg ab Juni mehrere Millionen Lebkuchen die seit 1840 industriellen Backstraßen, in Blechdosen mit Nürnberg-Motiven oder auch anders abgepackt.¹⁰ Noch pointierter aber hebt Kellner für seine Zeit überraschend die „*gesalzenen Fischhändler*“ bei „*Feuer zum Häringsbraten*“ hervor, die später total verschwanden. Gingen sie gleichsam den jetzt so dominanten Rostbratwurstständen voraus?

Eher Zierrat als Spielzeug, aufzuhängen oder aufzustecken als Christbaumschmuck, wurden viertens nicht vor 1733 als weitere Nürnberger Weihnachtsbesonderheit die sog. **Rauschgoldengel** erfunden. In der Urform bestehen sie aus einem einfachen gedrechselten Holzkopf mit gefranster Krone, großen Flügeln sowie einem weiten, gefälten Gewand aus papierdünnem knisternden Rauschgold (Lahngold). Dieses hilft datieren, denn die vier bedeutsamen Messinghämmer der Stadt waren erst im 17. Jahrhundert in der Lage, durch „Flinderleinsschlager“ oder Blechwalzwerke solch feine Metallfolien herzustellen. Die heute armlose Version von Rauschgoldengeln wurde erst 1923 kreiert.¹¹

Will man noch etwas anderes ‚typisch Nürnbergisches‘ vom Christkindlesmarkt mitbringen, kauft man, was es auch schon lange gibt, ein **Zwetschgenmännla**. Es sind dies ca. 25 cm hohe, dunkle, menschenartige Figuren, montiert auf ein Bodenbrettchen, im Kern ein Drahtgerüst; darauf aufgesteckte Dörzwetschgen bilden Beine und Arme, vier übereinander geschichtete Feigen Bauch und Rumpf, oben drauf als Kopf eine Nuss mit aufgemalten Augen, Nase, Mund, dazu ein Zylinderhut und eine Sprossenleiter. Zuhaut treten sie bereits wie selbstverständlich in den Bilderbögen Mitte des 19. Jahrhunderts auf.¹² Erstbelegt sind sie für Nürnberg durch ein Wörterbuch von 1790 sowie ein Gedicht aus dem Jahre 1809, also eher spät. Ihre Herkunft bleibt rätselhaft, doch ist hinzuzufügen, dass sie kein Nürnberger Sonderfall sind. Auch aus Dresden, Leipzig oder Wien und Tirol kennt man solche „Pflaumentoffel“, „Feuerteufel“ oder „Zwetschenkrampusse“. Wo tauchten sie zuerst auf? Manche Deuter leiten sie irgendwie von Gebildbrot ab. Der Verfasser dieser Zeilen, früher Dozent für



Abb. 4: Ein typischer Nürnberger Rauschgoldengel. Foto: ©Congress- und Tourismus-

Zentrale Nürnberg/Steffen Oliver Riese.

Volkskunde an der Universität Erlangen-Nürnberg, spekuliert, ihr Vorbild könnten, weil sie alle so schwarz und mit Leiter daherkommen, eventuell Schornsteinfeger sein – eine Anspielung darauf, dass diese einst Glücksbringer waren, wenn sie ihr Recht ausübten, mit Neujahrswünschen Heischegänge durch die Gassen zu machen. Andererseits gestaltete man sie in früherer Zeit noch viel kleiner, mit Spitzhut und Bauchladen, also eher ein Händlertypus.¹³

Zur Gegenwart wurden sie immer variantenreicher: Man sieht jetzt Jäger, Bauern, Zwerge, Bauersfrauen mit Kopftuch, Skifahrer, Fußballfans usw. Dem Einfallsreichtum derer, die im Familien-Heimgewerbe oft schon im Februar mit der Produktion für den nächsten Christkindlesmarkt beginnen, sind keine Grenzen gesetzt.

3. Sinkende Wertschätzung um die Jahrhundertwende 1890/1930: Standortverschiebungen an den Altstadttrand

Im Lauf der Jahrzehnte war das Interesse an diesem Weihnachtsangebot mal größer, mal schwächer. 1738 zum Beispiel war der Markt ziemlich leer. Die früher große Freifläche war ab 1809 aber zugleich eingeengt durch das steinerne Geviert sog. „Kolonnaden“ mit kleinen Ladengewölben, die erst 1895 wieder abgerissen wurden. Die aufstrebende Industriemetropole zu Ende des 19. Jahrhunderts empfand trotzdem aber auch diese kurze Budenversammlung im Advent jetzt nurmehr als Verkehrshindernis, so dass man sie schließlich ganz

abschob: 1898 auf die Insel Schütt, 1917 auf die Fleischbrücke, dann 1919 auf den Platz vor dem Gewerbemuseum, hernach ans Prinzregentenufer und 1923 in die zeitweilig von der dortigen Eisenbahnsammlung freigeräumte Norishalle am Marientorgraben. Es war dies eine sehr unstete, ja unwürdige Wanderung.¹⁴

4. Rückkehr auf den Nürnberger Hauptmarkt – eine Initiative des NS-Oberbürgermeisters Willy Liebel

Als Retter des historischen Nürnberger Christkindleinsmarktes trat dann unerwartet der neue NS-Oberbürgermeister Willy Liebel auf. Er holte die Budenstadt



Abb. 5: Ein Verkaufsstand von Zwetschgenmännla am Nürnberger Christkindlesmarkt.

Foto: Stoschmidt – Eigenes Werk, CC BY 3.0, <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Christkindlesm5.JPG?uselang=de>.

bereits 1933 wieder auf ihren angestammten Platz am Hauptmarkt, jetzt umbenannt in Adolf-Hitler-Platz, zurück. Das passte ideologisch durchaus, kümmerte sich die Partei damit doch sichtbar und zweifellos zur Freude vieler Alt-Nürnberger um wertvolles, zuletzt arg vernachlässigtes „Ahnenerbe“ in „des deutschen Reiches Schatzkästlein“. Weichen mußte dafür aber der erst 1902 hier aufgestellte große „Neptunbrunnen“, der zudem den Makel hatte, dass ein jüdischer Großkaufmann, der Hopfenhändler und Ehrenbürger Nürnbergs Ludwig v. Gerngroß diese Kopie des 1652/1660 von Georg Schweigger geschaffenen Originals gestiftet hatte (letzteres war früh schon nach St. Petersburg verkauft worden, die hier erwähnte Kopie steht mittlerweile im Stadtpark). Andererseits überraschen angesichts der weithin doch unchristlichen Gesamthaltung der NSDAP einige Details: Als absolute Novität wurde den Verkaufständen 1935 direkt vor der Frauenkirche nun sogar eine Weihnachtskrippe zugesellt – doppelt mannshoch mit strohgedecktem Spitzdach, darunter der Bethlehemstall mit dem Kind, mit Maria, Josef, Ochs und Esel, den Hirten und ihren Schafen, alle Personen in fränkischer Tracht, ferner auch Kamele usw. Darüber war ein Schriftband „Ehre sei Gott in der Höhe“ angebracht. Am Eröffnungsabend sang nun ein Kinderchor und eine Schauspielerin als Christkind, flankiert von zwei Rauschgoldengeln, trug einen „Vorspruch“ vor. Unwidersprochen ist Nürnbergs Christkind seither weiblich. Man ließ auch neue Buden zimmern, die größtenteils noch heute weiterbenutzt werden. Vieles davon ist geblieben bis jetzt; soviel Kontinuität ab 1933 ist wohl kaum einem der heutigen Marktbesucher bewusst.¹⁵

Wie die Partei sich hier geschickt als Pfleger und Fortsetzer der alten reichstädtischen Geschichte verstanden wissen wollte, zeigt auch ihr Auftrag zur limitierten Herstellung eines vierteiligen Zinnfigurensatzes „Der Nürnberger Christkindlesmarkt“ in einer ovalen Spanschachtel.¹⁶ Die Budenköpfe sind altdeutsch beschriftet, etliche Markspaziergänger schwenken Hakenkreuzfähnchen. Offenbar verschenkte die Partei dieses Paket bei besonderen Repräsentationsgelegenheiten. Auch hier ist interessant, dass der gesamte Satz in den 1970er (?) Jahren durch die Fa. Heinrichsen nachproduziert wurde, nun aber mit neuer Beschriftung und natürlich ohne Hakenkreuze.

5. Neustart inmitten von Kriegsrainen 1945/1948

In den Kriegsjahren 1939 bis 1944 fand aus verständlichen Gründen auch in Nürnberg kein „Christkindlesmarkt“ statt. Man war dafür jetzt nicht mehr in Stimmung, die Fliegerangriffe häuften sich, die schlimmste Bombennacht am 2. Januar 1945 zerstörte die Altstadt fast völlig. Doch war die Sehnsucht nach dieser heimeligen Kindheitsromantik in der Einwohnerschaft offenbar groß, sodass man sogar schon im ersten Friedenswinter 1945 einen Neuanfang wagte. Zunächst allerdings noch nicht wieder an alter Stelle, sondern abermals nur am Altstadtrand am Veit-Stoß-Platz in Gostenhof, hernach 1946/1947 am Frauentorgraben. Erst 1948 kehrte der Nürnberger Christkindlesmarkt ganz heim an seinen Traditionsplatz vor der Frauenkirche. Archivfotos zeigen, wie bescheiden sich anfangs erst noch wenige Stände um den Schönen Brunnen und hin zur erhaltenen Fassade des ansonsten noch stark zerstörten Kirchenbaus grup-

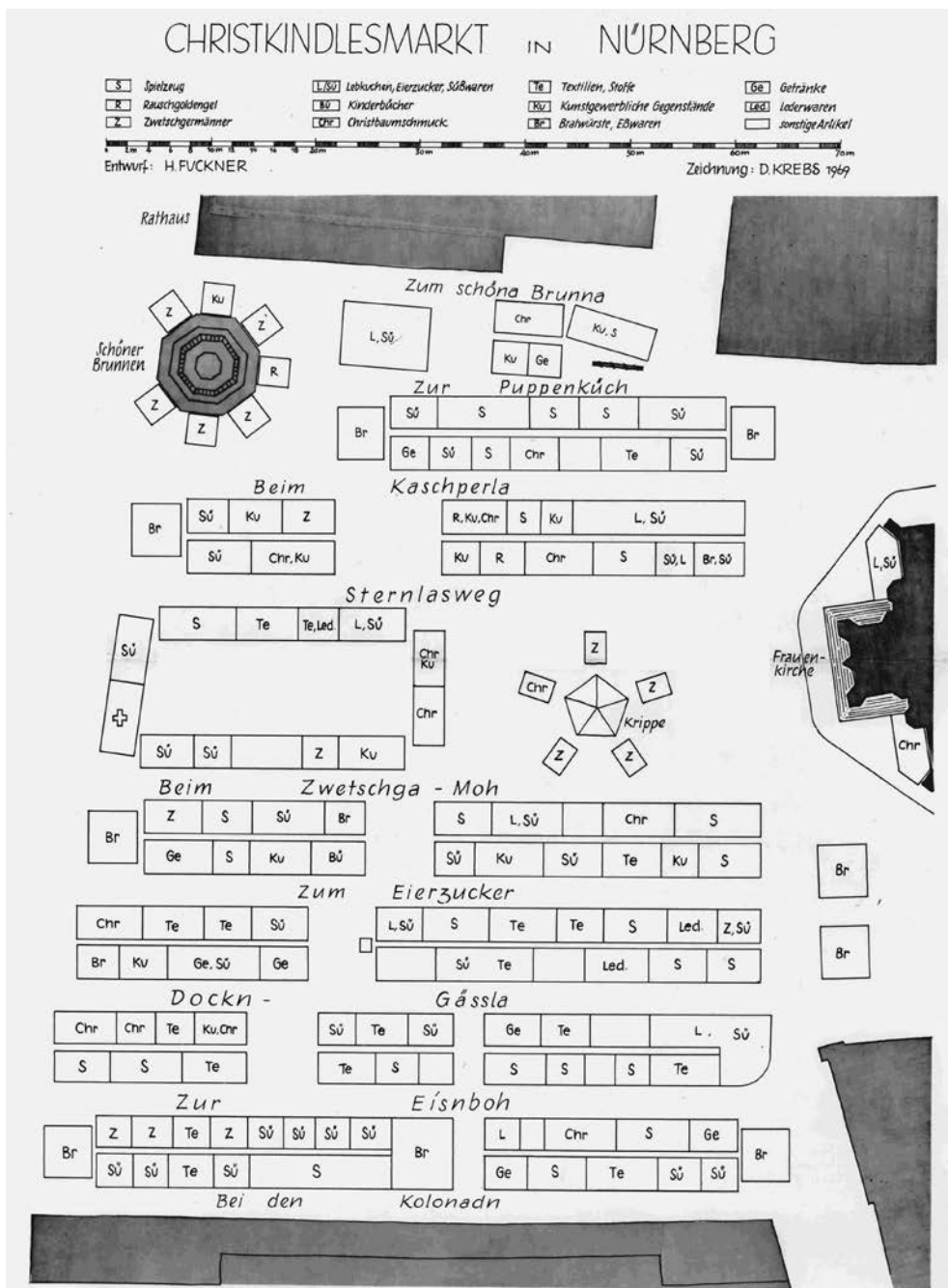


Abb. 6: Die Reihung der Budengassen des Christkindlesmarktes auf dem Plan von Helmut Fuckner. Privatbesitz.

Foto: Fam. Heller.

pierten. Ringsum dehnte sich die Trümmerwüste aus, damals so genannt die „Sebalder Steppe“. Schwach war anfangs die elektrische Beleuchtung zur Nacht; nur langsam wurde der Markt strahlend hell, und auch das Warensortiment wurde erst allmählich reicher...

6. Vergrößerungs- und sonstige Ausbauschritte bis zur Gegenwart

6.1 Die Reihung der Budengassen: Zunächst seien hier zwei Pläne einander gegenübergestellt. Der ältere von 1969, von dem damals bekannten Heimatkundler Prof. Dr. Helmut Fuckner nur nichtkommerziell in Einzelblattedruckern vervielfältigt, gibt schön den damaligen Grundriss wieder – die Parallelstellung mehrerer Budengassen, deren mundartlich getönte Namen, das Warenangebot der verschiedenen Stände, die hervorgehobene Position der Krippe vor der Frauenkirche, zurückgesetzt über die Stände aufragend der Schöne Brunnen und dahinter als mittelferne Kulisse Rathaus, Sebalduskirche und Kaiserburg.

Ein im Internet zugänglicher Markt- und Budenplan der Gegenwart (2018) geht leider nicht so genau ins Detail und muß es auch nicht, da das Bild der obigen Darstellung aus den 1960er Jahren eigentlich ziemlich unverändert blieb. Jedoch sieht man, dunkler eingefärbt, einige der jüngeren Wachstumszonen des Marktbetriebs, von denen noch in Kap. 6.9 näher die Rede sein wird.¹⁷

Die sonst hier wochentags auf dem Hauptmarkt, dem unbestrittenen Repräsentationsraum der Nürnberger Altstadt, aufziehenden Obst-, Gemüse- und Blumenhändler müssen während der Adventszeit ausweichen. Sie besetzen nun befristet den Straßenzug von der Museumsbrücke

hinauf zur St. Lorenz-Kirche – und klagen, dass sie heutzutage immer öfter wegen irgendwelcher Highlight-Aktivitäten auf diesem Nürnberger Zentralplatz ihr angestammtes Areal verlassen müssen.

6.2 Amtlich ausgewählte Händlergruppen: In dem Städtlein „aus Holz und Tuch“, wie der poetische Eröffnungsprolog sagt, gibt es rund 180 Einzelstandplätze. Die Zahl der Bewerber dafür ist alljährlich um ein Mehrfaches höher. Daher muss und kann das städtische Marktamt auswählen, welche Händler heuer den Zuschlag bekommen sollen. Es gibt dabei keinerlei Automatismus. Man entscheidet sich teils für altbewährte Standbetreiber, die oft schon seit Jahrzehnten an derselben Stelle stehen und vom Publikum geradezu erwartet werden, teils für Neulinge, deren Waren das bisherige Sortiment variieren. Ortsansässige mischen sich mit Anbietern aus der weiteren Region. Imbissbuden zahlen die höchsten Standgebühren (1994: ein Glühweinstand pro Meter 1.000.-- DM, Spielzeug oder Töpferwaren nur 390.-- DM). Hauptkriterium bleibt, dass die Gesamt Mischung der Verkaufsartikel stimmig mit dem hier intendierten großen Weihnachtsgefühl zusammenpasst.¹⁸

Sortiert man die hier feilgehaltenen Waren ein wenig, so lassen sich mindestens neun Hauptgruppen erkennen: 1. Weihnachtsschmuck (z.B. Christbaumkugeln, Rauschgoldengel, Krippen, Erzgebirgler Räuchermänner u. Holz-Kleinfiguren zum Aufhängen, Herrnhuter- und Strohsterne), 2. Weitere Dekorationsartikel (z.B. Papier-, Ton- oder Flechtarbeiten, Kerzen, Kunsthandwerkliches aller Art, Kleinlampen), 3. Textilien, Kleidung (z.B. Socken, Schals, Handschuhe, Filzpantoffel, Felle, Tischtücher, Strickjacken, Gehäkeltes), Lederwaren, 4. Spielzeug (aus Metall, Plastik, Holz; einfache Musikinstrumente,



Abb. 7: Bei abendlicher Beleuchtung ist der Christkindlesmarkt besonders attraktiv.

Foto: ©Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg/Uwe Niklas.

Puppenkücheninventar, Geschicklichkeits- und Gesellschaftsspiele), 5. Bücher, Schreibwaren, Papier, Philatelie, 6. Gebäck (Lebkuchen, Fruchtbrot, Plätzchen, Springerle), Bonbons, gebrannte Mandeln, Kokoswürfel und andere Süßigkeiten, 7. Zwetschgenmännlein, 8. Diverse Bratwurstküchen („zwaa in aan Weggla“) an Eckstandorten oder auch Theken mit fremdländischem „fingerfood“ und 9. Glühweinauschanke (ca. 20–25 Mal). Längst gibt es dort auch schon nichtalkoholischen „Glühwein“.

Die meisten Händler sind am Ende mit dem gemachten Geschäft sehr zufrieden. Die Zwetschenmännnergestelle etwa sind an den Schlusstagen oft schon halbleer. Man sollte aber auch nicht vergessen, dass hier hinter den Standauslagen Frauen und Männer stehen, die mitunter

auch klirrende Kälte aushalten müssen, stundenlang beißenden Holzkohlen- und Bratwurstdunst einatmen, viele Fragen beantworten, ohne dann wirklich etwas verkaufen zu können.

6.3 Auftritte des „Nürnberger Christkinds“: Das Zeremoniell, dass am Eröffnungsabend ein „Christkind“ vom Balkon der Frauenkirche herab einen Prolog spricht, ist nicht erst eine Nachkriegsinnovation, sondern geht, wie schon gesagt, bereits auf die NS-Zeit zurück. Friedrich Bröger, Chefdramaturg des Nürnberger Stadttheaters, schrieb dafür aber 1948 neue Strophen, die man bis 1966 noch mehrfach leicht aktualisierte. Geändert hat sich außerdem, wer diese Rolle des Christkinds verkörpert. Hatte man das zunächst, wie 1933 und in den folgenden Jahren, sprechsicheren Schauspielerinnen



Abb. 8: Die Eröffnung des Marktes durch das „Nürnberger Christkind“ im Jahr 2019.

Foto: ©Stadt Nürnberg/Berlind Bernemann.



Abb. 9: Der Laternenzug der Nürnberger Schuljugend am Luzientag hinauf zur Burg.

Foto: ©Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg/Thomas Langer.

vom Theater anvertraut (hochbeliebt 1948 bis 1960 Sofie Keeser, dann 1961 bis 1968 Irene Brunner), sucht man diese Gestalt seit 1967 noch tiefer identifikatorisch in die Ortsbevölkerung einzubinden, indem man dafür jeweils für eine Zweijahresperiode eine hier lebende 16- bis 19-jährige Schülerin auswählt. Interessentinnen können sich bewerben, die Leser der „Nürnberger Nachrichten“ werden per Foto und Kurzlebenslauf zur Vorabstimmung aufgerufen; unter den letzten sechs Kandidatinnen entscheidet dann eine städtische Jury. Die Aufgabe ist begehrt, aber keineswegs leicht. Es muß schwindelfrei auf der Empore stehen können – und, betreut von einer

städtischen Mitarbeiterin, einem Chauffeur und Kostümbildnern des Theaters, auch nach dem Prolog noch bei vielen anderen Pflichten souverän sein: Nachmittagsrundgänge auf der Kinderweihnacht, Interviews, Fernsehauftritte, Stippvisiten bis ins Ausland oder, auch emotional aufwühlend, Besuche in Kinderkrankenstationen, Behinderteneinrichtungen und Altenheimen. Über 140 Termine häufen sich da in einer Saison an. Das „Nürnberger Christkind“ ist in diesem anstrengenden Ehrenamt für eine Weile die Repräsentantin der Stadt schlechthin. Etliche Städte im fränkischen Umfeld kopieren das inzwischen.¹⁹

6.4 Chorsingen und Bläsermusik vor der Frauenkirche: Unterhalb des oben schon erwähnten Balkons der Frauenkirche, direkt vor deren Portal, baut man seit vielen Jahren stets ein großes überdachtes Podium auf. Ein jeweils sehr detailliertes Programm lässt nachlesen, dass dort am frühen Abend z.B. Schulklassen aus allen Teilen der Stadt oder Kleinchöre ein, zwei Stunden lang deutsche sowie mittlerweile auch manche fremdsprachigen Weihnachtslieder singen und an anderen Tagen in ähnlicher Weise Bläsergruppen auftreten. Sie geben dem Markt einen gern gehörten noch festlicheren Klang.

6.5 Am Lucientag (13. Dezember) – Der Laternenzug der Nürnberger Schuljugend hinauf zur Burg: Die heilige Lucia, getötet 304 n.Chr., ist eigentlich nur in ihrer Heimat Sizilien populär, seit den 1800er Jahren aber plötzlich auch im lutherischen Schweden. In dortigen Universitätsstädten kamen an ihrem Kalendertag, dem 13. Dezember, Prozessionen auf, bei denen ein Mädchen mit einem Kerzenkranz auf dem Kopf die „Lichterkönigin“ darstellte. 1890 erreichte der junge Brauch dann sogar Stockholm (Freizeitpark Skan-

sen) und wurde seit 1927 von der Zeitung „Stockholms Dagblad“ laut propagiert und gesponsert. Auch im NS-Deutschland begann man, sich nun für diese vermeintlich alte Gestalt der Wintersonnenwende zu interessieren. Insofern verwundert es fast ein wenig, dass 1948, als man die Heimkehr des Christkindlesmarkts auf den Hauptmarkt plante, ausgerechnet der politisch ganz unverdächtige Nürnberger Stadtschulrat Otto Barthel auf die Idee kam, ihm auch diesen nordischen Umzugsbrauch am Lucientag anzufügen. Im Werkunterricht der Volksschulen wurden und werden nun bis heute Laternen aus farbigem Transparentpapier gebastelt, und an die tausend Schüler ziehen damit dann, das Christkind und die prächtigsten Exemplare vorweg, am Abend des 13. Dezember über Kaiserstraße und Fleischbrücke hinauf zur Kaiserburg, wo die Aktion schließlich am Ölbergfelsen in lebenden Bildern zur Weihnachtsgeschichte endet. Stets kommen auch reichlich Zuschauer. Von Motivations- und Finanzierungsproblemen hört man indes manchmal aus den Schulhäusern selbst.²⁰

6.6 Postkutschenfahrten: Vergnüglich ist es besonders für Kinder, mit einer am

Marktrand abgestellten, gelben, alten Nostalgiepostkutsche durch ein paar benachbarte Altstadtgassen zu fahren. Zwei schwere, bei Kälte dampfende Rösser ziehen sie, auf dem Bock hoch oben sitzen der Kutscher und ein Postillion, der immer mal wieder in sein Horn bläst oder das Volkslied „Hoch auf dem gelben Wagen, sitz ich beim Schwager vorn...“ anstimmt. Kutscher Lehneis aus dem Knoblauchsland ist seit 25 Jahren hauptberuflich Kutschfahrtunternehmer und tritt auch anderswo auf, z.B. beim Kölner Rosenmontagszug oder beim Münchner Oktoberfest. Bei der Kutsche selbst handelt es sich um einen 1939 gefertigten Nachbau eines neunsitzigen Eilpostwagens mit zwei Fahrgastabteilen aus dem Jahr 1874, den das Verkehrsmuseum Nürnberg besitzt und für diesen Zweck ausleiht. Eine solche Kutschfahrt beim Nürnberger Christkindlesmarkt dauert 15 Minuten und kostet (Stand 2019) 4,-- € für Erwachsene und 2,50 € für Kinder.²¹

6.7 Tannengirlanden, Lichterketten und weihnachtlich dekorierte Straßenlaternen: Unter Kostenbeteiligung insbesondere der Geschäftsleute an den Hauptstraßen zwischen Bahnhof und Markt-



Abb. 10: Kinder lieben die Postkutschenfahrten sehr.

Foto: © Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg/Steffen Oliver Riese.

platz fing man nach der Erinnerung älterer Mitbürger schon in den frühen 1950er Jahren an, dort zum Schmuck straßenparallel und quer hinüber Tannengirlanden aufzuziehen, auf Stangen gesetzte Weihnachtsfiguren zu postieren oder, in jüngerer Zeit, die Straßenlampen mit Dekorationen ähnlich bemaltem Transparentpapier zu ummanteln. Obwohl nicht alle Anrainer gern finanziell mitmachen, konnten diese zur Gegenwart hin in Abständen doch immer auch einmal wieder erneuert werden, sicher zur Freude vieler der in diesen Tagen weihnachtlich gestimmten Passanten.²²

6.8 Ausstellungen im Rathausfoyer, im Fembohaus und der Egidienkirche: Alljährlich locken auch Ausstellungen wechselnder Weihnachtsthematik die Christkindlesmarktbesucher ins Warme und Trockene. Im Erdgeschoß des alten Rathauses findet zumeist eine objektreiche Rückschau auf die Geschichte dieses Marktreibens statt. Das Fembohaus wird z.B. zum Verkaufsort für Kunsthandwerker. Krippenfreunde präsentieren sich mit ihren Werken in der Egidienkirche.

6.9 Flächenzuwächse durch weitere thematische Sondermärkte: Überhaupt ist der im 14. Jahrhundert geschaffene Hauptmarkt längst nicht mehr der einzige Platz weihnachtlicher Aktivitäten in der Stadt, die Geschäfte des Einzelhandels gar nicht mitgerechnet. Ab den 1980er Jahren begann man, Markttreiben auf noch weiteren Standorten einzurichten. Ziel dabei ist Expansion mit Variationen. So wird der alte Christkindlesmarkt im Lauf unserer Zeit immer größer und bunter.

6.9.1 Hinterm Rathaus – Markt der Partnerstädte: Nürnberg pflegt förmlich besiegelte Beziehungen zu mittlerweile 18 sog. Partnerstädten in der ganzen Welt. Seit 1985 lädt die Stadt diese ein, am Rat-

hausplatz hinter dem eigentlichen Christkindlesmarkt mit Spezialitäten ihres Landes einen gesonderten „Markt der Partnerstädte“ zu betreiben. Dort bieten z.B. Gera Thüringer Christ- und Bratapfelstollen, Kavala (Griechenland) Honig und Ikonen, Krakau (Polen) Bernsteinschmuck, Glasgow (Schottland) Wollprodukte, Mützen, Krawatten mit typischen Karomustern, Shenzen (China) Seidentücher, San Carlos (Nicaragua) Kaffee, Santiago de Cuba Holzschnitzereien usw. an. Die Zahl dieser attraktiven Stände wuchs stetig, man findet dort schnell ungewöhnliche Geschenke.

6.9.2 Hans-Sachs-Platz – „Kinderweihnacht“ und „Sternenhaus“: Da auf dem Christkindlesmarkt selbst oft arg dichtes Gedränge herrscht, schuf man 1999 hundert Meter abseits (verbunden durch eine Budenzeile mit hinter Glas geschützten sehr kunstreichen Krippen) auf dem Hans-Sachs-Platz für die Kleineren die „Kinderweihnacht“. Hier fahren Nostalgiekarussells, ein kleines Riesenrad und eine Miniatur-Dampfeisenbahn. Vom First zahlreicher liebevoll ausgestalteter Süßigkeitenstände grüßen Märchenfiguren. Auch Bastelecken und eine Kinderpost gibt es da. Daneben wartet außerdem noch das sog. „Sternenhaus“ auf Besucher, wo Betreuer aus Kinderbüchern vorlesen oder mit den Kindern ein bisschen Theater spielen.

6.9.3 Pegnitzufer – Hüttendorf „Feuerzangenbowle“: Dazu im Kontrast lockt am Pegnitzufer unterhalb der Fleischbrücke seit 2005 als weitere Zutat die, wie es heißt, „größte Feuerzangenbowle der Welt“ trinkfeste Erwachsene an.

6.9.4 Jakobsplatz und Lorenzer Platz – Unspezifisches: Zu den jüngsten Entwicklungen gehört, dass weihnachtliche Verkaufsstände mit dem üblichen Profil nun auch den Jakobsplatz und den Loren-

Abb. 11: Der Gebrauch von Glühweintassen reduziert den Abfall auf dem Markt.

Foto: ©Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg/Steffen Oliver Riese.



zer Platz vor dem Bayerischen Heimatministerium eroberten.

6.10 Früher ökologischer Impuls – 100.000 Glühweintassen: Als Glühweinhersteller tritt auf dem Christkindlesmarkt vor allem die Nürnberger Firma Gerst-acker in Erscheinung, die inzwischen mit all ihren einschlägigen Getränkevarianten, z.B. seit den 1960er Jahren auch Heidel-beerglühwein, viele Läden in ganz Deutschland beliefert. Lange schenkten die Glüh-weinstände diesen wärmenden Trank in Plastik- bzw. Styroporbechern aus. Wegen der dabei entstehenden riesigen Abfall-berge schwenkten die 20 bis 25 Glüh-weinhändler auf dem Markt dann aber im Jahr 1990 kollektiv auf ein Mehrweg-system um: Seither bestellen sie jedes Jahr gemeinsam im April rund 100.000 Kera-miktassen oder auch -stiefelchen aus Chi-na, lassen sie dort zugleich mit wechseln-den Nürnberg-Bildmotiven bedrucken und holen sie dann im September/Oktobre in zwei Schiffscontainern via Hamburg nach Nürnberg. Der Kunde zahlt dafür zunächst Pfand. Er kann die Tasse dann wieder zurückgeben (die Händlergemein-schaft betreibt dafür hinter der Frauenkir-che eine moderne Spülstation) – oder er

nimmt sie mit sich. Im letzteren Fall wird er sie daheim weiterbenutzen oder ver-schenken oder einfach im Schrank aufbe-wahren. Eine solche schnell geleerte Tasse bekommt dadurch eine interessante Mehr-fachfunktion; sie behält einen langzeitli-chen Erinnerungswert – und dient damit außerdem insgeheim einer Dauerwerbung für die Stadt Nürnberg und deren so hübs-chen Christkindlesmarkt. Inzwischen gibt es ähnlich verzierte Keramik- oder Glas-trinkgefäße auf vielen deutschen Weih-nachtsmärkten. Hatte Nürnberg dabei ei-ne Vorreiterrolle?²³

6.11 Zeitverlängerungen: Zuverlässig belegt durch Kellners Kupferstich von ca. 1785²⁴ begann der damals noch so be-nannte Nürnberger „Kindleins Marckt“ traditionell am 4. Dezember, dem Tag der hl. Barbara. Dieser Tag ragt im Weih-nachtsbrauchtum bekanntlich auch da-durch heraus, dass man an diesem Tag Obst-baumzweige in Vasen zu stecken pflegt, weil nach der Erfahrung deren Knospen drei Wochen später, d.h., also idealerweise just zur Christnacht, aufblühen würden, was die Leute dann quasi als Sinnbild für das Wunder des frisch geborenen Chris-tuskindes verstanden.

Erst 1973 beschloß der Stadtrat, die Eröffnung des Christkindlesmarktes vom Barbaratag auf den Freitag vor dem 1. Advent vorzuziehen – und die Zahl der Markttage dadurch zu vermehren. Man wollte und will damit die Besuchermassen (damalige Rekordmarke ca. 1 Million, wenig später schon über 2 Millionen) etwas breiter verteilen.²⁵ Jedoch ergibt sich daraus ungewollt eine neue Unregelmäßigkeit: Längstmöglich dauert der Markt nun 30 Tage (vgl. 1994); fällt der Hl. Abend aber auf den 4. Adventssonntag kostet das eine ganze Woche!

Kritisiert wurde oft auch, dass von Montag bis Mittwoch Marktruhe schon um 20 Uhr befohlen war. Neuerdings hat man auch hier gedeht; jetzt hat der Markt jeden Tag bis 21 Uhr offen.

Am Schlußtermin des alljährlichen Marktbetriebs, dem der rasche Abbau der Buden folgt, hat sich über die Jahrhunderte nichts geändert. Der Nürnberger Christkindlesmarkt endet am Vormittag des 24. Dezember. Das ist nicht unbedingt selbstverständlich, denn in anderen Städten hält man die Stände mittlerweile oft noch bis Silvester offen (vgl. Hamburg, Straßburg). Eingelagert werden die Nürnberger Marktstände, die ja nicht Privatbesitz sind, sondern der Stadt gehören, dann in der aus der NS-Zeit verbliebenen Kongresshalle am Dutzendteich, die jetzt in Teilen auch das Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände beherbergt, bis zum nächsten November.

7. Besucherzahlen, Busankünfte und Platzprobleme

Wieviele Besucher kommen jährlich zum Nürnberger Christkindlesmarkt? Freute man sich zunächst über dessen Zugkraft, wurde es den Einheimischen ab etwa

1970 oft deutlich zuviel. Es sei vor lauter Menschen kaum noch ein Durchkommen. Rückblickend auf den zweiten Adventssonntag 1979 titelten die „Nürnberger Nachrichten“: „Altstadt ertrank in Besucherflut“ und stöhnten am 19. Dezember 1979 „Sorgen um den Christkindlesmarkt. Die Verantwortlichen fürchten um seine Atmosphäre“. An einem Wochenende 1984 registrierte man allein auf dem Messeparkplatz 854 auswärtige Busse!²⁶ Zum dritten Advent 1987 waren es fast 700 Busse mit ca. 37.000 Fahrgästen, und allein an dessen Samstag, den 12. Dezember 1987 trafen zudem 13 Sonderzüge mit 7.000 Personen am Hauptbahnhof ein.²⁷ Noch mehr Besucher waren es am ersten Adventssonntag 1990: Auf den Parkplätzen im Messe- bzw. Volksfestgelände wurden zusammen 1.150 Omnibusse gezählt und auch alle Parkhäuser waren voll.²⁸ So klagte man schließlich schon 1988 ob solchen Massenansturms: „Frust statt Freude“.²⁹

Statistisch kann man die dann zum Christkindlesmarkt gerichteten Fußgänger-mengen mangels Einlasskontrollen natürlich nur schätzen. Gegenwärtig, so heißt es offiziell, liege die jährliche Gesamtbesucherzahl bei „über 2 Millionen“. Befragungen durch Studenten der TH Nürnberg 2016 helfen etwas weiter: Die Nürnberger selbst (ca. 25 Prozent), so scheint es, sind etwas zurückhaltender geworden, gehen oft nur noch einmal statt früher mehrfach auf den Markt und konzentrieren sich dabei, weil sie Überfüllungen des Marktes durch Auswärtige am Wochenende fürchten, eher auf den Zeitraum Montag bis Donnerstag. Weitere 36 Prozent der Besucher sind der Metropolregion sowie dem übrigen Bayern zuzurechnen und insofern wohl meist Tagestouristen. Die restlichen Gäste reisen aus dem nichtbayerischen Deutschland (ca. 25 Prozent) und bemer-

kenswert stark sogar aus dem Ausland (ca. 15 Prozent) an. Bei letzteren stehen nach Herkunft die USA an der Spitze, gefolgt von Österreich, England und Italien. Solche weiter entfernt wohnende Deutsche und erst recht diese Ausländer beflügeln natürlich auch die Übernachtungsstatistik: Trotz Spielwarenmesse im Februar und allgemeinem Städtebesichtigungsboom in den Sommerferienmonaten stieg der Dezember 2017 mit 326.344 Hotelübernachtungen erstmals zum Spitzenreiter vor Juli (318.705), Oktober und Juni auf; das sind insgesamt neue Rekordziffern. Trotz vermehrter Zahl der Hotelbetten (2017: 18.650) war deren Auslastung im Dezember 2017 mit 59,2 Prozent die bisher sensationell höchste aller Monate überhaupt; als durchschnittliche Aufenthaltsdauer errechnen sich 1,8 Tage.³⁰ Nimmt man hinzu, was Christkindlesmarktbesucher auch in Gaststätten verzehren und an Souvenirs bzw. Weihnachtsgeschenken einkaufen, so kann man die Kraft dieses Brauchtermins als Wirtschaftsfaktor für ganz Nürnberg gar nicht hoch genug einstufen!

Ein Großteil der Besucher des Christkindlesmarktes ist – den Befragungsergeb-

nissen von 2016 zufolge – jung (30 Prozent zwischen 20 und 29 Jahren) und weiblich (57 Prozent). Am liebsten, hört man da, steuern sie auf die Glühweinstände und Wurstbratereien zu.

Von den Tagestouristen bedienen sich nach wie vor viele organisierter Fahrtmöglichkeiten in Bussen. Rund 3.500 solche Busse sollen es laut städtischer Pressemitteilung 2018 insgesamt wieder gewesen sein! Der amtlichen Tourismusverwaltung fordert diese Situation viel Planung, Information und ein möglichst geschicktes Parkplatzmanagement ab: Man lässt die Ankömmlinge schnell in Marktnähe aussteigen; dann wird der Busfahrer auf Standflächen bei der Kongresshalle am Dutzendteich verwiesen; erst zur verabredeten Abholung darf der Bus wieder in die Stadtmitte.

So gut all das klingt, macht die in Kapitel 1 kurz erwähnte Menge neugegründeter Weihnachtsmärkte allerorts im deutschen Sprachraum dem altberühmten Prototyp auf dem Nürnberger Hauptmarkt inzwischen aber doch auch spürbar Konkurrenz. Romantische ‚heimeligere‘ Märktlein im kleinstädtischen Umfeld gelten als

Abb. 12: Ein beliebter Imbiss sind Nürnberger Bratwürste: „Drei in aan Weggla“.

Foto: ©Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg/Steffen Oliver Riese.



neue Geheimtipps. 2016 sprach man in Nürnberg noch von über 2,5 Millionen Besuchern; mit 2 Millionen scheint die Zahl mittlerweile etwas gesunken zu sein. Früher fast ein Selbstläufer sucht die Tourismus-Zentrale der Stadt daher inzwischen mit neuem Slogan „Hier ist das Christkind zuhause“ (2006) und anderen Marketingmaßnahmen (Prospekte, diverse Broschüren, Newsletter, Gutscheinkarten, Journalistenbetreuung, Sonderservice für Busreiseunternehmer, kulinarische Begrüßungstüten für Busfahrer) schon wieder etwas gegenzusteuern.³¹

8. Der Christkindlesmarkt als emotionaler Brennpunkt/Identifikationspunkt der heimischen Bevölkerung und wichtiger Wirtschafts-, Image- und Außenwerbungsfaktor der Stadt Nürnberg

Will man aus all diesen historischen und aktuellen Informationen einen Gesamtbefund ableiten, welche Rolle der „Christkindlesmarkt“ bis heute spielt, fängt man wohl am besten bei den Einwohnern selbst an: Ob hier geboren oder erst seit einigen Jahren ansässig, stellt dieser jährlich wiederkehrende Brauch offenbar für sehr viele von ihnen einen deutlichen Anker ihrer Ortsverbundenheit dar, oft wohl sogar einen Fixpunkt ihrer Emotionen. Wie zur Stadt insgesamt gehört der Christkindlesmarkt auch zu ihnen selbst; oft schon durch eigene Kindheitserinnerungen befördert er ihre Identifikation mit Nürnberg auch noch in späteren Jahren. Für Weggezogene bleibt er oft lebenslang eine gedankliche Brücke zu früheren Tagen, vielleicht sogar ein Stück Sehnsucht oder Heimweh, ein Gefühl ehemaliger Heimat. Es läuft da etwas im Herzen ab.

Die offizielle Stadt (Stadträte, Bürgermeister und nachgeordnete Ämter) wird

ihn (in Einzelfällen) anders betrachten. Sie muss zum einen das Erbe „Christkindlesmarkt“ erhalten und weiterpflegen; sie darf bzw. soll es auch zur allgemeinen und künftigen Wohlfahrt der Gesamtkommune nutzen. Zunächst kann man dabei auf die finanziellen Einnahmen verweisen, die durch Käufer in die Kassen der Markthändler fließen, durch zeitweilig anwesende Touristen auch in diejenigen der örtlichen Hotels, Gaststätten, Cafés, Ladengeschäfte und Verkehrsbetriebe. Zum zweiten besitzt die Stadt durch ihren Christkindlesmarkt im ökonomisch-strategischen Sinn eine wertvolle Marke, mit der sie trefflich für vieles werben kann. Es gibt dieses Erkennungszeichen der Frankenmetropole im Wettstreit mit vielen anderen Städten, das ihr ein besonderes Gewicht verleiht oder gar, um diesen modernen Begriff zu gebrauchen, ein Alleinstellungsmerkmal. Es ist Aufgabe des Wirtschaftsreferats und der Tourismus-Zentrale, dieses im Konzert weltweit vieler Reize immer wieder einfallsreich ins Spiel zu bringen.

Bleibt noch die Perspektive der Touristen von auswärts: Sie sind Teil einer Generation, die heute viel Freizeit hat, auch einiges Geld – und kaum erlahmenden Erlebnishunger sowie Wünsche nach Abwechslungen. Sie suchen dafür immer neuen Kitzel. Im Dezember scheinen ihnen Christmärkte mal hier, mal dort schlechthin ein Symbol für „Weihnachten“ zu sein, für Romantik, von der sie sich gern wieder mal ein bisschen kindlich anrühren lassen möchten. Dafür nehmen sie bereitwillig weite Weg auf sich. Auf dem seit alters her so weltberühmten Nürnberger Christkindlesmarkt hoffen sie auf ein Maximum davon und wissen natürlich auch, dass man in dieser Stadt des Mittelalters außerdem noch viele andere Sehenswürdigkeiten bewundern kann: die Kaiser-

burg, die gotischen Kirchen, die Stadtmauer, Albrecht Dürer...

Fassen wir es so zusammen: Der Nürnberger Christkindlesmarkt ist bis heute ein Anziehungsfaktor, ein Weihnachtswarenparadies, ein Erlebnis- und Sinnesfeld, ein Kinderwünschehimmel, ein kulinarischer Genussparcour, ein Aushängeschild, ein Botschafter, ein Werbeträger, ein Wirtschaftsmotor, ein Magnet, ein Herzensding, kurzum: ein Inbegriff!

9. Schluss: Filialbildung bis in die USA – Das Nürnberger Christkind und sein Markt in Chicago (seit 1996)

Wie schon die Analyse der Besucherherkünfte zeigte, strahlt die Berühmtheit des Nürnberger Christkindlesmarktes als Muster deutscher Weihnachtsgemütlichkeit fast weltweit aus. Das gilt vor allem für Länder, wohin einstmals viele deutsche Einwandererfamilien kamen, von denen manche noch immer gern deutsche Traditionen hochhalten. Der US-Staat Michigan ist ein solcher Fall und dort die heutige Millionenstadt Chicago. Man würde es kaum erwarten, aber seit 1997 gibt es auch dort alljährlich einen „Christkindlmarkt“ nach Nürnberger Vorbild, der mittlerweile sogar in die North Michigan Avenue vorwanderte, eine der Prachtstraßen dieser Metropole. Philadelphia (seit 2008) und Baltimore (2013) taten es Chicago nach. Um den Nürnberg-Bezug dabei perfekt zu machen: Auch diese drei Idyllen werden nun jedes Mal persönlich vom Nürnberger Christkind eröffnet. Da das jeweils aktuelle Christkind in dieser Phase für solch weite Reisen und Abwesenheiten von seiner Stadt aber natürlich kaum Zeit hätte, überträgt man die Aufgabe systematisch dem jeweiligen Vorgängermädchen. Zweimal Fernreisen in die USA, das

ist für diese jungen Frauen natürlich auch ein gern erlebtes Zusatz-Dankeschön nach hoher Belastung in den beiden Amtsjahren vorher...³²

Prof. Dr. Hartmut Heller † (1941–2020) studierte Geographie, Germanistik, Geschichte und Volkskunde an den Universitäten Erlangen bzw. Tübingen und wurde 1970 mit einer sozialgeographischen Untersuchung über die Peuplierungspolitik der Reichsritterschaft im Steigerwald promoviert. Nach Tätigkeiten als Wissenschaftlicher Assistent an den Universitäten Erlangen und Kiel sowie als Gymnasiallehrer in Würzburg und Fürth kehrte er 1974 an die Friedrich-Alexander-Universität zurück, wo er bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 2006 die Vertretung des Faches Landes- und Volkskunde an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät übernahm.

Thematisch weit gespannt befasste sich Prof. Heller mit Siedlungsgeschichte, Volksfrömmigkeit, Aberglauben, „Mumia“-Medizin, Höhlensagen, Schulfesten und Schülerbräuchen, mit dem fränkischen Landjudentum, der Migration lutherischer Exulanten sowie mit der Frage fränkischer Identität zu Beginn des 21. Jahrhunderts (für die Bayerische Landesausstellung 2006). Besonders profilieren konnte er sich mit seinen „Beutetürken“-Forschungen, die zeigen, dass schon im 16.–18. Jahrhundert kriegsbedingt hunderte Muslime nach Deutschland verschleppt wurden.

Auch im FRANKENBUND engagierte sich Prof. Heller über lange Jahre. So bekleidete er von 1985 bis 2003 das Amt des Stellvertretenden Bundesvorsitzenden.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. die Prospekte 2018 der fränkischen Busfirmen Klemm, Stöcklein, Merz.
- 2 Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Weihnachtsmarkt> (Aufruf am 15.01.2019).
- 3 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/dermarkt/geschichte-des-marktes/weihnachtsmarkt-mit-langer-tradition> (Aufruf am 15.01.2019); vgl. Erlanger Nachrichten v. 11.12.2018.
- 4 Buhl, Wolfgang (Hrsg.): Der Nürnberger Christkindlesmarkt. Würzburg 1976, S. 66 u. S. 57/58; Franzke, Regine (Hrsg.): Christkindlesmarkt zu Nürnberg. Nürnberg 2005; Heller, Hartmut: Vortragsmanuskript „Der Nürnberger Christkindlesmarkt. Entwicklungsgeschichte – Teilelemente – Bedeutungen“. Erlangen (ungedruckt, zuletzt ergänzt 2019).
- 5 Käs, Rudolf u.a.: Der Hauptmarkt im Spiegel der Zeit. Ausstellungskatalog hrsg. von den Museen der Stadt Nürnberg. Schwarzenbach 2001; Pfeiffer, Gerhard (Hrsg.): Nürnberg. Geschichte einer europäischen Stadt. 2 Bde. München 1971.
- 6 Abgedruckt u.a. in Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), S. 65.
- 7 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/dermarkt/geschichte-des-marktes/Weihnachtsmarkt-mit-langer-tradition> (Aufruf am 15.01.2019).
- 8 Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), Frontispiz, S. 7, 15, 23, 37, 51, 65; Balbach, Manfred: Nürnberger Christkindlesmarkt. „Der Kindlas Markt in Nürnberg oder wöi die Krohmleut', die Kahfleut und Gaffleut' mit annander ihr Wes'n treib'n, a Kupferbouch für klani und graußi Kinder, mit 24 g'moahl't'n Kupfern“, um 1830. Nürnberg 1991.
- 9 Walter Lehnert, in: Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), S. 34–53.
- 10 Ebert-Wolff, Marianne: Geschichte des Nürnberger Lebkuchens vom Handwerk zur Industrie, in: Mitteilungen d. Vereins f. Geschichte der Stadt Nürnberg 1963/1964, S. 491–531; I. Reif, in: Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), hier S. 21–32; Cantzler, Roland (Hrsg.): Handwerker-Epitaphien. Bürgerverein St. Johannis 1984, S. 32 (Grabnummer N 8-1999); Diefenbacher, Michael/Endres, Rudolf (Hrsg.): Stadtlexikon Nürnberg. Nürnberg 1999, S. 617–619; Nürnberger Nachrichten [künftig: NN] v. 12.10.2018.
- 11 Bayer, Lydia: Woher kommt der Nürnberger Rauschgoldengel. Nürnberger Altstadtberichte 8/1983, S. 62–82; Diefenbacher/Endres: Stadtlexikon (wie Anm. 10), S. 692 u. 860; Rossmeissl, Ralf: Glanz und Glitter. Lametta – Christbaumschmuck aus Allersberg und Roth. Firmengeschichte und Katalog. August Schlemmer. Roth 1924. Kataloge und Schriften des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim, hrsg. v. Konrad Bedal. Bd. 39. Büchenbach 2002.
- 12 Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), Frontispiz u. S. 15, 20/21; Lehnert, Walter: Zwetschgenmänner im dunkeln, in: Nürnberger Nachrichten v. 23.–26.12.1978, S. 11/12.; Diefenbacher/Endres: Stadtlexikon (wie Anm. 10), S. 1221.
- 13 Balbach: Christkindlesmarkt (wie Anm. 8), S. 23; „Ur-Zwetschgammännle wieder da“, in: NN v. 10./11.12.1977, S. 9.
- 14 Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), S. 63; Diefenbacher/Endres: Stadtlexikon (wie Anm. 10), S. 183, 414 u. 748; https://de.wikipedia.org/wiki/N%C3%BCrnberger_Christkindlesmarkt (Aufruf am 19.01.2019).
- 15 Bock, Friedrich: Nürnberg. Von der Stadt der Reichstage zur Stadt der Reichsparteitage. Francks Deutsche Städtechroniken. Stuttgart 1938, hier S. 60/61 u. Fotoanhang. Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), S. 63; <http://www.christkindlesmarkt.de/dermarkt/geschichte-des-marktes/weihnachtsmarkt-mit-langer-tradition> (Aufruf am 15.01.2019).
- 16 Slg. H. Heller.
- 17 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/dermarkt?budenplan=1> (Aufruf am 16.01.2019).
- 18 Vgl. NN v. 23.11.1994.
- 19 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/das-christkind/das-nurnberger-christkind-1.2225696> (Aufruf am 19.01.2019).
- 20 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Lucia_von_Syrakus; <https://schweden-tipp.de/luciafest-santa-lucia>; <http://www.christkindlesmarkt.de/fuer-kinder/lichterzug/der-lichterzug-nuernberg-leuchtet>; <http://www.ms-inselschuett.de/index.php/projekte/laternenwerkstatt> (alle aufgerufen am 19.01.2019).
- 21 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/fuer-kinder/postkutsche> (Aufruf am 15.01.2019).
- 22 Vgl. NN v. 28.11.1984.

- 23 Vgl. <http://www.christkindlesmarkt.de/ihr-besuch/essen-trinken/waermender-Gluhwein-schoen-verpackt> (Aufruf am 16.01.2019); <http://www.nordbayern.de/freizeit-events/wir-haben-sie-alle-die-christkindlesmarkttassen-seit-1990> (Aufruf am 16.01.2019).
- 24 Buhl: Christkindlesmarkt (wie Anm. 4), S.65.
- 25 Ebd., S. 67.
- 26 Vgl. NN v. 10.12.1984.
- 27 Vgl. NN v. 14.12.1984.
- 28 Vgl. NN v. 03.12.1990.
- 29 Vgl. NN v. 13.12.1988.
- 30 Congress- und Tourismus-Zentrale Nürnberg: Geschäftsberichte 2011–2017 (Aufruf am 20.01.2019).
- 31 „Andereholen auf“, in: NN v. 24.11.2014; <http://www.nordbayern.de/region/nuernberg/uber-zwei-millionen-besucher-stromten-auf-den-Christkindlesmarkt> (Aufruf am 20.01.2019); vgl. auch PM_Touristisches_Jahresergebnis_Nürnberg_2017.pdf (Aufruf am 20.01.2019).
- 32 W. Schatz, NN v. 22.11.1997; NN v. 02.10.2014.

BÜCHER ZU FRÄNKISCHEN THEMEN

Reinhold Albert: **Silberstrauß und Ringelein, silbern ist das Mägdelein! Bräuche in alter und neuer Zeit in Rhön und Grabfeld.** Hrsg.: Kulturagentur des Landkreises Rhön-Grabfeld. Mellrichstadt [Druckerei Mack] 2018; ISBN 978-3-942112-34-5, 348 S., zahlr. farb. Abb., 24,80 Euro.

Reinhold Albert ist seit vielen Jahren Kreisheimatpfleger und Kreisarchivpfleger im Landkreis Rhön-Grabfeld, Altlandkreis Königshofen. Publizistisch machte er sich unter anderem durch zahlreiche Ortschroniken, die seiner Feder entstammen, einen Namen. Das hier vorgestellte Buch nimmt jedoch keine Ortschaft, sondern die gesamte Region Rhön und Grabfeld und die dort verorteten Bräuche in den Blick.

Der Autor bedient sich dabei der bewährten Ordnung, die Brauchbücher gemeinhin strukturiert: Zunächst stellt er Bräuche im Lebenslauf vor und dann solche, die den Jahreslauf prägten oder prägen.

Die Kapitel zu bestimmten Ereignissen, etwa der Taufe, versammeln lokale Bräuche, zum Beispiel Tauffeier, Taufschmaus oder Patenschaft.

Albert folgt in seinen Ausführungen der Dichte seines Quellenmaterials: Es gibt knappe Hinweise auf einen Brauch, manchmal längere Quellenzitate und gelegentlich ausführliche Essays, wie zum Pflugzug im Rhön-Saalegebiet. Hier weist er nach, dass der Brauch, anders als häufig vermutet, nicht mit Ereignissen im Dreißigjährigen Krieg zusammenhängt.

Zu jedem Kapitel gibt es Quellen- und Literaturhinweise. Auch wenn diese nicht in jedem Fall klar zugeordnet werden können, stellen sie stets eine Inspiration für die Quellensuche bei künftigen regionalen Forschungen dar. Grundlage für Alberts Arbeit ist unter anderem die systematische Auswertung von Zulassungsarbeiten zum Lehramt an der Universität Würzburg, von Physikatsberichten, loka-

len Festschriften, Heimatblättern und Tageszeitungen. Dazu kommt der fachliche Austausch mit Kolleginnen und Kollegen aus der Heimatpflege.

Den Band illustriert üppiges und vielfältiges Bildmaterial. Dabei handelt es sich, wie nicht anders zu erwarten, vor allem um Fotografien aus dem privaten Bereich. Geknipst wurde hier in erster Linie nicht, um einen Brauch zu dokumentieren, sondern um ein besonderes Ereignis im Familien- oder Freundeskreis festzuhalten. Diese unmittelbare, nicht-wissenschaftliche Perspektive verdeutlicht mehr als alles andere die Funktion von Bräuchen als sozialem Handeln. Eine Besonderheit sind die abschließenden Kapitel zur Bedeutung der Tracht, zu „Bräuchen rund um den Bau eines Hauses in alter Zeit“ und zu Sitten und Bräuchen der Juden in Rhön und Grabfeld.

Das Buch bildet ein buntes Panoptikum vom sozialen Miteinander in Rhön und Grabfeld ab und belegt deren immense Vielfalt. Es zeigt die Menschen, die diese Bräuche tragen und deren soziales Leben durch sie geprägt wird. Albert macht an vielen Stellen deutlich, wie Bräuche und ihr Bestehen von den jeweiligen sozio-politischen Ereignissen abhängen: Längst wird auf dem Dorf unter der Frauenschaft keine Hebamme mehr gewählt (S. 21ff.). Gespannt darf man jedoch sein, ob sich um die Geburtshäuser der heutigen, professionellen Hebammen neue Bräuche entwickeln werden. Manche Bräuche wurden mit Ausbruch des Krieges 1939 eingestellt und tauchten danach nur noch vereinzelt auf, so wie der Plantanz im Königshöfer Grabfeld (S. 237). Schließlich sind Bräuche nicht nur verbindende, Freude spendende Ereignisse. Albert berichtet unter anderem von teils derben Streichen rund um die Proklamation einer Hochzeit

(S. 39), die deutlich machen, dass Bräuche auch in Ausgrenzung oder zumindest Kenntlichmachung derjenigen bestehen, die sich nicht an die vorgeschriebene Ordnung halten.

Reinhold Albert ist eine beeindruckende Zusammenstellung des Brauchlebens in Rhön und Grabfeld gelungen, dem man die lebenslange Beschäftigung mit dem Thema auf jeder Seite anmerkt. Die dokumentierte Vielfalt von Bräuchen in einem überschaubaren Forschungsgebiet belegt wieder einmal die Individualität und den Wandel sozialen Lebens in einzelnen Orten. Der Band kann als Plädoyer gelesen werden, dem Ausverkauf der Dörfer und der Verödung ganzer Landstriche entgegenzuwirken: Mit jedem Dorf, das verschwindet, verödet oder sich weitgehend auf ein Neubaugebiet reduziert, schwindet aktives, soziales Zusammenleben in all seinen Facetten.

Birgit Speckle

Marie-Thérèse Reinhard: **Kontinuität nach der Katastrophe? Die Israelitische Kultusgemeinde in Würzburg von 1945 bis 1992** (= Schriften des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken, Bd. 2). Würzburg [Ergon Verlag] 2017; ISBN 978-3-95650-256-9, 208 S., 25 Abb., 28,00 Euro.

In seinem ersten, 1963 veröffentlichten Roman „*Nicht von jetzt, nicht von hier*“ formulierte der israelische Lyriker und Schriftsteller Jehuda Amichai (1924–2000) den radikalen Bruch des Ich-Erzählers mit seiner Vergangenheit und seiner Heimatstadt Weinburg: „... *wusste ich plötzlich, dass ich nicht mehr nach Weinburg kommen, dass ich nie mehr hier sein würde, auch nicht mit meinem künftigen Sohn. [...] Vielleicht war das meine wahre Rache – nicht mehr*

die Schönheit Weinburgs im Herzen zu tragen, sondern die Erinnerung an sie auszulöschen.“ Der Versuch einer autobiographisch-literarischen Bewältigung der Vergangenheit durch den Verfasser, der als Ludwig Pfeuffer in Würzburg geboren wurde und 1935 aufgrund der nationalsozialistischen Repressionen mit seiner Familie nach Palästina auswanderte, erinnert an die Verfolgungserfahrung und das Schicksal der jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürger in Würzburg und in Franken. Ungeachtet der traumatischen Zäsur der Shoa kam Amichai erstmals 1959 in seine Geburtsstadt zurück, um im Anschluss daran seinen Roman zu verfassen, der 2018 im Rahmen der Initiative „Würzburg liest ein Buch“ erneut in den Mittelpunkt gerückt wurde.

Die an der Universität Würzburg entstandene und nun in gedruckter Form vorliegende Magisterarbeit von Marie-Thérèse Reinhard zeichnet die Geschichte der israelitischen Kultusgemeinde von 1945 bis 1992 in komprimierter Form auf der Grundlage ungedruckter Quellen aus Würzburger Archiven und den Archiven der Gemeinde, des Johanna-Stahl-Zentrums für jüdische Geschichte und Kultur in Unterfranken und der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit in Würzburg und Unterfranken e.V. nach. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der institutionellen Entwicklung der jüdischen Gemeinde, die nach der Shoa vor besonderen Aufgaben und Herausforderungen stand.

Als im Juli 1945 erstmals 21 Überlebende des Ghettos Theresienstadt in ihre fränkische Heimat zurückkehrten, waren die ehemaligen Besitzungen der israelitischen Gemeinde, darunter die Synagoge und das Gemeindehaus in der Domerschulstraße, weitgehend zerstört. Die bescheidenen Anfänge der Gemeinde und ihre Beziehung

zur Stadt Würzburg, ihre Organisation sowie die personelle Situation bis 1957 skizziert ein erster Abschnitt. Im Zentrum der vielfältigen Aktivitäten stand dabei das Gedenken an die verfolgten und ermordeten Gemeindemitglieder, das sich in der Errichtung eines Denkmals auf dem Jüdischen Friedhof im November 1945 manifestierte.

Die juristische Aufarbeitung des NS-Unrechts von 1948 bis 1957 untersucht ein weiterer Abschnitt der Arbeit. In den Rückerstattungsprozessen der Gemeinde und ihrer einzelnen Mitglieder sowie den Nachfolgeregelungen des Vorkriegsvermögens betrachtete man die jüdische Gemeinde nicht als Neugründung, sondern als Fortsetzung der Vorkriegsgemeinde. Die damit verbundene Frage der Kontinuität oder Diskontinuität der Zäsur von 1945 ist eines der wichtigen Leitthemen der gut zu lesenden und quellennah verfassten Untersuchung. Dabei werden Einzelschicksale, der Aufenthalt in den Konzentrationslagern, Emigration und Rückkehr gleichermaßen in den Blick genommen wie die Frage der Übernahme alter Gemeindestrukturen oder die religiöse Ausrichtung der Gemeinde.

Auf diese Weise ist ein überaus lebendiges Bild des Würzburger jüdischen Lebens nach 1945 entstanden, das in den Jahren von 1958 bis 1996 vor allem durch die Persönlichkeit des Gemeindevorsitzenden David Schuster (1910–1999) geprägt wurde. In seine Amtszeit fiel der Bau der Synagoge, die im März 1970 eingeweiht werden konnte, die verstärkte Einbindung der Gemeinde in das städtische Leben und zahlreiche verdienstvolle Impulse für die bis heute lebendige Erinnerungskultur in Würzburg. Mit dem aufsehenerregenden Fund mittelalterliche Grabsteine 1987 und der damit verbundenen notwendigen Um-

strukturierung des Jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrums, das um das Jüdische Museum Shalom Europa erweitert wurde, endet die Untersuchung.

Die institutionelle und personelle Entwicklung der jüdischen Gemeinde seit 1992, insbesondere auch die Integration der Immigranten aus den GUS-Staaten, wäre das Thema einer weiteren wissenschaftlichen Arbeit. Der vorliegende Band, der mit zahlreichen Abbildungen und Tabellen ausgestattet ist und für den man sich lediglich ein Register gewünscht hätte, stellt einen wichtigen Beitrag zur jüdischen Geschichte Deutschlands und zur Stadtgeschichte Würzburgs seit 1945 dar.

Johannes Schellakowsky

Dieter Fauth: **„Juden aus Zell a. Main im Nationalsozialismus“ – Eine Gedenkschrift.** Zell a. Main [Verlag Religion & Kultur] 2019; ISBN 978-3-933891-30-3, 179 S., viele, teils farbige Abb., 15 Euro.

In den letzten Tagen des Jahres 2018 erschien im Verlag Religion & Kultur die von Dieter Fauth konzipierte Gedenkschrift über die Juden des Marktes Zell am Main in der Zeit des Nationalsozialismus. Für die gelungene Umschlaggestaltung des Werkes zeichnet Holger Hunger verantwortlich.

Einem übersichtlichen Inhaltsverzeichnis folgt eine Gedenktafel der Juden des Ortes, die Opfer der NS-Herrschaft geworden sind: fünf wurden ermordet, zwölf vertrieben und sechs verblieben während des NS-Regimes in Deutschland. Auf eine sehr tiefeschürfende und stark beeindruckende Einleitung folgt in Liste 1 eine gründliche Vorstellung der Ermordeten aus Zell in Wort und Bild, während die Liste 2 die Vertriebenen ebenso eindrucks-

voll vorstellt und die Liste 3 dann den sechs Persönlichkeiten gewidmet ist, welche die NS-Herrschaft in Deutschland bis zu ihrem Ableben durchgemacht haben.

Ein zur Mitverantwortung von uns Heutigen aufrufendes Schlusswort rundet die bemerkenswerte Vorstellung aller Opfer des Nationalsozialismus aus Zell a. Main harmonisch ab und regt zum weiteren Nachdenken an. In der Anlage 1 wird dem Leser ein ausführlicher Bericht über die Nachfahren des Moses Goldschmitt vorgelegt, während die Anlage 2 die vom Nationalsozialismus betroffenen Nachfahren des wohl bekanntesten Juden aus Zell, Mendel Rosenbaum, zum Inhalt hat. Ein umfassendes Archivalienverzeichnis sowie ein Verzeichnis der genannten Personen und Orte schließen die äußerst imponierende Gedenkschrift stimmig ab.

Dem Autor des Werkes Dieter Fauth ist es mit seiner Veröffentlichung in der Tat gelungen, den schon fast vergessenen jüdischen Opfern der NS-Herrschaft aus Zell a. Main ein bleibendes Andenken zu errichten. Dafür gebührt ihm Anerkennung und Dank all jener, denen die ehrliche Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ihrer Heimat ein Herzensanliegen ist.

Israel Schwierz

Werner Eberth: **„...und führe mich an Deiner Hand nach Randersacker! Oder ... auch falsch verstandene Gebete werden erhört!“ Erinnerungen eines Würzburger Buben an Kriegs- und Nachkriegszeit.** Bad Kissingen [Theresienbrunnen-Verlag] 2018; 128 S., 55 Abb., davon 14 in Farbe.

Das Buch enthält die Kindheitserinnerungen des Autors an die Kriegs- und unmittelbare Nachkriegszeit in Würzburg und

Randersacker. Es spielt also in den letzten Jahren des Zweiten Weltkriegs (1940/1941) bis zum Jahr 1950. Diese zehn Jahre hat Werner Eberth (Jahrgang 1935) mit allem angefüllt, was ihm ein intensiver Rückblick bis heute abrufbar erhalten hat. Das beginnt mit den Kriegserlebnissen in Würzburg, wo die Eberths in der Ludwigstraße wohnten. Der Leser lernt hier die Familie des Verfassers und deren nähere Lebensumstände eingehender kennen und ist bei den ersten Luftangriffen auf Würzburg mit dabei. Letztere hatten zur Folge, dass der Autor mit seiner Mutter (der Vater war beim Militär) zu Verwandten nach Randersacker umsiedelte. Den Großangriff auf die Mainmetropole am 16. März 1945 hat er von dort aus erlebt. Unmittelbar hingegen waren seine Eindrücke beispielsweise von der Sprengung der Randersackerer Mainbrücke durch Pioniere der deutschen Wehrmacht, vom Kampf im Ort selbst an Ostern 1945 und anschließend vom Einmarsch der Amerikaner. Der Krieg war nun vorbei, es begann der Alltag nach dieser schrecklichen Zeit und das Leben bis zur Währungsreform 1948, bis zum Ausbruch des Korea-Krieges 1950 nahm seinen Lauf.

Werner Eberth hat in einer Art Selbstbiographie Alltägliches und Kurioses, Schreckliches und Berührendes aus diesen zehn Jahren zu Papier gebracht. Damit entsteht

vor dem Auge des Lesers jenes Randersacker, das vor ca. 70 bis 80 Jahren einmal bestanden hat – und zwar so, wie es damals von einem heranwachsenden Jungen wahrgenommen wurde. Vieles von dem, was Eberth schildert, gibt es heute nicht mehr: Beispielsweise das Dreschen mittels Dampfmaschine, der Holzvergaser als Autoantrieb oder Dreirad-Lieferwagen. Aber auch, was man früher als Kind gespielt hat, erfährt der Leser. Abzählreime oder Randersackerer Mundart-Idiome jener Tage sind heute weitgehend vergessen bzw. außer Gebrauch. Eberth bringt sie wieder ans Tageslicht. Wer erinnert sich noch an die Schulspeisung, an das Kartoffelkäfer-Einsammeln oder an das „Stüpfeln“ (= die Nachlese – auch in den Weinbergen)? Aber auch das enge Miteinander im Dorf, das zu Feindschaften und Schlägereien führte, belebt die Szenerie, der Randersackerer Originale noch einen besonderen Stempel aufdrückten.

Das Buch frischt daher nicht nur bei Randersackerer Senioren die ermüdeten Gehirnzellen auf, auch für junge Leser bietet es einen unterhaltsamen Einblick in eine Welt, die es so nicht mehr gibt. Genau darin liegt nicht zuletzt der Wert der Publikation, denn, wer nicht weiß, wie es einmal war, tut sich schwer, für die Zukunft die richtigen Entscheidungen zu treffen.

Peter Kollb

Reinhold Schweda

Die Gruppe Baunach des FRANKENBUNDES



Abb. 1: Das Baunacher Heimatmuseum, dessen Entstehung die Frankenbund-Gruppe maßgeblich gefördert hat, ist im alten Rathaus untergebracht.

Wir „Baunicher“ sind eine der älteren Gruppen des Frankenbundes und haben unseren 100. Geburtstag auch schon vor Augen, denn in sechs Jahren ist es auch bei uns soweit. Die Gruppe Baunach wurde im Mai 1926 anlässlich eines Heimattages, den die Bamberger Gruppe hier bei uns veranstaltete, von Dr. Peter Schneider persönlich gegründet.

Die Unterlagen von der Gründung bis in die 1950er Jahre hinein sind fast alle durch die Wirren der Kriegszeit verloren gegangen. Doch erst kürzlich haben wir die Rede unseres damaligen Pfarrers Gottfried Lang wiedergefunden, die er anlässlich des Baunacher Heimattages, zu dem unsere Gruppe am 26. Juni 1927, ein Jahr nach ihrer Gründung, eingeladen hatte,

gehalten hat. Zu diesem Anlass wurde auch ein Theaterstück (Sigrat der Selige) von Peter Schneider bei der Magdalenenkapelle aufgeführt.

Am 4. Juli 1954 erhielt schließlich Baunach sein altes Stadtrecht von 1328 wieder zurück. Anlässlich dieses Ereignisses gab es damals einen historischen Festzug, den kein Geringerer als Dr. Peter Schneider selbst konzipierte. Als es dann im Mai 1956 dem damaligen Forstmeister Josef Giggelberger auch noch glückte, den „Baunacher Bund für Heimatpflege“ komplett in den Frankenbund zu überführen, war die Baunacher Gruppe endgültig wieder zu neuem Leben erweckt. Auf Josef Giggelberger folgten im Amt des Vorsitzenden Anton Schwindl, Karl Krimm, Lothar Horn, Karl-Theo Meixner, Rudolf Treml und nun Franz Götz. Neben dem attraktiven Angebot eines jährlichen Programms mit heimatkundlichen Vorträgen und Exkursionen kümmert sich die Gruppe vor allem um den Erhalt von Kleindenkmälern, wie Martern und Bildstöcken, der Gallengedenkstätte und ähnlichen Dingen.

Als nach der 1175-Jahr-Feier Baunachs im Jahre 1978 ein „Arbeitskreis Heimatmuseum“ gegründet wurde, haben sich auch hier die Frankenbündler aktiv eingebracht und den Arbeitskreis nach und nach in den Frankenbund eingegliedert. Über Jahrzehnte wurde gesammelt und geforscht, und schließlich im alten Rathaus ein Heimatmuseum eingerichtet. Mit jährlichen Sonderausstellungen zum Altstadtfest und zum Weihnachtsmarkt hat der Frankenbund das kulturelle Leben in Baunach bereichert und das Geschichtsbewusstsein

gefördert. Zurzeit wird mit professioneller Hilfe ein neues Museumskonzept erarbeitet, um das Museum zukunftsfähig zu machen.

Ebenfalls mit Unterstützung der Frankenbund-Gruppe erarbeitet die Kunsthistorikerin Dr. Gabriele Wiesemann derzeit einen Werkkatalog des Baunacher Malers und Graphikers Max Schnös (1889–1964). Das Projekt wird durch die Ernst-von-Siemens-Kunststiftung gefördert.

Ebenfalls im Zusammenhang der Renovierung des alten „Beinhauses“, das zum Krippen-Museum umgestaltet wurde, in dem nun die Krippensammlung des emeritierten Würzburger Domkapitulars Dr. Jürgen Lenssen ihren Einzug hielt, hat sich die Gruppe engagiert. Wir haben nicht gezögert, für die Stadt Baunach die Betreuung dieses Spezialmuseums zu übernehmen.

Wieder ein anderer Arbeitskreis der Baunacher Frankenbund-Gruppe befasst sich mit der ehemaligen, unweit von Baunach



Abb. 3: Zur Restaurierung des wieder entdeckten Fastentuches sammelt die Frankenbund-Gruppe Baunach Spenden.



Abb. 2: Im früheren „Beinhaus“ befindet sich seit 2016 das Krippen-Museum mit der Sammlung von Weihnachtskrippen aus dem Eigentum Dr. Jürgen Lenssens.

gelegenen Stiefenburg, die im Bauernkrieg und im Markgräfler Krieg zerstört wurde. Auch das wieder entdeckte „Baunacher Fastentuch“ liegt der Gruppe sehr am Herzen. Hier haben wir ein Spendenkonto für die Restaurierung des 2 x 4 Meter großen Tuches bei der Sparkasse eingerichtet.

Wenn nun anlässlich des 100. Geburtstages des Gesamtbundes nach dem Selbstverständnis und der Identität unserer Frankenbund-Gruppe gefragt wird, so können wir mit Fug und Recht behaupten, dass unsere Mitglieder bei allen historischen Themen, Projekten und Fragen in unserer Heimatstadt mit eingebunden sind. Fast jeder der sich bei uns mit der Geschichte unserer Region befasst, ist auch Mitglied beim Frankenbund. Wir sind quasi die

Gruppe und Institution in Baunach, die sich um die Heimatgeschichte unseres Städtchens und unserer Region bemüht. Selbst der „Baunacher Nachtwächter“ der Gruppen und Gäste durch die Stadt führt, kommt aus den Reihen unserer Gruppe. Vor einigen Monaten haben wir im alten „Schwanen Wirtshaus“ einen monatlichen, historischen Stammtisch gegründet, bei dem sich die Heimatfreunde besprechen und gegenseitig austauschen können.

Mit unseren derzeit 75 Mitgliedern sind wir ganz gut aufgestellt, wobei der Altersdurchschnitt üblicherweise ziemlich hoch liegt, doch ohne die zahlreichen Rentner wäre vieles nicht zu schaffen. Auch die Stadt Baunach hat die Bedeutung unserer Tätigkeit für die Heimatforschung erkannt und fördert unsere Arbeit nach Kräften, worüber wir uns natürlich sehr freuen.

Eines der Ziele, die wir uns bis zur Hundertjahrfeier unserer Gruppe im Jahr 2026 gesteckt haben, muss natürlich eine Verjüngung unserer Truppe sein. Aber auch der Abschluss der Renovierung und die Neukonzeption „unseres Museums“, welchen Namen es auch künftig haben wird, bis zum Jahre 2028, in dem wir die 700-jährige Wiederkehr unseres Stadtrechts feiern, wird eine Zielvorgabe für die Baunacher Gruppe sein!

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Franz Götz / Frankenbund – Gruppe Baunach
Haydnstraße 5, 96148 Baunach.
Telefon: 09544 / 22 04
E-Mail: f.x-goetz@web.de,
Internetauftritt der Gruppe:
www.frankenbund-baunach.de.

Klaus Trendel

Die Gruppe Bayreuth des FRANKENBUNDES

Auf Initiative von Bundesfreundin Cäcilie Weidig wurde unsere Gruppe am 27. September 1983 gegründet. Von den bei der Gründungsveranstaltung anwesenden 40 Damen und Herren wurde Prof. Dr. Erwin Herrmann einstimmig zum Vorsitzenden der Gruppe gewählt und führte dieses Amt bis zum 26. Februar 1986 aus. In der Vorbereitung der Gründungsversammlung und bei der Wahl des Vorsitzenden haben sich neben Cäcilie Weidig insbesondere unser Bundesfreund Heinrich Geiling mit Unterstützung von Max Porsch (Vorsitzen-

der der Gruppe Bamberg) große Verdienste erworben. Die Errichtung der Gruppe Bayreuth fand ihre Begründung darin, „dass Bayreuth als ehemalige Markgrafenschaft und Sitz der Regierung von Oberfranken doch wesentliche geschichtliche Beiträge, von eigenem Charakter, in das geschichtliche Bemühen des Frankenbundes [...] einzubringen hat“ (Zitat).

Seit der Gründung unserer Gruppe im Jahr 1983 haben inzwischen neun Vorsitzende zusammen mit ihren Teams das Leben der Gruppe bereichert und ausge-

staltet. So wirkten bislang folgende Bundesfreunde in der Leitung der Gruppe:

- 27.09.1983 bis 26.02.1986: Prof. Dr. Erwin Herrmann †,
- 27.02.1986 bis 03.07.1987: Helmut Beisbart,
- 04.07.1987 bis 28.02.1989: Cäcilie Weidig †,
- 01.03.1989 bis 31.03.1992: Dieter Neubauer †,
- 01.04.1992 bis 05.03.2008: Team Konrad/Neubauer/Ullrich,
- 21.10.2008 bis 11.10.2010: Helmut Wunder,
- 12.10.2010 bis 25.01.2016: Gerhard Tausch †,
- 26.01.2016 bis 27.01.2020: Eckhard Blüchel,
- 28.01.20 bis heute: Klaus Trendel.

Besonders in den Jahren 1989 bis 2008 und von 2010 bis 2016 haben die vielfältigen Aktivitäten der Gruppe zu einem großen Bekanntheitsgrad in der Öffentlichkeit geführt. Im Jahr 2005 verzeichneten wir 416 Mitglieder! Heute zählen wir 290 Mitglieder und freuen uns darüber, mit vielen Vereinen eine Zusammenarbeit zu pflegen und gemeinschaftliche Veranstaltungen durchführen zu können: u.a. Evangelisches Bildungswerk Bayreuth, Colloquium Historicum Wirsbergense (CHW) Bezirksgruppe Creußen, Förderkreis Himmelkron und Goldbergbaumuseum Goldkronach.

Besonders stolz sind wir auf unsere Gruppenmitglieder, die in den vergange-

nen Jahren mit dem Frankenwürfel ausgezeichnet wurden. So geehrt wurden Annetarie Leutzsch † (1993), Walter Tausendpfund (2008) und Prof. Dr. Günter Dippold (2010).

Die Aktivitäten unserer Gruppe zeichnen sich dadurch aus, dass wir in Wissenschaft und Geselligkeit keine Gegensätze sehen. Unser früherer Vorsitzender Dieter Neubauer führte dazu aus, dass das Leben in der Gruppe beides verlange: Wissenschaftlichkeit und Geselligkeit! (Zitat: ... beim Umgang mit wissenschaftlichen Quellen dürfe der Mund nicht trocken bleiben.) Das Gemeinschaftserleben von fränkischer Landschaft, Architektur, Geschichte und Kultur bereichert uns in reichem Maß und schenkt Lebensfreude.

Ausblick: Mit dem Team um den Vorsitzenden wollen wir auch für die kommenden Jahre ein spannendes und interessantes Programm gestalten. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen. Wenn wir in zwei Jahren unser 40-jähriges Jubiläum begehen, wollen wir allen Grund zum Feiern haben.

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Klaus Trendel / Frankenbund – Gruppe Bayreuth
Balthasar-Neumann-Straße 17, 95444 Bayreuth.

Telefon: 0921 / 39 094

E-Mail: k.trendel@gmx.de,

Internetauftritt der Gruppe: www.frankenbundbayreuth.jimdo.com.

Die Gruppe Kitzingen des FRANKENBUNDES

Über die Anfänge des Frankenbundes in Kitzingen ist leider nur wenig Gesichertes bekannt. Jedenfalls hielt Dr. Peter Schneider am 15. Juni 1921 in Kitzingen einen Vortrag über Franken. Einen Tag darauf erschien in der „Kitzinger Zeitung“ folgender Bericht:

„Vor gut besetzten Stühlen sprach am Mittwoch im Sternsaal Studienprofessor Dr. Peter Schneider aus Würzburg über ‚Herkunft, Name und Art der Franken‘. Wohl befriedigt verließen die Zuhörer das Haus.



Abb. 1: Nach der Legende wurde das Kloster Kitzingen – und damit die Keimzelle der heutigen Stadt – dort gegründet, wo ein Schäfer namens „Kitz“ den Schleier der Tochter des Hausmeiers Karl Martell, Hadeloga, den sie auf dem Schwanenberg dem Wind übergeben hatte, wiederfand. Das moderne Denkmal aus der Hand Theophil Steinbrenners erinnert daran.

Foto: Gottfried Hofmann.

Man muß dem Frauen-Interessen-Verein Anerkennung zollen, wenn er für solche Darbietungen die Wege ebnet: für Vorträge der Selbstbestimmung, der Weckung ursprünglicher Gefühle in uns, der Stählung stammes-tümlicher Kraft. Wir spüren Wurzeln und bekommen Halt und sehen Wege, die herausführen aus dem so überaus kleinlichen parteipolitischen Gezänk, die hinaufführen zur Gemeinschaft und Einheit zum Segen des Vaterlandes. Bei solchen Vorträgen müßte in erster Linie die Jugend auf dem Plane stehen. Die bindende Stärke für die Glieder einer Familie ruht im Blute, in der Überlieferung des Geistes der Vorfahren, in der Ehrfurcht vor allen Lebensäußerungen, im Stolz auf alles geschaffene und Erhaltene. Festigkeit im Stamme gibt dem Volke als Staatsgebilde Gepräge, inneres Leben. Was sagt nun unser Frankenredner? Mit Bröckchen aus dem Vortrag ist nicht gedient. Man muß das Stammesbächlein rauschen hören, sehen, wie es sich zu drängender und treibender Kraft entwickelt und nach und nach zu seiner ‚Art‘ kommt und Bedeutung gewinnt – man muß solche Vorträge selbst und ganz hören. Dazu ist kommenden Dienstag wieder Gelegenheit geboten und zwar diesmal im Bavariasaal. Dr. Schneider spricht über ‚Die fränkische Landschaft als Gestalterin der Franken‘ unter Vorführung von Lichtbildern. Wir müssen erst in uns hineinsteigen, wollen wir aus uns herauskommen in Klarheit.“

In der Chronik Hans Paschkes „Der Frankenbund. Geschichte – Wirksamkeit – Organisation“ [1963/1971] wird die Gründung der Kitzinger Gruppe im Jahre 1921 vermerkt. Als der damalige 1. Vorsitzende ist der Weingroßhändler Wilhelm Fuchs

genannt. Darüber hinaus lässt sich jedoch kein genaues Datum der Entstehung der Gruppe belegen. So muss wohl davon ausgegangen werden, dass die Gründung nach einem der beiden Vorträge Dr. Schneiders in Kitzingen im Juni 1921 erfolgt ist.

Dem Fränkischen Heimattag, welcher in Kitzingen vom Freitag, den 22. September, bis Sonntag, den 24. September 1922 mit großem Aufwand durchgeführt wurde, war auch eine landwirtschaftliche Ausstellung angegliedert. Die Veranstaltung begann mit einem Paradekonzert und einem fränkischen Heimatabend am Freitag. Am Samstag, wiederum nach einem Paradekonzert am Hadlatempel, wurden Vorträge des Frankenbundes angeboten. Auch an diesem Tag gab es einen weiteren Heimatabend. Der Ausklang des Frankenfestes am Sonntag begann mit einem Morgenständchen vom Kirchturm, gefolgt von Festgottesdiensten in beiden Kirchen, einer Gedächtnisfeier für die Gefallenen und einem Trachtenfestzug.

Ein Auszug aus einem Bericht der „Kitzinger Zeitung“ vom 26. September 1922 meldet: *„Nochmal kam der Redner auf die geschichtliche Bedeutung des fränkischen Stammes zurück und wies dann auf den treuen und verdienstvollen Förderer der Fränkischen Sache ‚Dem Frankenbund‘ hin, der auch hier (Kitzingen) eine Heimstätte gefunden und dem er eine zahlreiche Mitgliedschaft wünsche.“*

Bereits am 2. und 3. August 1924 wurde in Kitzingen der 4. und erneut am 21. Oktober 1951 der 23. Bundestag des Frankenbundes abgehalten. Nachdem ab 1926 keinerlei Unterlagen der Gruppe Kitzingen mehr zu finden sind, ist davon auszugehen, dass in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit keine Gruppenarbeit stattgefunden hat, wahrscheinlich hatte sich die Gruppe aufgelöst.



Abb. 2: Der Falterturm (errichtet 1469–1496) ist bis heute das Wahrzeichen der Stadt Kitzingen.

Foto: Gottfried Hofmann.

Eine Neugründung der Gruppe fand schließlich mit 18 Mitgliedern am 5. Juni 1952 statt. Diese wuchs zeitweise bis auf fast 200 Zugehörige an und umfasst zurzeit 101 Mitglieder.

Da die Frankenbund – Gruppe Kitzingen bestrebt ist, immer ein ansprechendes interessantes Programm auszuarbeiten, war für das Jahr 2020 eine Fahrt ins Aurach (nach Buch zum Karpfenessen) und Aischtal (Besuch des Karpfenmuseums in Neustadt /Aisch) organisiert. Dieser Ausflug konnte glücklicherweise noch vor den durch die Corona-Pandemie erzwungenen

Restriktionen durchgeführt werden. Weitere Aktionen wie die Erlebnisstadtführung „Iphöfer Gschichtli“, die Visite im Bildstockzentrum in Egenhausen mit Führung durch das Schloss Werneck, der Spaziergang auf dem Baumhoroskopweg in Seinsheim mit Besichtigung der Kirchenburg sowie eine Exkursion nach Karlstadt, Himmelstadt und Erlabrunn sind dann leider den Corona-Maßnahmen zum Opfer gefallen. Allerdings sorgten zwei Spaziergänge mit jeweiliger Einkehr unter Beachtung der Hygieneregeln für das ersehnte Wiedersehen der Gruppe.

Die Frankenbund – Gruppe Kitzingen mit ihrem motivierten, siebenköpfigen Führungsteam freut sich sehr über jedes neue Mitglied. Es ergeht herzliche Einladung zu den neuen für 2021 geplanten Veranstaltungen!

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Gottfried Hofmann /
Frankenbund – Gruppe Kitzingen
Am Weingarten 2, 97320 Mainstockheim,
Telefon: 09321 / 82 83,
E-Mail: Gottfried.Christa.Hofmann
@t-online.de.

**FRANKENBUND
INTERN**

Unser 1. Bundesvorsitzender wurde Ehrensator der Universität Würzburg

Auf dem diesjährigen Stiftungsfest der Julius-Maximilians-Universität Würzburg am 24. September 2020 verlieh die Hochschule unserem 1. Bundesvorsitzenden Dr. Paul Beinhofer in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste um die Würzburger Universität die Würde eines Ehrensators. Damit erhielt er die höchste Auszeichnung, die die Julius-Maximilians-Universität zu vergeben hat. Die Universität begründete dies damit, dass Dr. Beinhofer Wissenschaft und Forschung stets ein großes Anliegen seien, weswegen er sich als engagierter Förderer der Hochschule und der ganzen Region als Wissenschaftsstandort hervorgetan habe. Namentlich die Ansiedlung mehrerer außeruniversitärer Forschungseinrichtungen dürften als ein auch ihm zu verdankender beachtlicher Erfolg verbucht werden. Überdies hätten die Bau- und Ausbauvorhaben der Alma Julia stets seine volle Unterstützung gefunden. Außerdem berät Dr. Beinhofer als Mitglied im Kuratorium die Universität in vielfältiger Weise und unterstützt sie mit großem Einsatz. Der gesamte FRANKENBUND und die Zeitschrift *FRANKENLAND* gratulieren unserem 1. Bundesvorsitzenden herzlich zu dieser besonderen Ehre! PAS

Johannes Schellakowsky

„Am Beginn einer neuen Zeit“

Eine Gedenktafel in Würzburg erinnert an den 100. Jahrestag der Gründung des FRANKENBUNDES und der Gruppe Würzburg

Mit der Enthüllung einer Gedenktafel und einem Konzert in der Neubaukirche erinnerten der FRANKENBUND und die Gruppe Würzburg am 11. Oktober 2020 gemeinsam an die Gründung des FRANKENBUNDES vor genau 100 Jahren im damaligen Würzburger Gasthof „Zum Franziskaner“. Die aufgrund der Corona-Pandemie mit enormen Auflagen organisierte und dennoch von zahlreichen Mitgliedern und Freunden des FRANKENBUNDES gut besuchte Veranstaltung unter freiem Himmel auf dem Vorplatz des heutigen Hotels „Franziskaner“ war Teil der umfangreichen Feierlichkeiten anlässlich des 100-jährigen Bestehens des FRANKENBUNDES. So sollen der für Oktober 2020 geplante Festakt mit anschließendem Staatsempfang auf der Festung Marienberg und eine Ausstellung zum Thema „Franken um 1920“, wenn es die Rahmenbedingungen der Pandemie erlauben, im kommenden Jahr nachgeholt werden.

Nach der Einweisung in das für die Veranstaltung erforderliche Hygienekonzept durch den 2. Vorsitzenden der Gruppe, Bundesfreund Dr. Peter A. Süß, und der Begrüßung der Gäste durch die 1. Vorsitzende der Gruppe Würzburg, Bundesfreundin Dr. Verena Friedrich, betonte der Bundesvorsitzende des FRANKENBUNDES, Bundesfreund Regierungspräsident a.D. Dr. Paul Beinhofer, in seiner Ansprache die Motive und Ziele, die sich mit der Gründung des FRANKENBUNDES im Jahre 1920 verbanden: So wollte man *„das gemeinsame kulturelle Erbe pflegen und so die im Fränkischen herrschende lokale Zersplitterung überbrücken und eine gemeinsame fränkische Identität langsam entwickeln“*. Vor dem Hintergrund der politischen und gesellschaftlichen Umbrüche nach dem Ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik und in Franken war die neue kulturelle Vereinigung nach dem Willen ihrer herausragenden Gründergestalt Dr. Peter Schneider (1882–1958) von Anfang an überparteilich und überkonfessionell organisiert, darüber



Abb. 1: Die neue Gedenktafel am Gebäude des Hotels „Franziskaner“ in Würzburg.

Foto: Peter A. Süß.



Abb. 2: Der 1. Bundesvorsitzende, Dr. Paul Beinhofer, der 2. Vorsitzende der Würzburger Gruppe, Dr. Peter A. Süß, und die 1. Vorsitzende der Gruppe, Dr. Verena Friedrich, (v.l.n.r.) nach der Enthüllung der Gedenktafel am 11. Oktober 2020.
Foto: Alois Hornung.

hinaus war die Gründung von einer breiten zivilgesellschaftlichen Initiative getragen. Mit ihrer Gründung sahen sich die Initiatoren des FRANKENBUNDES „am Beginn einer neuen Zeit“, wie es Dr. Peter Schneider bereits in einem Vortrag 1919 in Bamberg betont hatte, und wollten, wie Dr. Beinhofer weiter ausführte, einen Beitrag zur Ausbildung des fränkischen Regionalbewusstseins leisten. Die damit verbundene (Rück-)Besinnung auf die fränkische Geschichte und Kultur, auf die sprachlichen und volkstümlichen Traditionen muss heute im geistesgeschichtlichen Kontext des Heimatgedankens und der Heimatbewegung verstanden werden. Dabei verbanden sich in der neuen Gründung die Pflege des regionalen Geschichtsbewusstseins und der lokalen Erinnerungskultur mit den vielfach antimodernistischen und zivilisationskritischen Ideen und Konzepten der Heimatbewegung. Der FRANKENBUND verstand und versteht sich bis heute, so der Bundesvorsitzende, als eine Vereinigung, die auf wissenschaftlich abgesicherter Grundlage allen Interessierten die Geschichte und Kultur Frankens näherbringen will.

Im Anschluss an die Enthüllung der Gedenktafel lud die Gruppe Würzburg zu einem Orgelkonzert mit Bundesfreund Pater Dominikus Trautner OSB (Abtei Münsterschwarzach) in die benachbarte Neubaukirche der Universität ein. Seine großartige künstlerische Darbietung war der würdige und festliche Abschluss des aufgrund der Corona-Pandemie stark eingeschränkten Jubiläumsgedenkens im Jahr 2020.

Ein besonderer Dank für die aufgrund der Corona-Pandemie nicht einfache, aber sehr umsichtige und verantwortungsvolle Organisation und Vorbereitung der Veranstaltung gilt dem 2. Vorsitzenden der Gruppe Würzburg und Schriftleiter der Zeitschrift *FRANKENLAND*, Bundesfreund Dr. Peter A. Süß, der darüber hinaus die Anregung und den Entwurf für die Gedenktafel lieferte. Außerdem sei der Besitzerin des Hotels „Franziskaner“, Frau Manuela Seufert, herzlich für Ihre Bereitschaft gedankt, eine solche Gedenktafel am Gebäude des Hotels anbringen zu dürfen. Schließlich gilt ein besonderes Wort des Dankes der Metalldruckerei Gredel & Söhne (Würzburg), insbesondere Herrn Hubert Gredel, für die Gestaltung und Anfertigung der Gedenktafel. Bei der zeichnerischen Umsetzung des Vereinswappens unterstützte der Graphiker Stefan Wolin (e-studio Würzburg), dem ebenfalls für seine Mitarbeit gedankt sei, die ausführende

Firma. Die Gruppe Würzburg des FRANKENBUNDES stiftete dankenswerterweise die Gedenktafel, mit der der FRANKENBUND nun auch erstmals am historischen Ort im Stadtbild Würzburgs präsent ist.

Mit der öffentlichen Erinnerung an den Gründungsakt vor 100 Jahren verband der 1. Bundesvorsitzende Dr. Beinhofer abschließend den Wunsch, nicht nur die Erinnerung an die historische Begebenheit wachzuhalten, sondern auch in Zukunft die Bedeutung des FRANKENBUNDES für das kulturelle Leben in Franken als einer „*selbstbewussten Region in der Mitte Deutschlands und Europas*“ hervorzuheben. Die vielfältige Würzburger Denkmallandschaft ist jedenfalls – dies wird man mit Selbstbewusstsein und Stolz behaupten dürfen – um ein bedeutsames Monument bereichert worden, das weit über das historische Ereignis der Gründung des FRANKENBUNDES und der Gruppe Würzburg hinaus auf die Ziele und Leistungen unserer kulturellen Vereinigung bis heute verweist.

Hinweis auf überregionale Veranstaltungen des FRANKENBUNDES im Jahr 2021

Wir hoffen, dass wir einige der in diesem Jahr ausgefallenen Veranstaltungen im nächsten Jahr nachholen können – wenn es die staatlichen Vorgaben zur Eindämmung der Pandemie erlauben. Manch lieb gewonnene Termine müssen jedoch ausfallen, weil sie sich unter den gegebenen Umständen nicht realisieren lassen, andere werden in anderer Weise durchgeführt; lassen Sie sich überraschen!

24. April 2021: Veranstaltung zum Thema: **Bildstöcke in Franken**, voraussichtlich als Wanderung auf dem Bildstockweg rund um Egenhausen/Werneck mit Fachreferenten und Praktikern.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 1 – 2021.

8. Mai 2021: Orgelwanderung in Oberfranken: Wanderung von Stegaurach nach Bamberg und wieder zurück unter Leitung und mit Orgelvorführungen von Prof. Arno Leicht.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 1 – 2021.

vorauss. **1. August 2021:** Eröffnung unserer **Jubiläumsausstellung *Franken um 1920*** im Museum für Franken auf der Festung Marienberg in Würzburg. Sie wird dort bis zum 10. Oktober 2021 gezeigt.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „100 Jahre“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 2 – 2021.

11. September 2021: Oberfränkische Regionalfahrt nach Werneck, zur Erdfunkstelle, zur Musikakademie Hammelburg und nach Bad Kissingen. Abfahrt in Bamberg mit weiteren Zusteige-Möglichkeiten.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 2 – 2021.

9. Oktober 2021: Jubiläumsfeier aus Anlass der Gründung des Frankenbundes im Jahr 1920 mit Festakt und Staatsempfang im Museum für Franken/Würzburg. Wegen begrenzter Platzkapazität können nur geladene Gäste teilnehmen.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „100 Jahre“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 3 – 2021.

2. – 15. November 2021: Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* im Landratsamt Bamberg.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „100 Jahre“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 3 – 2021.

13. November 2021: 91. Bundestag im Landratsamt Bamberg, der zugleich den festlichen Rahmen für die 100-Jahr-Feier der Gruppe Bamberg bildet.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 3 – 2021.

15. November 2021 – Februar 2022: Jubiläumsausstellung *Franken um 1920* im Ansbacher Markgrafenmuseum.

Informationen demnächst auf unserer Homepage in der Rubrik: „Veranstaltungen“ wie auch im *FRANKENLAND* Heft 3 – 2021.

Ausfallen müssen im nächsten Jahr leider:

- die Bundesbeiratstagung
- die Mainschiffahrt

<i>Paul Beinhofer</i> 100 Jahre FRANKENBUND – Zum Geleit	3*
---	----

Aufsätze

<i>Paul Beinhofer</i> 100 Jahre „Bamberger Verfassung“	8*
---	----

<i>Peter Hoeres</i> Franken um 1920 – Zur politischen Lage	27*
---	-----

<i>Wolfgang Weiß</i> Franken um 1920 – Die religiöse und kirchliche Situation	33*
--	-----

<i>Christina Bergerhausen</i> Anmerkungen zu unserer Jubiläumsausstellung ‚Franken um 1920‘ – Zur Entstehung des FRANKENBUNDES	41*
--	-----

<i>Evelyn Gillmeister-Geisenhof</i> ‚Franken um 1920‘ – Ein Ausstellungsprojekt des FRANKENBUNDES	52*
--	-----

Bücher zu fränkischen Themen	73*
---	------------

Gruppen des FRANKENBUNDES stellen sich vor

<i>Peter Wesselowsky</i> Die Gruppe Marktbreit – Ochsenfurt des FRANKENBUNDES	76*
--	-----

<i>Stefan Menz</i> Der Historische Verein Heidenfeld e.V. – Verein für Geschichte, Kultur und Heimatspflege in Heidenfeld und Umgebung – Eine junge Gruppe im FRANKENBUND	78*
--	-----

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium der Finanzen und für Heimat,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Dr. Paul Beinhofer	Regierungspräsident von Unterfranken a.D., 1. Bundesvorsitzender des Frankenbundes Hofweg 19, 97209 Veitshöchheim P.Beinhofer@gmx.de
Dr. Christina Bergerhausen	Bundesgeschäftsführerin des Frankenbundes Stephanstraße 1, 97070 Würzburg info@frankenbund.de
Evelyn Gillmeister-Geisenhof	Bezirksvorsitzende des Frankenbundes für Mittelfranken Heuberg 5, 91781 Weißenburg gillmeister-geisenhof@gmx.de
Prof. Dr. Peter Hoeres	Professor für Neueste Geschichte am Institut für Geschichte der Universität Würzburg Am Hubland, 97074 Würzburg peter.hoeres@uni-wuerzburg.de
Stefan Menz	Dipl.-Theol. Univ., Kreisheimatpfleger, Lkr. Schweinfurt 1. Vorsitzender des Historischen Vereins Heidenfeld Am Springbrühl 2, 97520 Röthlein stefan.menz@heimatpfleger.bayern
Johannes Schellakowsky M.A.	Historiker, Ministerialrat Steinbachtal 75 b, 97082 Würzburg schellakowsky@web.de
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger des Landkreises Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de
Prof. Dr. Wolfgang Weiß	Professor für Fränkische Kirchengeschichte und Kir- chengeschichte der neuesten Zeit an der Katholisch- Theologischen Fakultät der Universität Würzburg Anemonenweg 23, 97084 Würzburg w.weiss@mail.uni-wuerzburg.de
Peter Wesselowsky	1. Vorsitzender der Frankenbund-Gruppe Marktbreit/ Ochsenfurt Leipziger Straße 3, 97199 Ochsenfurt wessox@web.de

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

100 Jahre FRANKENBUND – Zum Geleit



I.

„Der Frankenbund ist kein Verein, dessen höchstes Ziel die Erstellung einer Vereinsfahne bildet...“ Mit diesen Worten beginnt Dr. Peter Schneider seine Charakterisierung des Frankenbundes,¹ den er mit einigen Gleichgesinnten vor nunmehr 100 Jahren, am 11. Oktober 1920, in Würzburg gegründet hat. Dies geschah in einer Zeit tiefgreifender Verunsicherung in weiten Teilen der Bürgerschaft, die nach dem Grauen und der Not des Ersten Weltkriegs, dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“,² mit dem Zusammenbruch der festgefügtten Ordnung in der Monarchie und den Wirren der Revolutionszeit nach Orientierung und Halt suchte.

Am 13. März 1920 hatte der rechts-extrem-reaktionäre „Kapp-Putsch“ die junge parlamentarisch-demokratische Republik

erschüttert, die mit der Weimarer Reichsverfassung vom 11. August 1919 und im nunmehrigen „Freistaat“ Bayern mit der Bamberger Verfassung vom 14. August 1919 konstituiert worden war. Der zur erfolgreichen Niederschlagung des Putsches ausgerufenen Generalstreik ging in einigen Industriezentren, insbesondere im Ruhrgebiet, in bewaffnete Aufstände von Teilen der Arbeiterschaft über. Doch „die Zeit der revolutionären Massenkämpfe ging mit dem Ruhraufstand vom März/April 1920 zu Ende – und mit ihr die Revolutionszeit“.³ Zwar gab es angesichts der andauernd schlechten Versorgungslage noch einzelne bewaffnete Auseinandersetzungen. So führten Lebensmittelunruhen am 28./29. Juni 1920 auch im beschaulichen Würzburg zu einer Schießerei einer Reichwehrkompanie mit Demonstranten.⁴ Doch insgesamt hatten „das Reich als Republik und der Bamberger Freistaat in ihm ihre erste schwere Belastungsprobe überstanden, freilich mit einer schweren Zukunftslast politischen Misstrauens und Hasses.“⁵

Die aufgebrochene Spaltung der Gesellschaft zeigte sich auch in einer Polarisierung der Wählerschaft bei den Reichstags- und Landtagswahlen vom 6. Juni 1920, aus denen die Parteien des rechten und des linken Randes des politischen Spektrums zu Lasten der Mitte gestärkt hervorgingen.⁶ In geschlossener Formation hinter einer Fahne herzumarschieren, wurde – neben allem geistigen Aufbruch einzelner – geradezu zu einem Kennzeichen der Zwanziger Jahre.

Der Frankenbund hingegen sollte nach dem Willen seiner Gründer die sichtbar gewordenen Brüche in der Gesellschaft überwinden helfen; er wollte – in der zeittypischen pathetischen Sprache Peter Schnei-

ders – „die vielen entwurzelten Volksgenossen wieder zu Heimatmenschen machen“.⁷ Dahinter steckte wohl die Erkenntnis, dass Menschen gerade in einer Zeit der Erschütterung und Unübersichtlichkeit gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen in ihrem engeren Lebensumfeld Sicherheit und Halt, ja Geborgenheit suchen.

Dabei an die Zugehörigkeit zum „Heimatstamm“⁸ der Franken anzuknüpfen, lag im Jahre 1920 geradezu in der Luft. Denn die junge Republik führte sich ja auf den Willen des Volkes zurück, wobei das „deutsche Volk“ eine eher abstrakte Größe war, die indes nach den eigenen Worten der Weimarer Reichsverfassung in den „Stämmen“ wurzelte.⁹ Deutschland war schon seit den Zeiten des Alten Reiches nie ein Einheitsstaat gewesen. Nicht umsonst schreibt Dietmar Willoweit: „Was ist Deutschland vom Heiligen Römischen Reich geblieben? Fast alles, was wir heute landauf landab als ‚Identität‘ begreifen. Denn diese lebt einerseits von der damals entstandenen Verbundenheit als Kulturnation über alle politischen Grenzen hinweg. [...] Andererseits haben die zahlreichen lokalen Varianten das Antlitz unseres Landes geformt“.¹⁰

Das „Antlitz unseres Landes“ zu bewahren und zu pflegen und die regionale Identität Frankens für möglichst viele Menschen bewusst und erlebbar zu machen, war von Anfang an und ist auch heute das Ziel des Frankenbundes. Auch die vier hierzu von Peter Schneider¹¹ schon in der Gründungszeit propagierten Angebote für unsere Mitglieder und weitere Interessierte prägen nach wie vor unser Vereinsleben.

Es sind dies

- vom Frankenbund vermittelte Vorträge zu Natur, Geschichte und Kultur („Volkstum“) Frankens,
- Dichterlesungen und Konzerte,
- Wanderungen und Führungen sowie
- unsere „reich ausgestaltete“ Zeitschrift.

II.

Der Frankenbund verstand sich dabei stets als Brückenbauer in doppelter Hinsicht:

1. Er wollte stets und will auch heute die Brücke schlagen zwischen den Erkenntnissen und Schöpfungen all derer, die sich professionell in Wissenschaft und Kunst mit Franken beschäftigen, und einer hieran interessierten möglichst breiten Öffentlichkeit.

Denn das vom Frankenbund gewollte fränkische Selbst-Bewusstsein soll sich nicht auf Heimattümelei und dumpfe Parolen gründen, sondern auf Wissen, auf Kenntnisse über unsere Region. Was Franken ausmacht, erschließt sich am besten demjenigen, der sich mit der Geschichte, der bildenden Kunst, der Musik, den Bräuchen, der Mundart und auch mit den Landschaften, mit Flora und Fauna des Landes beschäftigt.

Gerade hier ist heute angesichts einer beispiellosen Verflachung und Kommerzialisierung der öffentlichen Kommunikation, ja auch weiter Teile des ‚Kulturbetriebs‘ viel zu tun. Dabei müssen wir – worauf die Schriftleiter schon zum Auftakt des Jubiläumsjahres im *FRANKENLAND* zu Recht hingewiesen haben¹² – auch die mit der Digitalisierung verbundenen Chancen aktiv nutzen.

2. Ein so gewonnenes fränkisches Selbst-Bewusstsein ist nicht separatistisch. Deswegen hat sich der Frankenbund auch räumlich stets als Brückenbauer verstanden.

Sicherlich und zu Recht kämpfte Peter Schneider von Anfang an gegen eine „schleichende Bajuwarisierung Frankens“, denn sie stand seinem Ziel entgegen, eine fränkische Identität zu fördern. Dies ist auch heute eine zentrale Aufgabe des Frankenbundes, wenn die politische und kulturelle staatsbayerische Zentrale im fernen Süden immer wieder einmal aus den Augen zu

verlieren droht, dass der Freistaat nicht am ‚Weißwurst-Äquator‘ endet (auch wenn sich hier in jüngerer Zeit manches im Zuge der ‚Dezentralisierung‘ zum Positiven gewandelt hat).

Es war und blieb ein wesentlicher Grundzug des Wirkens von Peter Schneider, sich nicht abzugrenzen, sondern den Austausch mit anderen Regionen und Kulturen zu suchen und die Position Frankens als Brückenregion in Deutschland zu stärken. Zu Franken als einem schon damals territorial stark zersplitterten Kernland des Alten Reiches gehören dabei selbstverständlich auch Landstriche außerhalb der Grenzen des heutigen Freistaats Bayern; das belegen unsere Frankenbund-Gruppen in Südthüringen und in „Tauberfranken“ im heutigen Baden-Württemberg. Dabei ist es erfreulich und bezeichnend, dass der Frankenbund gerade hier in den letzten Jahren neue Freunde und Mitglieder gefunden hat. Franken ist ihre ‚Heimat‘, die unabhängig von wechselnder staatlicher Zugehörigkeit durch eine gemeinsame kulturelle Identität geprägt ist.

„*Heimat ist da, wo ich verstehe und verstanden werde*“, soll Karl Jaspers einmal gesagt haben.¹³ Ein Grundbedürfnis nach ‚Heimat‘ in diesem Sinne tritt heute verstärkt in Erscheinung, weil viele Menschen durch die für unsere Zeit prägende Globalisierung, Beschleunigung und Entpersönlichung der Lebensverhältnisse zunächst einmal verunsichert sind.

Doch die Zukunft gewinnt man nur, wenn man auch für den Nachbarn ‚Verständnis‘ aufbringt, ohne über Unterschiede leichtthin hinwegzusehen. So kann und muss unser fränkisches Selbst-Bewusstsein dazu beitragen, einem erneut erstarkenden Nationalismus entgegenzuwirken, der die Welt zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ins Unheil gestürzt hat, und Franken als eine „starke Marke“ in einem hoffentlich

friedlichen „*Europa der Regionen*“ zur Geltung zu bringen. (Nebenbei bemerkt: Die geographische Mitte der Europäischen Union liegt in Franken, genauer in der Gemeinde Veitshöchheim bei Würzburg.¹⁴)

III.

Auch wenn wir heute in Deutschland anders als vor 100 Jahren nicht in materieller Not und existenzieller Bedrohung leben, so gibt es doch mental eine neue Unsicherheit in einer Zeit tiefgreifender Veränderungen in Ökologie, Wirtschaft und Gesellschaft, die das Anliegen des Frankenbundes als aktuell erweisen: Den Menschen ihre Heimat zu erschließen und selbst-bewusst zu erhalten.

Dies gelingt nur durch bürgerschaftliches Engagement. Gerade auch dies verbindet uns mit der Gründung des Frankenbundes vor 100 Jahren: Die neue Weimarer bzw. Bamberger Verfassungsordnung setzte auf das eigenverantwortliche Handeln der Bürgerschaft, besonders auch was die kulturelle Entwicklung anlangt. Bildung sollte nicht mehr ein Privileg der Wohlhabenden sein und die Deutung der Geschichte nicht mehr von der ‚Obrigkeit‘ vorgegeben werden. Ein herausragendes Beispiel hierfür ist das Wirken des liberalen Würzburger Staatsrechtslehrers Prof. Dr. Robert Piloty (1863–1926), der nicht nur an der Ausarbeitung der Bamberger Verfassung maßgeblich beteiligt war, sondern im November 1918 auch die Initiative zur Gründung der Volkshochschule Würzburg ergriffen hatte,¹⁵ aber auch als Mitglied im Frankenbund aktiv war und hier bezeichnenderweise auf dem „Fränkischen Schriftstellertag“ im Juli 1923 einen Vortrag über „Bildungsgeschichte in Würzburg in den letzten Jahrhunderten“ hielt.¹⁶

Bürgerschaftliches Engagement ist in unserer demokratischen Gesellschaft für

das kulturelle Leben vor Ort auch heute nicht weniger wichtig als vor 100 Jahren. Der Frankenbund kann dabei mit seinen fachlich fundierten Angeboten insbesondere einer allenthalben spürbaren Verflachung des Umgangs mit unserem kulturellen Erbe entgegenwirken. Wer die Hintergründe einer Entwicklung nicht kennt und sich auf im Staccato ‚rausgehauene‘ Kurzbotschaften verlässt, kann die Zukunft nicht zuverlässig gestalten.

Die Kulturvereine – und auch der Frankenbund – müssen heute in einer schnelllebigen und durchkommerzialisierten Welt ihre gesellschaftspolitische Rolle erkennen, annehmen und nach ihren Möglichkeiten gestalten. Dabei werden sie noch verstärkt Aufgaben im Kulturbereich neben der öffentlichen Hand übernehmen müssen, da die Zeiten des ‚Rundum-Versorgungs-Staates‘ vorbei sind.

Das bedeutet auch: Die kulturellen Vereinigungen sind auf der Grundlage des Subsidiaritätsprinzips Partner des Staates, dem sie nicht als Bittsteller entgegentreten, sondern auf gleicher Augenhöhe begegnen. Mit neuem Selbstbewusstsein erkennen und verteidigen sie Kultur in den unterschiedlichsten Erscheinungsformen als ein probates Mittel – wenn auch kein Allheilmittel –, um die immateriellen Grundlagen unserer Gesellschaft zu sichern und die Menschen in ihrer Region zu ‚verorten‘.

So verstandene „aktive Kultur- und Heimatpflege“ (§ 1 Abs. 3 unserer Satzung) verfolgt das gleiche Ziel wie vor 100 Jahren, aber sie steht dabei vor zeitgemäß gewandelten Herausforderungen. Beispielhaft seien hier genannt:

1. Wir erleben heute vielerorts eine erschreckende Verödung der Kernstädte und Ortszentren, die durch die demographische Entwicklung noch verstärkt wird. – Das schönste Neubauviertel bietet den Men-

schen keine ‚Heimat‘, wenn der Altort herunterkommt und seine Gemeinschaftsfunktion nicht mehr erfüllen kann. Eine Vielzahl unserer liebenswerten fränkischen Kleinstädte und Ortschaften hat in den letzten Jahren aber auch gezeigt, dass man in einem klugen und engagierten Zusammenwirken zwischen politischer Gemeinde und bürgerschaftlichen Initiativen im Sinne „kommunaler Allianzen“ (dann auch mit finanzieller Unterstützung durch die öffentliche Hand) Ortskerne auch ‚revitalisieren‘ und z.B. auch als Wohnort für junge Familien wieder attraktiv machen kann.

2. Baudenkmäler, die eine Identität stiftende Wirkung entfalten könnten, bleiben unbeachtet oder verfallen sogar, weil sie nicht mehr adäquat genutzt werden. – Auch hier sind kreative Lösungen gefragt, von der Herstellung öffentlichen Bewusstseins (über Veranstaltungen, Veröffentlichungen, Hinweistafeln etc.) bis hin zu tragfähigen Nutzungskonzepten.

3. Der achtsame Umgang mit der Natur (der übrigens auch schon in der Frühzeit des Frankenbundes zu dessen Zielen gehörte) ist heute zwar ein weltweites Thema; als wirksam erweisen muss er sich aber vor Ort („*Global denken, lokal handeln*“), beispielsweise wenn es um Flächenversiegelung geht. – Hierzu gehören auch typisch ortsgebundene aktive Maßnahmen wie die Anlage und Pflege eines Lehrgartens oder die Wiederbelebung einer alten Obstsorte.

All diesen Beispielen¹⁷ ist eines gemeinsam: Sie setzen die Zusammenarbeit verschiedener Akteure vor Ort voraus – und gerade der Frankenbund sollte hier im Geiste der von Anfang an propagierten Offenheit für Kooperationen aufgeschlossen sein. Überdies kommt die Vielfalt der aufgezeigten Betätigungsfelder der Struktur unseres Frankenbundes entgegen: Jede

unserer Gruppen hat ihr eigenes Profil und kann sich für ihre Aktivitäten eigene Schwerpunkte setzen, wie sie sich aus den örtlichen Gegebenheiten herleiten lassen (Welche Arbeitsfelder werden schon von anderen Vereinen und Gruppen vor Ort abgedeckt? Wo liegen spezifische Fähigkeiten und Interessen der eigenen Mitglieder?).

Der Frankenbund hat keine Vereinsfahne? Die braucht er auch heute beim Eintritt in das zweite Jahrhundert seines Bestehens nicht. Denn hinter einer Fahne herzulauen, ist nicht das Markenzeichen eigenständig denkender Menschen. Was der Frankenbund aber auch weiterhin braucht, sind Menschen, die sich ihrer Verantwortung für das kulturelle Gesicht ihres histo-

risch gewachsenen Lebensumfelds bewusst sind und sich als selbstbewusste Bürger auf Augenhöhe ohne Bevormundung durch irgendeine ‚Zentrale‘ bei der Erhaltung und Gestaltung ihrer Region einbringen.

Die Bundesleitung dankt Ihnen allen, den Mitgliedern des Frankenbundes, dafür, dass Sie sich in diesem Sinne für die Ziele des Frankenbundes engagieren, und wünscht uns allen hierzu weiterhin Standvermögen, Freude am gemeinsamen Wirken und gutes Gelingen.

Ad multos annos!

Ihr

Dr. Paul Beinhofer

1. Bundesvorsitzender

Anmerkungen:

- 1 „Was jeder vom Frankenbund, seinem Wollen und Wesen wissen muß“, in: Fränkische Heimat 1926, S. 80.
- 2 Kennan, George F.: The Decline of Bismarck's European Order. Princeton 1979, S. 3 („the great seminal catastrophe of this century“).
- 3 So Winkler, Heinrich August: Weimar 1918 – 1933. München 2018 (Paperback-Ausgabe, 2. Aufl.), S. 135.
- 4 Vgl. hierzu Klemmert, Oskar: Die Würzburger Unruhen am 28. und 29. Juni 1920 und ihre prozessuale Aufarbeitung durch das Volksgericht Würzburg (= Mainfränkische Studien, Bd. 56). Würzburg 1995.
- 5 Zorn, Wolfgang: Bayerns Geschichte im 20. Jahrhundert. München 1986, S. 232.
- 6 Vgl. zur Reichstagswahl Winkler: Weimar (wie Anm. 3), S. 138; zur Landtagswahl Zorn: Bayerns Geschichte (wie Anm. 5), S. 236.
- 7 Wie Anm. 1.
- 8 So Schneider: Frankenbund (wie Anm. 1).
- 9 Die Verfassung vom 11. 08. 1919 (Reichsgesetzblatt 1919, S. 1383) beginnt mit den Worten: „Das Deutsche Volk, einig in seinen Stämmen...“
- 10 Willoweit, Dietmar: Reich und Staat. München 2013, S. 71.
- 11 Wie Anm. 1.
- 12 Schellakowsky, Johannes/Süß, Peter A.: „Regionen sind die Herzwurzeln der Identität“, in: Frankenland 72 (Heft 1, März 2020), S. 5–14, hier S. 10.
- 13 Als Jaspers-Zitat nicht gesichert, wie Matthias T. Vogt am 19.10.2018 auf der Mitgliederversammlung des Deutschen Musikrats in Berlin ausgeführt hat („Imaginärraum Musik“, in: „Stadt. Land. Musik. Heimat ist da, wo ich verstehe und verstanden werde“. Hrsg. vom Dt. Musikrat. Berlin 2018, S. 2 m.w.N.), aber inhaltlich dennoch bedenkenswert.
- 14 Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Mittelpunkt_Europas (Aufruf am 26.06.2020).
- 15 S. hierzu Dettelbacher, Werner: Die Gründer der Volkshochschule Würzburg 1918. Würzburg 1995, S. 23.
- 16 S. Schneider, Lorenz M., in: Süß, Peter A. (Hrsg.): Frankenbund Gruppe Würzburg. Festschrift zum 75jährigen Jubiläum. Würzburg 1995, S. 23.
- 17 Vgl. auch schon Schellakowsky/Süß: Regionen – Herzwurzeln (wie Anm. 12), S. 12.

Paul Beinhofer

100 Jahre „Bamberger Verfassung“¹

Anders als die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern von 1818 und die geltende Bayerische Verfassung von 1946 spielt die sog. „Bamberger Verfassung“ im öffentlichen Bewusstsein kaum eine Rolle. Der Sozialdemokrat Wilhelm Hoegner (1887–1980), einer der Schöpfer der Verfassung von 1946 und in jüngeren Jahren selbst noch Landtagsabgeordneter unter der Geltung der Bamberger Verfassung, schreibt rückblickend in seinem „Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechts“²: „Die bayerische Verfassung von 1919 entbehrte der schöpferischen Gedanken. Sie wurde nie volkstümlich und führte neben der Reichsverfassung von Weimar ein Schattendasein.“ Dabei ist die Bamberger Verfassung die Gründungsurkunde einer parlamentarischen Demokratie in ‚Reinkultur‘, und an ihr ist die Demokratie in Bayern im Jahre 1933 gewiss nicht gescheitert.

Dies war – wie ich meine – schon Grund genug, sich mit dieser Verfassung im Gedenkjahr 2019 näher zu beschäftigen; und dies gilt umso mehr hier bei uns in Franken. Denn diese Verfassung ist nicht nur in Bamberg vom 16. Juni 1919 an vom verfassungsgebenden Landtag beraten und am 12. August im Spiegelsaal der „Harmonie“ verabschiedet sowie am 14. August 1919 ebenfalls noch in Bamberg vom Landtagspräsidenten und vom Gesamtministerium ausgefertigt worden. Weniger bekannt ist allerdings, dass auch

der Hauptautor des Verfassungsentwurfs seinen Arbeitsplatz in Franken hatte: Es war der Würzburger Professor der Rechte Robert Piloty (1863–1926), der Sohn des bekannten Münchner Historienmalers Karl von Piloty (1826–1886), der selbst vielseitig an Kunst interessiert war – so hinterließ er eine beachtliche Münzsammlung; zugleich war er auch von der Notwendigkeit einer breiten Vermittlung des Wissens in der gesamten Bevölkerung über-



Abb. 1: Der Würzburger Staatsrechtslehrer Prof. Dr. Robert Piloty (1863–1926) als Reserveoffizier im Ersten Weltkrieg.

Foto: Stadtarchiv Würzburg, FSP 1.

zeugt, was ihn im Jahr 1918 zum Mitbegründer der Volkshochschule Würzburg werden ließ.

Übrigens kamen auch die führenden Mitglieder des Verfassungsausschusses des Landtags, der ja den Regierungsentwurf federführend zu beraten hatte, durchweg aus den damals noch sogenannten „neubayerischen“ Landesteilen, also nicht aus Altbayern: Den Vorsitz führte der SPD-Abgeordnete Dr. Max Süßheim (1876–1933), Rechtsanwalt in Nürnberg; sein Stellvertreter aus der Bayerischen Volkspartei war Dr. Georg Wohlmuth (1865–1952), Domkapitular in Eichstätt. Als Berichterstatter für die Beratung des Verfassungsentwurfs fungierte der Schwager des Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann Friedrich Ackermann (1876–1949), der wie jener aus der Pfalz stammte; Mitberichterstatter waren für die BVP der spätere Ministerpräsident (1924–1933) Heinrich Held (1868–1938), der aus Erbach im Taunus, also aus dem Hessischen stammte (bevor er als Journalist in Regensburg Karriere gemacht hatte), sowie Robert Piloty selbst, der für die liberale Deutsche Demokratische Partei (DDP) in den Landtag gewählt worden war.

Doch der grundlegende Beitrag Pilotys reichte schon in die Zeit vor der Landtagswahl vom 12. Januar 1919 zurück – unmittelbar in die Zeit der Novemberrevolution 1918. Die entscheidende Rolle spielte dabei der zweite Vater der Bamberger Verfassung, Dr. Josef von Graßmann (1864–1928, übrigens im schwäbischen Günzburg geboren), der ein klassischer Vertreter der königlich-bayerischen Ministerialbürokratie war. Zum damaligen Zeitpunkt wirkte er als Ministerialrat im Verkehrsministerium und war ein enger Vertrauter des Verkehrsministers Heinrich Ritter von Frauendorfer (1855–1921), der als

fortschrittlich galt und sich als einziger ehemals Königlich Staatsminister als Fachmann in der provisorischen Revolutionsregierung wiederfand.

Kurt Eisner (1867–1919) von den Unabhängigen Sozialdemokraten, der sich am 7. November 1918 nach der großen Friedensdemonstration auf der Münchner Theresienwiese vor allem mithilfe demoralisierter und zum Äußersten entschlossener Truppenteile der Münchner Garnison in den Besitz der zentralen Staatsmacht gebracht und anschließend unter Einbeziehung der überrumpelten Mehrheitssozialdemokraten eine provisorische Regierung des „Volksstaates Bayern“ gebildet hatte, beauftragte Ministerialrat von Graßmann mit der Protokollierung der Ministerratssitzungen. Die provisorische sozialistische Regierung bediente sich aber nicht nur technisch des überkommenen Staatsapparats, sie beauftragte schon am 18. November 1918 Graßmann auch damit, eine Juristenkommission zusammenzustellen, die Entwürfe für eine neue bayerische und eine Reichsverfassung erarbeiten sollte.³

Graßmann gewann hierfür neben mehreren Ministerialbeamten aus dem Außen- und dem Finanzministerium seinen früheren Studienkollegen Robert Piloty. Piloty und Graßmann waren beide Schüler des herausragenden Staatsrechtslehrers der Prinzregentenzeit Max von Seydel (1846–1901) und hatten gemeinsam seit 1908 eine Neuauflage von dessen monumentalem Werk „Bayerisches Staatsrecht“ vorgenommen.

Die Juristenkommission entwarf zugleich in mehreren ausgedehnten Sitzungen vom 25. bis 28. November 1918 „die äußersten Umrisse einer bayerischen Verfassung und der Rechtsbeziehungen zum Reich“.⁴ Sofort im Anschluss an diese Be-

ratungen schrieb Robert Piloty die „*Grundzüge einer neuen bayerischen und einer neuen Reichsverfassung nebst den zu diesen zu ergreifenden Maßnahmen*“ nieder, die insbesondere die republikanische Staatsform und das Regierungssystem der parlamentarischen Demokratie hervorhoben und den einzelnen deutschen Ländern die entscheidende Rolle bei der Neukonstituierung der von ihnen abzuleitenden Reichsgewalt zuwies. Graßmann erstattete anhand dieser Ausarbeitung im Beisein der übrigen Kommissionsmitglieder dem Ministerrat schon am 10. Dezember 1918 Bericht, wobei Kurt Eisner auf eine stärkere Betonung plebiszitärer Elemente und des Rätegedankens hinwirkte. Piloty erarbeitete auf dieser Grundlage und unter Einbeziehung der Wünsche einer wohl ohne Kurt Eisner zwei Tage später tagenden Ministerrunde dann bereits einen in Paragraphen gegliederten Verfassungsentwurf, den er Graßmann ab dem 16. Dezember 1918 in mehreren Teilen zusandte und in ausgedehnten Gesprächsrunden mit diesem gemeinsam überarbeitete. Noch an den Weihnachtstagen konnte das Werk vollendet werden, wobei die beiden Autoren sich nicht mit allen Zutaten vor allem Eisner'scher Prägung identifizierten.⁵

An diesem Vorgang ist nicht nur verblüffend, mit welcher Schnelligkeit Piloty und Graßmann diese große Aufgabe bewältigt haben – und das in äußerst turbulenten Zeiten. Die demobilisierten Truppen wurden in diesen Dezembertagen in die Heimat zurückgeführt, wo es für die vielen v.a. jungen Männer keine Arbeit gab, und die allgemeine Versorgungslage war miserabel.

Vielleicht noch verblüffender ist auf den ersten Blick, dass sich hier herausragende Repräsentanten der alten Beamtenelite in

den Dienst der Revolutionsregierung stellten. Doch hierfür spielten zwei Gesichtspunkte eine wesentliche Rolle:

1. Die Staatsrechtslehre der damaligen Zeit war sehr stark vom Rechtspositivismus geprägt. Danach ist – wie etwa der Staatsrechtslehrer Georg Meyer schon 1878 (in seinem Lehrbuch des deutschen Staatsrechts) ausgeführt hat – „*die Befugnis zur Ausübung der Staatsgewalt [...] nicht durch rechtmäßigen Erwerb, sondern durch den tatsächlichen Besitz derselben bedingt*“.⁶ Der damalige ‚Papst‘ der allgemeinen Staatslehre, Georg Jellinek, brachte diesen Gedanken dann auf die heute noch prägnante Formel von der „*normativen Kraft des Faktischen*“. Wolfgang Ehberger hat in seinem grundlegenden Werk „Bayerns Weg zur parlamentarischen Demokratie. Die Entstehung der Bamberger Verfassung vom 14. August 1919“ darauf hingewiesen, dass das Bayerische Oberste Landesgericht bereits in einem Urteil vom 19. Dezember 1918 eine Verordnung der Regierung Eisner mit entsprechender Begründung als rechtmäßig anerkannt hatte.⁷

2. Die staatliche Führungselite war im Königreich Bayern seit den 1860er Jahren sehr stark vom Liberalismus geprägt, stand also einer Modernisierung der Staatsordnung durchaus positiv gegenüber, während die klerikal-konservative Landtagsmehrheit der Zentrumspartei eher an der hergebrachten Ordnung festhielt. Robert Piloty hatte schon in einer vielbeachteten Studie „Das parlamentarische System. Eine Untersuchung seines Wesens und Wertes“ die Vorzüge der parlamentarischen Regierungsform herausgestellt, welche die vollkommenste Übereinstimmung zwischen dem Willen des Volkes, wie er im Parlament durch die Parteien zum Ausdruck komme, und der Regierung des Landes gewährleiste.⁸ Da-



Abb. 2: Das marschbereite Reiterregiment 4 am Schillerplatz vor dem Restaurant Theaterrose im Jahr 1914.
Foto: Stadtarchiv Bamberg D 1045 NL Berta Rupp.

bei ließ er auch erkennen, dass die parlamentarische Regierungsform idealtypisch mit der Staatsform der Republik verbunden sei, hielt ihre Einführung aber auch im Rahmen einer Monarchie für möglich, wenn sich der Monarch auf die Rolle eines „erblichen Präsidenten“ beschränke und auf die Regierungsmacht verzichte.⁹

Karl Möckl hat (in seinem Aufsatz: Monarchie und Republik Bayern. Zur Bedeutung der Bamberger Verfassung von 1919) herausgearbeitet, dass schon nach den Lehren Max von Seydels ein Spannungsverhältnis zwischen der – wie er es nennt – „bayerischen Staatsidee“ und dem monarchischen Prinzip bestand.¹⁰ „Die hohe Beamtenschaft entschied sich im Krisenfälle für die Interessen des Staates, dem sie zum Dienst verpflichtet war, und gegen die Loyalität zur Person des Monarchen.“¹¹

Als Beispiel nennt er die Entmündigung König Ludwigs II. durch den Ministerrat im Jahre 1886 und die Absetzung des geisteskranken Königs Otto im Jahr 1913. Dass sich die hohe Beamtenschaft also nach dem eklatanten Versagen des monarchischen Regierungssystems und dem damit verbundenen Vertrauensverlust im Volk in der Schlussphase des I. Weltkriegs in den Dienst einer Revolutionsregierung stellte, wenn dies in den Übergang zur parlamentarischen Demokratie münden könnte, ist daher doch nicht so erstaunlich. Dies wurde den Beamten obendrein dadurch erleichtert, dass König Ludwig III. in einer in Anif am 13. November 1918 abgegebenen Erklärung alle bayerischen Beamten, Offiziere und Soldaten von ihrem Treueeid ihm gegenüber entbunden hatte.

Die Weichen in Richtung parlamentarischer Demokratie schienen also durch die Auswahl und Beauftragung der Juristenkommission schon am 18. November 1918 gestellt, und durch die außerordentlich rasche und zielführende Arbeit Josef von Graßmanns und Robert Pilotys lag bereits Ende des Jahres 1918 ein fertiger Verfassungsentwurf vor, der von dem schon am 12. Januar 1919 gewählten verfassungsgebenden Landtag binnen kurzer Frist hätte behandelt und zu einem positiven Abschluss gebracht werden können. Bayern hätte also dank dieser enormen Leistung das erste deutsche Land mit einer parlamentarisch-demokratischen Verfassung werden können. Das war auch das Ziel der beiden ‚Väter der Verfassung‘.

Doch es kam ganz anders. Piloty selbst führte hierzu rückblickend in der Einleitung zu seinem im Spätjahr 1919 erschienenen Verfassungskommentar aus: *„Bei erneuten Beratungen, welche über den Entwurf der Verfassung in den ersten Januartagen im Ministerrat gepflogen wurden, stellte sich heraus, daß Eisners Hauptsorge weniger dem Zustandekommen dieses Werkes als der Behauptung seiner Macht galt. Ihm lag jetzt vor allem an einer vorläufigen Ordnung der Gewalt, durch welche die provisorische Regierung auch einem etwa in der Mehrheit nicht sozialistischen, verfassungsgebenden Landtag gegenüber sich zu erhalten und die Errungenschaften der Revolution zu sichern imstande sein würde. Der Ministerrat setzte deshalb eine engere Kommission zur Beratung eines vorläufigen Staatsgrundgesetzes ein, der außer Eisner und Hoffmann auch noch v. Graßmann, der Rechtsanwalt Ackermann, und ich beiwohnten. Die Vorschläge, welche v. Graßmann und ich für diesen Zweck am Neujahrsmittag im Parkhotel ausgearbeitet hatten, wurden in der darauffolgenden Nachtsitzung im Ministerium des Äußeren*

*nur zum Teil angenommen. Aus diesen Beratungen ging das vorläufige Staatsgrundgesetz vom 4. Januar 1919 hervor, welches am 7. Januar im Gesetz- und Verordnungsblatte verkündet wurde.“*¹²

Dieses vorläufige Staatsgrundgesetz¹³ enthielt zwar ganz im Sinne Pilotys schon eine Gewährleistung der klassischen Grundrechte von der Unverletzlichkeit der Person über die Glaubens- und Meinungsfreiheit bis hin zum Privateigentum und auch – wie Piloty es ausdrückte – den *„wesentlichen Kern der Demokratie“*,¹⁴ nämlich das Prinzip der Volkssouveränität und das allgemeine und gleiche direkte (Verhältnis-) Wahlrecht zum Landtag, wies aber zwei von Graßmann und Piloty ausdrücklich abgelehnte Besonderheiten auf: Zum einen (in Nr. 7) das Recht des Gesamtministeriums, jeden Landtagsbeschluss dem Volk zur Abstimmung zu unterbreiten; und zum anderen wurde (in Nr. 17) der – wie es wörtlich heißt – *„revolutionären Regierung“* die volle gesetzgebende und vollziehende Gewalt vorbehalten *„bis zur endgültigen Erledigung des Verfassungsentwurfes, der dem Landtag sofort nach seinem Zusammentritt vorgelegt werden muß“*.

Dies hatte zur Folge, dass der in wenigen Tagen (am 12. Januar 1919) zu wählende Landtag zunächst allein auf die Ausarbeitung der Verfassung beschränkt bleiben sollte und die aus den Münchener Ereignissen vom 7. und 8. November 1918 hervorgegangene Regierung von der Landtagsmehrheit zunächst nicht gestürzt werden und weiterhin selbst am Landtag vorbei munter Gesetze erlassen konnte. Diesen Zustand konnte man obendrein dadurch verlängern, dass man die Einberufung des Landtags hinauszögerte, was Eisner dann ja wohl auch zu Recht vorgeworfen wurde.

Mit dem vorläufigen Staatsgrundgesetz vom 4. Januar 1919 wollte Kurt Eisner den Folgen einer von ihm wohl schon vorhergesehenen Wahlniederlage am 12. Januar 1919 entgegenwirken. So führte er laut Bayer. Staatszeitung vom 9. Januar 1919 bei einer Wahlkampfrede in Ingolstadt aus: *„Sie werden mich fragen, wenn ein schwarzer Landtag zusammenkäme, ob ich ihn dann mit Maschinengewehren auseinander treiben lasse. Ja, ich habe mir ein Maschinengewehr konstruiert, das hat die Eigentümlichkeit, daß es kein Blut vergießt und nur die Lügner trifft. Dieses Maschinengewehr heißt Volksabstimmung. Wenn nun die schwarzen Abgeordneten z.B. die Monarchie einführen wollten, dann ruft die Regierung das Volk zur Abstimmung auf. Entscheidet das Volk gegen die Abgeordneten, dann muß der Landtag nach Hause. Das ist die wahre Herrschaft des Volkes“*.¹⁵

In diesen wenigen Sätzen wird – wie ich finde – die widersprüchliche Persönlichkeit Kurt Eisners in ihren vielfältigen Facetten überdeutlich: Einerseits sein ausgeprägt taktisches Denken und Handeln, das ihm am Abend des 7. November 1918 den unvorhergesehenen Erfolg gebracht hatte, dann das Rednertalent eines Volkstribuns, der drastische Vergleiche liebt, aber auch sein vom Neukantianismus geprägter Idealismus, der an die Weisheit der Volksmassen glaubt, wenn man sie nur entsprechend aufklärt.

Schon in seiner „Regierungserklärung“ vom 15. November 1918 *„An das bayerische Volk“*, die auf Plakaten, aber auch in der Bayerischen Staatszeitung vom 17. November 1918 unter Volk gebracht worden war, hatte er von der *„rascheste[n] Durchführung einer nicht nur formellen, sondern lebendig tätigen Demokratie“* gesprochen, wozu auch die Einberufung einer konsti-

tuierenden Nationalversammlung gehöre; doch vorher müsse eine *„Demokratisierung des öffentlichen Geistes“* erfolgt sein.¹⁶

Das war dann doch eine ziemlich weltfremde Perspektive, und so nimmt es nicht Wunder, dass der parteilose Verkehrsminister Heinrich von Frauendorfer (1855–1921) bei einer erregten Debatte über die Bedeutung der anstehenden Landtagswahlen schon in den Ministerratssitzungen vom 2. und 5. Dezember 1918 dem Ministerpräsidenten vorwarf, *„kein Staatsmann zu sein, sondern ein Anarchist und ein Narr“*.¹⁷ Mit dem Ergebnis der Landtagswahlen vom 12. Januar 1919 waren die Weichen dann aber zumindest auf mittlere Sicht auf eine parlamentarische Demokratie gestellt, wie sie im Kern schon in dem ersten Verfassungsentwurf der beiden Autoren Piloty und von Graßmann ausformuliert worden war.

Eisners USPD errang bei der Landtagswahl bei ungemein starker Wahlbeteiligung nur beschämende 3 von 180 Sitzen; stärkste Fraktion wurde mit 66 Sitzen die erst kurz zuvor aus dem katholischen Zentrum hervorgegangene Bayerische Volkspartei, gefolgt von den Mehrheitssozialdemokraten mit 62 und der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei mit 25 Sitzen. Rechnet man zur Linken noch den auf kleinbürgerliche Interessen ausgerichteten Bauernbund mit seinen 15 Sitzen, so gab es im Landtag eine gemäßigt linke Mehrheit. Piloty schrieb hierzu in der Einleitung zu seinem Verfassungskommentar: *„Das Ergebnis sicherte die Demokratie, aber nicht ihre radikale Form, wie sie von der revolutionären Regierung erstrebt war. Eisners Stern sank. Die auch im Ministerium vorhandenen gemäßigten Elemente wurden durch das Wahlergebnis so sehr gestärkt, daß ihrem Einfluß nunmehr auch die Beseitigung jener anstößigen Bestimmungen*



Abb. 3: Ausweiskontrolle durch die Bürgerwehr am Eingang zum Harmoniesaal, Schillerplatz 7, bei einer Landtagssitzung.
Foto: Stadtarchiv Bamberg D 1045 NL Berta Rupp.

des vorläufigen Staatsgrundgesetzes gelingen konnte.“¹⁸

Doch der Weg zur Festigung der staatlichen Ordnung in einer verfassungsmäßig abgesicherten Demokratie in Bayern erwies sich als deutlich weiter als erwartet und musste erst noch über Bamberg führen: Eisner verzögerte erst einmal den Zusammentritt des gewählten Landtags, seine Ermordung auf dem Weg zur konstituierenden Sitzung am 21. Februar 1919 führte sodann zu einer erneuten Mobilisierung und Radikalisierung der extre-

men Linken vor allem in München, aber auch in anderen Städten wie Hof und Augsburg, kurzzeitig auch in Würzburg, Schweinfurt und Aschaffenburg, während die größte bayerische Industriestadt Nürnberg mit einem hohen gewerkschaftlichen Organisationsgrad durchgehend ein Hort der Mehrheitssozialdemokratie blieb und damit fest zur Verwirklichung einer parlamentarischen Demokratie stand.

In München musste der Landtag seinen erneuten Zusammentritt am 17. März 1919 zur Wahl eines neuen Ministerprä-

sidenten erst noch mit den Vertretern des Rätekongresses aushandeln. Wie bedrohlich die Lage bei allen Fraktionen des Landtags eingeschätzt wurde, zeigt sich schon daran, dass der Mehrheitssozialdemokrat und Kultusminister Johannes Hoffmann aufgrund interfraktioneller Absprache einstimmig zum Ministerpräsidenten gewählt wurde, obwohl sein Kabinett nur aus Vertretern der sozialistischen Parteien und des Bauernbundes bestehen sollte und Hoffmann für die stärkste Fraktion, die BVP, aufgrund seiner stramm antiklerikalen Kirchen- und Schulpolitik eigentlich ein ‚rotes Tuch‘ war.¹⁹ Aber er hatte sich schon im Kabinett Eisner als standhafter Verfechter der parlamentarischen Demokratie erwiesen, und das alleine zählte jetzt.

Die Arbeit am Verfassungsentwurf erwies sich im aufgewühlten München freilich weiterhin als schwierig. So berichtet Piloty (in seinem Aufsatz „Die bayerische Verfassung vom 14. August 1919“²⁰), er habe am 4. April 1919 gemeinsam mit von Graßmann im Ministerrat den inzwischen überarbeiteten und mit den Ressorts abgestimmten Verfassungsentwurf vorstellen sollen, über den in der Sitzung beraten werden sollte; er habe aber unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen, nachdem das unvermittelte Erscheinen einer Augsburger Rätelegation eine ausführliche Diskussion über die auf den 8. April erfolgte neuerliche Einberufung des Landtagsplenums erzwang. Diese widrigen Verhältnisse in der Landeshauptstadt veranlassten Ministerpräsident Johannes Hoffmann bekanntlich, die Regierung am 7. April 1919 nach Bamberg zu verlegen, der der Landtag folgte, während in München die Räterepublik ausgerufen wurde.

Doch auch in Bamberg dauerte es naturgemäß geraume Zeit, bis der Landtag arbeitsfähig war. So konnte die feierliche

Eröffnungssitzung des Landtags erst am 15. Mai 1919 im Kaisersaal der Neuen Residenz stattfinden, und sie war ganz der einmütigen Ablehnung der gerade bekanntgewordenen Versailler Friedensbedingungen gewidmet. Ab 21. Mai 1919 fanden dann die Arbeitssitzungen von Landtagsplenum und -ausschüssen im „Harmonie“-Gebäude in Bamberg statt, und am 28. Mai übersandte der Ministerpräsident – nach Absprache mit Landtagsvertretern ohne Begründung – die Regierungsvorlage des *„Entwurfs einer Verfassungsurkunde für den Freistaat Bayern“* an den Verfassungsausschuss. Da der Ministerpräsident angesichts der prekären Lage nach der Niederschlagung der Räteherrschaft in München und angesichts der Unsicherheit über einen Friedensschluss mit den Siegermächten die bürgerliche Landtagsmehrheit verständlicherweise in die Regierungsverantwortung einbeziehen wollte, kam es dann zunächst einmal auch noch zu Koalitionsverhandlungen, die mit dem sogenannten „Bamberger Abkommen“ zur Bildung einer Koalitionsregierung aus Mehrheitssozialdemokraten, BVP und DDP vom 30. Mai 1919 und der Bildung des Kabinetts Hoffmann II am 31. Mai 1919 endeten.²¹

So konnte der Verfassungsausschuss des Landtags dann erst am 16. Juni 1919, also fast ein halbes Jahr nach Fertigstellung des ersten durchparagrafisierten Entwurfs von Graßmann und Piloty und über fünf Monate nach der Landtagswahl die Verfassungsberatungen aufnehmen, die er dann allerdings äußerst zielstrebig und fleißig in nicht weniger als 21 Sitzungen bis zum 11. August 1919 zum Abschluss brachte.

Diese Verzögerung hatte fatale Folgen: Denn der ‚Vorsprung‘, den von Graßmann und Piloty mit der außerordentlich zügigen Erarbeitung verfassungsrechtlicher

Entwürfe für Bayern und das Reich im Spätjahr 1918 erreichen sollten und wollten, diene ja vor allem auch dem Ziel, nicht nur dem Bayerischen Staat eine stabile neue Grundlage zu geben, sondern damit zugleich auch das Verhältnis der Länder zum Reich festzulegen und die neue Ordnung auf gesamtstaatlicher Ebene maßgeblich mitzugestalten. So mahnte Piloty schon in den für die Revolutionsregierung erarbeiteten *„Grundzügen einer neuen bayerischen und einer neuen Reichsverfassung nebst der zu deren Herstellung zu ergreifenden Maßnahmen“* vom 29./30. November 1918, Bayern, das den Auftakt zur Revolution gegeben habe, müsse rasch zu einer *„republikanisch-demokratischen Verfassung auf sozialer Grundlage“* kommen, um nicht durch das Reich seiner Selbstständigkeit *„für immer beraubt“* zu sein.²² Dabei gingen die noch vom Kaiserreich geprägten *„Kronjuristen“* Piloty und von Graßmann wie selbstverständlich davon aus, dass auch eine künftige deutsche Republik einem freiwilligen Zusammenschluss der deutschen Einzelstaaten entspringen müsse, so wie ja auch die Bismarcksche Reichsverfassung ihrem Rechtscharakter nach auf einem Vertrag zwischen den deutschen Bundesfürsten beruhte. Erstaunlicherweise trafen sie sich darin mit dem einem ganz anderen Milieu, nämlich dem Berliner jüdischen Bürgertum, entstammenden Kurt Eisner, der als weitere moralische Begründung dieses Vorgehens das zeitliche *„Erstlingsrecht“* *„seiner“* Münchner Revolution geltend machte.

So formulierte er selbst in der Präambel des bereits behandelten vorläufigen Staatsgrundgesetzes vom 4. Januar 1919:²³ *„Das bayerische Volk ist in der Befreiung Deutschlands vorangegangen. Es ist entschlossen, als ein kraftvolles, selbsttätiges Glied*

in einem Verein deutscher Staaten und im Geiste des kommenden Völkerbundes zu wirken, der die Menschheit zu friedlicher gemeinschaftlicher Arbeit für alle Zeiten zusammenschließt.“

Dieser hochfliegende Anspruch einer eigenständigen Rolle Bayerns gleichsam auf weltpolitischer Ebene – wiederum ein Ausweis der weltfremden Herangehensweise Kurt Eisners an Fragen der praktischen Politik – hat der Sache der Länder eher geschadet als genutzt. Auf der Berliner Reichskonferenz vom 25. November 1918 versuchte er sein „Staatenbund“-Modell zwar den Teilnehmern, vor allem seinen süddeutschen Kollegen aus Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt nahezubringen. Doch die Regierungsvertreter aus diesen Ländern dachten weit pragmatischer. *„Wie Eisner fürchteten diese [zwar] eine allzu starke Berliner Zentrale. Andererseits setzten sie auf eine handlungsfähige Reichsregierung als Gegengewicht zum erstarkenden norddeutschen Linksradikalismus. [...] Deshalb sagten sie Ja zum Bundesstaat und Nein zum Staatenbund.“*²⁴

So wurden auf dieser vom Reichskabinett unter Friedrich Ebert einberufenen Reichskonferenz unter Beteiligung der Ländervertreter und von Vertretern des Vollzugsausschusses der Arbeiter- und Soldatenräte die Weichen zur baldigen Einberufung einer Deutschen Nationalversammlung gestellt. Während Eisner sich in der Sitzung noch vehement gegen die baldige Wahl einer verfassungsgebenden Versammlung auf Reichsebene wandte, erklärten die Vertreter Hessens, Württembergs und Badens, eine Verzögerung der Wahl der Nationalversammlung werde unweigerlich zum Abfall der drei südwestdeutschen Länder von Berlin führen.²⁵

In der Tat war die von den Bayern vertretene Vertragstheorie im Jahr 1918 von

der Wirklichkeit längst überholt: Spätestens seit den 1890er Jahren war das „Deutsche Reich“ der zentrale mentale Bezugspunkt der Menschen in Deutschland über die Landesgrenzen hinweg, und dieses Bewusstsein, einem einigen Volk anzugehören, wurde durch das gemeinsame Kriegererlebnis noch verstärkt. Insofern war es auch folgerichtig, das ganze deutsche Volk als Träger des „*pouvoir constituant*“, also der verfassungsgebenden Gewalt, anzusehen, die diese dann auch in der Deutschen Nationalversammlung durch Erlass der Weimarer Reichsverfassung ausgeübt hat. Das Deutsche Reich war im Übrigen auch über den Zusammenbruch der monarchischen Staatsform am 9. November 1918 hinaus als Rechtssubjekt handlungsfähig geblieben, wie die Reichsleitung unter der tatkräftigen Führung Friedrich Eberts eindrucksvoll bewies und was von Graßmann und Piloty letztlich auch akzeptiert wurde.

Wenn die Weimarer Reichsverfassung in ihrer Präambel davon spricht, das „*Deutsche Volk*“ habe sich diese Verfassung „*einig in seinen Stämmen*“ gegeben, so hatte das gerade auch für Franken als altem deutschen Kernland einen guten Klang. Mit dem aus dem Mittelalter entlehnten Begriff des „Stammes“ wurde eine kulturelle Vielfalt aufgerufen, die sich in der gesamtdeutschen Bürgergesellschaft entfalten konnte und die sich in der staatlichen Organisation der deutschen Länder nicht unmittelbar widerspiegelte. Die Gründung des Frankenbundes durch Peter Schneider just in dieser Zeit ist ein Widerhall dieses bürgerschaftlichen Gedankens, und wir müssen darauf im Jahr 2020 anlässlich des hundertjährigen Bestehens unseres Frankenbundes zurückkommen.

Die Deutsche Nationalversammlung zur Erarbeitung einer demokratischen Reichs-

verfassung wurde am 19. Januar 1919 – also eine Woche nach dem Bayerischen Landtag – gewählt und nahm bereits am 6. Februar 1919 in Weimar ihre Beratungen auf, die am 30. Juli 1919 in die Schlussabstimmung über die Weimarer Verfassung mündeten. Zur Erinnerung sei darauf hingewiesen, dass die parlamentarische Beratung der Bayerischen Verfassung erst am 16. Juni 1919 in Bamberg in Gang kam.

Die Eisner'schen Eskapaden und das anschließende Chaos der Münchner Räteregierung hatten den Bayerischen Staat nach außen hin für mehrere Monate nahezu handlungsunfähig gemacht. Auch wenn seit Ende November 1918 absehbar war, dass die künftige Reichsverfassung nicht von den Ländern auszuhandeln sein, sondern von einer Deutschen Nationalversammlung beschlossen würde, hätte ein zügiger Übergang zur parlamentarischen Demokratie auch in Bayern nach dem Muster der anderen süddeutschen Länder dazu führen können, die einzelstaatlichen Interessen gegenüber dem stark einheitsstaatlichen Konzept der Berliner Zentrale wirkungsvoller zur Geltung zu bringen²⁶ und Beiträge aus der eigenen Verfassungsdiskussion in die Beratungen auf Reichsebene einzubringen. Demgegenüber erscheint manchem Betrachter die Bamberger Verfassung bis heute fast wie ein Ausführungsgesetz zur Weimarer Reichsverfassung.²⁷

Dies wird freilich der Bamberger Verfassung als eigenständiger Leistung nicht gerecht, auch wenn Art. 17 Abs.1 der Weimarer Reichsverfassung (WRV) gewisse Grundlinien für die Landesverfassungen vorgab, nämlich die republikanische Staatsform, das Verhältniswahlrecht für die Volksvertretung und die Abhängigkeit der Landesregierung vom Vertrauen der

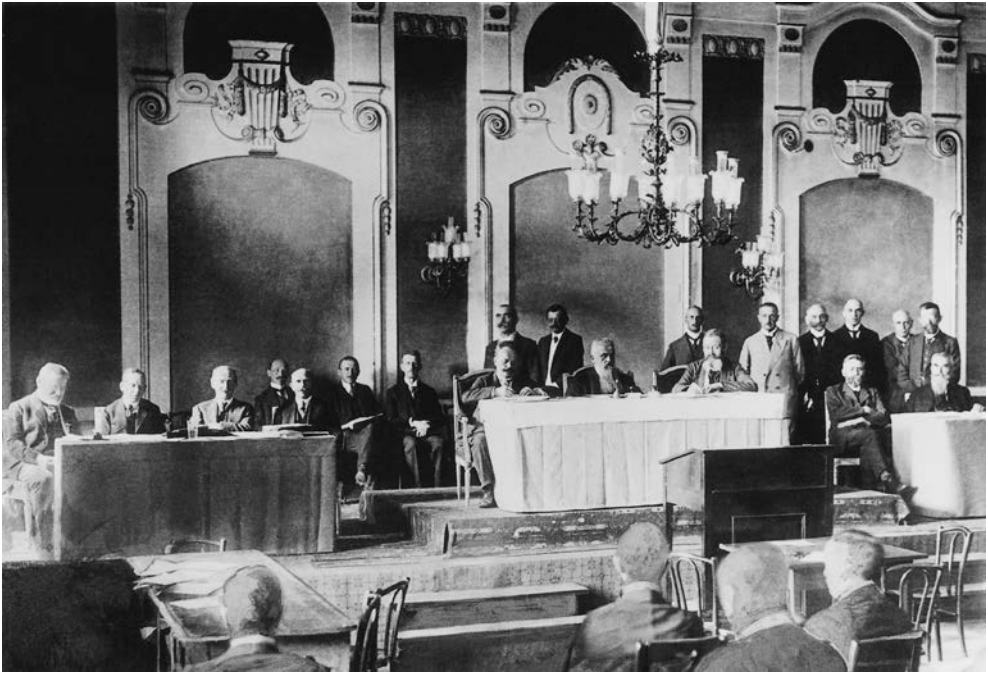


Abb. 4: Das Präsidium des Bamberger Landtag 1919.

Foto: Bildarchiv Bayerischer Landtag.

Volkvertretung. Piloty selbst hat zu Recht auf den zeitlichen Vorsprung seines bayerischen Verfassungsentwurfs hingewiesen und – nunmehr als Landtagsabgeordneter – mit verständlichem Stolz in der Sitzung des Verfassungsausschusses in der Bamberger Harmonie am 25. Juni 1919 ausgeführt: *„Der Entwurf ist vielmehr vollkommen selbständig entstanden, er ist das erste Originalwerk eines republikanischen Verfassungsentwurfs gewesen [...] und wir legten großen Wert darauf, organisch und selbständig einen bayerischen Willen in diesem Verfassungswerke zum Ausdruck zu bringen.“*²⁸

Was sind nun die wesentlichen originalen Merkmale dieses Werks, die die Bamberger Verfassung zu einem „eigensinnigen“ Meilenstein in der bayerischen, ja darüber hinaus in der deutschen Verfassungsgeschichte machen?

1. Die Bamberger Verfassung enthält die reinste Ausprägung der parlamentarischen Regierungsform, die es in Bayern bis auf den heutigen Tag je gegeben hat: Nach ihrem § 3 Abs. 1 steht dem Parlament, also dem Landtag, *„die Ausübung aller Rechte der Staatsgewalt zu, die nicht durch diese Verfassung oder die Verfassung des Deutschen Reiches der Staatsbürgerschaft, den Behörden oder den Verbänden der Selbstverwaltung vorbehalten sind“*. Der Landtag ist also eindeutig das zentrale Verfassungsorgan. Er sollte den Ministerpräsidenten nicht nur wählen,²⁹ sondern die Regierung auch wirkungsvoll kontrollieren können – durch das *„ordentliche parlamentarische Mittel“* der *„Rechenschaftsforderung“*,³⁰ das *„außerordentliche parlamentarische Mittel“* der Misstrauenskundgabe³¹ und daneben auch noch über das aus dem konstitutio-

nellen Staatsrecht der Monarchie übernommene „gerichtliche Mittel“ der Ministeranklage³² vor dem Staatsgerichtshof. Die einschlägigen Bestimmungen der Bamberger Verfassung lesen sich geradezu wie eine lehrbuchmäßige Ausarbeitung der Idealvorstellung Robert Pilotys von der parlamentarischen Demokratie, wie er sie schon während des Krieges in seiner eingangs erwähnten Schrift „Das parlamentarische System“ vertreten hatte: *„Das Parlament will nicht nur Mitwirkungsrechte bei Gesetzgebung und Haushaltsführung und Antrags- und Beschwerderechte in Bezug auf die Verwaltung haben, sondern es will regieren [!] und die Regierung dadurch bestätigen, dass es in seinen Parteien Programme für die Regierung entwirft, Männer, die sich auf diese Programme verpflichten, erzieht [!], zur Regierung bestimmt und für die Einhaltung des Programms verantwortlich macht...“*³³

Der Ministerpräsident war demgegenüber nicht besonders stark ausgestattet – er hatte gegenüber dem Landtag zwar das Vorschlagsrecht zur Berufung der übrigen Minister,³⁴ konnte diese aber nicht abberufen und hatte auch – anders als der Reichskanzler nach Art. 56 WRV – ihnen gegenüber keine Richtlinienkompetenz. Die Staatsregierung – die Bamberger Verfassung nennt sie das „Gesamtministerium“ – war also strikt als Kollegialorgan konzipiert – gleichsam als Führungsgremium der Parlamentsmehrheit, die – auch der damaligen Parteienlandschaft entsprechend – durchaus aus mehreren Koalitionsfraktionen bestehen konnte.

Dieses Konzept widersprach natürlich der überkommenen deutschen Wunschvorstellung von der starken Führungspersonlichkeit, die über den Parteien steht und gegenüber dem „Parteiengezänk“ mit starker Hand durchgreift. Die Weimarer

Reichsverfassung kam diesem Bedürfnis bekanntlich durch die Ausgestaltung des Amtes des Reichspräsidenten als einer Art „Ersatzkaiser“ nach – und das mag auf Reichsebene in der Anfangszeit angesichts der akuten Bedrohung der Reichseinheit durch die Siegermächte und diverse separatistische und extremistische Unruheherde im Inneren auch nötig gewesen sein. Auf Dauer bewährt hat es sich hingegen nicht, wie die fatale Rolle des Reichspräsidenten von Hindenburg in den Jahren ab 1930 zeigt. Die Schöpfer der Bamberger Verfassung waren da schon weiter, wie die Kritik Ernst Fraenkels an ihren Weimarer Kollegen sichtbar werden lässt: *„Im Denken der Väter der Weimarer Verfassung spukt noch die Vorstellung, dass das Haupt der Exekutive dazu berufen sei, das Volksganze zu symbolisieren und das Gemeininteresse wahrzunehmen. Dank ihres Unverständnisses für die repräsentativen Aufgaben eines Parlaments schufen sie eine plebiszitär-autoritäre Verfassung. Ein Volk, das seinem Parlament nicht die Fähigkeit zur Repräsentation zutraut, leidet an einem demokratischen Minderwertigkeitskomplex. Die angeblich demokratischste Verfassung der Welt [so Reichsinnenminister Dr. David] war das Produkt obrigkeitsstaatlichen Denkens.“*³⁵

Freilich mussten die Parteien für die Funktionsfähigkeit der parlamentarischen Demokratie erst einmal ihre aus monarchischen Zeiten überkommene Attitüde ablegen, ihre jeweilige Position unbeweglich in Reinkultur zu vertreten, und Verantwortung für den am Ende eines parlamentarischen Diskurses notwendigen Kompromiss übernehmen. Das meinte Piloty wohl auch, wenn er in dem vorangegangenen Zitat von der „erzieherischen“ Aufgabe des Parlaments sprach, und das brauchte auch in Bayern einige Zeit: So

war nach dem Ende der Regierung Hoffmann II am 14. März 1920 die stärkste Fraktion des Landtags – also die BVP-Fraktion – nur dazu bereit, in rascher Folge an der Berufung sogenannter Beamtenregierungen mitzuwirken, indem man jeweils einen hochrangigen Ministerialbeamten (von Kahr, Graf Lerchenfeld, von Knilling) zum Ministerpräsidenten wählte, den man dann ebenso rasch auch wieder fallen lassen konnte. Dies änderte sich erst mit der Wahl ihres Fraktionsvorsitzenden Heinrich Held zum Ministerpräsidenten am 28. Juni 1924, der sich – wie schon die Vorgängerregierung – auf seine eigene Partei, den Bauernbund und die nationalkonservative Bayerische Mittelpartei stützte.

Diese Konstellation blieb unverändert, bis der Bauernbund schon im Zeichen der großen Wirtschaftskrise am 16. Juli 1930 die Koalition im Streit um die Einführung einer Schlachtsteuer platzen ließ. Heinrich Held blieb dennoch mit einem Rumpfkabinett sogar über die Landtagsneuwahl vom April 1932 hinaus bis zur Machtübernahme der Nazis im März 1933 geschäftsführend im Amt. Seine Regierung war auch über die ganze Zeit hinweg durchaus handlungsfähig, indem sie mit wechselnden Mehrheiten Gesetze durch den Landtag brachte und im Übrigen mit den auch in der Bamberger Verfassung vorgesehenen Notverordnungen³⁶ regierte.³⁷ Die Bamberger Verfassung ermöglichte die Stabilität einer derartigen geschäftsführenden Regierung dadurch, dass sie für die Neuwahl des Ministerpräsidenten³⁸ ausdrücklich eine absolute Mehrheit im Landtag vorschrieb, so dass also ein einmal derart gewählter Ministerpräsident auch wiederum nur mit absoluter Mehrheit für einen neuen Kandidaten aus dem Amt entfernt werden konnte. Diese Regelung kam

also im Ergebnis dem von den Vätern und Müttern des Grundgesetzes als große neue Errungenschaft angesehenen „*konstruktiven Misstrauensvotum*“³⁹ durchaus nahe (– ja sie wirkte, anders als die Regelung des Grundgesetzes,⁴⁰ sogar über eine Neuwahl des Parlaments hinaus).

Freilich bleibt zu bedauern, dass die „*erzieherische Wirkung*“ des parlamentarischen Systems in den 1920er Jahren offenbar nicht ausgereicht hat, die demokratischen Parteien auch danach noch zur Bildung einer parlamentarischen Mehrheitsregierung zu veranlassen. Dies wäre in Bayern auch noch aufgrund des Landtagswahlergebnisses vom April 1932 möglich gewesen, wenn man die SPD in die Regierung einbezogen hätte (BVP 45, SPD 20 von 128 Sitzen). Doch dazu waren weder der „*entschiedene Antisozialist Held*“ noch wohl auch die SPD bereit, obwohl es schon im Jahr 1928 entsprechende Fühlungen auf Initiative der „*grauen Eminenz*“ der BVP, des „*Bauern doktors*“ Heim und ihres damaligen „*kommenden Mannes*“, des späteren ersten Nachkriegsministerpräsidenten Fritz Schäffer gegeben hatte.⁴¹ Eine parlamentarische Mehrheitsregierung hätte die Stellung Bayerns gegenüber Berlin am Ende der Weimarer Zeit sicher stärken können. Ob es freilich das Ende des durch die Bamberger Verfassung geprägten Bayerischen Staates hätte verhindern können, erscheint mehr als fragwürdig. Denn das faktische Geltungsende der Bamberger Verfassung wurde am 9. März 1933 nicht „*von innen*“, sondern durch die Machtübernahme des von der Reichsregierung Hitlers entsandten „*Reichskommissars für Bayern*“ Franz von Epp herbeigeführt.⁴²

Ob die Existenz eines „*Bayerischen Staatspräsidenten*“ an diesem Ergebnis etwas geändert hätte, erscheint ebenso frag-

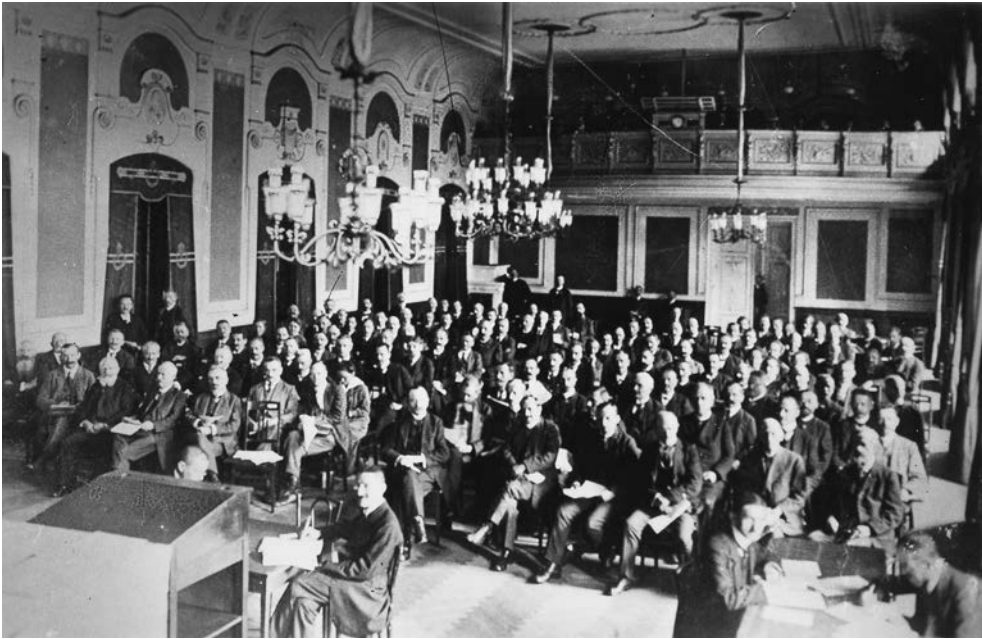


Abb. 5: Blick in eine Sitzung des Bamberger Landtags, April/Mai 1919.

Foto: Bayerische Staatsbibliothek, Bildarchiv hoff-5271.

lich. Piloty hatte die Einrichtung eines dem Reichspräsidenten vergleichbaren Staatspräsidenten ebenso wie Ministerpräsident Johannes Hoffmann von Anfang an als Schwächung der parlamentarischen Regierung entschieden abgelehnt. Die Bayerische Volkspartei hatte bei der Eröffnung der Bamberger Verfassungsberatungen durch ihren Sprecher Heinrich Held im Verfassungsausschuss am 16. Juni 1919 eine solche Institution zwar angeregt, aber hierzu nicht einmal einen förmlichen Antrag gestellt.⁴³

Nachdem das Verfassungswerk in trockenen Tüchern und der Revolutionsschock verfliegen war, wurde der Ruf nach dem „starken Mann“ bei der Rechten und auch in Teilen der Bayerischen Volkspartei wieder lauter. So brachte die BVP-Fraktion am 15. September 1921 im Landtag

den Antrag ein, die Staatsregierung möge einen Gesetzentwurf zur Einführung eines Staatspräsidenten vorlegen. In Teilen der BVP wurde dies wohl als erster Schritt zur Wiedereinführung der Monarchie betrachtet.⁴⁴ Dabei erfolgte der Antrag wohl vor allem aus taktischen Gründen. So berichtet der württembergische Gesandte anlässlich eines Gesprächs mit dem nunmehrigen Ministerpräsidenten von Knilling am 16. März 1923: „Herr von Knilling bestätigte die von mir schon immer vertretene Auffassung, daß der Beweggrund für den Beginn der Aktion der Bayerischen Volkspartei zur Schaffung eines Staatspräsidenten der Wunsch war, die durch den Rücktritt Kahrs enttäuschten Parteimitglieder durch die Hoffnung zu trösten, daß sie ihn als Staatspräsidenten wiedersehen würden.“⁴⁵ Der Vorstoß zur Einführung eines Staats-

präsidenten scheiterte dann letztlich an der verfassungsrechtlichen Hürde für eine Verfassungsänderung,⁴⁶ die Piloty ganz bewusst extrem hoch angesetzt hatte.⁴⁷

2. Neben der konsequenten, ja geradezu lehrbuchhaften Ausgestaltung der Regierungsform der parlamentarischen Regierungsform zeichnet sich die Bamberger Verfassung durch einen wegweisenden Ausbau der Gewährleistung der verfassungsmäßigen Ordnung durch die dritte Gewalt, also die Gerichtsbarkeit, aus. Da ist zum einen das Institut der Verfassungsbeschwerde für den einzelnen Bürger in § 93 VU, über die nun nach § 70 Abs. 1 VU der Staatsgerichtshof zu entscheiden hat. Schon der Regierungsentwurf⁴⁸ sah in seinem § 98 ein Beschwerderecht jedes Staatsbürgers an den Landtag vor, *„wenn er glaubt durch die Tätigkeit einer Verwaltungsbehörde oder Stelle in seinem Recht unter Verletzung dieser Verfassung geschädigt worden zu sein und beim Ministerium keine Abhilfe gefunden hat“*. Ein entsprechendes Recht kannte übrigens auch schon die Bayerische Konstitution von 1818⁴⁹ in ihrem Titel VII § 21. Erst in der zweiten Lesung des Regierungsentwurfs im Verfassungsausschuss kam dann der Gedanke auf, über derartige Verfassungsbeschwerden nicht den Landtag, sondern ein unabhängiges Gericht entscheiden zu lassen. Dem lag wohl die Erkenntnis zugrunde, dass eine Bedrohung der Bürgerrechte des Individuums in der parlamentarischen Demokratie – anders als im Obrigkeitsstaat – nicht nur von der staatlichen Verwaltung, sondern auch von einer Parlamentsmehrheit ausgehen könnte. In dem von den drei Berichterstatern, darunter Robert Piloty für die Deutsche Demokratische Partei und Heinrich Held für die Bayerische Volkspartei, zu verantwortenden Ausschussbe-

richt heißt es hierzu: *„In Erkenntnis, daß die Führung der Staatsgeschäfte künftig stärker als bisher dem Einflusse maßgebender politischer Parteien oder einer parteipolitisch scharf umgrenzten Mehrheit im Landtage unterliegen und nach dieser Richtung wesentlich unselbständiger werde, hat der Ausschuß es für notwendig erachtet, die Entscheidung über die Verfassungsbeschwerde dem Landtage zu entziehen und dem Staatsgerichtshof zu überweisen.“*⁵⁰

Damit ist den maßgeblichen Vätern der Bamberger Verfassung noch buchstäblich in letzter Minute ein großer Wurf gelungen, der weder in der Weimarer Reichsverfassung noch in den anderen Landesverfassungen jener Zeit eine Entsprechung findet. Zwar wurden zunächst bis 1930 nur 95 Verfassungsbeschwerden erhoben, von denen vier stattgegeben wurde,⁵¹ wobei offenbar zunächst vor allem Beamte als Kenner der Materie von diesem neuen Rechtsbehelf Gebrauch machten.⁵² Doch wurde damit eine Bewegung in Gang gebracht, die in der Bayerischen Verfassung von 1946⁵³ wieder aufgegriffen worden ist und nach diesem Vorbild Eingang in die Verfassungspraxis des Bundes unter dem Grundgesetz gefunden hat;⁵⁴ heute ist die Verfassungsbeschwerde in Deutschland eines der populärsten Mittel zur Geltendmachung verfassungsmäßiger Rechte – zum Bundesverfassungsgericht werden jährlich mehrere tausend Verfassungsbeschwerden erhoben.

Im Zusammenhang mit der Gewährleistung der Verfassung steht eine weitere Errungenschaft der Bamberger Verfassung, die ebenfalls erst in der 2. Lesung im Verfassungsausschuss durch die Berichterstatler aufgebracht worden ist, nämlich die richterliche Normprüfungskompetenz.⁵⁵ Nach § 72 VU prüfen die *„mit der Rechtspflege betrauten Behörden“* bei ihren Ent-



Abb. 6: Absperrmaßnahmen durch die Bürgerwehr am Bamberger Schillerplatz während einer Landtagssitzung.
Foto: Stadtarchiv Bamberg D 1045 NL Berta Rupp.

scheidungen, „ob ein anzuwendendes Gesetz nicht mit einer Bestimmung der Verfassung des Deutschen Reiches, dieser Verfassung oder einem anderen Verfassungsgesetz in Widerspruch steht“.

Auch damit betraten die Autoren der Bamberger Verfassung Neuland. Die Weimarer Reichsverfassung enthielt keine entsprechende Regelung. Nach dem damaligen Verständnis vom allgemeinen Gesetzesvorbehalt konnten die Grundrechte aus

der Verfassung vom Parlamentsgesetzgeber ja jederzeit eingeschränkt werden, so dass für eine richterliche Überprüfung der Verfassungsmäßigkeit von Parlamentsgesetzen eigentlich kein Raum sei. Dem entsprechend lehnten auch die reichsweit herausragenden Staatsrechtslehrer Gerhard Anschütz und Richard Thoma ein solches Normprüfungsrecht der Gerichte zur damaligen Zeit entschieden ab; das Gleiche gilt für den großen sozialdemokratischen

Rechtsgelehrten und zeitweiligen Reichsjustizminister Gustav Radbruch, der vielleicht auch mutmaßte, noch in der Monarchie groß gewordene Richter könnten einem fortschrittlichen demokratischen Gesetzgeber in den Arm greifen.⁵⁶

Die „Bamberger Linie“ hat sich letztlich in Deutschland durchgesetzt, wobei die Nachkriegsverfassungen in Bund und Land die Kompetenz, ein Parlamentsgesetz wegen Verfassungsverstößes zu verwerfen, ausdrücklich beim Landes- bzw. Bundesverfassungsgericht konzentrieren,⁵⁷ so dass nicht jeder Amtsrichter sich über das Parlament hinwegsetzen kann.

Wie wichtig eine solcherart starke Ausgestaltung des Rechtsstaats ist, erweist sich gerade heute angesichts der Bedrohung durch den Populismus, wenn etwa der Sprecher der polnischen Regierungspartei PiS die dortigen Eingriffe in eine unabhängige Gerichtsbarkeit mit dem Satz begründet, der Wille des Volkes stehe über dem Gesetz.

Die Bamberger Verfassung steht demgegenüber für eine geradezu vorbildliche Ausprägung der parlamentarischen Demokratie, in der Entscheidungen in einem offenen Verfahren im politischen Diskurs aller Beteiligten letztlich im Wege des Kompromisses gefunden werden, und für einen Rechtsstaat, der den einzelnen Bürger wie auch Minderheiten in der Gesellschaft vor der Willkür einer autoritär geführten Mehrheit schützt. Die Bamberger Verfassung kann sich also sehen lassen – und an ihr ist die Erste Republik im Jahr 1933 gewiss nicht zugrunde gegangen.

Franken kann stolz darauf sein, dass diese Verfassung den Namen der fränkischen Stadt Bamberg trägt und wesentlich von einem Würzburger Professor entworfen worden ist. Überdies darf daran erinnert werden, dass die demokratische

Bewegung im Königreich Bayern im Vormärz und in der Revolution 1848/1849 in Franken und der Pfalz ihre Wurzeln hatte, und es ist gewiss kein Zufall, dass dann auch die Franken und die Pfälzer bei den Verfassungsberatungen in Bamberg eine entscheidende Rolle spielten. Erst durch den Beitrag der damals sogenannten „neubayerischen“ Landesteile ist der moderne bayerische Staat zu dem freiheitlichen und demokratischen Gemeinwesen mit einer offenen Bürgergesellschaft geworden, in dem wir heute leben.

Dr. Paul Beinhofer (geb. 1953 in München) studierte nach Abitur und Grundwehrdienst ab 1973 als Stipendiat der Stiftung Maximilianeum Rechtswissenschaften in München (1981 Promotion mit einem verfassungsrechtlichen Thema [bewertet mit „summa cum laude“]). Nach dem 2. Juristischen Staatsexamen trat er in die bayerische Staatsverwaltung ein, in der er nach einer Abordnung als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesverfassungsgericht in den Jahren 1986 bis 1989 wieder in München bis 1997 als Referatsleiter in der Regierung von Oberbayern sowie im Bayerischen Staatsministerium des Innern tätig war. Anschließend war er Regierungsvizepräsident der Oberpfalz, bis er im Jahr 2000 zum Regierungspräsidenten von Unterfranken ernannt wurde. Seit dem 1. Januar 2019 ist er im Ruhestand. Dr. Beinhofer ist außerdem seit dem Bundestag in Coburg 2003 1. Bundesvorsitzender des FRANKENBUNDES. Seine Anschrift lautet: Hofweg 19, 97209 Veitshöchheim, E-Mail: P.Beinhofer@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Für den Druck überarbeitete Fassung eines Vortrags, der am 11.07.2019 auf Einladung der FRANKENBUND-Gruppe Bamberg im Saal des Stadtarchivs Bamberg gehalten wurde.
- 2 Hoegner, Wilhelm: Lehrbuch des bayerischen Verfassungsrechts. München 1949, S. 17.
- 3 Vgl. Ministerratsprotokoll vom 18.11.18, in: Bauer, Franz Josef (Bearb.): Die Regierung Eisner 1918/19. Ministerratsprotokolle und Dokumente. Düsseldorf 1987, S. 43.
- 4 So Piloty, Robert: Die bayerische Verfassung vom 14. August 1919, in: Jahrbuch des öffentlichen Rechts der Gegenwart IX (1920), S. 129–162, hier S. 133.
- 5 Vgl. zum Ganzen Ehberger, Wolfgang: Robert Piloty und die Entstehung der Bamberger Verfassung, in: Gehringer, Horst u.a. (Hrsg.): Demokratie in Bayern. Die Bamberger Verfassung von 1919. Bamberg 2019, S. 141–163, hier S. 151ff.
- 6 Meyer, Georg: Lehrbuch des deutschen Staatsrechts. Leipzig 1878, S. 11.
- 7 Ehberger, Wolfgang: Bayerns Weg zur parlamentarischen Demokratie. Die Entstehung der Bamberger Verfassung vom 14. August 1919. München 2013, S. 48 Fn. 47.
- 8 Piloty Robert: Das parlamentarische System. Eine Untersuchung seines Wesens und Wertes. Berlin–Leipzig 1917, S. 32ff.
- 9 Ebd., S. 5.
- 10 Möckl, Karl: Monarchie und Republik Bayern. Zur Bedeutung der Bamberger Verfassung von 1919, in: Stammen, Theo u.a. (Hrsg.): Festschrift für Hans Maier. Paderborn 1996, S. 177–196.
- 11 Ebd., S. 183.
- 12 Piloty, Robert: Die Verfassungsurkunde des Freistaats Bayern. München 1919, S. 12.
- 13 Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt [künftig: BayGVBl] 1919, S. 1, abgedruckt bei Piloty: Verfassungsurkunde (wie Anm. 12), S. 12ff.
- 14 Piloty: Verfassungsurkunde (wie Anm. 12), S. 17.
- 15 Zit. nach Ehberger: Bayerns Weg (wie Anm. 7), S. 132, Fn. 432.
- 16 Zit. nach Grau, Bernhard: Kurt Eisner. 1867–1919. Eine Biographie. München 2017, S. 381.
- 17 Ebd., S. 430.
- 18 Piloty: Verfassungsurkunde (wie Anm. 12), S. 18f.
- 19 Vgl. zur Wahl: Hennig, Diethard: Johannes Hoffmann. Sozialdemokrat und Bayerischer Ministerpräsident. München u.a. 1990, S. 217.
- 20 Piloty, Robert: Die bayerische Verfassung (wie Anm. 4), S. 144.
- 21 Vgl. zum Zeitplan: Ehberger: Bayerns Weg (wie Anm. 7), S. 339ff.
- 22 Vgl. ebd., S. 103.
- 23 Bay GVBl 1919, S. 1.
- 24 So Martin Hille in seinem Beitrag „Vereinigte Staaten von Deutschland“, in: Unser Bayern, Jg. 67 (2018), Nr. 9/10, S. 10–14, hier S. 12.
- 25 Vgl. Huber, Ernst Rudolf: Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789. Bd. V. Stuttgart 1978, S. 789f.
- 26 Vgl. zu den Entwürfen des Reichsamts des Innern: Huber: Verfassungsgeschichte (wie Anm. 25), S. 1179ff.
- 27 Vgl. hierzu: Körner, Hans-Michael: Bamberg. Die Verfassung von 1919, in: Schmid, Alois u.a. (Hrsg.): Schauplätze der Geschichte in Bayern. München 2003, S. 354–368, hier S. 366.
- 28 Zit. nach: Heydenreuter, Reinhard: Das Werden der Bamberger Verfassung, in: Wagenhöfer, Werner u.a. (Hrsg.): Räterepublik oder parlamentarische Demokratie. Die Bamberger Verfassung 1919. Bamberg 1999, S. 115–133, hier S. 119.
- 29 § 58 Abs. 1 Satz 2 der Bamberger Verfassungsurkunde [künftig VU], Bay GVBl 1919, S. 531ff.
- 30 § 54 VU.
- 31 § 55 VU.
- 32 § 56 VU.
- 33 Piloty: Das parlamentarische System (wie Anm. 8), S. 5.
- 34 § 58 Abs. 1 S. 3 u. 4 VU.
- 35 Fraenkel, Ernst: Die repräsentative und die plebiszitäre Komponente im demokratischen Verfassungsstaat, in: ders.: Deutschland und die westlichen Demokratien. Stuttgart 3. Aufl. 1968, S. 81–119, hier S. 113.
- 36 § 64 VU.
- 37 Vgl. zum Ganzen: Hille, Martin: Revolution und Weltkriege. Bayern 1914 bis 1945. Köln u.a. 2018, S. 166ff.
- 38 In § 58 Abs. 1 Satz 3 VU.
- 39 Art. 67 Abs. 1 GG.

- 40 S. Art. 63 GG.
- 41 Vgl. Altendorfer, Otto: Fritz Schäffer als Politiker der Bayerischen Volkspartei 1988–1945. Teilband 1. München 1993 (Diss. Passau 1990), S. 396f.
- 42 Vgl. Hille: Revolution und Weltkriege (wie Anm. 37), S. 180.
- 43 Vgl. Ehberger: Bayerns Weg (wie Anm. 7), S. 255f. u. S. 259, Fn. 470.
- 44 Ebd., S. 319f.
- 45 Zit. nach Altendorfer: Fritz Schäffer (wie Anm. 41), S. 252, Fn. 915.
- 46 Vgl. Ehberger: Bayerns Weg (wie Anm. 7), S. 321f. zum Ablauf im Einzelnen.
- 47 S. §§ 10 Abs. 2 Sätze 2 u. 3, 92 VU.
- 48 Verhandlungen des Bayerischen Landtags 1919. Beilagenband I, S. 111–120.
- 49 Bay GBl 1818, S. 101.
- 50 Verhandlungen des Bayerischen Landtags 1919. Beilagenband II, Beilage 330, S. 413ff., hier S. 416.
- 51 So Ruf, Christian Georg: Die Bayerische Verfassung vom 14. August 1919. Baden-Baden 2015, S. 412, Fn. 298.
- 52 Vgl. Lindner, Josef Franz: 100 Jahre Verfassungsbeschwerde im Freistaat Bayern, in: Bayerische Verwaltungsblätter 2019, S. 577–583, hier S. 582, Fn. 68.
- 53 In Art. 120.
- 54 Jetzt Art. 93 Abs. 1 Nr. 4a GG.
- 55 Vgl. Piloty: Die Verfassungsurkunde (wie Anm. 12), Vorbem. zu § 72.
- 56 Vgl. zum Ganzen: Ruf: Die Bayerische Verfassung (wie Anm. 51), S. 366, insbes. dort auch Fn. 72.
- 57 Art. 92 BV 1946, Art. 100 Abs. 1 GG.

Lektorat • Korrekturen • Herstellung

Ob Wissenschaft oder Belletristik, ich bearbeite Ihre Texte ganz individuell nach Ihren Wünschen. Aus langjähriger Berufserfahrung weiß ich, dass es Zeit und Geld spart, wenn inhaltliche Arbeit und die Erstellung des Layouts in einer Hand liegen – der Synergieeffekt ist immens. Ich biete daher nicht nur Lektorat und Korrekturen Ihrer Manuskripte an, sondern auch die Herstellung Ihrer Druckerzeugnisse bis hin zur Abgabe einer druckoptimierten PDF-Datei an eine Druckerei Ihrer Wahl.

Referenzen: Akademie Verlag – Archiv der Max-Planck-Gesellschaft – Bergstadtverlag – Böhlau Verlag – Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – de Gruyter Oldenbourg – Elmar Hahn Verlag – Frankenbund – Harrassowitz Verlag – Herold. Verein für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften – Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg – Stiftung Kulturwerk Schlesien – Verein für Geschichte Schlesiens.



Lektorat, Satz- und Datentechnik Oliver Rösch M. A.,
Gertrud-v.-Le-Fort-Str. 32, 97074 Würzburg, Tel.: 0931-8041010,
E-Mail: roesch.oliver@yahoo.de, Homepage: www.oliverroesch.de

Franken um 1920 – Zur politischen Lage

Im Jahr 1920 war die politische und die Lebenswelt der Franken erschüttert. Von den ‚goldenen Zwanzigern‘ war keine Spur.¹ Politische und ökonomische Krisen bestimmten die Lage.

1914 hatte zur Hundertjahrfeier der Zugehörigkeit Unterfrankens zum Königreich Bayern noch der bayerische König Ludwig III. (1845–1921, Regent 1912, König 1913–1918) Würzburg besucht, das als Großherzogtum unter Ferdinand III. lange zu Napoleon gehalten hatte und erst nach dessen Niederlage wieder an Bayern gekommen war.² Am 25. Mai 1918 gedachte man des 100. Jahrestages des Inkrafttretens der zweiten bayerischen Verfassung. Damals ahnte noch kaum jemand etwas von der baldigen Niederlage des Deutschen Reiches im Ersten Weltkrieg, schließlich standen auch die bayerischen Truppen tief im Feindesland. Der „Steckrübenwinter“ von 1916/1917, die durch die britische Seeblockade bedingte Lebensmittelrationierung, Streiks und bald noch die Spanische Grippe sorgten jedoch schon für Not und Elend.

1920 hatte man den Schock der Niederlage und die demütigenden Umstände der erzwungenen Unterzeichnung des Versailler Vertrages zwar ebenso wie das sang- und klanglose Verschwinden der Monarchien – sowohl derjenigen der Hohenzollern im Reich wie derjenigen der Wittelsbacher in München – hinter sich gebracht, obwohl die Novemberrevolution und die Räterepubliken sowie die bürger-

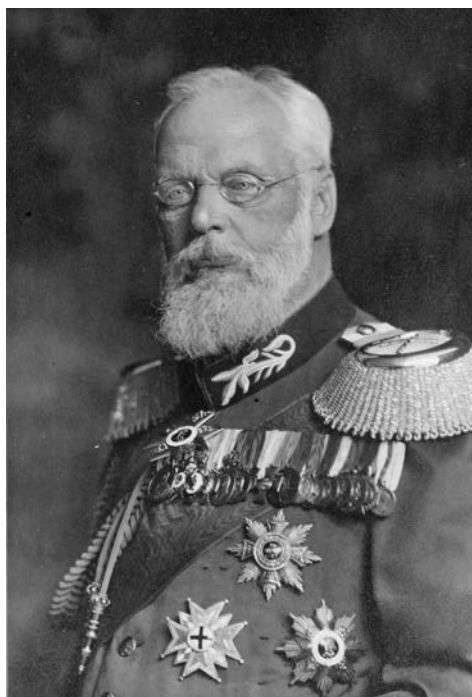


Abb. 1: König Ludwig III. (1845–1921) dankte im November 1918 ab und ermöglichte den Wandel Bayerns zum Freistaat.

Foto: Von Universitätsbibliothek Heidelberg, CC BY-SA 4.0, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=75722865>.

kriegsartigen Zustände den Winter 1918/1919 und das Frühjahr 1919 im nunmehrigen Freistaat – als solche wurde das Gebilde auch in der Bamberger Verfassung fixiert³ – bestimmt hatten. Die parlamentarisch gewählte bayerische Regierung unter Ministerpräsident Johannes Hoffmann (1867–1930) (SPD) hatte vor dem Ansturm der Revolutionäre und ihrer Räteregierung, die bei den Landtagswahlen ge-

rade nicht legitimiert worden war, nach Bamberg ausweichen müssen. Die Revolutionäre und Emissäre der Räterepublik, die sich nirgends in Franken auf eine breite Zustimmung der Bevölkerung stützen konnten, wurden aber bald von Truppen der Reichswehr, Einwohnerwehren und Freikorps besiegt.

1920 hatte sich die Lage also etwas beruhigt. Die linke SPD-Abspaltung der Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) konnte sich bei den bayerischen Landtagswahlen im Juni 1920 zwar von kümmerlichen 2,5 Prozent, die sie bei der Wahl im Januar 1919 erreicht hatte, auf 12,9 Prozent verbessern, und die erstmals angetretene Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) erzielte 1,8 Prozent. Aber die katholische Bayerische Volkspartei (BVP), die bayerische Spielart des Zentrums, ging mit 39,4 Prozent als klarer Sieger durchs Ziel. Die ebenfalls republiktreue SPD erlangte 16,4 Prozent der Stimmen, die linksliberale Deutsche Demokratische Partei (DDP) erzielte 8,1 Prozent und der Bayerische Bauernbund (BB) 7,9 Prozent. Die nationalliberale Deutsche Volkspartei (DVP) kam auf 13,5 Prozent. Radikale Parteien von links hatten also nur ein Siebtel der Stimmen auf sich vereinigen können.⁴ Die Sozialdemokratie war in den Städten stark, besonders im protestantischen Nürnberg, die BVP dominierte in den katholischen Gebieten.

Nach dem niedergeschlagenen Kapp-Putsch im März 1920, zu dessen Scheitern die auch in Franken streikenden Arbeiter beigetragen hatten, war der monarchisch gesinnte Gustav von Kahr (1862–1934) von der BVP zum Ministerpräsidenten gewählt worden. Er ließ die noch verbliebenen Arbeiter- und Soldatenräte auflösen und verstand Bayern als ‚Ordnungszelle‘ des Reiches. Die NSDAP konnte in diesem



Abb. 2: Ministerpräsident Johannes Hoffmann (1867–1930) (SPD) war mit Regierung und Parlament vor der Räterepublik nach Bamberg geflüchtet. Foto: Von Photographer Unknown, taken on or prior to 1919 – Bureau of the Reichstag (ed.): *Handbook of the Constituent National Assembly, Weimar* (Carl Heymann Verlag, Berlin 1919), Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=54284735>.

Jahr ganze zehn Mitglieder in Schweinfurt sammeln, ansonsten war sie noch kaum in Franken vertreten. Allerdings hatte sich auch in Franken der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund mit einigen Ortsgruppen etabliert. Mitglied war hier bereits der spätere Gauleiter Mainfrankens Otto Hellmuth (1896–1968).⁵

Da die dynastische Klammer fortgefallen war, traten fränkische separatistische Tendenzen wieder zu Tage, etwa in Nürnberg, die allerdings keine nachhaltige Wirkung entfalten konnten. Als ‚echte‘ Bayern empfinden sich die Franken freilich bis heute nicht.

In Franken selbst blieb die damals noch sehr relevante konfessionelle Spaltung bestehen, abzulesen auch an den Wahlergebnissen, insbesondere denjenigen für die NSDAP, für welche der Zuspruch unter den Protestanten deutlich höher war als bei den Katholiken. Ebenso existierte das Stadt-Land-Gefälle fort. Wirtschaftliche Dynamik, die Gründung oder der Ausbau von Industriebetrieben blieben in Franken auf die größeren Städte beschränkt; auf dem Land herrschte Stagnation und Armut.⁶ Allerdings konnte man sich dort mit Nahrungsmitteln behelfen. In Würzburg kam es bei einer Hungerdemonstration, die sich gegen Preissteigerungen und Lebensmittelknappheit richtete, am 28. Juni 1920 gar zum sogenannten „Blutmon-



Abb. 3: Gustav von Kahr (1862–1934) amtierte von März 1920 bis September 1921 als bayerischer Ministerpräsident. Foto: Von Autor unbekannt – Deutsches Versicherungsmuseum, Gotha, Gemeinfrei, <https://commons.wikimedia.org/w/index.php?curid=41608781>.

tag“. Warnschüsse der Reichswehr trafen zwei Personen tödlich, bei den Ausschreitungen gab es Verletzte, und der Regierungspräsident Unterfrankens verhängte den Ausnahmezustand.⁷

Eine Teilung in Stadt und Land hatte sich schon mit der ausbleibenden ‚Augustbegeisterung‘ bei Kriegsbeginn in ländlichen Regionen abgezeichnet, dann bei der unterschiedlichen Versorgung im Krieg, als die Hamsterfahrten der Städter für Konflikte sorgten.⁸ Auf dem Lande war eine größere Kontinuität der Einstellung bäuerlicher Schichten über den Krieg hinweg zu beobachten. Dort fehlte auch weitgehend die nationalistische Aufladung durch Ideologie und Propaganda. Nach dem Krieg wurde die Bindung an die Monarchie zwar gekappt, aber die Landbevölkerung blieb in weiten Teilen katholisch und entsprechend politisch, nun auf die BVP hin orientiert, vorkapitalistisch und mit einem in den allgemeinen Hungerkrisen gestärkten Selbstbewusstsein.⁹

Die politischen Rahmenbedingungen besserten sich dann nach der eigentlichen Revolutionsphase. Am 1. Juli 1920 schloss sich Coburg nach einer Volksabstimmung im vorangegangenen Jahr Franken bzw. dem Freistaat Bayern an. Die bayerische Verfassung garantierte das allgemeine und gleiche Wahlrecht für Frauen und Männer auch in den Kommunen, wo nun anstelle der Magistratsverfassung die süddeutsche Ratsverfassung galt. Einem auf zehn Jahre direkt gewählten Ersten Bürgermeister stand ein starker Rat gegenüber, für den die Zuständigkeitsvermutung galt. Die Kommunen genossen das Recht zur Selbstverwaltung, waren nach der Erzberger'schen Finanzreform von 1920 allerdings Kostgänger des Freistaates bzw. des Reiches.¹⁰

Als Belastungen, wie besonders die Folgezeit zeigen würde, blieben die immer



Abb. 4: Der „Fränkische Volksfreund“ berichtete am 30. Juni 1920 über den Würzburger „Blutmontag“.

wieder aufflammenden Umsturzversuche von links und rechts, die ökonomisch prekäre Lage und das System von Versailles mit seinem Reparationsregime und der außenpolitischen Isolierung und Diskriminierung des Reiches. Die Deutschen – und hierhin waren sie sich quer durch alle politischen Lager weitgehend einig – fühlten sich durch das Versailler Regime nicht nur bestraft und enteignet, sondern auch betrogen. Das Hauptproblem des Versailler Vertragswerkes war nicht nur seine Härte, sondern dass es ein dauerhaftes, diskriminierendes und willkürliches Regime begründete, das mit dem Instrument der Gewaltandrohung durch die französischen Besatzungskräfte im Westen Deutschlands operierte und auf der Herrschaft einer interalliierten Reparations-

kommission beruhte, die ebenfalls diktierte und nicht verhandelte. Zur neuen Ordnung des Völkerbunds, der von den Alliierten dominiert war, fanden die Verlierernationen einstweilen keinen Zugang. Dass die Amerikaner als eifrigste Verfechter einer ‚League to enforce Peace‘ dem Genfer Völkerbund ebenfalls fernblieben und den Versailler Vertrag nicht ratifizierten, untermauerte die Schiefelage des ganzen Systems. Vor allem wurde kein Abschluss dieser verdeckten Fortführung des Kriegszustandes gefunden.¹¹

In dieser Lage schien die Rückbesinnung auf den fränkischen Stamm eine Option, um psychische und ideelle Stabilität zu gewinnen. Der Stamm stand über der lokalen Heimat und wurde als Glied in einer Kette gesehen, die zum Volk und

der – nicht unbedingt biologisch und schon gar nicht im späteren nationalsozialistischen Sinne verstandenen – Rasse führe. Peter Schneiders Verständnis des fränkischen Stammes wollte sich dabei gerade über die kleinteilige Vielfalt der Heimatvereine erheben. Allerdings besaß sein 1920 gegründeter Frankenbund einen deutlichen Schwerpunkt im katholischen Würzburg und in Bamberg, zudem war die proklamierte historische Kontinuität des fränkischen Stamms eher eine Fiktion denn eine Realität, die sich aufzeigen ließ.¹² Schneider war durchaus bewusst, dass die Franken ein „*Mischvolk*“ waren und sich Neufranken mitunter stärker als „*begeisterte Franken*“ erweisen könnten als „*echte Franken*“. Die Franken waren für Schneider vor allem eine „*Schicksalsgemeinschaft*“, ein „*geschichtlich Gewordenes, Zusammengewachsenes*“, wie er recht modern formulierte, das nicht „*nur aus menschlichen Keimzellen herzuleiten*“ sei.¹³

In der Pflege fränkischer Mundart, Literatur, Lyrik, Kunst – kurz in der Rückbesinnung auf den Nahraum und im Rückzug in die Stammeskultur – zeigte sich eine Art fränkisches Biedermeier. In rauher Luft und unruhigen Zeitläuften der großen Politik konnte man sich in die behagliche Welt Frankens zurückziehen. Diese Idylle währte allerdings nicht lange: sie wurde beendet durch die Hyperinflation von 1923, die ökonomische Krise von 1929 und durch den Aufstieg der Nationalsozialisten, die mit Gauleiter Julius Streicher (1885–1946) in Nürnberg ihren unappetitlichsten Lautsprecher besaßen,

der 1940 selbst in der NSDAP für nicht mehr tragfähig befunden wurde. Von allem war man 1920 allerdings noch weit entfernt.

Prof. Dr. Peter Hoeres (geb. 1971) studierte 1992–1997 Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaft in Frankfurt am Main und Münster, wo er 2002 promoviert wurde (2003 Dissertationspreis der Universität Münster); 2004–2011 tätig als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an den Universitäten Münster und Gießen, wo er sich 2011 habilitierte; nach Professur-Vertretungen in Gießen und Mainz ist er seit dem Wintersemester 2013/2014 Ordinarius für Neueste Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg. Seit 2015 ist er Sektionsleiter für Geschichte der Görres-Gesellschaft; 2017 wurde er in den Wissenschaftlichen Beirat der Bundeszentrale für politische Bildung berufen und 2018 in die Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Seit 2019 ist er Leiter der Neuen Deutschen Biographie (NDB) online. Seine wichtigsten Forschungsgebiete sind die Geschichte der internationalen, insbesondere transatlantischen Beziehungen, Mediengeschichte und die Geschichte politischer und wissenschaftlicher Ideen. Seine Anschrift lautet: Julius-Maximilians-Universität Würzburg, Institut für Geschichte, Am Hubland, 97074 Würzburg, E-Mail: peter.hoeres@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

1 Der nachträglich geprägte Begriff ist allenfalls für das Jahrzehnt von 1924 bis 1929 tauglich und auch da nur für die urbane Entwicklung,

besonders in Berlin. Vgl. Hoeres, Peter: Die Kultur von Weimar. Durchbruch der Moderne. Berlin 2008.

- 2 Vgl. zu dieser Periode demnächst im Druck: Rückert, Maximilian Th. L.: Politik im Krieg. Ferdinand III. von Toskana und das Großherzogtum. Diss. Würzburg 2019; zuvor schon Altgeld, Wolfgang/Stickler, Matthias (Hrsg.): „Italien am Main“. Großherzog Ferdinand III. der Toskana als Kurfürst und Großherzog von Würzburg. Rahden u.a. 2007.
- 3 Verfassungsurkunde des Freistaates Bayern, § 1, in: Gesetz- und Verordnungsblatt für den Freistaat Bayern, Bd. 1919, Nr. 58. München 1919: <https://daten.digital-sammlungen.de/0010/bsb00108640/images/index.html?fp=193.174.98.30&id=00108640&seite=547> (Aufruf am 29.07.2020). Freistaat bedeutet Republik.
- 4 Zahlen nach Stickler, Matthias: Neuanfang und Kontinuität. Würzburg in der Weimarer Republik, in: Wagner, Ulrich (Hrsg.): Geschichte der Stadt Würzburg, Bd. III/1. Stuttgart 2007, S. 177–195, hier S. 192.
- 5 Schott, Herbert: Die Jahre der Weimarer Republik und des Dritten Reichs, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter: Unterfränkische Geschichte. Bd. 5/1. Würzburg 2002, S. 327–465, hier S. 334f.
- 6 Wagner, Horst-Günter: Die Entwicklung des Wirtschaftsraums Unterfranken 1814–2000, in: Kolb, Peter/Krenig, Ernst-Günter: Unterfränkische Geschichte. Bd. 5/1. Würzburg 2002, S. 137–189, hier S. 167f.
- 7 Schott: Entwicklung (wie Anm. 5), S. 333.
- 8 Büttner, Ursula: Weimar, die überforderte Republik. 1918–1933. Leistungen und Versagen in Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur. Bonn 2008, S. 24.
- 9 Ziemann, Benjamin: Front und Heimat. Ländliche Kriegserfahrungen im südlichen Bayern 1914–1923. Essen 1997, S. 462–472.
- 10 Stickler: Neuanfang und Kontinuität (wie Anm. 4), S. 184f.
- 11 Vgl. dazu Hoeres, Peter: Der Versailler Vertrag. Ein Frieden, der kein Frieden war, in: APuZ 15/2019, S. 38–44.
- 12 Blessing, Werner K.: Patriot in schwieriger Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider, in: *FRANKENLAND* 61/2009, S. 41–62.
- 13 Schneider, Peter: Deutsche und fränkische Rassenkunde, in: *Fränkische Heimat* 4 (1925), S. 268–273 und S. 314–319, Zitate S. 318f. Trotz des Titels und mehrfacher Referenzen auf die „nordische Rasse“ stellt dieser Beitrag Schneiders eine höflich formulierte, aber deutliche Absage an die Ideen der Günther'schen Rassenkunde („Rassen-Günther“) dar, die er an dieser Stelle besprach: Günther, H. F. K.: Rassenkunde des deutschen Volkes. München 3. Aufl. 1923.



Wir drucken alles für Sie!

halbigdruck

offset  digital

EGLMAIER VERLAG

Fachverlag für Handel
Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de

Franken um 1920 – Die religiöse und kirchliche Situation

Die Revolution von 1918/1919 und die daraus resultierenden Veränderungen brachten für die katholische und evangelische Kirche in Franken große Herausforderungen mit sich. Der Katholizismus konnte sich allerdings aufgrund seiner im 19. Jahrhundert gewachsenen breitgefächerten Organisationsstrukturen und politischen Präsenz besser auf die neue Situation einstellen. Die evangelische Kirche bedurfte nach dem Ende des Summepiskopats vor allem neuer Strukturen. Die Juden Frankens gingen weithin von einer gefestigten Heimatung aus, auch wenn sich neue Bedrohungen abzeichneten.

Zur Identität bzw. zu den Identitäten Frankens gehört, dass diese historische Landschaft seit dem 16. Jahrhundert eine gemischtkonfessionelle Prägung besitzt. Die konfessionellen Schranken zwischen katholischen und evangelischen Christen waren um 1920 bedeutend höher als heute. Die mentalen, kulturellen und nicht zuletzt auch politischen Profilierungen in mehrheitlich katholischen bzw. evangelischen Regionen unterschieden sich beträchtlich; der Gegensatz wurde im Interesse der jeweiligen eigenen Selbstvergewisserung nicht selten auch von kirchenamtlicher Seite gezielt gepflegt.

Vor allem die früheren Gebiete der Hochstifte Bamberg, Würzburg und Eichstätt sowie des Mainzer Oberstifts um Aschaffenburg waren durch das im 19. Jahrhundert gewachsene katholische Milieu

geprägt. Dieses wusste einerseits die eigene Identität zu wahren und zu stärken, war andererseits aber auch von der in der Kulturkampfzeit gewachsenen Abwehrbereitschaft bestimmt.

Dicht war die Binnenorganisation, die es ermöglichen sollte, die einzelnen Katholiken von der Wiege bis zur Bahre zu begleiten und sozusagen auf Linie zu halten. Der Gründer des Frankenbundes Dr. Peter Schneider besaß persönlich zweifelsfrei diesen katholisch-konfessionell geprägten lebensweltlichen Hintergrund. Er und schließlich auch der von ihm gegründete Frankenbund dürften aber zu den Kräften gehört haben, die im Geiste der Heimatbewegung, einer allgemein christlichen, nicht zuletzt aber auch nationalen Orientierung, den konfessionellen Ab- und Ausgrenzungen die Schärfe nahmen und ein gesamtfränkisches Bewusstsein jenseits der Konfessionsunterschiede förderten.

Dies ist auch ein Hinweis dafür, dass der so monolithisch erscheinende Katholizismus spätestens seit der Kontroverse um katholischen Modernismus und Reformkatholizismus an der Wende zum 20. Jahrhundert in Bewegung geraten war. Vor allem der Würzburger Theologe Herman Schell (1850–1906) hatte eine höhere Bereitschaft zum Dialog mit den Kräften des Wandels und Fortschritts, aber auch mit anderen christlichen Bekenntnissen angemahnt und nicht zuletzt eine abschließende Versöhnung mit dem preußisch-kleindeutschen Reich unterstützt. Die nationale Komponente erhielt infolge des Ersten Weltkrieges im katholischen Bereich ein größeres Gewicht, worin das

Verlangen der fränkischen Katholiken zu erkennen war, den fränkischen Protestanten in dieser Hinsicht in keiner Weise nachstehen zu wollen.

Der schon erwähnte Schell, aber auch andere (katholische) Theologen haben zahlreiche Priester und Laien – nicht immer zur Begeisterung der Diözesanleitungen – in diesem Geist beeinflusst und eine größere innerkirchliche Bereitschaft zur Kritik und zu Neuerungen gefördert. In der in den 1920er Jahren aufbrechenden katholischen Jugendbewegung und der liturgischen Bewegung fand diese Entwicklung ihre Fortsetzung. Für Franken gewann hier besonders die Burg Rothenfels an Bedeutung, die 1919 vom Fürstenhaus Löwenstein käuflich an den Jugendverband Quickborn überging. Die Ausstrahlung wuchs, als der angesehene Theologe

Romano Guardini (1885–1968) (Abb. 1) ab 1920 in enger Verbindung mit dem Quickborn und Rothenfels stand sowie ab 1927 (bis zur Konfiszierung der Burg Rothenfels durch die Nationalsozialisten 1939) als Burgleiter wirkte.

In Verbindung mit der liturgischen Bewegung regte sich auch im kirchlichen Bereich Interesse am neuen Bauen, verbunden mit einer Abkehr von historistischen Stilen. Hier ist vor allem der Neubau der Kirche St. Peter und Paul in Dettingen (1922/1923) unter Leitung der Architekten Martin Weber (1890–1941) und Dominikus Böhm (1880–1955) anzuführen, die als erste moderne Kirche in Deutschland gilt (Abb. 2). Dass solche Experimente auf Widerspruch stießen, kann aber nicht verwundern, denn noch war in beiden Konfessionen ein Stil mit histori-



Abb. 1: Romano Guardini auf Burg Rothenfels.

Foto: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/00/Guardini_auf_rothenfels.jpg.



Abb. 2: Innenansicht der Kirche St. Peter und Paul in Dettingen.

Foto: Michael Pfeifer.

sierenden Anklängen in Verbindung mit einem naturnahen und landschaftsbezogenen Bauen bestimmend. Es sollte damit auch eine gewisse Bodenständigkeit in einem (alt-) fränkischen Geist zum Ausdruck kommen.

Gegenüber der durch die Revolution aufgebrochenen neuen demokratischen Zeit der Weimarer Republik blieben große Kreise beider Konfessionen skeptisch. Zu erinnern ist allein daran, dass die drei fränkischen Bischöfe, der Würzburger Ferdinand (von) Schlör (1838–1924), der Eichstätter Leo (von) Mergel (1847–1932) sowie der Bamberger Johann Jakob (von) Hauck (1861–1943) jeweils durch königliche Nomination in ihr Amt gekommen waren und ihnen auch der persönliche Adel vom König verliehen worden war. In Würzburg herrschte ab 1920 die beson-

dere Situation, dass Bischof Schlör aus Altersgründen seine Bistumsleitung abgeben musste. Am 7. Juni dieses Jahres wurde der Bamberger Erzbischof Hauck als Administrator eingesetzt. Schlör verstarb am 2. Juni 1924. Erst dann erhielt das Bistum Würzburg wieder einen neuen Bischof. Zum 1. Oktober 1924 ernannte Papst Pius XI. (reg. 1922–1939) den Eichstätter Theologieprofessor Matthias Ehrenfried (1871–1948). Es kam damit erstmals das päpstliche Ernennungsrecht für die bayerischen Bischöfe in Anwendung, wie es das am 29. März 1924 unterzeichnete – aber erst am 24. Januar 1925 ratifizierte – Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Freistaat Bayern vorsah. Dieses Konkordat trug den neuen Verhältnissen nach der Revolution Rechnung und stellte die Beziehungen zwischen Staat und ka-



Abb. 3: Generalsynode in Ansbach 1920, Zug der Synodalen vom Ansbacher Schloss zum Eröffnungsgottesdienst in die Gumbertuskirche.

Foto: Landeskirchliches Archiv der Evang.-Luth. Kirche in Bayern (LAELKB), BS 06 448 Ansbach.

tholischer Kirche in Bayern auf eine neue Grundlage. Analog kam es zu Kirchenverträgen zwischen dem Freistaat Bayern und der evangelischen Kirche, getrennt für die Pfalz und das rechtsrheinische Bayern (am 15. November 1924 unterzeichnet, am 27. bzw. 29. Januar 1925 in Kraft getreten).

Das Ende der bayerischen Monarchie war für die meisten Bischöfe, aber auch für viele Katholiken geradezu ein Schock. Gleichzeitig kompensierte man im katholischen Bereich diesen Verlust, indem den Bischöfen die Rolle von Ersatzmonarchen zuwuchs und sie in der öffentlichen Wahrnehmung an Bedeutung gewannen. Vor allem der aus Unterfranken (Heidenfeld) stammende Erzbischof von München und Freising Kardinal Michael (von) Faulhaber (1869–1952) verstand es, diese Rolle eindrucksvoll auszufüllen; auch Bischof Ehrenfried wusste sich als imposante Erscheinung in Szene zu setzen.

In beiden Konfessionen blickten nicht wenige mit Sorge auf die aus der Revolution resultierenden Veränderungen. Die geistliche Schulaufsicht wurde aufgelöst, ebenso die Mitwirkung der Geistlichen an der öffentlichen Armenpflege beendet. Letzteres trug aber dazu bei, dass die kirchlichen Initiativen im Bereich der Caritas und der Diakonie bzw. Inneren Mission

verstärkt wurden. Beide Konfessionen sahen es als Erfolg an, dass das konfessionelle Volksschulwesen erhalten blieb.

Die evangelische Kirche musste sich in Folge der Trennung von Staat und Kirche und dem Ende des monarchischen Summepiskopats nun auch organisatorisch eigenständig aufstellen. Vom 12. bis 17. August 1920 tagte in Ansbach eine verfassungsgebende Generalsynode der rechtsrheinischen evangelischen Kirche Bayerns (also ohne die Pfalz) (Abb. 3).

Sie diskutierte und verabschiedete eine neue Kirchenverfassung. Diese trat am 1. Januar 1921 in Kraft und schuf die bis heute bestehende „Evangelisch-Lutherische Landeskirche in Bayern“ – damals noch mit dem Zusatz „rechts des Rheins“. Die neue Kirchenverfassung stärkte das synodale Element und die rechtliche Stellung der einzelnen Kirchengemeinden. An der Spitze der Landeskirche stand ein Kirchenpräsident. Schon auf der Ansbacher Generalsynode wurde der seit 1917 als Oberkonsistorialpräsident amtierende Geistliche Friedrich Veit (1861–1948) zum neuen Kirchenpräsidenten gewählt. Er lehnte übrigens die Bezeichnung (Landes-) Bischof ab, um eine Verwechslung mit katholischen Würdenträgern zu vermeiden. Erst Hans Meiser (1881–1956), der 1933

seine Nachfolge antrat, trug diesen Titel. Die Kirchenverfassung schuf zudem als neue Einheit drei Kirchenkreise mit Sitz in Ansbach, Bayreuth und München; später folgten Nürnberg (1935), Regensburg (1951) und Augsburg (1971). Ergänzend sei hier angemerkt, dass die jeweiligen Kreisdekane erst seit dem Jahr 2000 die Bezeichnung Regionalbischöfe führen. Am 1. April 1921 wurde auch Coburg Teil der bayerischen Landeskirche. Obwohl das Landeskirchenamt in München verblieb, schlug das Herz des bayerischen Luther-



Abb. 4: Die Philippuskirche in Rummelsberg.
Foto: <https://commons.wikimedia.org/wiki/index.php?curid=26324890>.

tums wie schon immer seit den Anfängen des neuen Bayern zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Franken. Als geistliche Vororte können Neuendettelsau mit seinen Einrichtungen für die innere und äußere Mission sowie Rummelsberg, wo in den 1920er Jahren ein Zentrum der Diakonie entstand, genannt werden. 1924 bis 1927 entstand dort die für die Architektur der Zwischenkriegszeit typische Anstaltskirche St. Philippus (Abb. 4).

Trotz der angesprochenen Differenzen innerhalb des fränkischen Katholizismus dürfte die innerprotestantische Situation in den frühen 1920er Jahren noch spannungsreicher gewesen sein. Liberale, nationale, sozialreformerische und eher traditionell lutherische Kräfte standen sich hier gegenüber. Die Entfremdung von der Kirche stellte zudem vor allem im städtischen Bereich für den Protestantismus ein erhebliches Problem dar.

In der Forschung ist die Auffassung zu finden, dass sich der Katholizismus auf die neue Situation nach dem Ersten Weltkrieg besser als der Protestantismus einzustellen vermochte. Ohne die Demokratie als Staats- und Lebensform voll bejahen zu müssen bzw. zu wollen, boten sich jetzt verbesserte Möglichkeiten, über den sog. politischen Katholizismus (also das Zentrum bzw. in Bayern ab 1919 durch die Bayerische Volkspartei) kirchliche Interessen zu wahren. Gleichwohl ist auch hier eine innere Erosion festzustellen, wie sie die Gründung der Christlich-Sozialen Partei 1920, die auch den Beinamen Bayerisches Zentrum trug und linke, teils auch sozialistisch orientierte Kräfte des katholischen Lagers zusammenführte, an den Tag legte. Ihre Exponenten Vitus Heller (1882–1956) und Leo Weismantel (1888–1966), der allerdings der Partei nicht selbst angehörte, konnten vor allem in Würzburg

eine gewisse Anhängerschaft, besonders bei den jungen Katholiken, gewinnen.

Das Ende der Monarchien und der Übergang zur Demokratie bedeuteten für die innere Struktur des deutschen und fränkischen Katholizismus keinen besonders auffälligen Einschnitt. Mit der Weimarer Verfassung fielen sogar manche hemmenden staatskirchlichen Schranken. Die freien Entfaltungsmöglichkeiten, die nun die Kirche erhalten hatte, führten zu einer Blüte des Ordenslebens und zu einem Höhepunkt des Verbandskatholizismus. Vor allem für die katholischen Verbände war Würzburg, das Bayern mit dem Norden Deutschlands verband, ein wichtiger Kristallisationspunkt. Nachdem seit dem

Katholikentag in Metz 1913, der in deutscher und französischer Sprache durchgeführt worden war, aufgrund des Ersten Weltkriegs und der schwierigen Nachkriegssituation keine solche Veranstaltung mehr organisiert werden konnte, rief das Zentralkomitee der deutschen Katholiken für den 13. September 1920 zu einem „Vertretertag der katholischen Vereine“ nach Würzburg, um für die neue Zeit die Kräfte des Laienapostolats zu sammeln und deren alle Schichten und Stände verbindenden Ideale für den Wiederaufbau zu aktivieren. Nur wenige Tage später wurde wiederum in Würzburg, und zwar im Hutten'schen Garten, der katholische Sportverband DJK (Deutsche Jugend



Abb. 5: Nuntius Eugenio Pacelli wird bei seinem Besuch in Würzburg (1919) von einem Vertreter der katholischen Studentenverbindungen begrüßt. Das Bild zeigt in der ersten Reihe mit dem Nuntius links direkt neben der Fahne in der Rückenansicht den Würzburger Oberbürgermeister Andreas Grieser (1868–1955), rechts den Regierungspräsidenten von Unterfranken und Aschaffenburg Julius Ritter von Henle (1864–1944) und den Rektor der Julius-Maximilians-Universität Prof. Georg Rost (1870–1958).

Foto: Archiv der K.D.St. V. Cheruschia Würzburg im CV.

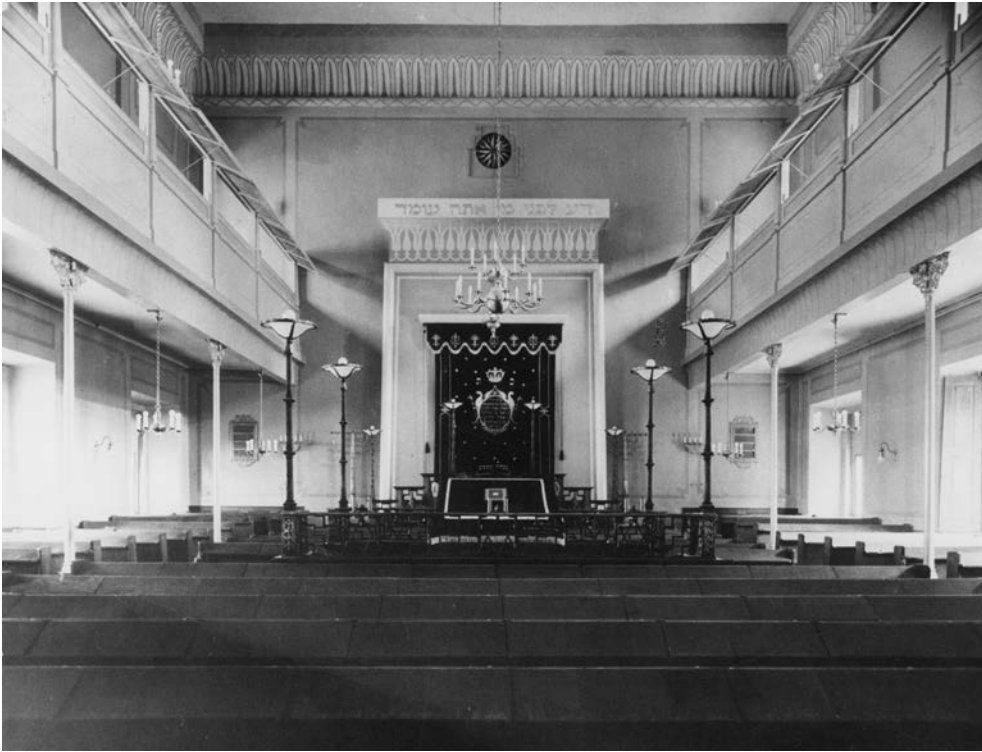


Abb. 6: Innenansicht der Würzburger Hauptsynagoge nach dem Umbau 1926.

Foto: Stadtarchiv Würzburg, Fotosammlung – Jüdisches Leben.

Kraft) gegründet, um so Katholiken in der modernen Sportbewegung eine Heimat zu bieten.

Auch wenn es im Katholizismus durchaus divergierende Auffassungen gab, so war die Ausrichtung auf das Ganze, auf die Kirche als verbindende und bestimmende Kraft entscheidend. Bestimmend war besonders ein lebendiger Volkskatholizismus durch alle Schichten mit einer ausgeprägten kirchlich-religiösen Praxis, die von einem hohen Prozentsatz der Gläubigen geübt wurde. Eine ungebrochene Volksfrömmigkeit gehört zu den besonderen Merkmalen des fränkischen Katholizismus. Dies gilt zumindest für die ländlichen Gebiete, aber auch für die

kleinbürgerlich geprägten Städte. Sorgen bereitete allerdings das Arbeitermilieu.

Das Selbstwertgefühl des deutschen und fränkischen Katholizismus steigerte sich in diesen Jahren auch dadurch, dass sich die Katholiken nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem sog. „Versailler Schmachfrieden“ international nicht so isoliert und erniedrigt fühlen mussten wie die deutschen evangelischen Mitchristen, da sie sich in der universalen römisch-katholischen Weltkirche beheimatet sehen konnten. So bildete es ein wichtiges Zeichen katholischen Miteinanders, als der Nuntius in Bayern, Erzbischof Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. (reg. 1939–1958), vom 10. bis 13. Dezember

1919 nach Unterfranken kam, um vor allem heimgekehrte deutsche Kriegsgefangene, die noch in Würzburg und Hammelburg zusammengezogen waren, zu besuchen (Abb. 5). Wie sehr Papst Benedikt XV. (reg. 1914–1922) der Ausgrenzung der Deutschen als Teil der Völkerfamilie entgegenwirken wollte, wird ebenfalls daran deutlich, dass Pacelli auch als Münchener Nuntius die Leitung des päpstlichen Hilfswerkes für Kriegsoffer aller Nationen behielt.

Eine dritte religiöse Gruppe darf für das Franken der 1920er Jahre nicht vergessen werden, nämlich die Juden. In den 1920er Jahren lebten über 40.000 Juden in Bayern und davon die meisten in Franken. Die größten jüdischen Gemeinden waren Nürnberg im Jahre 1933 mit 8.603, Fürth i. Bayern mit 2.504 und Würzburg mit 2.261 Mitgliedern (Abb. 6). Soziologisch handelte es sich um eine recht uneinheitliche Gruppe: sie reichte von den traditionell und orthodox orientierten fränkischen Landjuden bis hin zu assimilierten, religiös liberal und politisch sogar deutschnational orientierten Juden, wie sie sich vornehmlich in den Städten fanden.

Viele sahen sich vor allem durch den Einsatz und den hohen jüdischen Blut-

zoll im Ersten Weltkrieg nun definitiv im deutschen Vaterland angekommen. Der überkommene christliche Antijudaismus war allerdings nicht erloschen und zusammen mit dem neuen rassistisch-völkischen Antisemitismus entstand ein gefährliches Gebräu, dessen letztliche, infernale Wirkung allerdings zu Beginn der 1920er Jahre kaum zu ahnen war.

Prof. Dr. Wolfgang Weiß studierte Katholische Theologie (Dipl.-Theol.) und Geschichte (M.A.) in Passau und Würzburg. Nach theologischer Promotion und Habilitation lehrt er seit 1999 Fränkische Kirchengeschichte und Kirchengeschichte der Neuesten Zeit an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Würzburg. Seit 2003 ist er auch Vorsitzender des Würzburger Diözesangeschichtsvereins; in dieser Eigenschaft gibt er die Würzburger Diözesangeschichtsblätter sowie die Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg heraus. Seine Anschrift lautet: Anemonenweg 23, 97084 Würzburg; E-Mail: w.weiss@mail.uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen zu unserer Jubiläumsausstellung ‚Franken um 1920‘ – Zur Entstehung des FRANKENBUNDES

Unsere Jubiläumsausstellung verortet den FRANKENBUND inmitten der vielfältigen Zeitströmungen Frankens um 1920. Dieser Beitrag untersucht die Entstehungsgeschichte des FRANKENBUNDES anhand zeitgenössischer Dokumente und setzt sie in Bezug zu den Themen unserer Jubiläumsausstellung.

„Als ich am zweiten Pfingstfeiertag des Jahres 1920 [24. Mai 1920] dem Gottesdienst in der Hofkirche zu Würzburg anwohnte, stand plötzlich der Begriff *F r a n k e n b u n d* ganz klar und deutlich vor meiner Seele. Die Gründung erschien mir als eine selbstverständliche Notwendigkeit ...“¹ In dieser rückblickenden Bemerkung des Würzburger Gymnasiallehrers Dr. Peter Schneider wurde häufig die Geburtsstunde des FRANKENBUNDES erblickt. Doch schaut man sich den Satz genauer an, war davon keine Rede. Vielmehr sprach Schneider von dem Begriff, den er für das ihn seit Jahren beschäftigende Projekt gefunden hatte: ein Zusammenschluss aller Franken mit dem von ihm selbst formulierten Ziel: „Wir Franken müssen uns, den Landes- und Verwaltungsgrenzen zum Trotz, wieder als *e i n e F a m i l i e* fühlen lernen, die ein gemeinsames Kulturerbe überkommen hat und zu wahren verpflichtet ist.“² Mit der Namensfindung war lediglich der Schlusspunkt zu seinen Überlegungen gesetzt, von da an ging es an die Umsetzung seiner Ideen, wie Franken zu

einer identitätsstiftenden Einheit geformt werden könne.

Die Gründung des FRANKENBUNDES war kein spontaner Einfall Peter Schneiders, sondern sie war von ihm von langer Hand vorbereitet. Gab es ein auslösendes Moment für die Gründung? Was waren die leitenden Ideen, was war die Gründungsabsicht, welche Vorbilder gab es für das Projekt „Frankenbund“? Welche prägenden Zeiteinflüsse gab es? Auch diese Fragen bilden den Hintergrund unserer Jubiläumsausstellung ‚Franken um 1920‘ – aber wir werden sie nicht vollständig beantworten können. Denn es fehlen uns persönliche Aufzeichnungen Peter Schneiders, seine Briefe und Manuskripte aus dieser Zeit. Sein Schriftgut aus der Zeit vor 1945 ist nämlich ebenso wie das Archiv des FRANKENBUNDES beim großen Luftangriff auf Würzburg am 16. März 1945 im Keller seines Wohnhauses in der Würzburger Altstadt verbrannt.

Um Licht in die Vorgeschichte des FRANKENBUNDES zu bringen, sind wir auf gedruckte Quellen angewiesen. Deshalb spielt die Zeitschrift *FRANKENLAND* eine wichtige Rolle. Diese Zeitschrift wurde schon 1914 gegründet, also einige Jahre vor dem FRANKENBUND und unabhängig von ihm. Die Initiative zur Herausgabe der Zeitschrift lag beim Druckereibesitzer Konrad Triltsch (1871–1921) aus Dettelbach, der den Fürstlich Löwensteinschen Archivar Dr. Hans Walter aus Kreuzwertheim als Herausgeber gewann. Als erfolgreicher Geschäftsmann hatte Triltsch ein Gespür dafür, dass eine

„*Illustrierte Monatsschrift für Geschichte, Kunst, Kunsthandwerk, Literatur, Volkskunde und Heimatschutz in Franken*“ – so der Untertitel des ersten Heftes – einen Markt finden würde.

Die Hefte waren sehr aufwendig gestaltet mit Titel- und Schlussvignetten des Würzburger Kunstmalers Otto Rückert, von dem auch das kunstvoll gestaltete, farbig gedruckte Titelblatt stammte. Zahlreiche Fotos (!) und Stiche ergänzten die wertvolle Aufmachung und machten allein durch die Ausstattung deutlich, dass sich die Publikation an das Bildungsbürgertum in Franken wandte.

Aufschlussreich ist auch ein Blick auf das Vorwort mit der Aufzählung des Beratergremiums und der Sachgebiete, für die dessen Mitglieder zuständig waren: Neben Beratern für die Geschichte der drei fränkischen Bezirke wurden auch Gelehrte für Badisch-Franken und Württembergisch-Franken aufgezählt. Fränkische Volkskunde war ebenso eine Disziplin, die im *FRANKENLAND* behandelt werden sollte, wie auch Kulturgeschichte, Fränkische Literaturgeschichte, Fränkische Rechtsgeschichte und Fränkisches Kunsthandwerk



Abb. 1: Innenblatt der ersten Ausgabe des *FRANKENLANDES* aus dem Jahr 1914.

Foto: Ch. Bergerhausen.



Abb. 2: Titelblatt der ersten Ausgabe des *FRANKENLANDES* aus dem Jahr 1914.

Foto: Ch. Bergerhausen.

sowie Architektur. Als weitere Gebiete wurden Vorgeschichte und Denkmalpflege, Historische Geographie, Fränkische Münzkunde, Fränkische Geschlechterkunde und sogar Kriegsgeschichte einschließlich Heereskunde aufgelistet.

Von Anfang an zeichnete sich das *FRANKENLAND* durch eine vielfältige Themenpalette aus, die eine bloß historische Sicht auf Franken vermeiden wollte: Es ging um die „*Erforschung und Erkenntnis Frankens großer Vergangenheit*“ ebenso wie um die „*Stärkung fränkischer Eigenart in unseren Tagen*“. Darüber hinaus sollten „*die Führer der modernen fränkischen Literatur und die Vorkämpfer eines wieder erwachenden fränkischen Kunstgewerbes als Mitarbeiter*“ gewonnen werden.³ Die Zeit-

schrift wollte mithin die Vielfalt und Einzigartigkeit fränkischer Kultur und Geschichte in Gegenwart und Vergangenheit repräsentieren.

Auch für die Bearbeitung der Themen hatte der Herausgeber ganz bestimmte Vorstellungen: Es sollten „nach wissenschaftlichen Grundsätzen gearbeitete Beiträge“ sein. Weiter führte er aus: „Wenn wir Wissenschaftlichkeit als unbedingte Basis der Monatsschrift ‚Frankenland‘ betonen, so ist damit nicht gesagt, daß wir für Fachgelehrte schreiben. Im Gegenteil – aber nur auf dieser Grundlage ist es möglich, **allen geistig weiterstrebenden Franken** jeden Standes und Berufes, daheim und in der Fremde, Anregung und Förderung in **einwandfreier Form** zu geben.“⁴

Dass Triltsch den Markt richtig eingeschätzt hatte und die Zeitschrift den gewünschten Leserkreis erreichte, zeigte sich daran, dass sich diese Publikation trotz widriger Zeitumstände – kurz nach der Gründung der Zeitschrift brach der Erste Weltkrieg aus – behaupten konnte; erst vor der massiven Geldentwertung musste sie kapitulieren; das FRANKENLAND wurde Ende 1922 eingestellt, da „die Kosten nicht mehr gedeckt wurden“.⁵ (In den folgenden Jahren suchte Schneider mittels Kooperationen mit bereits bestehenden Zeitschriften den Mitgliedern des FRANKENBUNDES eine entsprechende Publikation anbieten zu können. Dennoch konnte er erst 1949 wieder eine eigene Vereinszeitschrift herausbringen.)

Erstmals in Heft 1 – 1915 trat Peter Schneider als Autor im FRANKENLAND in Erscheinung. In loser Folge veröffentlichte er seine „Fränkischen Briefe“. Über seine Beweggründe berichtete er rückblickend: „Ich selber hatte – von Speyer aus – [...] das Empfinden, daß die Zeitschrift „Frankenland“ berufen sein könnte, dem

fränkischen Gedanken, zu dem ich mich längst durchgerungen hatte, zu einer neuen Blüte zu verhelfen. Deshalb bot ich mich Dr. Walter als Mitarbeiter an; er nahm das Angebot an, und ich verpflichtete mich zunächst eine Reihe „Fränkischer Briefe“ für die Zeitschrift zu schreiben.“⁶

Nach dem Tod des Herausgebers im Juni 1916 übernahm Schneider die Schriftleitung des FRANKENLANDES. Mit ihr hatte er das Sprachrohr gefunden, um seine Ideen einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So war es nur folgerichtig, dass er nach der Gründung des FRANKENBUNDES das FRANKENLAND zum „Organ des Frankenbundes“ machte und alle Mitglieder zum Bezug verpflichtete.⁷ Mit der Ausweitung des Leserkreises auf die FRANKENBUND-Mitglieder ging auch eine Änderung in der Ausrichtung der Zeitschrift einher, die er als Schriftleiter so begründete: „Unser „Frankenland“ nehmen von jetzt an Kopf- und Handarbeiter in gleicher Weise in die Hand. Damit ist ein starker Ruck zum Volkstümlichen von selbst gegeben.“ Diese Ausweitung allerdings sollte nicht zur Verflachung führen: „Die schlichtesten Leute in unserem Frankenvolke sind zu stolz, als daß ihnen das Tummeln im Platten und Alltäglichen auf die Dauer gefallen könnte.“⁸

Die besondere Bedeutung, die der Zeitschrift FRANKENLAND für den FRANKENBUND und sein Programm seit seiner Gründung zukommt, spiegelt sich auch in unserer Jubiläumsausstellung wider: So stellt die **Litfaßsäule Nr. 6** das FRANKENLAND vor.

Die Zielsetzung, die Peter Schneider nach Übernahme der Schriftleitung bereits der Zeitschrift FRANKENLAND gegeben hatte, wurde auch für den später gegründeten FRANKENBUND richtungsweisend: Erziehung zum Frankentum. Was

darunter zu verstehen ist, wurde in der vorläufigen Satzung des FRANKENBUNDES vom 7. April 1921 genauer ausgeführt: Weckung „*ein[es] freudige[n] Stammesbewußtsein[s] ..., das aus dem Gefühl der Gemeinsamkeit von Herkunft, Wesen und Kultur erblüht*“.⁹ Auf dieser Grundlage sollte die Zukunft gestaltet werden: „*Durch diese Stärkung des fränkischen Volksbewußtseins will der [Franken-]Bund mithelfen am Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft*“.¹⁰ Denn ein solcher Aufbau der deutschen Volksgemeinschaft konnte für Schneider „*nur von innen heraus erfolgen – durch Weckung der stammestümlichen Tugenden*“, wie er 1920 in seinem Vorwort zur ersten Nachkriegsausgabe des FRANKENLANDES betonte.¹¹

Es wäre naheliegend, aus diesen Bemerkungen den Schluss zu ziehen, der FRANKENBUND sei als Reaktion auf den verlorenen Ersten Weltkrieg und den Zusammenbruch der Monarchie in Bayern gegründet worden, um in das damit eingetretene Vakuum staatlicher Führung ein neues identitätsstiftendes Element einzuführen. Aufhorchen lassen jedoch Schneiders Worte auf dem Fest zum 10-jährigen Bestehen des FRANKENBUNDES, als er auf die „*Voraussetzung für die Gründung des Frankenbundes*“ zu sprechen kam: „*Seine [des Frankenbundes] Stifter waren – schon vor dem großen Kriege – erschüttert von der Not des entwurzelten, des heimatlos gewordenen Menschen der neueren Zeit, dem der Stolz auf heimatliches und auf stammliches Kulturerbe fehlen mußte, weil er bewußtseinsmäßig keine Heimat mehr hatte*“.¹²

Der Ausgang des Ersten Weltkriegs war Schneider zufolge also nicht der Grund für die Errichtung des FRANKENBUNDES; schon vorher hatte er sich immer wieder ausführlich zu Franken zu Wort gemeldet. Folgt man seiner Wortwahl und seinen

Argumentationsmustern, so fällt der Blick auf eine im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts entstandene Bewegung, die Antworten bot auf den drohenden Verlust des ‚heimatlichen und stammlichen Kulturerbes‘. Gemeint ist die sogenannte Heimatschutzbewegung, die vom deutschen Komponisten Ernst Rudorff ins Leben gerufen worden war, schnell Anhänger fand und mit der Gründung des ‚Bund Heimatschutz‘ am 30. März 1904 in Dresden ihren ersten organisatorischen Abschluss fand. Diese Bewegung „*suchte in Konzeption und Praxis das weitgehend aus der Romantik entwickelte Programm von ‚Heimat‘ umzusetzen und verfügte in diesem Versuch innerhalb des Spektrums der gesamten wilhelminischen fortschrittskritischen Bewegung durchaus über programmatische Eigenständigkeit*“.¹³

Als „*eine Antwort der Moderne auf die Wandlungen des Industriezeitalters*“¹⁴ stand hinter dem Begriff Heimatschutz ein Programm, das der Entfremdung des Einzelnen, die als Folgeerscheinung der mit der Industriellen Revolution einhergehenden Umwälzungen in vielen Lebensbereichen gewertet wurde, Einhalt gebieten wollte. Seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts registrierten „*vorwiegend die Mitglieder des gebildeten Mittelstandes [...] die Veränderungen im Landschaftsbild und die wachsende Urbanisierung infolge des dynamisierten Wirtschaftsprozesses mehr und mehr negativ als bloße Zerstörung der natürlichen Lebensräume und, weitergehend noch, als eine Bedrohung der deutschen kulturellen Identität*“.¹⁵ Durch das Aufrechterhalten von Bräuchen, durch die Rückbesinnung auf die Geschichte, durch Landschaftsschutz sollte Althergebrachtes als Identifikationsort dienen. Heimat galt hier als „*Bollwerk im Strom der Zeit*“.¹⁶ Zutiefst konservativ, brachte die Heimatschutzbe-

wegung jedoch auch zukunftsweisende Reformvorstellungen hervor und wurde so zu einem Vorbereiter der ökologischen Bewegung.¹⁷

Überall in Deutschland fand die Heimatschutzbewegung großen Zulauf; sie traf den Nerv der Zeit und bot mit ihrem vielfältigen Programm einen Ausgleich zwischen dem Festhalten am Althergebrachten und dem Wunsch nach Gestaltung der Zukunft.¹⁸ Dass sich auch der erste Herausgeber des *FRANKENLANDS*, Dr. Walter, dieser Bewegung nahe fühlte, zeigte die bereits zitierte Verwendung des Begriffs Heimatschutz im Untertitel der Zeitschrift an. Explizit machte sie im zweiten Jahrgang ihre Leser auf diese Bewegung aufmerksam, als eine Verfügung des Preußischen Kultusministeriums in ihr abgedruckt wurde, die die Schulen zur Mitarbeit am Heimatschutz aufrief.¹⁹

Auch die Heimatschutzbewegung ist ein Thema unserer Jubiläumsausstellung; mit ihr befasst sich die **Litfaßsäule Nr. 1**; Infos zur Heimatschutzarchitektur wird die **Litfaßsäule 4** bieten.

Nach 1900 wurden in ganz Deutschland Heimatschutzbünde gegründet, die zum Teil bis heute bestehen. Ihre Gründungssatzungen ähnelten einander stark, ging es ihnen doch um die Wahrung der regionalen Eigenart und um den Schutz der „*Heimat in ihrer natürlichen und geschichtlich gewordenen Eigenart*“.²⁰ Zum typischen Erscheinungsbild eines Heimatbundes gehörte die Gründung von Ortsgruppen, die als Heimatvereine das Programm entsprechend den örtlichen Gegebenheiten umsetzten.²¹ Dieses Programm war „*sowohl auf die Erforschung der Vergangenheit als auch auf die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft gerichtet*“;²² Aufgabe der Heimatvereine war es – wie ein Zeitgenosse 1908 formulierte – nicht, „weni-

*gen Gelehrten Stoff zum Nachdenken [zu] bieten, sondern alle Volkskreise heran[zu]ziehen und [zu] erziehen, [zu] erziehen zur rechten Freude und Begeisterung an der Heimat“.*²³ Damit unterschieden sich die Heimatvereine hinsichtlich ihres Adressatenkreises, ihres Themenspektrums und ihrer volkserzieherischen Zielsetzung signifikant von den schon bestehenden historischen Vereinen, die dem gelehrten Austausch dienten und auf ein bildungsbürgerliches Publikum zielten.

Um der konstatierten Gefahr für die kulturelle Identität Deutschlands zu begegnen, wurde auf die im 19. Jahrhundert weit verbreitete Vorstellung zurückgegriffen, der zufolge das deutsche Volk ein Zusammenschluss aus verschiedenen Volksstämmen sei.²⁴ Erst im Zusammenspiel ihrer Eigenarten hätten sie das deutsche Volk hervorgebracht. Oder anders ausgedrückt: Je stärker sie ihre Eigenheiten ausprägten, umso mehr trugen sie zur Größe des Gesamtgebildes ‚deutsches Volk‘ bei.

Auch Schneider griff auf diese durch die Heimatschutzbewegung vermittelte Trias Heimat – Stamm – Vaterland zurück, als er sein Erziehungsprogramm zum Frankentum entwickelte. Für ihn waren die Stämme die wirkmächtigen Elemente der Geschichte. Jeder Stamm sollte sein Stammesbewusstsein ausbilden, und alle zusammen sollten mit ihren Eigentümlichkeiten das Volksganze prägen.²⁵ „*Der Franke und der Baier und der Schwabe, der Thüringer und der Sachse: jeder sei sich vor allem des eigenen Stammestums bewußt*“.²⁶ In dieses Konzept band er sein Projekt ein, die Franken zu einem selbstbewussten Volk mit Stolz auf seine Eigenarten und seine Geschichte auszubilden. Den möglichen Vorwurf einer partikularistischen Einstellung wehrte er gleich in seinem 1915 veröffentlichten 2. Fränkischen Brief ve-

hement ab: Vielgestaltigkeit war ihm „Hauptkennzeichen deutschen Wesens und deutscher Begabung“. ²⁷ Genau dazu sollte ein selbstbewusstes Franken seinen Anteil beisteuern.

Aus der von ihm propagierten Ausbildung der fränkischen Stammeseigentümlichkeiten folgte jedoch nicht ein Einsatz für die territoriale Selbstständigkeit Frankens. Separatistische Konsequenzen aus der Wiederbelebung des fränkischen Stammesbewusstseins zu ziehen, lehnte er kategorisch ab, denn „wenn Stammes- und Staatsgrenzen zusammenfallen, [fehlt] einem solchen Staatengebilde naturgemäß jener lebendige Wetteifer [...], den das Nebeneinander der Stämme in einem Staat erzeugt“. ²⁸ Der bereits in seiner Zeit erhobenen Forderung nach einer Loslösung Frankens von Bayern erteilte er folglich eine klare Absage: Er brandmarkte sie als Rückfall in die „überwundenen Zeiten der Kleinstaaterei“. ²⁹

Bei allen seinen Äußerungen zu Franken und zu deutscher Volksgemeinschaft fällt die weitgehende Ausblendung der zeitgenössischen politischen Situation auf. Seine auf den ersten Blick politisch neutrale Haltung, die er auch zum Konstitutivum des FRANKENBUNDES machte, hatte indessen auch eine Kehrseite: die fehlende Unterstützung für die Weimarer Republik, das Desinteresse an der sich entwickelnden Demokratie in Deutschland.

Offenbleiben muss die Frage, ob sich Schneider explizit als Anhänger der Heimatschutzbewegung bezeichnete. Zur Beantwortung fehlen uns die persönlichen Zeugnisse. In seinen gedruckten Äußerungen dieser Zeit ließ er häufig Kenntnisse des ideologischen Unterbaus der Bewegung erkennen und setzte sich partiell kritisch mit einzelnen ihrer Elemente auseinander. Ein offenes Eintreten Schnei-

ders für diese Bewegung ist indessen nicht überliefert. ³⁰

Dass Schneider sich nicht scheute, gegen den Zeitgeist seine Meinung zu vertreten, zeigt sein Werben für eine Aussöhnung mit Frankreich bereits kurz nach dem Ersten Weltkrieg. So forderte er 1919 von seinen Zuhörern in Bamberg, sich vorzustellen, „*Sie hätten während des Krieges [...] nicht in Bamberg, sondern in Reims oder Ypern gewohnt*“, die beide bekanntlich schwer unter der deutschen Kriegsführung gelitten hatten. ³¹ Sein sich in den nächsten Jahren noch verstärkendes Plädoyer für eine deutsch-französische Aussöhnung war Konsequenz seiner Vorstellung von einem fränkischen Stamm, der prägenden Anteil sowohl an der deutschen wie auch an der französischen Geschichte gehabt hatte. Daraus zog Schneider den Schluss: „... *sehr viel wertvolles fränkisches Blut [ist] ins französische Volk übergegangen. Sollte es nicht für die ‚spätere unausbleibliche Verständigung‘ zwischen Deutschland und Frankreich wertvoll sein, auf diesen rassischen Zusammenhang hinzuweisen, wenn alles sonst versagt?*“ ³²

Fernziel Schneiders war die Konstituierung Frankens als eines sich seiner Eigenart bewussten und darauf stolzen Volksstammes. Noch war Franken davon weit entfernt; hinderlich auf diesem Wege waren:

1. die durch die Kleinstaaterei erzeugte territoriale Zerrissenheit, deren Spuren immer noch in Franken ablesbar waren. „*Uns Franken hat diese Zersplitterung nicht mehr und nicht weniger geraubt als das Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit.*“ ³³

2. die durch die Reformation verursachte konfessionelle Spaltung. „*Zweifelloso hat wie überall so auch bei uns die Verschiedenheit des Bekenntnisses die Lebensformen, die*

Schöpfungen der Kunst, ja selbst die Sprache verschieden beeinflusst, ...“³⁴ Dem setzt er entgegen: „*Und so meine ich denn, der Unterschied des Glaubens sollte, sobald es sich um Beurteilung des Nächsten handelt, für den Franken, der seines Volkes Stammes Geschichte kennt, überhaupt nicht vorhanden sein.*“³⁵

Die Überwindung der Folgen der territorialen Zersplitterung und der durch die Reformation ausgelösten Glaubensspaltung war für Schneider keine politische oder theologische, sondern eine pädagogische Aufgabe. Hier setzte sein Programm zur „Erziehung zum Frankentum“ an: „*Fränkische Eltern, Geistliche, Lehrer: erzieht Eure Söhne, Eure Pflegebefohlenen [...] zur stammesbrüderlichen Liebe!*“³⁶

Reichten auch seine Überlegungen in die Vorkriegszeit zurück, so sah Schneider die Situation direkt nach dem Ersten Weltkrieg als günstig an, sein Projekt in die Wirklichkeit umzusetzen. Denn für ihn war die Nachkriegszeit der „Beginn einer neuen Zeit“. So jedenfalls überschrieb er seinen Vortrag am 9. August 1919 in Bamberg, in dem er seine Vorstellungen über den „*zukünftigen Betrieb deutscher Geschichts- und Heimatforschung*“ darlegte.³⁷ In dieser von ihm selbst als programmatisch eingestuften Rede entwickelte er sein Konzept der Erziehung zum Frankentum. Dreh- und Angelpunkt seines Programms bildeten die Heimat- und Geschichtsvereine. Damit sie ihren geschichtlichen Auftrag erfüllen könnten, konstitutives Element beim Aufbau des neuen deutschen Vaterlandes zu sein, skizzierte er Pläne für ihren Umbau und ihre Neuausrichtung. Sein Forderungskatalog an den künftigen Vereinsbetrieb enthielt zugleich seine Kritik an den bestehenden Vereinen: Er forderte den Blick über den eigenen Teller- rand hinaus und die Vernetzung unterein-

ander; beides vermisste er im gegenwärtigen Vereinsbetrieb.

In sein Konzept der Ausbildung eines fränkischen Stammesbewusstseins passten keine Vereine, deren Forschungsgebiete an der eigenen Stadtmauer endeten. Seinen Idealvorstellungen zufolge habe der Heimatforscher „*nach allgemeinem geschichtlichem Wissen*“ zu streben, „*damit er die Ergebnisse, die Zustände der engeren Heimat in ihrem Zusammenhang mit dem großen Gang der Weltgeschichte, als Teilchen des großen Weltgeschehens erfasse*“.³⁸ Kritisch beobachtete er die Weigerung zeitgenössischer Heimat- und Geschichtsvereine, „*über die Grenzen der engsten Heimat hinaus*“ zu sehen.³⁹ Resultat dieser Einstellung war in seinen Augen die Unkenntnis über die Arbeitsgebiete anderer benachbarter Vereine. „*Die hermetische Abgeschlossenheit der einzelnen fränkischen Geschichtsvereine muß durchbrochen werden. [...] Es müssen Mittel und Wege gefunden werden die verschiedenen Vereine des fränkischen Stammes einander näher zu bringen, damit aus dem Nebeneinander ihrer Arbeit ein Miteinander werde.*“⁴⁰

Im Frühjahr 1920 hatten sich seine Lebensumstände so gewandelt, dass er an die Realisierung seiner Pläne denken konnte: Peter Schneider war mit seiner Familie nach Würzburg gezogen, nachdem er eine Anstellung am dortigen Neuen Gymnasium gefunden hatte. Ende Mai war der Name für sein Projekt gefunden, jetzt musste noch offiziell die Gründung vollzogen werden – in einer Zeit, in der Würzburg starke soziale Unruhen erlebte, die sich am 28. Juni 1920 im sogenannten „Blutmontag“ mit zwei Toten entluden.

Über die politischen Verhältnisse in Franken nach dem Ersten Weltkrieg wird auf **Litfaßsäule Nr. 3** berichtet. Mit der Nahrungs- und Wohnungsnot befasst sich das **Modul Nr. 4**.

Schließlich gelang es Schneider, am 11. Oktober 1920 eine illustre Runde Würzburger Honoratioren in der Gaststätte „Franziskaner“ zu versammeln. Glücklicherweise hat das „Fränkische Volksblatt“ zwei Tage später einen ausführlichen Bericht über diese Versammlung veröffentlicht und auch Namen der Teilnehmer aufgelistet. Daher wissen wir, dass einige von ihnen zum ersten Beratergremium des FRANKENLANDES gehörten und die meisten namentlich Genannten ausgewiesene Experten der fränkischen Geschichte, Kunst und Kultur aus Würzburg waren.

Die namentlich bekannten Teilnehmer werden auf **Litfaßsäule Nr. 6** näher vorgestellt.

Auch ist bekannt, dass einige der genannten Teilnehmer selbst bereits Vorsitzende fränkischer Vereine waren, weshalb es nicht verwundert, dass das „Fränkische Volksblatt“ von „manche[n] Bedenken gegen die Gründung in materieller und auch ideeller Beziehung“ berichtete. An ihrer ablehnenden Haltung scheiterte sein in Bamberg skizziertes Vorhaben, den FRANKENBUND als eine Sammlungsbewegung der bereits existierenden fränkischen

Geschichts- und Heimatvereine ins Leben zu rufen.⁴¹ Die von Schneider in Bamberg geforderte fundamentale Neuausrichtung der Heimat- und Geschichtsvereine wollten die anwesenden Vereinsvorsitzenden in ihren Vereinen nicht umsetzen. Um sein Konzept nicht schon gleich zu Beginn scheitern zu lassen, beeilte sich Schneider auf der Zusammenkunft – folgt man dem Zeitungsbericht – zu betonen, dass der neu zu gründende Bund „*keineswegs die bestehenden historischen und Altertumsvereine verdrängen*“ wollte. Sein Angebot lautete, dass diese Vereine „*in ihrer Eigenart bestehen bleiben und durch die Veröffentlichung ihrer Vereinsangelegenheiten im ‚Frankenland‘ gefördert werden*“.⁴²

Da Schneider den erwünschten Zusammenschluss fränkischer Vereine nicht erreichen konnte, wählte er einen anderen Weg, der bis heute die Struktur des FRANKENBUNDES prägt: „*Errichtung von Ortsgruppen in den 3 Frankenlanden*“, um „*den Bund lebensfähig und fruchtbar zu machen*“.⁴³ Um aber die von ihm konstatierten Probleme der fränkischen Vereinslandschaft – den mangelnden Austausch untereinander – zu umgehen, sollten die drei fränkischen Bezirke die Klammer für



Abb. 3: Postkartenansicht des Gasthofs „Franziskaner“, abgestempelt im Jahr 1911.

Foto: E. Gillmeister-Geisenhof.

die Gruppen vor Ort bilden mit dem Ziel, sie untereinander zu vernetzen. Das vorgestellte umfangreiche Vortragsprogramm sollte die erwünschte Horizonsweiterung sicherstellen.⁴⁴ Nicht nur in seiner Struktur und mit seinem auf ganz Franken ausgerichteten Programm unterschied sich der FRANKENBUND von den anderen Vereinen, sondern auch in seinem Zielpublikum: volkstümlich gesinnte Männer und Frauen aus allen Bevölkerungsschichten, wie Schneider nicht müde wurde zu betonen.⁴⁵ So ergab sich, dass die im „Franziskaner“ versammelten, zumeist akademisch gebildeten Honoratioren keine Gelehrtenvereinigung aus der Taufe hoben, keinen Verband, der wissenschaftliche Forschung betreiben wollte, sondern eine volkstümlich gesinnte Gesellschaft für alle Franken. Diese gewünschte Ausrichtung war keine Konkurrenz zu bereits bestehenden Vereinen, weswegen sie – nach Angabe des Zeitungsartikels – den FRANKENBUND einstimmig gründeten.

Die Zusammenkunft in der Gaststätte „Franziskaner“ wird in **Modul 6** anschaulich dargestellt.

Um die Gründung des FRANKENBUNDES aus dem Nebenzimmer des „Franziskaners“ in das Bewusstsein der Würzburger Bürger zu tragen, wurde am 30. November 1920 eine Abendveranstaltung im Saalbau des Platz'schen Gartens in Würzburg durchgeführt. Zwischenzeitlich war es Schneider gelungen, in den umliegenden Orten bereits FRANKENBUND-Gruppen zu gründen, so dass die Absicht, die Abendveranstaltung am 30. November 1920 als Gründungsveranstaltung zu gestalten, durch die stürmische Entwicklung des Bundes bereits überholt war. Bis zum Jahresende 1920 gab es weitere Neugründungen auch in Mittelfranken (Gunzenhausen) und in



Abb. 4: Einladung zur Veranstaltung im Platz'schen Garten im „Fränkischen Volksblatt“ vom 25. November 1920;

Foto: E. Gillmeister-Geisenhof.

Oberfranken (Bamberg und Kulmbach). Zwei Jahre später zählte der FRANKENBUND schon 27 Gruppen. Die rasche Ausbreitung des FRANKENBUNDES zeigte, dass Schneider mit dem FRANKENBUND ein Grundbedürfnis seiner fränkischen Landsleute erfüllte.

Über die Ausbreitung des FRANKENBUNDES bis 1922 informiert eine Karte in **Modul Nr. 6**.

Die Autorin ist seit 2005 Bundesgeschäftsführerin des Frankenbundes. Nach Abschluss ihres Studiums der Fächer Geschichte, kath. Theologie, Philosophie und Pädagogik war sie im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz im Bereich Fernstudienlehrgänge tätig. Am einfachsten zu erreichen ist sie unter den Kontaktdaten der Bundesgeschäftsstelle des Frankenbundes: Stephanstraße 1, 97070 Würzburg, E-Mail: info@frankenbund.de / Tel.: 0931/ 5 67 12.

Anmerkungen:

- 1 Schneider, Peter: Gegen Verdunkelung der Tatsachen, in: Werkblatt des Frankenbundes, Jg. 1927, S. 40.
- 2 Schneider, Peter: Fränkischer Brief VII, in: *FRANKENLAND*, Jg. 1919/20, S. 123.
- 3 *FRANKENLAND*, Heft 1–1914, S. 4.
- 4 Ebd.
- 5 Schneider: Gegen Verdunkelung (wie Anm. 1), S. 40.
- 6 Ebd., S. 39.
- 7 Ebd., S. 40.
- 8 Schneider, Peter: Der Frankenbund ist gegründet, in: *FRANKENLAND*, Jg. 1921, Vorwort, o. Seitenzahl.
- 9 Vorläufige Satzung des Frankenbundes vom 7. April 1921, § 1, Abschnitt 1.
- 10 Ebd.
- 11 *FRANKENLAND*, Jg. 1919/20, S. 1.
- 12 Werkblatt des Frankenbundes, Jg. 1930, S. 67. Vgl. auch: *FRANKENLAND*, Jg. 1919/20, S. 1: „*W i r sind dafür eingetreten, als den Zusammenbruch noch wenige ahnten.*“ Und er setzte nach: „*[Wir] steuerten [...] also schon lange nach einer Richtung, wohin jetzt mehr Leute als früher zu segeln gedenken.*“
- 13 Knaut, Andreas: Ernst Rudorff und die Anfänge der deutschen Heimatbewegung, in: Kluebing, Edeltraud (Hrsg.): Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung. Darmstadt 1991, S. 22.
- 14 Kluebing, Edeltraud: Vorwort, in: dies. (Hrsg.): Antimodernismus und Reform (wie Anm. 13), S. VII.
- 15 Knaut: Ernst Rudorff (wie Anm. 13), S. 20.
- 16 Hartung, Werner: „Das Vaterland als Hort von Heimat“. Grundmuster konservativer Identitätsfindung und Kulturpolitik in Deutschland, abgedruckt in: Kluebing, Antimodernismus und Reform (wie Anm. 13), S. 112–153; hier: S. 115. Dieser Beitrag enthält eine kritische Würdigung der Heimatschutzbewegung.
- 17 Nipperdey kennzeichnete die unterschiedlichen Zeitströmungen als „*Ambivalenz der Modernität*“. Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1866–1918. Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist. München 1990, S. 738. Die ihr innewohnenden nationalkonservativen bis rechtsextremen Züge gewannen deutlich sichtbar Ende der 1920er Jahre Oberhand. Am Beispiel ihres langjährigen 1. Vorsitzenden, des Architekten Paul Schultze-Naumburg, lässt sich nachvollziehen, wie einige ihrer Befürworter zum Steigbügelhalter des Nationalsozialismus werden konnten: hierzu ebd., S. 832. Zu Peter Schneiders Haltung nach 1933 s. die grundlegende Studie von Blessing, Werner K.: Patriot in einer schwierigen Zeit. Zum 50. Todestag von Dr. Peter Schneider, abgedruckt in: *FRANKENLAND* 1–2009, S. 41–62. Peter Schneider berichtete nach dem Zweiten Weltkrieg, dass er häufiger Reden in Versammlungen der Bayerischen Volkspartei gehalten habe, ohne Mitglied der BVP gewesen zu sein.
- 18 Zu bedenken ist, dass es „die“ Heimatschutzbewegung mit einheitlichem Programm und festen Strukturen nicht gab. So vielfältig ihr Programm, so unterschiedlich war auch die Umsetzung des Programms.
- 19 *FRANKENLAND*, Heft 1–1915, S. 39f. Interessant ist die Ausdeutung, die dort dem Heimatschutzgedanken gegeben wurde: Der Heimatschutz war demnach „*auf die Erhaltung der überlieferten Kulturwerte, wie der Eigenart und Schönheit der Natur gegenüber achtloser oder böswilliger Behandlung gerichtet [...] In weiten Kreisen belebt sich das Interesse an dem Schutz der heimischen Denkmäler, der überlieferten Bauten und Geräte, an der Erhaltung und Wiederbelebung ererbter Lieder und Gebräuche, nicht weniger aber an dem Schutz der Natur, sei es der Pflanzenwelt, der Tierwelt oder der Landschaft als Ganzes.*“ Zitat ebd.
- 20 So beispielsweise das Vereinsziel des Schwäbischen Heimatbundes e.V. mit Sitz in Stuttgart, der 1909 als Württembergischer Bund für Heimatschutz gegründet worden war, s. http://schwaebischer-heimatbund.de/shb_in_eigener_sache/ueber_uns/geschichte.html (Aufruf am 26.08.2020). Hierzu gehört auch der 1902 gegründete „Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde“, der heutige „Bayerische Landesverein für Heimatpflege e.V.“.
- 21 Bis heute ist z.B. der Schwäbische Heimatbund e.V. in Orts-/Stadt- und Regionalgruppen gegliedert; vgl. auch Aufbau und Geschichte des 1909 gegründeten Landesvereins Badische Heimat e.V., um einen weiteren im süddeutschen Raum maßgeblichen Heimatverband zu nennen.
- 22 Kluebing, Edeltraud: Heimatschutz, in: Krebs,

- Diethart/Reulecke, Jürgen (Hrsg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal 1998, S. 48.
- 23 Konrich, Georg Friedrich: Persönlicher Heimatschutz (1908), zitiert nach: Hartung, Werner: Konservative Zivilisationskritik und regionale Identität. Am Beispiel der niedersächsischen Heimatbewegung 1895 bis 1919. Hannover 1991, S. 73.
- 24 Hierzu Goetz, Hans-Werner: Die „deutschen Stämme“ als Forschungsproblem, in: Beck, Heinrich/Geuenich, Dieter/Steuer, Heiko (Hrsg.): Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“. Berlin 2004, S. 229ff.
- 25 Vgl. Vorläufige Satzung des Frankenbundes vom 7. April 1921, § 1, Abschnitt 1.
- 26 Schneider, Peter: Fränkische Briefe II, in: *FRANKENLAND*, Jg. 1915, S. 100.
- 27 Ebd.
- 28 Schneider, Peter: Geschichtsforschung und Volkstum in Franken am Beginn einer neuen Zeit, in: *FRANKENLAND*, Jg. 1919/1920, S. 73.
- 29 Ebd.
- 30 S. auch Heller, Hartmut: Organisierte Regionalidentität: Der Frankenbund e.V., in: Blesing, Werner K./Weiß, Dieter J. (Hrsg.): Franken. Vorstellung und Wirklichkeit in der Geschichte. Neustadt/Aisch 2003, S. 381–390; hier vor allem S. 387ff.
- 31 Ebd., S. 68.
- 32 Schneider, Peter: Aus fränkischem Herzen, in: *FRANKENBUND* (!), Jg. 1933, S. 112; Schneider zitiert hier aus seinem zwölften der im Würzburger General-Anzeiger erschienenen „Neuen fränkischen Briefe an alle“.
- 33 Schneider, Peter: Fränkischer Brief VII, in: *FRANKENLAND*, Jg. 1919/20, S. 122.
- 34 Ebd., S. 123.
- 35 Ebd., S. 124.
- 36 Ebd.
- 37 Schneider: Geschichtsforschung und Volkstum (wie Anm. 28), S. 70; im Original gesperrt gedruckt.
- 38 Ebd., S. 67.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd., S. 75.
- 41 Einige Jahre später gab Schneider zu Protokoll: „*Mein schon bei einem Vortrag [...] zu Bamberg 1919 –[...]– in Aussicht gestellter Versuch die fränkischen Geschichtsvereine zu einer Art Arbeitsgemeinschaft zusammenzuschließen, scheiterte an der ablehnenden Haltung dieser Vereine.*“ Schneider: Gegen Verdunkelung (wie Anm. 1), S. 40.
- 42 Fränkisches Volksblatt v. 13.10.1920.
- 43 Ebd.
- 44 Nach Angabe der Zeitung sollte im FRANKENBUND nicht nur „*das Historische durch Vorträge behandelt [werden], sondern auch die Gegenwart durch fränkische Dichter, Künstler, Musiker u.s.w. zu ihrem Recht*“ kommen; ebd.
- 45 Aufgabe der Gruppen sollte es sein, „*deutsche Frauen und Männer [zu] vereinigen [...] zur Pflege des fränkischen Stammesbewußtseins, zur Verbreitung der fränkisch. Vergangenheit und Pflege des Volkstums der Gegenwart*“; ebd.

„Franken um 1920“: Ein Ausstellungsprojekt des FRANKENBUNDES

Der FRANKENBUND begeht sein hundertjähriges Jubiläum. Dies ist Grund genug, sich Gedanken über den FRANKENBUND per se und seine Zeit zu machen. Eine Ausstellung, die durch Franken wandert, erschien ein passendes Medium zu sein. Die Ausstellung wird an seinem Gründungsort in Würzburg starten. Von den ersten Projektüberlegungen an war es klar, dass es keine Ausstellung über den FRANKENBUND geben wird, sondern dass die Gründungszeit des FRANKENBUNDES als ein Teil des Kunst- und Kulturlebens im politischen und sozialen Kontext in Franken gezeigt werden soll.

In der folgenden Abhandlung über das Ausstellungsprojekt stelle ich nach der Einführung in die Gesamtkonzeption ein Raummodul detailliert vor. Der Artikel beschreibt nicht nur die Ausstellungsszenierungen, sondern erläutert insbesondere die kulturellen und politischen Hintergründe und Zusammenhänge der einzelnen Darstellungen als auch die offensichtlichen Parallelen zueinander. Hierfür wählte ich bewusst den Themenblock „*Theater und Politik*“, um ein möglichst breites Spektrum an Einzelfacetten aus den Bereichen Kunst und Kultur im Lebenskontext der Zeit um 1920 präsentieren zu können.

Zeitungen als Forschungseinstieg

Fränkische Tageszeitungen von 1920 bildeten in diesem Projekt den Einstieg in die

Lebenswelt vor hundert Jahren in Franken. Sie nahmen mich mit auf eine authentische Zeitreise und ließen mich tief in den Alltag von damals eintauchen. Durch die einzelnen Artikel, Berichte, Meldungen, Ankündigungen, Bekanntmachungen und Werbeanzeigen konnte ich Anteil am Tagesgeschehen nehmen und die Nöte, Ängste und Sorgen aber auch die Aufregungen, Hoffnungen und kleinen Freuden der Bürger erahnen.

Aktuelle Berichterstattungen in Zeitungen erfolgen ohne jeglichen historischen Abstand, der immer auch unbewusst eine Einordnung und Bewertung im Kontext des weiteren Zeitgeschehens vornimmt. Solch eine journalistische Zeitreise bietet einen spannenden Erlebnispfad mit all seinen kleinen Entwicklungsschritten in unserer Historie, da er auch Ereignisse beleuchtet, die für das sogenannte ‚große Ganze‘ nicht relevant sind. Tageszeitungen als Geschichtsquellen spiegeln die Bandbreite des Alltagslebens wider und sind gleichzeitig selbst ein Teil der Alltagskultur.

Beim Lesen der seinerzeitigen Tagespresse befinden wir uns in jedem Moment in der Gegenwart von 1920, bewerten es aber gleichzeitig aus der Perspektive unseres heutigen Wissens, insbesondere im Zusammenhang mit den Ereignissen, die ab 1933 folgten. Eine umfassende Zeitungslektüre erlaubt uns aber durchaus, für Momente die Gegenwart der Vergangenheit emotional nachzuempfinden. Aus dieser unmittelbaren Alltagswelt möchte die Ausstellung in ihren Szenen einzelne Begebenheiten aus dem Zeitraum um die

Gründung des Frankenbundes in Franken erlebbar machen.

Konzeption:

a. Inhaltliches Konzept

Das endgültige Konzept der Ausstellung ‚Franken um 1920‘ entwickelte sich in einem Auseinandersetzungs- und Annäherungsprozess aus Anlass der Gründung des Frankenbundes vor 100 Jahren und seiner Zeit, die durch extreme Lebensbedingungen nach dem Ersten Weltkrieg aber auch durch Aufbruchstimmungen zu einem Neuanfang oft sehr gegensätzlich geprägt war. Der Motor für diese Ausstellung war die grundsätzliche Fragestellung: In welcher Zeitkonstellation konnte der Frankenbund wurzeln? Welche Ereignisse und Strömungen bestimmten die Jahre um 1920 in Franken? Was war das für eine Epoche? Von Anfang an war es wichtig, die Gründung des Frankenbundes im Kontext der damaligen Lebensumstände, der politischen Gegebenheiten und kulturellen Ereignisse aufzuarbeiten und in einer Ausstellung zu zeigen.

Der Frankenbund definierte sich als Kulturverein der drei fränkischen Bezirke mit dem vorrangigen Ziel, das Frankentum zu stärken und im Geist des nationalen Heimatgedankens zu verankern. Sein Gründer und Vorsitzender Dr. Peter Schneider verfolgte diese Idee mit kompromissloser Vehemenz. Bis zum April 1922 entstanden nach seiner Aussage im *FRANKENLAND*, dem Organ des Frankenbundes, 27 Gruppen.¹ Im gleichen Artikel hob er den Zusammenschluss des Frankenbundes mit der „*Vereinigung der Freunde der Frankengruppe*“ hervor, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, die fränkische Kunst insbesondere durch günstige Veröffentlichungen zu fördern.² Peter

Schneider bekräftigte an dieser Stelle auch noch einmal, dass der Bund jede Gelegenheit wahrnehmen wolle, die „*fränkische Kunst*“ zu unterstützen.

In einem ersten Schritt entstand eine Grundkonzeption aus fünf kulturorientierten Motiven, die zusammen mit dem sechsten Thema – der Gründung des Frankenbundes als Kulturverein – einen geschlossenen Komplex bilden. Das heißt, jeder Hauptpunkt setzt sich aus einem oder mehreren künstlerischen und kulturellen Facetten mit unterschiedlichsten politischen und sozialen Richtungen zusammen. Die stringente Auswahl spannt einen „fränkischen“ Bogen aus den Bereichen Theater, Lyrik, Literatur, Musik, bildende Kunst, Architektur und Kleidung. Alle ausgewählten Beispiele zeigen einen direkten Zusammenhang mit Franken auf und stehen stellvertretend für eine vielfältige Kunst- und Kulturszene. Das Konzept hebt auch die verschiedenen Querverbindungen und Vernetzungen unter den Protagonisten hervor, ebenso wie den häufigen Grundkonsens zwischen den einzelnen Motivbildern.

In einem weiteren Schritt erfolgte eine Übertragung der gesetzten Vorgaben aus der Fragestellung, die Gründung des Frankenbundes im Lebenszusammenhang der Zeit um 1920 zu beleuchten, in alle Einzelthemen. Daraus resultieren sechs Themenblöcke: Mode und Reformkleidung; Kunstszenen; Theater und Politik; Wohnungs- und Nahrungsnot; Musik und Kulturleben; Frankenbund.

b. Visuelle Vermittlung

Bei der Vorarbeit zu einer Ausstellung steht die visuelle Umsetzung des inhaltlichen Konzepts für eine anschaulich optimale Präsentation im Vordergrund. Eine Wanderausstellung – wie sie hier vor-



Abb. 1: Raummodul „Theater und Politik“; zentrale Szene über der roten Sockelseite: Uraufführung „Masse Mensch“ von Ernst Toller im Stadttheater Nürnberg; der Sockel des Raummoduls nimmt ringsherum die reinen Farbtöne rot – gelb – grün – blau im zeittypischen Bauhausstil auf. Entwurf und Ausführung Szenen,

Foto: Evelyn Gillmeister-Geisenhof;

Ausführung Raummodul:

Schreinerei Knorr, Weiboldshausen.

liegt – stellt bei der Überlegung zu Inszenierungen oder der Darbietung von Exponaten ganz andere Herausforderungen an die Ausstellungsmacher als eine statische Präsentation. Allerdings erreicht eine Ausstellung mit dreidimensionalen Objekten neben informativer sogenannter ‚Flachware‘ beispielsweise als Ausstellungstafeln oder Rollups mit Texten und Abbildungen auch neue Zielgruppen. Aus diesen Überlegungen heraus entwickelte sich ei-

ne Darstellungsform mit plastischen Szenenbildern und Collagen. Das inhaltliche Konzept gliedert sich in sechs separate Themen – Blöcke – Module.

Die Idee

Sechs Raummodule präsentieren die sechs Themenblöcke jeweils auf vier Seiten aus verschiedenen Perspektiven. Das Raummodul ist im Grundriss quadratisch. Das Gehäuse besteht aus einem geschlossenen Sockel mit einem aufgesetzten Rahmen, in den das Szenenmodul hineingeschoben wird. Am Sockel informieren Texte auf Lesehöhe und Abbildungen auf eingehängten Leseputeln über die Kulisse und den Inhalt des Szenenbildes.

Die Kubenkonstruktion des Moduls mit den klaren, reinen Farbtönen rot – gelb – grün – blau (im Uhrzeigersinn) des Sockels nimmt Anleihen am zeittypischen Bauhausstil. Die zentrale Szene jedes Themenblocks sitzt über der roten Seitenwand des Sockels.

Ausstellungstafeln in Form stilisierter Litfaßsäulen zwischen den Raummodulen vertiefen mit weiteren Texten und Abbildungen die einzelnen Themenblöcke. Die Artikel auf den Tafeln wurden neben den Ausstellungsmachern von verschiedenen Autoren verfasst. Die Ausgestaltung verwendet in der Gesamtarchitektur sowie in ihrer inhaltlichen Darstellung Stilmittel von damals, um auch visuell die Zeitebene um 1920 einzufangen.

Blick in und hinter die Kulissen

Kulturrelevante Ausdrucksformen artikulieren das politische und soziale Zeitgeschehen auch in der fränkischen „Provinzmoderne“³ nach dem Ersten Weltkrieg und machen es sichtbar⁴. Über das Medium

Theater, Literatur, Bildende Kunst oder Musik sowie in deren Kombination erfolgt in der Ausstellung der Einstieg in jeden Themenblock als zentrale Szene. Die ausgewählten Beispiele nehmen die zeit-typischen künstlerischen Facetten auf, die im gesellschaftlich-politischen Fokus der Tagesdiskussionen in Franken um 1920 standen, um uns die Vergangenheit näher zu bringen, sie quasi zu vergegenwärtigen. Hierzu war auch eine Auseinandersetzung mit der zeitgenössisch aktuellen Kunstrichtung, dem Expressionismus, zum Erfassen und Verstehen der Zeit, die die Ausstellung behandelt, unumgänglich.

Expressionismus – die damals aktuelle Kunstrichtung

*„Jede Kunst wächst aus dem Nährboden des sie umgebenden Lebens. [...] Es ist nicht wahr, daß irgend eine Kunst ihrer Zeit vorausseilt.“*⁵ Der Autor Manfred Schneider meinte mit seiner Aussage 1920 auch die aktuelle Kunstrichtung, den Expressionismus. In seiner sehr authentischen Abhandlung „Expressionismus und Zeitgeist“, die ohne zeitlichen Abstand und eine natürliche Reduzierung auf überlebensfähige Werke entstand, sieht er die neue Kunstrichtung recht kritisch. Aus der Distanz eines Unbeteiligten erklärte er die Definition der Expressionismustheoretiker, die *„unter ihrem Schlagwort eine im Ausdruck gesteigerte, das Geistig-Wesentliche durch vereinfachende Stilisierung herausarbeitende [...] Kunst“* verstanden. Dies ist eine zwar verkürzte, aber auf den Punkt gebrachte Interpretation. Im gleichen Satz allerdings zog Schneider daraus die Folgerung, dass der Expressionismus gegenüber dem Naturalismus eine *„feindliche“* Kunstrichtung darstelle. Er ist der Meinung, dass die expressionistische Bewegung zu diesem Zeit-

punkt das große Kunstwerk schuldig geblieben wäre und dass es gerade im Extremen alles Versager seien.⁶ Diese kritische Meinung eines beflissenen Kunstkenners spiegelt durchaus die Anschauung einer breiten Öffentlichkeit um 1920 wider.

Insbesondere fernab der Kunstmetropolen, wobei Nürnberg und Würzburg hierbei auch zur Provinz zählten, nahm die Bevölkerung diese moderne Kunstrichtung zum großen Teil gespalten und kritisch auf. Der Expressionismus entwickelte sich vor dem Ersten Weltkrieg aus dem intellektuellen Milieu und wurde schon aufgrund seiner revolutionären Sprache vor allem vom allgemeinen Bildungsbürgertum misstrauisch beäugt. Parallel zur expressionistischen Lyrik entfaltete sich jedoch die Arbeiterdichtung zu einer besonders beliebten Kunstgattung. Allein die sprachlichen Ausdrucksformen der Intellektuellen bzw. der Arbeiter unterschieden deren Gedichte in zwei verschiedenartige Genres. Obwohl sich ihre Ziele im inhaltlichen Ansatz grundsätzlich überschneiden, beschrieben die Ersteren die Existenznot im Allgemeinen im Gegensatz zu den Arbeitern, die ihre konkreten Probleme in Versform brachten. Besonders die damaligen Expressionisten sahen einen eklatanten Unterschied zwischen ihrer intellektuellen Basis im Vergleich zur meist bildungsfernen Arbeiterschaft.

Zu Beginn des Ersten Weltkriegs klafften inhaltliche Schwerpunkte der beiden Dichtergruppen immer weiter auseinander. Die Expressionisten lehnten mehrheitlich den Krieg im Gegensatz zu den Arbeiterdichtern ab, die sich zuhauf freiwillig an die Front meldeten, um ihre Vaterlandsliebe unter Beweis zu stellen. Bei der allgemeinen Kriegsbegeisterung nahm auch der Zuspruch zur Arbeiterdichtung ungebrochen zu.⁷

Mit dem grausamen Verlauf des Krieges erklärten sich die Arbeiterdichter zunehmend mit den Expressionisten in der Ablehnung des Krieges und der Überwindung desselben durch die Brüderlichkeit der Gemeinschaft zur Bildung eines neuen Menschen solidarisch. Die Expressionisten und die Arbeiterdichter fanden zudem einen Konsens in ihrer gemeinsamen politischen Nähe zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie. Das Gedicht „Aufschwung“ des Nürnberger Arbeiterdichters Karl Bröger (* 1886 in Nürnberg, † 1944 in Erlangen) fasste in seinem Inhalt stellvertretend für diese Kunstgattung die Gesinnung einer durch den Krieg traumatisierten und sich gleichzeitig nach vorne orientierenden modernen Gesellschaft im Aufbruch zu-

sammen. Der Titel „Aufschwung“ übersteigert noch die allgemein gebrauchte vorsichtigere Bezeichnung „Aufbruch“ für den Eintritt in die 1920er Jahre.

Aufschwung

Karl Bröger

*Unter uns gähnt Nacht und Grauen
Und ein Meer von totem Blut.
Brüder, laßt uns aufwärts schauen,
wo allein die Rettung ruht.*

*Droben schwebt in hoher Runde
Stern bei Sternen aus und ein,
Zeichen einem neuen Bunde
Zwischen Mensch und Mensch zu sein.*

*Brüder, schaut, wie frisches Hoffen
Leuchtend in das Dunkel bricht.
Morgen tritt, vom Glanz getroffen,
der versöhnte Mensch ins Licht.⁸*

Der Expressionismus verbreitete sich in allen künstlerischen Disziplinen. Seine Ausprägung war bei den Künstlern, aber auch zwischen Metropolen und Provinz sehr unterschiedlich. Ebenfalls in der fränkischen Welt fand der Expressionismus mit kleinen vorsichtigen Schritten in abgeschwächter Form und vielfach in Verbindung mit regionalen traditionellen Stilelementen Eingang in das Kunstleben.

Theater

Das Theater vereint bekanntlich verschiedene Kunstrichtungen miteinander: das Wort, die Musik, das Bühnenbild und die Bewegung. Der Kunsthistoriker und Kulturpolitiker Edwin Redslob formulierte 1920 als neuer Reichskunstwart in seinem Aufsatz „Bühne und neue Zeit“ über das moderne Theater: „Darin ist nichts mehr von entlehnender Zusammenstoppe-



Abb. 2: Buchtitel mit expressionistischer Darstellung von 1920 für den Gedichtband „Flamme“ von Carl Bröger; das Gedicht Aufschwung befindet sich auf S. 19. Jena 1920. Privatsammlung.

lung einzelner Künste, darin ist eine neue Einheit, die mit aller Steigerung des Begriffes wahrhaft als ‚Bühnenkunst‘ bezeichnet werden kann.“⁹

Das Theater nahm in der Weimarer Republik innerhalb des Kulturbetriebs und in der Bevölkerung einen signifikanten Stellenwert ein. Nach dem Ersten Weltkrieg veränderte sich auch die Zusammensetzung des Publikums. Neben dem Bildungsbürgertum besuchten mit dem Erstarken der Sozialdemokratie und damit der Gewerkschaften immer mehr Arbeiter Theatervorstellungen. Deutschlandweit verbreitete sich die schon am Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin entstandene Volksbühnenbewegung, die die gesamte Breite der Bevölkerung sowie die Jugend ansprach.

In Franken um 1920 gab es noch keine Volksbühnenvereine, jedoch zog auch hier der neue Geist eines gesellschaftlich gewandelten Theaterverhaltens ein. In der Kulturarbeit spielte in Nürnberg die 1921 endgültig gegründete städtische Volkshochschule (VHS) eine integrierende Rolle für die Gesamtbevölkerung. Bekannte Persönlichkeiten aus der Nürnberger Kulturszene übernahmen die Lehrtätigkeit an der VHS, so dass das Angebot im Kunst- und Kulturbereich die wesentlichen Disziplinen abdeckte. Der Theaterwissenschaftler und Kunsthistoriker Georg Wieszner bestritt als hauptamtlicher Dozent einen großen Teil des Programms. Karl Bröger engagierte sich besonders in der Jugendarbeit unter dem Motto: *„Es ist zu zeigen, daß die Jugend Träger jeder Erneuerung des ideellen und praktischen Lebens ist.“*¹⁰

Er experimentierte auch mit neuen, durchaus expressionistischen Darstellungsformen im Theater. 1920 veröffentlichte er in seinem Gedichtband „Flamme“ drei Versspiele: „Kreuzabnahme / Ein Spiel von Schuld und Sieg“, „Kanaan / Ein Spiel um

Gott“ und „Der junge Baum / Ein Oratorium in Worten“.¹¹ Die Versspiele sind eine Mischung aus Theatervorführung und lyrischer Präsentation mit Einzeldarstellern im Gegensatz zu den späteren Sprechchören. Die Regieanweisungen für das Bühnenbild und die Kostüme sind sehr kurz gehalten und entsprechen den expressionistischen Grundgedanken der Stilisierung, weg von einer naturalistischen Milieugestaltung.¹² Die Ausstattungsangaben zum Versspiel „Kreuzabnahme“ lauten: *„Schauplatz, Gestalten, Kostüme sind zeitlos zu denken“*.¹³

Neben den Veränderungsprozessen bei Theateraufführungen fanden auch Überlegungen zum Verhalten der Zuschauer statt. Bröger hielt in seinem Aufsatz „Zuschauertheater und Erlebnisbühne“ ein Plädoyer für ein neues Theatererlebnis, in dem die Menschen auf der Bühne und vor der Bühne eine Gemeinschaft erleben und der Zuschauer nicht nur „Theaterkonsument“ ist. *„Wie jedes Bild erst im Beschauer, wird jedes dramatische Kunstwerk erst fertig im erregten Gefühl des Menschen, der sich davon packen läßt, der lacht mit den Lachenden und weint mit den Weinenden.“*¹⁴ Bröger schwebte eine Zuschauergemeinschaft vor, die engagiert und gut vorbereitet ein Theaterstück besucht, so dass sich zwischen der Bühne und dem Publikum eine Symbiose bilden kann.

An den am 1. September 1920 kommunalisierten Städtischen Bühnen Nürnbergs zeigt sich in der Zunahme an Aufführungen und einer zunächst steigenden Besucherzahl die Bedeutung dieser Kultureinrichtung. Die Steigerungen lagen auch an dem neuen Theaterdirektor und Intendanten Willy Stuhlfeld, der vom Würzburger Stadttheater Anfang August nach Nürnberg gewechselt war.¹⁵ Die Berufung Stuhlfelds setzten im Stadtrat



Abb. 3: Historische Farbpostkarte des neuen Stadttheaters, vor 1919; Vorlage für die stilisierte Fassadensilhouette zum 3. Bild aus „Masse Mensch“ von Ernst Toller. Privatsammlung.

nach heißen Debatten vor allem die Sozialisten durch; es war offenkundig eine politische Entscheidung.¹⁶

Der rechtsgerichtete „Fränkische Kurier“ schrieb einen Tag nach der Abstimmung: „Der ‚Fränk. Kurier‘ hat mit seinen Bedenken gegen die Wahl Stuhlfelds nicht zurückgehalten.“¹⁷ Die Sticheleien gegen die Ernennung Stuhlfelds setzte der Fränkische Kurier weiter fort, wie die sozialdemokratische „Fränkische Tagespost“ unter der Überschrift „Haß macht blind“ resümierte: „Der ‚Fränk. Kurier‘ kann noch immer nicht verwinden, daß trotz seiner Schreibereien der Stadtrat Herrn Stuhlfeld zum Leiter des Nürnberger Stadttheaters bestellt hat. Statt abzuwarten, was der neue Direktor leistet, sucht er bereits jetzt das hiesige Publikum gegen die neue Theaterleitung aufzubringen.“¹⁸

Willy Stuhlfeld erweiterte den Spielplan erheblich mit modernen und expressionis-

tischen Stücken und Uraufführungen. Aus dem Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg geht eine Zunahme der Vorstellungen in seiner ersten Spielzeit 1920/21 gegenüber seinem Vorgänger Alois Pennarini um 11,5 Prozent bei insgesamt 329 zu 291 Aufführungen hervor.¹⁹ Ein Anstieg war auch bei den Opern- und Schauspieldarbietungen zu verzeichnen. Der zahlenmäßige Rückgang der Operetten zeigt auch die inhaltliche Spielplanänderung.

Mit der zunehmenden Teuerung und Not sowie einer fortschreitenden Inflation gestaltete sich diese Vielzahl an verschiedenen Inszenierungen immer schwieriger. Trotz der vermehrten Zuschauerorganisationen und geschlossenen Gesellschaften beispielsweise für Vereine, Gewerkschaften etc. gelang es immer weniger, ein volles Haus zu bekommen. Die Eintrittspreise verteuerten sich zusätzlich durch die von

der Stadt verhängte Lustbarkeitssteuer, die im Dezember 1920 nochmals erhöht wurde, um die ungedeckten Summen der Stadtkasse auszugleichen.

So berichtet die „Fränkische Tagespost“ am 16. Dezember 1920: *„Nach einer Vorlage werden die Lustbarkeiten in drei Gruppen geteilt. In die erste Gruppe, bei welcher die Erhöhung am stärksten sein soll, fallen Tanzunterhaltungen ohne Zulassung von Masken sowie kinematographische Vorstellungen aller Art. Sie sollen durchgehend mit 50 Prozent Erhöhung bemessen werden bis zu 8 M Eintrittspreis. Für jede weitere angefangene Mark noch mit 1 M mehr. [...] Für die dritte Gruppe, Konzerte und Theater Vorstellungen und Veranstaltungen ohne Restaurationsbetrieb und mit Rauchverbot, ist die schonendste Behandlung vorgesehen. Auch bei dieser Gruppe beginnt die Erhöhung mit 10 Prozent, steigt aber erst bei 15 M Eintrittspreis auf 50 Prozent.“*²⁰ Nach dem Verwaltungsbericht erzielte die Stadt Nürnberg aus dem Theaterbetrieb in den sieben Monaten von September 1920 bis März 1921 rund 406.000 Mark an Lustbarkeitssteuern.²¹

Das Theaterstück „Masse Mensch“ von Ernst Toller war die erfolgreichste Uraufführung unter dem Intendanten Willy Stuhlfeld. Die fünf Vorstellungen – davon drei im Stadttheater Nürnberg und zwei im Stadttheater Fürth – besuchten mehr als 7.000 Zuschauer²².

Theater und Politik „Masse Mensch“ von Ernst Toller

Die erste Fassung seines Dramas „Masse Mensch“ schrieb Ernst Toller im Gefängnis in Eichstätt, das bis 1972 zu Mittelfranken gehörte. Nach der Niederschlagung der Räterepublik in München im Juni 1919 wurde Toller verhaftet und wegen

Hochverrats zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt, die er nach Eichstätt überwiegend in Niederschönenfeld verbüßte. Im Vorwort zur zweiten Auflage von „Masse Mensch“ berichtete er von dem Zwang, der sich seiner bemächtigte, das Stück zu schreiben: *„Das Drama ‚Masse Mensch‘ ist eine visionäre Schau, die in zweieinhalb Tagen förmlich aus mir ‚brach‘. Die beiden Nächte, die ich durch den Zwang der Haft in dunkler Zelle im ‚Bett‘ verbringen mußte, waren Abgründe der Qual [...]“*²³

So bilden in der Ausstellung zwei Theaterstücke den Auftakt von Themenmodulen: die Uraufführung des Dramas „Masse Mensch“ von Ernst Toller im Stadttheater Nürnberg und das nicht aufgeführte Schauspiel „Richtfest“ von Karl Bröger. Des Weiteren thematisiert der Block „Musik und Kulturleben“ das Episodenstück „Totentanz + 1921 +“ von Leo Weismantel in einer Kulissendarstellung im Innenraum der damals neueröffneten Nürnberger Katharinenkirche.

Im Themenblock „Theater und Politik“ als Basis- und Eingangsszene auf der roten Seite des Raummoduls wird das dritte Bild der Uraufführung des Theaterstücks „Masse Mensch“ im Stadttheater Nürnberg am 15. November 1920 gezeigt. Die im Zentrum einem Portal gleich ausgeschnittene Fassadenkulisse des Nürnberger Stadttheaters gibt den Blick auf die Bühne frei. Für die stilisierte Fassadenzeichnung diente ein Titelentwurf aus einem Wettbewerb für das Programmbuch unter dem neuen Intendanten Stuhlfeld als Vorlage.²⁴

Die Vorgaben Tollers zur Gestaltung des Bühnenbildes entsprechen den expressionistischen Grundsätzen. Sie beschränken sich absolut auf wesentliche Requisiten: *„Großer Saal. Auf der Tribüne ein langer schmaler Tisch. Links sitzt die Frau. Im Saal Arbeiter und Arbeiterinnen dicht gedrängt.“*



Abb. 4: Theaterszene aus dem 3. Bild aus „Masse Mensch“ von Ernst Toller im Raummodul „Theater und Politik“.
Entwurf, Ausführung und Foto: Evelyn Gillmeister-Geisenhof.

Im Verlauf des 3. Aktes erhebt sich nach der Regieanweisung die Frau, und etwas später tritt der „Namenlose“ aus der Masse auf die Tribüne und stellt sich rechts an den Tisch. Diese Konstellation gibt das Szenenbild des Raummoduls wieder²⁵.

Die „Spieler“ des dritten Bildes sind Sonja Irene L., eine Frau, der „Namenlose“ sowie Arbeiter und Arbeiterinnen. Sonja Irene L. erhielt in dem Drama als Einzige einen Namen. Sie steht für Gewaltlosigkeit im Gegensatz zu dem „Namenlosen“, der die Gewalt verkörpert. Ernst Toller benannte beide Hauptdarsteller in seinem Theaterstück wohl nach realen Personen, die im Zusammenhang mit

der Revolution 1918/1919 ihr Leben verloren hatten.²⁶

Das Vorbild für Sonja Irene L. war die Pazifistin Dr. Sarah Sonja Lerch, geborene Rabinowitz, die während des Januarstreiks 1918 in München ins Gefängnis kam und sich dort am 29. März 1918 das Leben nahm. Ernst Toller fügte seiner Protagonistin nach Sonja den Vornamen Irene ein, der nach dem griechischen Wort εἰρήνη (eirini) Frieden bedeutet.²⁷

Als Vorbild für den gewaltbereiten „Namenlosen“ diente vermutlich der kommunistische Politiker Eugen Leviné. Er gehörte – nach dem Austritt Ernst Tollers aus der Führungsriege – im April 1919 der

Münchner Räterepublik an, die in dieser Phase vor Gewalt nicht mehr zurückschreckte und beispielsweise kaltblütig Geiseln hinrichten ließ. Leviné kam nach der blutigen Niederschlagung der Räterepublik ins Gefängnis nach Stadelheim, wo er verurteilt und erschossen wurde.

In der Ausstellungsszene stellen stilisierte Holzsilhouetten die Figuren nach. Die beiden Hauptdarsteller am Tisch sind durch Portraitfotos als Sonja Lerch und Eugen Leviné erkennbar und unterscheiden sich als Individuen von der schwarz gestrichenen „Masse“ vor der Tribüne. Dialoge aus dem dritten Bild zwischen Sonja Irene L., dem „Namenlosen“ und der Masse im Saal stehen an der rauen, weißen Wand im Hintergrund geschrieben. Sieben Zitate geben einen Einblick in den Grundtenor des Theaterstücks und erfassen die Brisanz einer aufgebrachten Masse damals wie heute:

Gruppe junger Arbeiter

*Einfache Not ists, die wir rufen ...
Riecht wohl – diese Not gebeitzter
Dämpfe!
Wer sind wir heute?
Wir wollen nicht warten!*

Sonja Irene L.

*Ein Ausweg bleibt uns Schwachen,
Uns Hassern der Kanonen.
Der Streik! Kein Handschlag mehr.
Streik unsre Tat!
Wir Schwachen werden Felsen sein der
Stärke,
Gewaltlos werden wir die Ketten sprengen
[...]*

Masse im Saal

*Wir rufen Streik!
Wir rufen Streik!*

Der Namenlose

*Ich rufe mehr als Streik!
Ich rufe Krieg!
Ich rufe Revolution!
Der Feind dort oben hört
Auf schöne Reden nicht.
Macht gegen Macht!
Gewalt ... Gewalt!*

Eine Stimme aus der Masse

Waffen!

Der Namenlose

*Ja, nur Waffen braucht ihr!
Drum holt sie Euch, erstürmt das
Stadthaus!
Der Kampf ruft: Sieg!*

Sonja Irene L.

*Hört mich ...
Ich will nicht neues Morden.*

In diesem zeitgenössischen Drama stürzte sich die „Masse“ mit Waffengewalt in einen aussichtslosen, blutigen Kampf und unterlag mit vielen Toten der Soldatenmacht.²⁸ In der Realität ereignete sich eine unbarmherzige militärische Niederschlagung einer aufgewiegelten Masse in Nürnberg am Mittwoch, den 17. März 1920.

Die blutige Niederschlagung des Generalstreiks in Nürnberg

Das Ausstellungsmodul „Theater und Politik“ präsentiert auf der gegenüberliegenden Seite der Theaterinszenierung ähnliche reale Vorgänge, wie sie Ernst Toller in seinem Drama „Masse Mensch“ beschrieben hat. Sie fanden am Nürnberger Hauptbahnhof statt und werden in einer Momentaufnahme gezeigt.

Auslöser für die blutigen Auseinander-



Abb. 5: Historische Postkarte des Hauptbahnhofs Nürnberg, gelaufen am 9. Mai 1918; Vorbild für die Bahnhofskulisse im Hintergrund der Szene zur blutigen Niederschlagung des Generalstreiks am 17. März 1920. Privatsammlung.

setzungen war der sogenannte Kapp-Putsch in Berlin am 13. März 1920, dem deutschlandweit ein Generalstreik folgte, „zu dem die aus Berlin vertriebene Reichsregierung aufgefordert hatte als Protest gegen den Berliner Verfassungsbruch“. ²⁹ Überall versammelten sich unter der Führung der zu diesem Zeitpunkt überdurchschnittlich starken Gewerkschaften die streikenden Arbeiter. So berichtete das „Weissenburger Tagblatt“, dass am frühen Nachmittag des 16. März 1920 ein „schiefer endloser Demonstrationszug“ durch Weissenburg zog, um „jeden Angriff auf die Verfassung der jungen Republik und auf die durch die Revolution errungenen Freiheiten einig und geschlossen abzuwehren“. ³⁰

Am Montag, den 15. März, standen in Nürnberg die Fabriken still, während die Geschäfte für diesen Tag noch geöffnet hatten. Die Menschen stürmten die Geschäf-

te und hamsterten vor allem Lebensmittel aller Art. Die sozialistischen Parteien veranstalteten Großkundgebungen, allein im Luitpoldhain wurden über 70.000 Anwesende geschätzt. ³¹

Die Buchdrucker streikten ebenfalls, so dass mit Ausnahme des sozialdemokratischen Organs „Fränkische Tagespost“ keine Zeitungen mehr gedruckt werden konnten. Alle anderen Tageszeitungen erschienen erst wieder am Dienstag, den 23. März, und veröffentlichten die Ereignisse der vergangenen Woche übersichtlich in zusammengefasster Form.

Am Dienstag verbreitete sich die Nachricht aus Berlin, dass Kapp zurückgetreten sei. Somit hätte der Generalstreik beendet werden und die Bevölkerung am Donnerstag wieder an die Arbeit zurückkehren können, wie es die Weissenburger taten. Das „Weissenburger Tagblatt“ vermeldete am

18. März, dass „der Zweck des Generalstreiks, die Beseitigung der Militärregierung in Berlin, erfüllt sei. [...] Möge damit wieder Beruhigung in unser friedliches, arbeitsames Städtchen einkehren zum Wohle Aller!“³²

Ganz anders jedoch verlief jener Mittwoch in Nürnberg, den die „Nürnberger Zeitung“ als „einen der schwärzesten Tage in der Geschichte unserer Stadt“ bezeichnete. „An diesem Tag kam es auch bei uns zu Zusammenstößen zwischen der bewaffneten Macht und Zivilisten, und diese Zusammenstöße kosteten viel Blut, weit mehr Blut als irgend ein Revolutionsereignis in Nürnberg bisher gekostet hat.“³³ Bei diesen Unruhen gab es insgesamt 23 Tote und über 60 Schwerverletzte. Neben verschiedenen kleineren Brennpunkten, die über die Stadt verteilt waren, gerieten besonders die Vorgänge am Hauptbahnhof zum Desaster.

Die Ereignisse am Bahnhof erzählt von verschiedenen Seiten

Quelle, darunter die Vorgänge am Bahnhof

10:30, FT, Augenzeuge
Bahnhofspost: Abteilungen von Matrosen und Zivilisten forderten die Herausgabe der Kasse mit 750.000 Mark für Gehälter. Nach der Verweigerung der Beamten ergriffen die Eindringlinge die dort lagernden Waffen und wollten den Bahnhof besetzen. Die Reichswehr feuerte auf die Angreifer, die die Gewehre zurückließen und flohen.

11:00, Darstellung Reichswehr, NZ
Bewaffnete Matrosen zusammen mit meist jugendlichen Rucksackspartakisten besetzten das Bahnpostgebäude.



Abb. 6: Fotografie des Bahnhofplatzes am 17. März 1920 mit der Beschriftung: „Unerwarteter weiterer kommun. Angriff spät abends. Im Maschinengewehrfeuer flüchtende Menschen schutzsuchend im Stadtgrab. u. hinter Reklamesäulen.“ Fotograf unbekannt. StadtAN Sig. A 76/ III, 17, Bild VI.



Abb. 7: Szene der blutigen Niederschlagung des Generalstreiks am Hauptbahnhof in Nürnberg am 17. März 1920 im Raummodul „Theater und Politik“.

Entwurf, Zeichnungen, Ausführung und Foto: Evelyn Gillmeister-Geisenhof.

11:30, Druckereiangestellter, FT

Die Polizeiwehr in grünen Uniformen hielt das Bahnhofsgebäude besetzt wegen der Meldung, dass das Postgebäude gestürmt werden solle.

12:30, FT

Eine große Menschenmenge drängte von der nicht genehmigten Versammlung der sozialistischen Parteien auf der Insel Schütt auf den Bahnhofsvorplatz.

„Ein Zug Menschen bewegte sich zum Bahnhofs. Menschenmassen wogen hin und her.“

Postbeamter, NZ

1. Stock Postgebäude: Forderung der Matrosen zur Herausgabe der 50 Waffen; „Die Zählung der Waffen war noch nicht beendet, als starkes Maschinengewehrfeuer ertönte. Der Führer gab einen Schuss aus dem Fenster mit einem Revolver gegen die Polizeiwehr auf dem Bahnsteig ab, die ebenfalls schoss. Gleichzeitig erschien die Reichswehr.“

12:40, FT, Augenzeuge

Die Reichswehr marschierte im Sturmschritt in geschlossener Formation vom Kö-

nigstor und von der Frauentorbrücke kommend in Richtung gegen die Menge. Die Menge zog sich mit erhobenen Händen zurück.

12:45, Augenzeuge, FT

Aufstellung eines Maschinengewehrs auf dem Gleis zwischen Post und Osthalle des Bahnhofs; einige Schüsse fielen vermutlich aus dem Postgebäude, das geht auch aus den Verwundungen hervor. (Der Augenzeuge half die Verwundeten zu bergen.)

gegen 13:00, FT, Augenzeuge

Eine riesige Schießerei setzt ein.

„Es sei auf junge Leute geschossen worden, die mit ‚Hände hoch‘ weglaufen wollten.“

13:00, Darstellung Reichswehr, NZ

Die Truppe wurde bei der Ankunft von vorne (Bahnhof) und von rückwärts (Königstraße) beschossen. Die Truppe musste mit Schusswaffen eingreifen.

FK

Die Truppen nahmen im Sturm das Postgebäude und den Bahnhof. Dabei kamen auch zwei Rädelführer (Matrosen) ums Leben.

Nachmittag, NZ

Am ganzen Nachmittag fuhren ununterbrochen Sanitätsautos mit Anhängern vom Stadtinnern zum Krankenhaus.

FT – Fränkische Tagespost, FK – Fränkischer Kurier, NZ – Nürnberger Zeitung.

In der Ausstellung zeigt die Momentaufnahme das Einmarschieren der Reichswehr in geschlossener Formation gegen die Menschenmasse. Die Hintergrundkulisse bildet der Ausschnitt der östlichen Bahnhofsfassade bis über den Haupteingang hinweg in halbrunder Aufstellung. Als Vor-

lage für die stilisierte Pastellkreidezeichnung diente eine historische Postkarte. Die dramatisch anmutende Himmelsinszenierung in einer Seidenpapier-Leimtechnik hinter Plexiglas verstärkt die bedrohende Situation und weist auf die kommende Katastrophe hin.

Holzsilhouetten in unterschiedlichen Formen und Farben stellen die verschiedenen Personengruppen dar: grau – Reichswehrsoldaten in feldgrauer Uniform; grün – Polizeiwehr in grüner Uniform mit Tschakokopfbedeckung; blau mit roter Armbinde – roter Matrosenbund; schwarz – weibliche und männliche Zivilisten; in der Mitte der Zivilisten tritt eine Silhouette mit einem Gesicht und Anzug aus der Anonymität der Masse heraus. Das Foto eines der Opfer befindet sich auf einem Antrag für einen Pass im Stadtarchiv Nürnberg.³⁴ Auf dem Leseputz am Sockel unterhalb der Bahnhofsszene lassen sich die Vorgänge am Bahnhofsvorplatz nachverfolgen.

Collage

Auf der dritten Seite des Raummoduls „Theater und Politik“ verknüpft eine Art Collage die beiden Themen inhaltlich miteinander. Das sechste Bild des Dramas „Masse Mensch“ ist als Traumbild beschrieben und thematisiert die Frage nach Schuld an den getöteten Arbeitern während der Niederschlagung ihres Aufstandes durch Schweigen. Das Gewissen mit dem imaginären kopflosen Schatten der Sonja Irene L. steht Pate für die realen Toten des 17. März 1920 in Nürnberg.

Der Hintergrund der Tafel ist tief schwarz. Die Gesamtdarstellung verläuft von links nach rechts, vom Theaterbild ohne Übergang zur Friedhofsszene. Weiße, blattlose Äste eines Baumes liegen zum

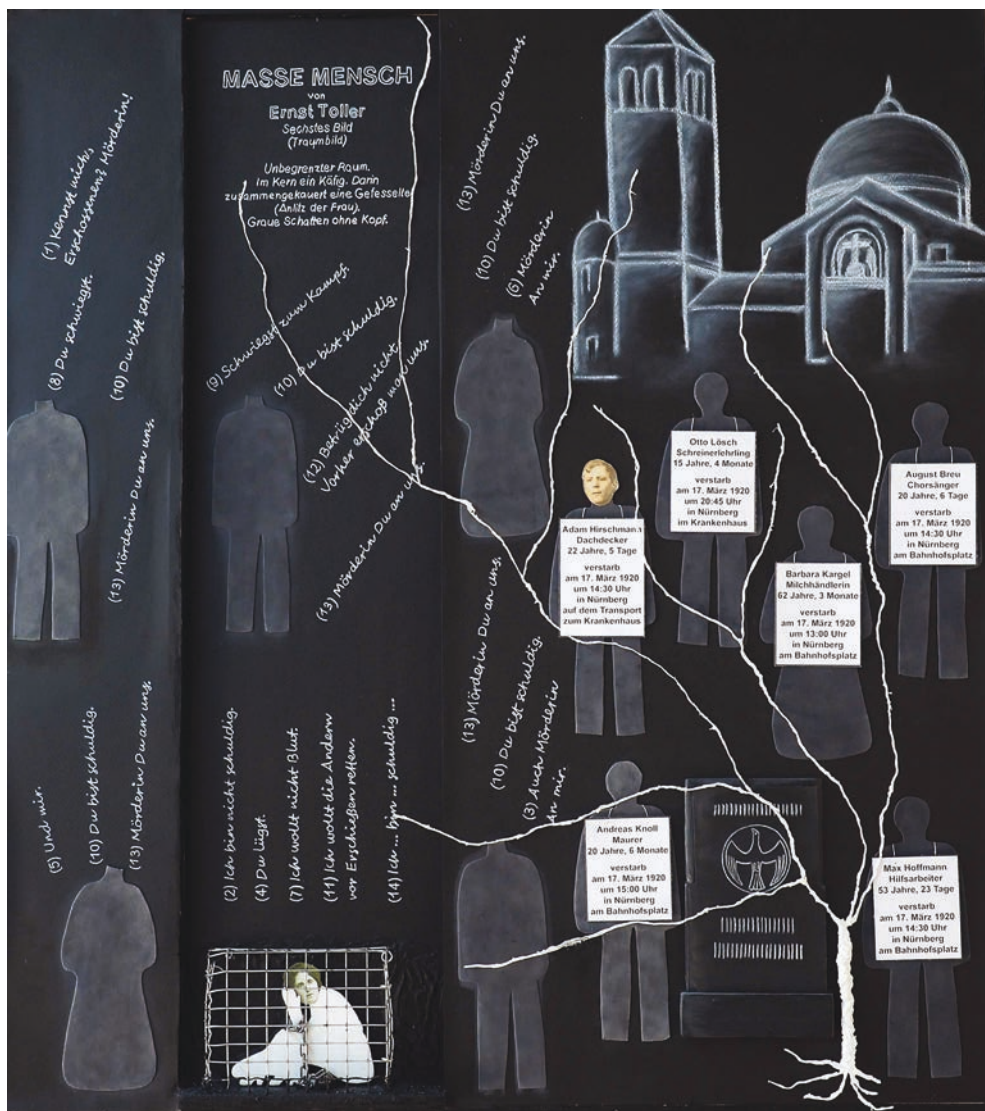


Abb. 8: Collage an der gelben Seite des Raummoduls „Theater und Politik“; Verknüpfung der beiden Raummodulzonen „Theater und Politik“: Die kopflosen, anonymen Schatten aus der Traumszene im 6. Bild aus „Masse Mensch“ von Ernst Toller stehen neben den Schatten der realen Opfer der blutigen Niederschlagung des Generalstreiks, die überwiegend auf dem Südfriedhof in Nürnberg beerdigt wurden.
Entwurf, Zeichnungen, Ausführung und Foto: Evelyn Gillmeister-Geisenhof.

Teil über beiden Szenarien und verbinden ihre gemeinsame Aussage und Botschaft optisch.

Die Angaben zum Bühnenbild von Ernst Toller: „*Unbegrenzter Raum. Im Kern ein Käfig. Darin zusammengekauert eine Gefesselte (Antlitz der Frau). Graue Schatten ohne Kopf.*“³⁵ Auf die zwei Zentimeter starke Vertiefung in der Mitte der linken Hälfte der schwarzen Tafel ist ein Käfigstück mit der gefesselten und zusammengekauerten Frau reliefartig eingespachtelt.

Die Frauensilhouette ist mit weißer Farbe bemalt und mit dem Antlitz der Sonja Lerch versehen. Um sie herum sind namenlose graue Schattensilhouetten ohne Kopf angebracht, die in Sprechblasen Anklagen gegen Sonja Irene L. erheben: „*Du schwiegst. Schwiegst beim Sturm aufs Stadthaus. Schwiegst beim Raub der Waffen. Schwiegst zum Kampf.*“ Sie versucht sich zu verteidigen: „*Ich wollt nicht Blut. Ich wollt die Andern vor Erschießen retten.*“ Die kopflosen Schatten bieten Paroli: „*Betrüg dich nicht. Vorher erschoss man uns. Mörderin du an uns. Schuldig! Dreimal schuldig!*“ Sie resigniert. Sie gesteht sich selbst ihre Schuld ein: „*Ich ... bin ... schuldig ...*“ Nach diesem Bekenntnis erfolgt die Regieanweisung, dass die Schatten verblassen.³⁶

Unmittelbar an die anonymen, kopfloßen und leicht diffusen Schatten schließen sich auf der Collage Schatten mit scharf gezeichneten Rändern und Köpfen an. Sie nehmen stellvertretend für alle Opfer des 17. März 1920 einen Platz auf dem imaginären Friedhof ein. Das Schild um ihren Hals mit Namen, Berufsbezeichnung, Alter sowie Sterbeort und -zeit hebt diese Toten im Gegensatz zu den kopfloßen Schatten aus der Anonymität. Insgesamt starben 23 Männer und Frauen an den Schussverletzungen, die ihnen vor allem

die Reichswehr und die Erlanger Studenten zugefügt hatten.

Der „Fränkische Kurier“ veröffentlichte die Liste der Opfer, aus der hervorgeht, dass die meisten Toten junge Handwerker und Arbeiter waren: „*Adolf Hüller, Bauarbeiter, 20 Jahre 9 Monate; Johann Heubusch, Schreiner, 21 Jahre 3 Monate; Konrad Lottes, Friseurlehrling, 15 Jahre 6 Monate; Christian Kohn, Fabrikarbeiter, 19 Jahre 4 Monate*“ usw.³⁷ Das waren Menschen mit einer Geschichte und Plänen für ein zukünftiges Leben. Ihre Namen und Geburtsdaten sind bis heute im Sterberegister sowie in einer alten Zeitung aus dem Jahr 1920 erhalten.

Der Dachdecker Adam Hirschmann erhält sogar noch ein Gesicht. Er verstarb – wie weitere sieben Schwerstverwundete – am 17. März 1920 auf dem Transport ins städtische Krankenhaus im Alter von 22 Jahren und 5 Tagen. Am 12. März, einen Tag vor dem Kapp-Putsch, als alles anging, hatte er vielleicht mit seiner Familie und Freunden in seiner Wohnung in der Karlstraße 1 in der Altstadt Nürnbergs seinen letzten Geburtstag gefeiert.

Am Samstagnachmittag, den 20. März 1920, um 15:30 Uhr fand die Beerdigung der meisten Opfer am Nürnberger Südfriedhof statt. „*Man hatte in weiten Kreisen der Bevölkerung erwartet, daß die Opfer in ein gemeinsames Grab aufgenommen würden. Diese Erwartung traf nicht ein.*“ Zu den Bestattungsfeierlichkeiten fanden sich „*ungeheure Mengen von Zuschauern*“ ein, die sich mit der „*aner kennenswerten Ruhe*“ verhielten³⁸. Die weiße Skizze der 1913 erbauten Aussegnungshalle des Nürnberger Südfriedhofs und der stilisierte Grabstein aus dem Jahr 1920 mit der Friedenstaube, integriert in die Collage, vergegenwärtigt die damalige unbegreifliche Situation und fängt die Trauer um die



Abb. 9: Grabstein aus den 1920er Jahren mit stilisierter Friedenstaube auf dem Südfriedhof Nürnberg; Vorbild für die Collage der gelben Seite des Raummoduls „Theater und Politik“.

Foto: Evelyn Gillmeister-Geisenhof.

völlig sinnlos getöteten jungen Menschen ein. Bis heute erinnert keine Gedenktafel an die damaligen Opfer.

Zeitungsartikel

Die vierte und letzte Seite des Raummoduls „Theater und Politik“ dokumentiert anhand der verschiedenartigen Berichterstattung über die Theateraufführung von „Masse Mensch“ bzw. die blutige Niederschlagung des Generalstreiks anlässlich des Kapp-Putsches die unterschiedlichen politischen Ausrichtungen der Presselandschaft in Nürnberg. Um 1920 waren Zeitungen das einzige Massenmedium zur zeitnahen Übermittlung von neuesten Nachrichten, denn es gab noch kein Radio. Dies ging in Deutschland erstmals 1923 in Berlin auf Sendung.

Die Tageszeitungen erreichten ihre Leser von den Verlagsanstalten und Druckereien der Städte ausgehend auch in den kleinen Dörfern der ländlichen Gebiete.

Selbst in kleineren Städten wie Weißenburg konnte die Bevölkerung unter zwei verschiedenen Zeitungen wählen, die in ihrer Berichterstattung, meist durch ihre unterschiedlich politische Orientierung bedingt, verschieden ausgerichtet waren.

In Nürnberg bestimmten vor allem die drei auflagenstärksten Tageszeitungen die Medienlandschaft: die „Nürnberger Zeitung“ (NZ), der „Fränkische Kurier“ (FK) und die „Fränkische Tagespost“ (FT). Daneben gab es noch eine Reihe weiterer Zeitungsangebote wie beispielsweise das „8-Uhr-Abendblatt“, das nur im Straßenverkauf erhältlich war, und die katholische „Bayerische Volkszeitung“, die jeweils nur etwa auf die Hälfte der Auflage des „Fränkischen Kuriers“ kamen.

Die „Nürnberger Zeitung“ als auflagenstärkste Tageszeitung ging aus dem „Generalanzeiger“ hervor und versorgte neben der Stadt Nürnberg weite Teile des nordfränkischen Raums. Schon wegen ihres überregionalen Anzeigenangebots gab sie sich neutral, unparteiisch und überkonfessionell. Sie hatte den Anspruch, die Artikel sachlich und objektiv zu veröffentlichen, was ihr auch zu Beginn der 1920er Jahre recht gut gelang.

Die zweitstärkste Auflage erzielte der „Fränkische Kurier“, der täglich in zwei Ausgaben erschien. Nach dem Ersten Weltkrieg vollzog das bis dahin bürgerlich liberale Organ einen gewaltigen Rechtsruck. Der rechtsnationale Redakteur Oskar Franz Schardt und der Monarchist Jörg Pfeiffer prägten seit 1919 den politischen Ton der Zeitung. Der „Fränkische Kurier“ opponierte gegen Oberbürgermeister und Stadtrat. Oskar Franz Schardt schrieb vor allem scharfe, vernichtende Kritiken im Feuilleton.

Die „Fränkische Tagespost“ war das Organ der Sozialdemokraten und der offene

Gegenspieler des „Fränkischen Kuriers“. Das Blatt unterstützte Oberbürgermeister Hermann Luppe gemäß seinem Bündnis mit den Sozialdemokratischen Parteien im Stadtrat immer loyal. Luppe gehörte der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) an und regierte die Stadt Nürnberg von 1920 bis zu seiner Amtsenthebung durch die Nationalsozialisten im Jahr 1933. Für das Feuilleton arbeitete der Arbeiterdichter Karl Bröger und brillierte vor allem mit seinen Theaterkritiken.³⁹

Wie oben beschrieben erfolgte in Nürnberg während des Buchdruckerstreiks infolge des Kapp-Putsches nur durch die „Fränkische Tagespost“ eine aktuelle Berichterstattung. Deren Verlag unterstützte und begleitete den Generalstreik – und damit die Aktion der Arbeiter – in sozialdemokratischer Gesinnung. Die sozialistischen Parteien hatten den Generalstreik ausgerufen.

Die „Nürnberger Zeitung“ berief sich bei ihren Zusammenfassungen namentlich auf ihre Quellen. Sie verwendete Beschreibungen der „Fränkischen Tagespost“ und offizielle Darstellungen der Reichswehr und der Sicherheitspolizei, aber auch Augenzeugenberichte, beispielsweise eines Postbeamten. Darüber hinaus zitierte die NZ auch die Rede des Ministerpräsidenten Kahr im Bayerischen Landtag am Tag nach der Niederschlagung: *„In Nürnberg ist es zu schweren Unruhen gekommen. Die Ursache hiervon waren nach den bisherigen Feststellungen formierte Matrosenabteilungen in Stärke von 12 – 1400 Köpfen.“* Der Journalist kommentierte diese Aussage von Kahrs unmittelbar anschließend in Klammern gezeichnet mit seinem Kürzel D.R.: *„(Da hat man den neuen Herrn Ministerpräsidenten allerdings recht falsch informiert, denn diese Zahlen sind mehr als übertrieben. D.R.)“*⁴⁰

Die gegensätzlichen Meinungsansätze charakterisieren die Berichte über den Einsatz der Erlanger Studentenwehr im „Fränkischen Kurier“ und der „Fränkischen Tagespost“ besonders deutlich. Als nun endlich nach über einer Woche der FK am 23. März wieder zu Wort kam, stellte er in seinem Einleitungspamphlet über *„Die Putsch-Woche“* seine politische Einstellung kompakt dar: *„Leider haben die folgenschweren Zusammenstöße der verhetzten Arbeitermassen mit den Sicherheitsmannschaften, die zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung aufgeboten werden mußten, eine große Reihe von Opfern gekostet. [...] [D]en Männern, die selbstlos für die Wiederaufrichtung der Ruhe und Ordnung sich eingesetzt haben, der Reichswehr, der Erlanger Studentenwehr, der sich auch die Professoren Dr. Lent und Dr. Spuler angeschlossen hatten, [...] die nie gegenüber den Brutalitäten des fanatisierten Mobs ihre Selbstbeherrschung und Besonnenheit verloren haben, [...]“* zollte er Lob.⁴¹

Die FT hingegen sah das Verhalten der Erlanger Studenten ganz anders: Sie *„haben sich, wie uns von vielen Augenzeugen mitgeteilt wird, in einer Weise benommen, die zur schärfsten Kritik herausfordert.“* [...] So *„zeigten diese Produkte der politischen Erziehungsarbeit Dr. Lents und des ‚Fränkischen Kuriers‘ auffälliges Benehmen. [...] Blut war geflossen, und alles war empört über die unsinnige Schießerei der Erlanger Studenten. [...] Das Verhalten der Erlanger Studenten war einfach skandalös. Die Stelle, die diese nationalistisch verhetzten, politisch unreifen jungen Leute nach Nürnberg gezogen hat, hat unverantwortlich gehandelt.“*⁴²

Ebenso konträr wie diese beiden Tageszeitungen die Vorkommnisse bei den Unruhen am 17. März 1920 beurteilten, äußerten sie sich insbesondere auch im Vorfeld der Uraufführung des Dramas „Masse

Mensch“. Schon die bloße Mitteilung, dass das Nürnberger Stadttheater die Rechte zur Uraufführung des neuen Theaterstücks Ernst Tollers erworben hatte, erhitze die Gemüter in Nürnberg. Die unterschiedlichen Zeitungen lieferten sich je nach ihrer politischen Ausrichtung vom rechten „Fränkischen Kurier“ über die relativ neutrale „Nürnberger Zeitung“ bis hin zur sozialdemokratischen „Fränkischen Tagespost“ ein durchaus lesenswertes Gefecht. Desgleichen verkündeten Tageszeitungen aus anderen Städten wie Würzburg, Frankfurt, München oder Augsburg die Theaterneuigkeit. Allein die Vermutung, dass die Regierung Kahr in München Ernst Toller aus seiner Festungshaft in Niederschönenfeld zur Uraufführung beurlauben könnte, führte zu großer Aufregung und bewarb das Theaterstück von Anfang an.

In Nürnberg gipfelte der Lärm um Tollers neues Theaterstück vor der Uraufführung mit einer „kilometerlangen“⁴³ Eingabe des Kunst- und Bildungsausschusses der Ortsgruppe Nürnberg des Deutsch-völkischen Schutz- und Trutzbundes, der 1919 in Bamberg gegründet worden war, an den Nürnberger Stadtrat, die der „Fränkische Kurier“ wohl aus seiner Gesinnung heraus vollständig abdruckte. Die rechtsnationale und antisemitische Vereinigung stellte beim Stadtrat den Antrag, dass aus „deutschen Männern, die auch Liebe zu ihrem deutschen Volke haben, ein Kunstauschuß gebildet werden [solle], der hinsichtlich der Auswahl der aufzuführenden Schauspiele und Opern u. dgl. dem städtischen Intendanten beizuordnen wäre“. Auch müsste dieses „Geisteserzeugnis eines landfremden [jüdischen] Verbrechers [...] ein- für allemal vermieden bleiben.“⁴⁴

Die „Fränkische Tagespost“ wiederum polemisierte in den höchsten Tönen gegen den „Kurier“: „Es geht wieder recht ge-

räuschvoll zu bei unseren Deutsch-Völkischen. Was ist los?“ Nach einem längeren süffisanten Geplänkel über die Eingabe zu einem Kunstausschuß und der Aufregung um Toller und sein Drama stellte der Journalist mit dem Kürzel D.R. die Frage: „Wer von ihnen hat es gelesen und urteilt über das Stück auf Grund eigener Kenntnis? Von so gebildeten und um den Ruhm der Kunststadt besorgten Männern ist wohl nicht anzunehmen, daß sie über eine Sache öffentlich reden, die sie noch gar nicht kennen. [...] Unseres Wissens ist es auch noch gar nicht gedruckt. Sollte Herr Stuhlfeld dem Ausschuß etwa sein Regiebuch geborgt haben?“⁴⁵

Der Nürnberger Stadtrat lehnte den Kunstausschuß mit einer Gegenstimme aus der Mittelpartei ab.⁴⁶ Toller erhielt keinen Gefängnisurlaub, um an der Uraufführung seines Stückes anwesend zu sein.⁴⁷ Das Drama „Masse Mensch“ wurde nach fünf Aufführungen abgesetzt. Während der dritten Aufführung ereigneten sich Tumulte durch eingeschleuste Vertreter des Deutsch-Völkischen Schutz- und Trutzbundes.⁴⁸ Der Landtag nahm sich am 17. Dezember 1920 der Sache an und bestätigte: „In diesem Fall handelt es sich nicht um eine Theaterzensur, sondern um die allgemeine Verpflichtung der Polizeibehörden, Ordnung und Ruhe aufrechtzuerhalten.“⁴⁹

Der Themenblock „Theater und Politik“ gestattet in seiner Vielschichtigkeit einen kleinen Blick auf das Leben um 1920 in Franken und lässt den Betrachter der Ausstellung für Augenblicke in jene Zeit eintauchen. Das Quellenmaterial der Tageszeitungen gibt das Alltagsgeschehen und die Diskussionen darum aus den verschiedenen Perspektiven authentisch wieder.

Die Karte zum Neuen Jahr des fränkischen Malers Rudolf Schiestl⁵⁰ symbolisierte in eindrucksvoller Art die Lebenssituation zum Jahreswechsel 1920/1921. Ein

von der Lebenslast gebeugter alter Mann schleppt sich mit einem Stock über einen Friedhof. Ihm folgt ein krabbelndes Kind, das das Leben noch vor sich hat, aber erst einmal laufen lernen muss. Die Metapher eines Kindes, eines jungen Sprosses, soll eine kleine Hoffnung auf ein besseres Jahr, auf eine bessere Zeit geben, die aus heutiger, zurückblickender Sicht leider nicht eintrat.

In dieser von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen geprägten Zeit nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg gründete der Gymnasiallehrer Dr. Peter Schneider in der Hoffnung auf einen lebensbejahenden Aufbruch in eine glücklichere Welt sein Lebenswerk, den Frankenbund. In dieser äußerst bewegten Epoche bot dieser neue Verein erst einmal eine Rückbesinnung auf die Werte der fränkischen Heimat.

Gleichzeitig bildete der FRANKENBUND eine enge Allianz mit der „*Vereinigung der Freunde der Frankengruppe*“, die neuzeitliche fränkische Kunst förderte, beispielsweise mit der Herausgabe einer günstigen Künstlermonographie über Rudolf Schiestl.⁵¹ Denn die zentralen Aufgaben des FRANKENBUNDES waren für Peter Schneider die Erforschung der fränkischen Geschichte, die Pflege zeitgemäßer Kultur und die Förderung neuer fränkischer Kunst.



Abb. 10: Karte zum Neuen Jahr 1921 von Rudolf Schiestl; Radierung 14,5 x 12,5 cm, unten rechts und unten mittig signiert. Privatbesitz.

Evelyn Gillmeister-Geisenhof, die Bezirksvorsitzende des FRANKENBUNDES für Mittelfranken ist, studierte an der Fachhochschule Coburg Abteilkung Münchberg Textildesign, anschließend Geschichte und Politologie an der FU-Berlin. 1985 baute sie die Trachtenforschungs- und -beratungsstelle des Bezirks Mittelfranken auf und leitete sie bis 2016. In einer Schriftenreihe publizierte sie über regionales Kleidungsverhalten und Textiltechniken im soziokulturellen Kontext. Ihre Anschrift lautet: Heuberg 5, 91781 Weißenburg, E-Mail: gillmeister-geisenhof@gmx.de.

Anmerkungen:

- 1 Schneider, Peter: Der Frankenbund lebt, in: Frankenland. Zeitschrift für alle Franken und Frankenfreunde zur Kenntnis und Pflege des fränkischen Volkstums. Heft ½. Nürnberg 1922, 9. Jg., S. 3.
- 2 Schneider: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 2.
- 3 Vgl. Schmidt, Alexander: Kultur in Nürnberg 1918–1933. Nürnberg 2005, S. 361.
- 4 Nach dem Zitat von Paul Klee: „Die Kunst gibt nicht das Sichtbare wieder, sondern macht sichtbar.“ Klee, Paul: Schöpferische Konfession, in: Tribüne der Kunst und der Zeit. Eine Schriften-sammlung. Bd. XIII. Hrsg. Kasimir Edschmid. Berlin 1920.
- 5 Schneider, Manfred: Expressionismus und Zeitgeist, in: Württembergisches Landestheater

- (Hrsg.): Stuttgarter Dramaturgische Blätter. Stuttgart 1920/21, S. 62.
- 6 Ebd., S. 61.
- 7 Vgl. Heinsen-Becker, Gudrun: Karl Bröger und die Arbeiterdichtung seiner Zeit. Nürnberg 1977.
- 8 Bröger, Karl: Aufschwung, in: Flamme. Jena 1920.
- 9 Redslob, Edwin: Bühne und neue Zeit, in: Stuttgarter Dramaturgische Blätter (wie Anm. 5), S. 94.
- 10 Vgl. Schmidt: Kultur in Nürnberg (wie Anm. 3), S. 255ff.; Müller, Gerhard: Für Vaterland und Republik. Pfaffenweiler 1986, S. 30ff.
- 11 Bröger: Flamme (wie Anm. 8), S. 28–84.
- 12 Müller: Vaterland und Republik (wie Anm. 10), S. 292.
- 13 Ebd., S. 28.
- 14 Bröger, Karl: Zuschauertheater und Erlebnisbühne, in: Volksbühne. Berlin 1920, Heft 2, S. 56.
- 15 Stadtarchiv Nürnberg [künftig: StadtAN], Sig. Av L5 1920/21; Verwaltungsberichte, S. 86/87.
- 16 Schneider: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 104; Die Ära Willy Stuhlfeld endete bereits nach zwei Jahren 1922.
- 17 Stadtbibliothek Nürnberg [künftig: StadtBibN], Fränkischer Kurier, 25.03.1920.
- 18 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 15.06.1920.
- 19 StadtAN, Bz L5 1920/21, S. 171; Schmidt: Kultur in Nürnberg (wie Anm. 3), S. 103.
- 20 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 16.12.1920.
- 21 StadtAN, Bz L5 1920/21, S. 172.
- 22 Schneider: Frankenbund (wie Anm. 1), S. 113.
- 23 Toller, Ernst: Masse-Mensch. Potsdam 2. Aufl. 1922, Vorwort.
- 24 StadtBibN, Nor. 2377.2°.
- 25 Toller: Masse-Mensch (wie Anm. 23), Drittes Bild, S. 30–39.
- 26 Vgl. Stadtarchiv Neuburg: Ernst Toller Gesellschaft e.V.; WT Band I, S. 353–370.
- 27 Vgl. Naumann, Cornelia (Hrsg.): Ich hoffe noch, dass aller Menschen Glück nahe sein muss... Lich/Hessen 2018.
- 28 Vgl. Toller: Masse-Mensch (wie Anm. 23), Fünftes Bild, S. 49–59.
- 29 Stadtarchiv Weißenburg [künftig: StadtAWUG], Weißenburger Tagblatt, 16.03.1920.
- 30 Ebd.
- 31 Vgl. StadtBibN, Nürnberger Zeitung, 23.03.1920.
- 32 StadtAWUG, Weißenburger Tagblatt, 18.03.1920.
- 33 StadtBibN, Nürnberger Zeitung, 23.03.1920.
- 34 StadtAN, C21/VII 69.
- 35 Toller: Masse-Mensch (wie Anm. 23), Sechstes Bild, S. 60–67.
- 36 Ebd., S. 60–63.
- 37 StadtBibN, Fränkischer Kurier, 23.03.1920.
- 38 Ebd.
- 39 Vgl. zu den Zeitungen: Hanschel, Hermann: Oberbürgermeister Hermann Luppe. Nürnberg 1977, S. 69ff.; Schmidt: Kultur in Nürnberg (wie Anm. 3), S. 43ff.
- 40 StadtBibN, Nürnberger Zeitung, 23.03.1920.
- 41 StadtBibN, Fränkischer Kurier, 23. März 1920, Morgenausgabe.
- 42 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 19.03.1920.
- 43 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 25.10.1920.
- 44 StadtBibN, Fränkischer Kurier, 23.10.1920, Morgenausgabe.
- 45 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 25.10.1920.
- 46 StadtBibN, Nürnberger Zeitung, 27.10.1920.
- 47 StadtBibN, Nürnberger Zeitung, 22.10.1920.
- 48 StadtBibN, Fränkische Tagespost, 29.10.1920.
- 49 Bayerischer Landtag. 35. Sitzung v. 17.12. 1920, in: Bayerische Landtagsverhandlungen 1919–1933, S. 86; https://geschichte.digital-sammlungen.de/landtag1919/scans/bsb00008678_00116 (Aufruf 04.10.2018).
- 50 Karte zum Neuen Jahr 1921 von Rudolf Schiestl; Radierung 14,5 x 12,5 cm, unten rechts und unten mittig signiert; Privatbesitz.
- 51 Weismantel, Leo: Rudolf Schiestl. Würzburg 1922; der Schriftsteller Leo Weismantel war der Vorsitzende der „Vereinigung der Freunde der Frankengruppe“.

Ludwig Endres: **Yesterday when I was young – oder war's vorgestern?** Erlebnisse und Lausbubengeschichten aus einem romantischen und friedlichen Städtchen. Spalt 2016; ISBN 978-3-00-053846-9, 377 S., viele, z.T. histor. Bilder, 19,95 Euro

„Yesterday when I was young“ ist ein melancholischer Song, den Charles Aznavour 1964 veröffentlichte. Darin erzählt er von einem Mann, der über sein Leben nachdenkt. Zahlreiche Versionen, unter anderem von Roy Clark und Shirley Bassey, haben dieses Lied auch bei uns bekannt und populär gemacht.

„Yesterday when I was young – oder war's vorgestern?“ nennt der in dem fränkischen Städtchen Spalt aufgewachsene und heute in Oberbayern lebende Autor Ludwig Endres sein Buch, in dem er – so der Untertitel – *„Erlebnisse und Lausbubengeschichten aus einem romantischen und friedlichen Städtchen“* erzählt. Mit dem *„romantischen Städtchen“* meint er natürlich die Heimatstadt, wo er seine Kindheit und Jugend verbrachte.

Es ist keine Biographie im üblichen Sinn, die Ludwig Endres vorstellt. Vielmehr ist es eine lebendige, amüsante und witzig erzählte Abfolge von Erlebnissen und Anekdoten, die den Autor seit frühester Kindheit geprägt haben – wahre Erlebnisse seiner Kindheit und Jugend, die den Leser schmunzeln lassen oder auch nachdenklich machen.

„Ich habe bewusst versucht so zu schreiben, dass der Handlungsablauf und meine Person eine Einheit finden und einen authentischen Gleichklang bilden“, merkt Endres im Vorwort an. „Mehr als auf stilistische Ausformulierungen kam es mir bei diesem Buch darauf an, zu unterhalten und meine persönliche Verbundenheit zu all dem Erzählten spüren zu lassen.“

Das ist dem Autor hervorragend gelungen. Das bestätigt ihm auch der Extremsportler und Motivationstrainer Hubert Schwarz, der für das Buch ein Vorwort geschrieben hat. *„Dieses Buch will Impulse geben auf der Suche nach dem eigenen Sinn des Lebens, ganz praktisch, ohne zu belehren oder vorzuschreiben“*, schreibt Hubert Schwarz, *„es wird alle seine Leser in die eigene Kindheit zurückversetzen und viele Anreize dazu bieten, uns wieder auf unsere Wurzeln zu besinnen.“*

Den Leser erwartet ein buntes Kaleidoskop an Kindheitserlebnissen, die Ludwig Endres humorvoll, selbstironisch und immer mit einem gewissen Augenzwinkern erzählt. Doch bevor er damit beginnt, stellt er das Städtchen Spalt, den Spalter Bockl und natürlich auch das Spalter Bier anschaulich vor.

Die frühesten Kindheitserlebnisse, an die er sich erinnert, sind nicht ganz ungefährliche Lausbubenspiele mit einer brennenden Kerze, die einen gläsernen Aschenbecher zerspringen ließen. *„Es war eine schöne Zeit“*, urteilt der Autor rückblickend. *„Eine Zeit, in der es so schien, als wäre die Welt und was darin vorging, speziell nur für uns gemacht. Eine Welt, die darauf wartete, von uns erobert zu werden.“*

Der Autor reiht Anekdote an Anekdote. Er nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er seine Streiche in der Schule und zu Hause in der Familie schildert. So mancher Lehrer kommt dabei sehr schlecht weg. Ferner berichtet er über eine Spardose im Klassenzimmer, die bei der alljährlichen Spardosenleerung plötzlich verschwunden war. Vergeblich sucht der kleine Ludwig nach Schildkröten, weil ihm ein Mitschüler den Bären aufgebunden hat, dass in einem Bach freilebende Schildkröten wären.

Wie er als Kind erste Erfahrungen mit dem Tod macht, verschweigt er ebenso we-

nig wie den Schrecken, den ein autoritärer Lehrer in der Klasse verbreitet. Amüsant sind die Schilderungen zum Thema „*Mein schönstes Ferienerlebnis*“. Klettern und das Werfen von Steinen war eine Spezialität des kleinen Ludwig. Dass das Klettern auf Bäume nicht ganz ungefährlich ist und böse Folgen haben kann, schildert er in einem weiteren Kapitel. Der kleine Lauser schießt mit dem Luftgewehr auf Osterhasen und Nikoläuse und überlistet mit einem einfachen Trick seine Spielkameraden, die ihn beim Indianerspielen an einen Baum gefesselt hatten.

Außerst interessant sind die umfangreichen Erzählungen über den Hopfenanbau und das Hopfenzupfen, wie es der Autor noch als Kind erlebt hat. Hier erfährt der Leser eine Menge darüber, wie beschwerlich der Hopfenanbau in Spalt früher war. Er schildert „*Winterfreuden und Winterleiden*“, erzählt vom Skifahren und Schlittschuhlaufen in seiner Heimatstadt, wie er mit seinen Kumpeln die erste Zigarette rauchte und wie er für Bundeswehrsoldaten, die sich bei Spalt im Manöver befanden, wichtige Besorgungen machte.

Ausführlich stellt Ludwig Endres dar, wie Deutschland 1954 Fußballweltmeister wurde und steigert sich geradezu in die Fußballweltmeisterschaft 1966 hinein, als Deutschland den Titel an England abgeben musste. Witzig wird es wieder, wenn er über den Bau eines Vogelhäuschens im schulischen Werken erzählt und über die fatalen Folgen eines von ihm verfassten Gedichts sowie eines Liebesbriefes schreibt.

Nach dem Besuch der Volksschule machte Endres eine Ausbildung in einem Nürnberger Unternehmen für optische und feinmechanische Produkte. Haarsträubende Erlebnisse in einer Fachschule und leichtsinnig verschuldete Unfälle als junger, übermütiger Autofahrer sowie eine

Fülle von „*Lausbubenstückeln*“ reizen zum Lachen, machen jedoch auch betroffen.

„*Wenn ich zurückdenke an meine Schulzeit, verspüre ich im Grunde wenig Unbehagen oder gar Zorn*“, zieht Ludwig Endres am Ende Bilanz. Der geschilderte Lebensabschnitt erfülle ihn mit Zufriedenheit und Stolz: „*Stolz auch deshalb, weil wir zu dieser Zeit, trotz aller Lausbubenstreiche, allem Übermut und Unsinn, immer noch wussten und danach lebten, was aus Respekt gegenüber unseren Mitmenschen gerade noch zu tolerieren war.*“

Ludwig Endres hat ein unterhaltsames, aber auch sehr berührendes Buch geschrieben, mit dem er seiner Heimatstadt Spalt der 1950er, 1960er und frühen 1970er Jahre ein Denkmal gesetzt hat. Kurzum: Ein absolut lesenswertes und zu empfehlendes Buch: Fortsetzung erwünscht!

Robert Unterburger

Almut Binkert: **Sophie Hoechstetter. Schriftstellerin 1873–1943. Leben und Werk. Ehrenbürgerin der Stadt Pappenheim.** Weissenburg 2017; ISBN 987-3-00-055639-5, 60 S., zahlr. Abb., 14,95 Euro.

„*Ich entstamme einem Landstrich mit alten Erinnerungen. Die fränkische Geschichte tat es mir frühe an. Erst als ich in einem anderen Landstrich mein Leben lebte, wurde ich mir meines Zusammenhangs mit Franken bewusst*“, notierte die aus Pappenheim gebürtige, heute leider nahezu vergessene Schriftstellerin und Malerin Sophie Hoechstetter (1873–1943) in ihren Erinnerungen. Als jüngste Tochter von sechs Geschwistern wurde sie 1873 in Pappenheim geboren, ihre Familie gehörte zu den bekannten Augsburger Patriziergeschlechtern. Nach den Kinder- und Jugendjahren in Pappenheim besuchte sie seit 1888 die

Höhere Töchterschule in Bayreuth und fand 1890 Aufnahme bei ihrer Patentante in Ansbach, das ihr bald zu einer zweiten Heimat wurde.

Während eines Kuraufenthaltes in Bad Reichenhall lernte sie die aus dem thüringischen Blankenburg stammende 16-jährige Antonie (Toni) Schwabe (1877–1951) kennen. Die intensive Liebesbeziehung der beiden ambitionierten jungen Frauen fand ihren Ausdruck in ersten erfolgreichen literarischen Arbeiten, mit denen beide ihren Lebensunterhalt bestreiten konnten. Im Jahre 1896 veröffentlichte Sophie Hoechstetter ihren ersten Roman „Goethe als Erzieher“; Toni Schwabe gelang mit ihrem Roman „Die Hochzeit der Esther Franzenius“ 1902 ein großer Erfolg. Es folgten weitere Prosaarbeiten und Gedichtbände.

Weitere Beziehungen mit den Schriftstellerinnen Maria von Gneisenau (1873–1926) und der aus Bayreuth stammenden Carola von Crailsheim-Rügland (1895–1982) führten sie von Jena nach Dornburg, wo sie seit 1909 das sog. Goethe-Schloss bewohnte. Aufgrund ihrer Mitarbeit bei der „Vossischen Zeitung“ hatte sie zudem eine Wohnung in Berlin.

Mit ihrer erstaunlichen Roman- und Novellenproduktion, ihrem lyrischen Werk und ihren Übersetzungen gehörte sie zu den etablierten und vielfach gelesenen Schriftstellerinnen der Kaiserzeit und der 1920er Jahre. Im Jahre 1925 siedelten Hoechstetter und Carola von Crailsheim-Rügland nach Pappenheim über, seit 1933 verbrachten beide ihren Lebensabend auf

dem in der Nähe von Dachau gelegenen Gut Mooschwaige, wo Hoechstetter 1943 starb.

Die sprachlich gelungene, ganz aus den Quellen gearbeitete und anregende biographische Studie von Almut Binkert beschreibt wichtige Etappen der persönlichen und schriftstellerischen Entwicklung von Sophie Hoechstetter. Es gehört zu den Verdiensten des mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Bandes, den umfangreichen, bislang nicht publizierten Briefwechsel, der sich in den Beständen des Stadtarchivs Pappenheim, des Staatsarchivs Nürnberg, des Historischen Archivs des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg sowie des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar befindet, analysiert und ausgewertet zu haben. Wer sich freilich intensiver mit dem Leben und Werk Sophie Hoechstetters befassen möchte, der vermisst die entsprechenden Einzelnachweise der jeweils herangezogenen Archive, Quellen und der verwendeten Literatur. Das beigefügte Werkverzeichnis umfasst 60 selbständige Publikationen, die einen ersten Lektüreeinstieg ermöglichen, kürzere literarische oder journalistische Arbeiten werden nicht aufgeführt. Der Abdruck von neun Gedichten im Anhang vermittelt überdies einen ersten Eindruck von der Qualität der lyrischen Arbeiten Sophie Hoechstetters, die im Kontext ihrer Epoche und auch über ihre fränkische Heimat hinaus als erfolgreiche Schriftstellerin und emanzipierte Vorkämpferin für Frauenrechte ausführlicher gewürdigt werden sollte.

Johannes Schellakowsky

Peter Wesselowsky

Die Gruppe Marktbreit – Ochsenfurt des FRANKENBUNDES

Als im Jahr 2014 unsere Gruppe ihr 60-jähriges Bestehen feierte, trug der Ehrengast Christian Schmidt, damals Regionalbischof und vorher Dekan von St. Lorenz in Nürnberg, die Vereinsgeschichte in Fränkischer Mundart vor:

„Im Frankenbund, den ernsthaft heiter
gegründet einst Herr Dr. Schneider,
da rekrutiert mer keine Truppen,
mer gründet regionale Gruppen,
und eine, vor geraumer Zeit,
wor die von Ochsenfurt – Marktbreit...
Die Gruppe Marktbreit – Ochsenfurt –
ich sog des gern,
die is scho seit geraumer Dauer
a guter, treuer Brückenbauer.
Hier schaut mer drauf, dass alles – seht –
gemeinsam und zum Guten geht;
hier muss mer net einander flieh'n,
na, na, hier wachsen Sympathien...“

Unsere Gruppe ist von seltener Art und Ausstattung gekennzeichnet. Sie umfasst zwei fränkische Kleinstädte mit unterschiedlicher Geschichte. Marktbreit, gewachsen unter der Herrschaft der Häuser Seinsheim und Schwarzenberg, Ochsenfurt und Umgebung, gefördert und entwickelt durch das Würzburger Domkapitel und das fürstbischöfliche Hochstift. War Ochsenfurt dadurch überwiegend katholisch geprägt, so war Marktbreit überwiegend protestantisch. Bis heute verläuft zwischen beiden noch die Landkreisgrenze.

Aber schon lange haben die Bewohner über diese Äußerlichkeiten hinweg, das südliche Maindreieck als gemeinsamen Kultur- und Lebensraum entdeckt und vielfältig belebt. Den Anfang machten 1953 die



Abb.: Anbei auch ein Bild, das symbolisch für unsere ortsübergreifende Gruppe stehen mag: An der Bundesstraße 13 erhebt sich ein im Jahr 1773 durch den Markgrafen Friedrich Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach errichteter Obelisk, der die ehemalige Grenze seines Herrschaftsgebietes zum Hochstift Würzburg bezeichnet und zugleich die Fertigstellung der Chaussee dokumentiert. Darüber hinaus verbindet er die Hauptorte Marktbreit und Ochsenfurt. Dort stiftete die Frankenbundgruppe zu ihrem 60-jährigen Bestehen eine Steinbank, von der aus man in Ruhe den Blick über die fruchtbaren Felder und den Ort Gnodstadt zu den Steigerwaldbergen Schwanberg, Hüttenheimer Tannenbergl, Bullenheimer Berg, Frankenbergl und Hoher Landsbergl schweifen lassen kann.

Foto: Peter Wesselowsky.

Marktbreiter. Der damalige Vorsitzende, Fritz Mägerlein aus Marktsteft, gewann 1955 Bürgermeister und kulturell aufgeschlossene Persönlichkeiten zur Gründung einer Gruppe in Ochsenfurt. Ein Bundestag im gleichen Jahr gab den Startschuss für die gemeinsame erfolgreiche Arbeit. Heute zählt die Gruppe 216 Mitglieder. Sie kommen mittlerweile auch aus Segnitz, Obernbreit, Marktsteft, Markt Herrnsheim und Gaukönigshofen im Ochsenfurter Gau.

Die gewachsenen Strukturen haben sich bis heute bewährt, andererseits haben wir neue Angebote in der Zusammenarbeit mit verschiedenen örtlichen Kulturträgern aufgenommen. Die Jahresprogramme bieten monatlich eine Veranstaltung an. Die attraktive Vielfalt ist dadurch gegeben, dass sich aus dem Kreis des Vorstandes und der Mitglieder Persönlichkeiten für Planung und Durchführung zur Verfügung stellen.

Eckpunkte des Programms sind folgende: Die **Winter- oder Frühjahrswanderungen** mit einem ausgesuchten Angebot an Naturerlebnis, Kunstgeschichte und Kulinarik. **Ortserkundungen** führen in die nähere Umgebung von Steigerwald, Frankenhöhe oder Taubertal. Sie haben bei vielen Teilnehmern die Entdeckung gebracht, dass sich oft in unmittelbarer Wohnortnähe übersehene Kleinode der Geschichte befinden. Ein kunstgeschichtlich interessierter Pfarrer in unseren Reihen bereichert das Programmangebot mit der Erläuterung sakraler und volkskundlicher Kunst. „Historische Krippen in Kirchen des Ochsenfurter Gaus“ sind nur ein Beispiel. Jüngere Mitglieder geben neuerdings Gelegenheit, Einrichtungen mit aktuellen Wirkungen für unsere Gesellschaft kennen zu lernen, so z.B. Ausbildungszentren der Polizei und Feuerwehr in

Würzburg. Pro Jahr führen zwei **ganztägige Studienfahrten** durch Franken und die angrenzenden Kulturlandschaften. Im diesbezüglichen Angebot waren z.B. die Wartburg und Eisenach, Kloster Vessra, Schleusingen und Meiningen, Schmalkalden, Bauerbach und Bibra, Eichstätt, Schwäbisch-Gmünd, Lorch und der Hohenstaufen, die Steckelburg, Gelnhausen und Steinau an der Straße. Gerne nutzen wir auch die **Verbindungen zu anderen Gruppen im Frankenbund**. So genossen wir die freundschaftlichen Angebote in Grünsfeld, Karlstadt, Weißenburg, Bad Neustadt/Saale sowie Herzogenaurach und konnten diese Orte erleben!

Wichtig und fruchtbar erweist sich auch **die Zusammenarbeit mit anderen kulturellen Einrichtungen vor Ort**. So führten unsere mehrtägigen Studienreisen mit der **Volkshochschule** u.a. „auf den Spuren von Balthasar Neumann und der Familie Dientzenhofer“ nach Eger, Marienbad und Prag. Neue Mitglieder konnten wir gewinnen durch Fahrten nach Südböhmen, Olmütz, Brunn, Krakau, ins Riesengebirge und bis nach Danzig. Vorbereitet und vertieft werden diese Kulturreisen durch **Vorträge**, z.B. Ferdinand Tietz, Historische Brücken. Das Aufsuchen kleinerer Orte, z.B. in Rittershausen, mit Vortrag und musikalischem Angebot bringt uns Aufmerksamkeit im ländlichen Bereich.

Unsere Angebote sind vielfältig und entstehen aus den Anregungen der Mitglieder. Aber wir können nicht übersehen, dass die **Altersstruktur** sich überwiegend auf die älteren Lebensjahrgänge erstreckt. Wir hatten zwar auch schon eine „Schnitzeljagd für Kinder des Ferienspielplatzes“ im Angebot, aber die meisten Neumitglieder kommen in der Regel zu uns, wenn sie die Zeit ihrer aktiven Berufstätigkeit

hinter sich haben. In den Anfangsjahren, so habe ich in der Chronik gelesen, gab es im Vorstand auch eine Person, die damit beauftragt war, Kontakte zu den Schulen zu pflegen. Vielleicht ist dieser Ansatz einen neuen Versuch wert. Manche neue Lehrkraft ist vielleicht froh, für den Wandertag Hinweise und Empfehlungen zu bekommen!

Kontakt zur Gruppe:

1. Vorsitzender: Peter Wesselowsky / Frankenbund – Gruppe Marktbreit Ochsenfurt
Leipziger Straße 3, 97199 Ochsenfurt,
Telefon: 09331 / 16 25,
E-Mail: wessox@web.de.

Stefan Menz

Der Historische Verein Heidenfeld e.V. – Verein für Geschichte, Kultur und Heimatpflege in Heidenfeld und Umgebung – Eine junge Gruppe im FRANKENBUND

Gründung und Auftrag

Schon längst hätte es den Historischen Verein Heidenfeld geben müssen. Der in Heidenfeld lebende Lehrer, Schulleiter, Ortshistoriker und Lokalreporter der Main-Post, Johannes Zimmermann († 2009), spielte schon seit Jahren mit dem Gedanken, im Klosterdorf südlich von Schweinfurt einen Kreis von historisch interessierten Bürgern ins Leben zu rufen. Sein früher Tod bereitete diesem Ansinnen jedoch ein jähes Ende.

Aber der Gedanke lebte bei vielen engagierten Bürgern fort, und so reifte Ende 2012 der Entschluss, das Wagnis einer Vereinsgründung anzugehen. Die Initiatoren rund um Stefan Menz und Martin Weth hofften bei der Gründungsversammlung am 24. Februar 2013 im altherwürdigen Festsaal des Klosters Maria Hilf in Heidenfeld, dass wenigstens 20 bis 30 Interessenten kommen würden, wobei man sich

schon vorsichtig optimistisch wähnte. Wir hatten uns jedoch gründlich geirrt: Über 130 Menschen aus nah und fern waren unserem Aufruf gefolgt, und so wurde der Historische Verein Heidenfeld, der sich bis heute als der Historische Verein für die Großgemeinde Röthlein mit ihren drei Ortsteilen versteht, gegründet. 62 Mitglieder unterzeichneten die Gründungssatzung. Heute zählt der Verein ca. 75 Mitglieder im Alter von 6 bis 95 Jahren. Ein Verein für Jung und Alt.

Gemäß § 2 unserer Satzung, die wir uns nach vielen inhaltlichen Auseinandersetzungen gegeben haben, verfolgt der Historische Verein folgende Zwecke:

„(2) Der Verein dient der Förderung der Volksbildung auf dem Gebiete der Heimatkunde und Geschichte, vor allem von Heidenfeld, Hirschfeld und Röthlein und der umliegenden Dörfer von Heidenfeld, der Vermittlung geschichtlicher Kenntnisse der bayerischen und fränkischen Landeskunde

sowie der Förderung des Heimatgedankens. Zu diesem Zweck arbeitet er mit den zuständigen Behörden, der Regierung von Unterfranken, dem Bezirk Unterfranken, dem Landkreis Schweinfurt und der Gemeinde Röthlein, mit den Heimatpflegern, den staatlichen und kirchlichen Archiven sowie den sonst auf diesem Gebiet tätigen Vereinen und Körperschaften zusammen.

(3) Der Verein widmet sich diesen Aufgaben insbesondere durch

- a) die Erforschung der Ortsgeschichte Heidenfelds und seines Umlands,
- b) die Fortschreibung der von Johannes Zimmermann erstellten Ortschronik von Heidenfeld,
- c) die Vermittlung geschichtlicher Kenntnisse durch Veranstaltung von Vorträgen, Seminaren, Führungen, Ausstellungen und Studienfahrten, der Bildungsarbeit auf allen Gebieten der Heimatpflege,
- d) der Herausgabe und Förderung von Veröffentlichungen, dem Sichern, Erhalten und Veröffentlichen historischer Funde, Gegenstände, Dokumente und Bildmaterialien, die Heidenfeld und seine umliegenden Dörfer betreffen,
- e) der Bestandsaufnahme, Dokumentation, dem Hinweis und dem Erhalt historischer Gebäude und Denkmäler in Heidenfeld,
- f) der Dokumentation wichtiger Ereignisse in Heidenfeld.“

Angebote

In zahlreichen Vorträgen, Exkursionen und Veranstaltungen haben wir versucht, diesen hochgesteckten Zielen unserer Satzung gerecht zu werden. So hatten wir in knapp sieben Jahren bereits eine stattliche Anzahl an prominenten Rednern und Vortragenden. Beispielhaft seien hier nur einige aufgeführt:

- Prälat Dr. Karl Hillenbrand (†), Vortrag über Liborius Wagner zum 40. Jahrestag seiner Seligsprechung,
- Bischof em. Dr. Paul-Werner Scheele (†), Vortrag über Sr. M. Julitta Ritz aus Anlass der Ehrenmitgliedschaft der Kongregation der Erlörschwestern im Historischen Verein,
- Prof. Dr. Wolfgang Weiß, Vortrag zum Thema Kardinal Michael Faulhaber aus Anlass der Verleihung einer posthumen Ehrenmitgliedschaft,
- Prof. Dr. Erich Schneider, Vortrag zur ehemaligen Balthasar-Neumann-Kirche in Röthlein,
- Dr. Peter Pfister aus München, Vortrag zum Thema Kardinal Faulhaber im Dritten Reich anlässlich des Faulhaberjahres 2019.

Die Reihe ließe sich noch weiter fortsetzen. Die Vortragsthemen lassen jedenfalls bereits erahnen, um welche Heidenfelder Themen sich die Veranstaltungen drehen: Kardinal Michael Faulhaber, ein gebürtiger Heidenfelder, dessen 150. Geburtstag



im Jahr 2019 wir mit einem ganzen Faulhaberjahr gefeiert haben; dann der selige Liborius Wagner, der in der Heidenfelder Pfarr- und Wallfahrtskirche seine letzte Ruhestätte fand; auch das Thema Erlörschwwestern ist zu nennen, die seit 1901 in Heidenfeld leben und wirken, und schließlich das Augustinerchorherrenstift, das seit seiner Gründung im Jahre 1069 Heidenfeld zu dem machte, was es bis heute ist: ein Klosterdorf. Auch kein Geringerer als Balthasar Neumann, dessen beeindruckender Klosterbau noch heute ein Wahrzeichen der Gemeinde Röthlein ist und in ganz Unterfranken bekannt sein dürfte, muss hier erwähnt werden. Gut besucht sind stets die Zeitzeugenabende, bei denen es um erzählte Heidenfelder Geschichte geht. Auch Wanderausstellungen des Bezirks Unterfranken erfreuen sich eines großen Zuspruchs. Die letzte Ausstellungseröffnung wurde durch den Bezirkstagspräsidenten Erwin Dotzel selbst vorgenommen, dessen Vorfahren aus einem ehemaligen benachbarten Klosterheidenfelder Filialdorf (Lindach) stammen.

Doch genauso wichtig wie die Vorträge und Veranstaltungen sind uns auch und vor allem die Quelleneditionen, die wir in den Heidenfelder Geschichtsblättern regelmäßig herausbringen. „*Ad fontes*“ lautet einer unserer Wahlsprüche, dem wir durch Quellen- und Archivforschungen nachkommen wollen. Noch vor Weihnachten

2020 wird unser vierter Band zum Thema „Michael Kardinal von Faulhaber“ erscheinen. Die Druckvorlage ist bereits fertiggestellt. Wir werden diesen Band dem Frankenbund zu dessen 100. Geburtstag widmen und überreichen. Coronabedingt wird das voraussichtlich ja erst im Oktober 2021 der Fall sein. Dennoch freuen wir uns schon darauf!

Dem Frankenbund sind wir nach intensiven Vorberatungen sehr gerne am 87. Bundestag in Rothenburg ob der Tauber im Jahre 2016 beigetreten. Auch konnten wir schon Bundesfreundinnen und Bundesfreunde in Heidenfeld begrüßen. Der glückliche Umstand, dass der erste Vorsitzende des Vereins zugleich Kreisheimatpfleger des Landkreises Schweinfurt ist und regelmäßig Klosterführungen anbietet, hat sich wohl schon im Frankenbund herumgesprochen. Wir freuen uns immer über Gäste in unserem Klosterdorf und heißen jeden Interessierten an unserer Geschichte herzlich willkommen!

Kontakt zum Verein:

1. Vorsitzender Stefan Menz, Dipl.-Theol. Univ.

Kreisheimatpfleger, Landkreis Schweinfurt / Historischer Verein Heidenfeld

Am Springbrühl 2, 97520 Röthlein

E-Mail: stefan.menz@heimatpfleger.bayern.